SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

JUL 29 1914

Die Grenzboten

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von George Cleinow

73. Jahrgang — Jährlich 52 Hefte

Nr. 27

Habsburgs Sorgen. Gedanken am Grabe Franz Ferdinands. Von George Cleinow 1
Frankreichs Provinzen im Kampf gegen Paris. Von Dr. Fritz Roepke 5
Von der Kirche des Geistes. Von Catholicus 20
Franz Liszt. Von Dr. Hermann Seeliger 24
Kapitalzins. Von O. Brathuhn 31
Reiseromantik. Von P. Hoche 41
Natur. Gedicht. Von Ernst Ludwig Schellenberg 45
Maßgebliches und Unmaßgebliches
Bildungsfragen: Zur Seminarreform in Sachsen. Von Dr. G. Heller (S. 46)
Schöne Literatur: Edgar Allan Poe, „Heureka und romantische Erzählungen." Von Ernst Ludwig Schellenberg (S. 47) — Romain Rolland, „Johann Christof. Kinder- und Jugendjahre." Von R. (S. 47)

Ausgegeben am 8. Juli 1914.

60 Pf. das Heft

Berlin SW. 11
Tempelhofer Ufer 35a

6 Mark vierteljährlich

GERMANIA

Lebens-Versicherungs-Aktiengesellschaft zu Stettin

Lebensversicherung mit ärztlicher Untersuchung mit und ohne Einschluss der Invaliditätsgefahr.

Sicherheitsfonds: 418½ Millionen Mark

Lebensversicherung ohne ärztliche Untersuchung mit durchweg garantierten Leistungen.

Aussteuerversicherung :: Leibrentenversicherungen :: Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung

Hervorragend günstige Bedingungen in allen Geschäftszweigen der Gesellschaft.
Prospekte und jede weitere Auskunft kostenfrei.

J. A. Henckels. Zwillingswerk in Solingen

fabriziert und empfiehlt: Messer und Gabeln für Küche und Haus — Messer für alle Gewerbe und Künste — Hirschfänger u. Jagdmesser — Scheren f. alle Zwecke.

Hauptniederlage: BERLIN W., Leipzigerstraße 118.

Eigene VERKAUFS-Niederlagen:
CÖLN a. Rh. — DRESDEN. — FRANKFURT a. M. — HAMBURG. — MÜNCHEN. — WIEN I.

Protector

3 D. R.-Patente.

Über 235 000 an Geldschränken aller Länder.

In Meyer's Konversationslexikon siehe unter Schlösser.

Nur diese PROTECTOR Schutzmarke

auf den Schlüsseln schützt gegen Unterschiebung billiger Nachahmungen. Erfinder und alleiniger Fabrikant

Theodor Kromer, Freiburg (Baden)

einzige Spezialfabrik d. Welt u. Lieferant allererster Firmen, darunter über 2000 Geldschrankfabriken des In- und Auslandes.

Metzner

Kinderwagen-Welthaus

Metall-Bettstellen Kinder- u. Rohr-Möbel ◇ Korbwaren Ruhestühle Puppenwagen Alle Kinderfahrzeuge etc.

Größte Auswahl Berlins

Andreasstr. 23 Andreasplatz

Brunnenstr. 95 ○ Beusselstr. 67
Leipzigerst. 54. Neukölln, Bergst. 133

Bad Salzbrunn

Oberbrunnen u. Kronenquelle

bei

Katarrhen, Gicht, Zuckerkrankheit

Bäderlektüre:

Botscharow, der Großkaufmann

Roman aus einer russischen Kleinstadt.

4.— M. brosch., 5.— M. geb.

Verlag der Grenzboten, G. m. b. H., Berlin SW 11.

Die Grenzboten

75. Jahrgang. Drittes Vierteljahr

HP30
G7
v.73:3

	Heft	Seite
Cleinow, George: Habsburgs Sorgen. Gedanken am Grabe Franz Ferdinands	27,	1
— Kriegstagebuch	35,	339
— Nationalpolitik und Staatspolitik	30,	145
— Nach Berichten von Augenzeugen erzählt von —: Petrograder Kultur. Die Zerstörung der Deutschen Botschaft	37,	400
— Das Gouvernement Sfuwalki	39,	445
Dühr, Albrecht: „Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild" von Ernst Müsebeck	33,	287
Dungern, Dr. Freiherr von: Rumänien und der Krieg	38,	413
Frene, Dr. Karl: Bücher zur neueren deutschen Literatur (Sammelbericht)	29,	134
Frenen, Richard: Vom Baedeker und Kunstgenuß auf Reisen	30,	182
— Vom Charakter der Franzosen	35,	325
Freytag Loringhoven, Generalleutnant Freiherr: Die russische Armee als Gegner 32, 247; 33, 273;	34,	299
Göhring, Heinrich: Zur Geschichte der Entwicklung der Arbeitgeberorganisationen in den Kulturstaaten der Gegenwart	30,	153
Goldstein, Moritz: Das Phänomen Wedekind. Epilog zu seinem fünfzigsten Geburtstage	31,	227
Hagen, Maximilian von —: Peters und Pfeil, die Begründer von Deutsch-Ostafrika	29,	100
Haendcke, Dr. E.: Der Weltkrieg	32,	259
— Englische Politik	36,	348
Hänlein, Professor Theodor: Die Ausstellung des Deutschen Werkbundes in Köln	31,	208
Hansen, Dr. N.: Die Presse in Kanada	31,	235
Heller, Dr. G.: Zur Seminarreform in Sachsen	27,	46
Hennig, Dr. phil. Richard: Deutschlands Telegraphenisolierung während des Krieges	36,	359
Herbertz, Professor Dr. Richard: Die energetische Naturauffassung	29,	111
Hoche, P.: Reiseromantik	27,	41
Jacobi, Oberregierungsrat Dr. E.: Frankreich und Italien	31,	196
Jaeger, Heinrich: Der Krieg und soziale Religion. Aphorismen	37,	378
Kelchner, M.: Mene Tekel	36,	376
Kohlmann, Curt: Das Problem der Arbeitslosenversicherung in Deutschland	28,	77
Korodi, Lutz: Österreich-Ungarn — Rumänien — Rußland	35,	317
Lehmann, Professor Dr. Rudolf: Die Engländer	39,	453
Leppmann, Dr. Franz: Bunsen und Göschen	37,	411
Malecki Sandatz: Der Mime zu Besuch	28,	90
Maßow, Wilhelm von: England und der Militarismus	39,	470
Mehrmann, Dr. Karl: Das vorderasiatische Geheimnis	29,	97
Merk, Gerichtsassessor Walther: Aus den Anfängen des Großherzogtums Baden	36,	363
Metzger gen. Hoesch, Oscar: „An die deutsche Jugend im Weltkriegsjahr 1914" von Eugen Kühnemann	39,	476
M. K.: „Neue Gedichte" von Ernst Ludwig Schellenberg	31,	239
Müller Heymer, Dr. Paul: Englands Prämie bei der Friedensschlußversicherung auf Gegenseitigkeit	39,	474
Münzer, Kurt: Wandern	29,	129
Pfister, Otto von: Belgien	38,	440
Praesent, Dr. Hans: Russisch-Polen als Kriegsschauplatz. Eine militärgeographische Skizze	37,	391
Prilipp, Beda: Englands Dichter und der Krieg	36,	369
Prilipp, Beda: Herbert George Wells	30,	171
Prohaska, Dr. Dragutin: Das slawische Kulturproblem 37, 383;	38,	424
R.: „Johann Christof. Kinder- und Jugendjahre" von Romain Rolland	27,	47
Roepke, Dr. Fritz: Frankreichs Provinzen im Kampf gegen Paris	27,	5
Rose, Dr. phil. Anton Heinrich: Die kindliche Lüge	28,	64
Schacht, Dr. Roland: Die Niederlage des Ästhetizismus	38,	435
Schäfer, Dr.: Ein Vorkaufsrecht des Staates in der Zwangsversteigerung	29,	141
Schellenberg, Ernst Ludwig: Aufruf	32,	241
— Gedankensplitter 31, 234;	34,	312
— Heureka und romantische Erzählungen" von Edgar Allan Poe	27,	47
— Natur. Gedicht	27,	45
Schmertosch von Riesenthal, Professor Dr.: Briefe eines Leipzigers aus England über die dortige Stimmung während des Krieges 1870/71	33,	283
Schmitt-Wendel, Dr. Karl: „Wesen und Wert des naturwissenschaftlichen Unterrichts" von G. Kerschensteiner. „Hervorragende Leistungen der Technik" von Schreber. „Große Biologen" von W. May	28,	94
Schrameier, Geh. Admiralitätsrat Dr.: Japan und China	36,	345
Schulze Berghof, Paul: Die Schlacht bei Zorndorf. 25. August 1759. Gedicht	34,	308
Schwabhäuser, M.: England und die elsaß-lothringische Frage	38,	420
Schwering, Eisenbahn-Direktions-Präsident a. D., Wirkl. Geh. Oberbaurat Ludwig —: Deutschland und Neu-Griechenland	28,	55
Seeliger, Dr. Hermann: Franz Liszt (siehe auch 26, 591)	27,	24
— Geharnischte Sonette	36,	373
Stölzel, Wirklicher Geheimer Rat Professor Dr.: La grande nation	36,	354
Szczepanski, Dr. von —, Major a. D.: Politische Betrachtungen zur Tat von Serajewo	30,	148
Tannheim, Hans Werner: Heißer Tag, Skizze	31,	223
Teutenberg, Adolf: Zweisprachige Dichter	28,	93
Vierkandt, Professor Dr. Alfred: Soziologie	35,	331
— Die Gesetzmäßigkeit des geschichtlichen Lebens. Skizziert an der Hand von Müller-Lyers Phasenwerk	39,	461
Voigt, Dr. Julius: England — der Zuchtmeister der Welt	38,	442
— Fremdwörtelei in der französischen Sprache	31,	237
Vonschott, Rechtsanwalt Dr.: Krieg und Sozialpolitik	33,	270
— Krieg und Wirtschaft	38,	430
Warstat, Dr. W.: Der Krieg — die Umwertung aller Werte	32,	242
Wathburn-Freund, Frank C.: Hundertfünfzig Jahre deutscher Kunst. Zur Jahrhundertausstellung deutscher Kunst in Darmstadt 28, 82;	29,	118

278469

Habsburgs Sorgen

Gedanken am Grabe Franz Ferdinands

Von George Cleinow

Das fluchwürdige Verbrechen zu Serajewo, dem ein edles Fürstenpaar zum Opfer gefallen ist, hat die politische Lage in ganz Mitteleuropa blitzartig beleuchtet. Was als Abwehr des österreichischen Imperialismus, dessen Bannerträger Erzherzog Franz Ferdinand gewesen sein soll, hingestellt wird, ist in Wirklichkeit nichts anderes, als ein besonders krasser Fall der Auflehnung gegen alles das, was die Slawen mit dem Schlagwort „deutsche Gefahr" bezeichnen. Junge Völker, die von der älteren deutschen Kultur gerade soviel sich aneigneten, als sie zur Erweckung der eigenen Kräfte nötig hatten, wollen sich von der deutschen Vormundschaft befreien und sich kulturell und staatlich unabhängig organisieren. Das ist die tiefe Sehnsucht, die alle slawischen Völker erfüllt. In dieser Sehnsucht liegt das europäische Problem einer nahen Zukunft!

Der hingemordete Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand galt vielen als der Mann, der stark und entschlossen genug sein würde, die sich aus dem Begehren der Slawen für die habsburgische Monarchie ergebenden Konsequenzen zu überwinden; den Beweis dafür zu erbringen, haben ihm seine Mörder nicht erlaubt. Es ist darum müßig, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, was aus Österreich-Ungarn geworden wäre, wenn der Thronfolger den Thron bestiegen

hätte. Herrscher haben noch selten das gehalten, was ihnen seitens der öffentlichen Meinung als Thronfolger zugeschrieben wurde. Wichtiger scheint es, sich Rechenschaft darüber zu geben, welche Ausblicke die gegebenen Tatsachen zulassen.

In der Festgabe der Österreichischen Rundschau zum fünfzigsten Geburtstage des Erzherzogs-Thronfolger hat Leopold Freiherr von Chlumecky den Satz niedergeschrieben: „Österreich-Ungarns Kaiser kann sich nicht damit begnügen, die Spitze der staatlichen Pyramide zu sein und als solche den ganzen, auf fester Grundlage ruhenden Bau zu krönen. Hier ist die Dynastie selbst das Fundament eines nicht immer logisch und organisch gegliederten Aufbaues — es trägt nicht, wie anderwärts der Staat die Dynastie — hier trägt die Dynastie den Staat." (S. 5)*) Mit anderen Worten: weder nationale noch wirtschaftliche Kräfte haben sich entwickelt, die befähigt wären den Staat zu tragen; die einzige Macht, die die zentrifugalen Kräfte der einzelnen Nationalitäten noch paralysiert ist die Dynastie. Ist es wirklich so, wie der geschätzte Wiener Publizist schreibt, so wird man verstehen, weshalb Kaiser Franz Joseph schon in den achtzehnhundertsechziger Jahren aufgehört hat, sich auf das Deutschtum zu stützen und mit dessen Hilfe das Reich und die anderen Völkerschaften zentralistisch zu regieren. Einer Dynastie als solcher kann es im Grunde genommen gleichgültig sein, welcher Nationalität die ihr ergebenen Völker zugehören, solange sich mit deren Hilfe der dynastische Staatszweck erfüllen läßt. Solange diesseits und jenseits der Leitha, in Böhmen ebenso wie in Galizien und Ludomirien die Deutschen im Sinne der dynastischen Interessen zu herrschen vermochten, waren sie die gegebenen Staatsstützen. Nachdem aber die Ungarn, Polen und Tschechen ihre eigene nationale Eigenart herausgebildet hatten und diese in den Dienst der Dynastie stellten, lag für diese kein praktischer Grund mehr vor, die anderen Nationalitäten den Deutschen zu Liebe zu opfern. So ist Kaiser Franz Josephs mehr als sechzigjährige Regierungszeit bis auf den heutigen Tag ein Lavieren zwischen den Nationalitäten gewesen auf Kosten der deutschen Nationalität. Es liegt kein Grund zur Annahme vor, daß ein Nachfolger des greisen Monarchen, ohne die Interessen der Dynastie ernstlich zu gefährden, von dieser bewährten Politik abweichen sollte. Konkrete Aufgabe der Zukunft scheint es nur zu sein, daß die Dynastie einzelne Nationalitäten, die unter der Politik der letzten Jahre zu mächtig geworden sind und darum auch zu an-

*) Verlag Georg Stilke, Berlin und Carl Fromme, Wien.

spruchsvoll das Gleichgewicht der Monarchie stören, durch andere Nationalitäten bedrängen und im Zaume halten zu lassen. Wenn man sich der letztens aufgetretenen Verstimmungen der Ungarn gegen den Thronfolger erinnert und nun hört, von seiner Umgebung her habe die rumänische Irredenta Förderung gegen Ungarn gefunden und nun werde wohl die Agitation unter den ungarischen Rumänen aufhören (Kölnische Zeitung Nr. 759), so könnte man in der Tat folgern, so wie angedeutet und nicht anders sei das Regierungsprogramm auch des ermordeten Thronfolgers gewesen.

So schmerzlich solche Feststellung für unsere Stammesbrüder in Österreich-Ungarn sein mag, liegt in der Folgerichtigkeit der habsburgischen Politik doch die Gewähr für eine, wenn nicht gerade glänzende, so doch verhältnismäßig stabile Entwicklung der habsburgischen Monarchie auch in Zukunft. Keine der österreichischen Nationalitäten liegt so abgesondert von der anderen, daß sie sich heute mit einiger Aussicht auf politische oder nationale Zukunft selbständig machen könnte. Keine der größeren Nationalitäten, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Serben, hat ernstlich Neigung sich einem der in Frage kommenden Nachbarstaaten, Rußland und Deutschland, anzugliedern. Im übrigen werden die Polen von den Ruthenen bedroht und bedrohen selbst Tschechen und Deutsche; die Ungarn haben starke Rivalen in den Rumänen, Schwaben und Kroaten und die letzteren wieder sind durch Zugehörigkeit zu verschiedenen Glaubensbekenntnissen (orthodox und römisch-katholisch) tief gespalten, während am deutschen Besitzstande alle Völkerschaften der Krone Habsburg und die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses nagen. So leben alle Nationalitäten unter der Krone Habsburg, weniger aus eigener Kraft, als von der Schwäche der andern, und so nur erklärt sich die Tatsache, daß inmitten der großen Nationalstaaten dieser Nationalitätenstaat lebensfähig bleibt durch — die Dynastie. Ja, die Dynastie trägt den Staat!

Vom rein politischen Standpunkt aus betrachtet und unter Vernachlässigung der deutsch-nationalen Momente braucht daher die Lage in Österreich-Ungarn, wie sie sich nach dem Ausscheiden des Erzherzogs Franz Ferdinand als politischer Faktor darstellt, nicht viel anders beurteilt zu werden, wie bisher. Die hervorragende Tätigkeit, die der Ermordete im Interesse einer tüchtigen Armee und des Ausbaues der Flotte entwickelt hat, wird freilich zunächst nicht von seinem jungen Nachfolger ausgeübt werden können. Dafür hat die österreichisch-ungarische Armee eine genügend große Anzahl hervorragender Offiziere, um das unter Franz Ferdinand begonnene Werk der

Armeereorganisation auch zu Ende zu führen. Heute von einem nahe bevorstehenden Zerfall der habsburgischen Monarchie sprechen und mit dieser Aussicht politisch rechnen zu wollen, wie hier und da schon gefordert wird, dafür sind keinerlei Anhaltspunkte gegeben. Selbst wenn heute der greise Kaiser plötzlich die Augen schlösse, hätten wir keinen ausreichenden Grund zu Pessimismus. Seine Regierung hat in den mehr als sechs Jahrzehnten über die gekennzeichneten Nationalitätenverhältnisse hinaus soviel Abhängigkeiten und Interessengemeinschaften geschaffen, die automatisch den Fortgang des Staatslebens regeln, daß zunächst einmal alles beim alten bliebe. Der Staat käme erst in Gefahr, wenn die Dynastie sich einem kriegerischen Imperialismus hingäbe, ehe es ihr gelungen wäre, eine Formel für den Ausgleich der kulturellen Gegensätze der Nationalitäten zu finden. Mich will es bedünken, daß die ganze geistige und moralische Kraft der Reichsregierung sich darauf richten müßte, diese Formel universell für alle Nationalitäten zu finden. Ob es ohne Beseitigung des Dualismus oder durch Übergang zum reinen Föderativstaat möglich sein wird, zu dieser Formel zu gelangen, bleibe dahingestellt.

In der Unberührtheit der habsburgischen Politik durch den Mord zu Serajewo liegt die schärfste Verurteilung des politischen Mordes überhaupt. Ein politisches System sollte mitten ins Herz getroffen werden, — in Wirklichkeit ist nur eine Familie unglücklich geworden. Die Geschicke der Völker sind unberührt geblieben; der Gang ihrer Entwicklung wird durch die Beseitigung des bisherigen Thronfolgers nicht beeinflußt; er regelt sich nach Gesetzen, die jene Sinnlosen nie begreifen werden.

Frankreichs Provinzen im Kampf gegen Paris

Von Dr. Fritz Roepke

I.

Paris ist Frankreich. Dieser Satz bleibt, so banal er ist, immer noch wahr. Man begegnet in der Provinz vielen historischen Erinnerungen, örtlichen Sitten, Gebräuchen und Trachten, Mundarten, ja selbst fremden Sprachen wie in der Bretagne und der Provence; aber der geistige Mittelpunkt ist Paris. Das politische, litterarische, künstlerische Leben des Volkes spielt sich in der Hauptstadt ab. Die Provinz ist das Echo. Paris hat in der neueren Geschichte immer über das Schicksal des ganzen Landes entschieden; es bestimmt seinen Geschmack, seine Anschauungen und Meinungen, es herrscht unumschränkt.

Die Zentralisation Frankreichs ist das Werk dreier Jahrhunderte und der verschiedenen Regierungen. Im wesentlichen war sie bereits durch das Königtum, für das sie Lebensfrage war, verwirklicht. Die Revolution, die auch noch Wesen und Form des jetzigen Staates mitgeschaffen hat, hat ihr zur heutigen Gestalt und Festigkeit verholfen. Am 4. August 1789 schaffte die Assemblée Nationale sämtliche Privilegien und damit auch die letzten Vorrechte einzelner Provinzen und Kommunen ab, um an ihre Stelle das droit commun zu setzen (Dekret vom 4. August 1789, Art. 10). Damit glaubte man — wie vorher dem Individuum — jedem einzelnen Teil des Staates die „natürliche Freiheit" wiedergegeben zu haben. Wie man aber versuchte, die natürliche Freiheit des Individuums mit der Organisation und Autorität des Staates in Einklang zu bringen*), so mußte man auch das „Naturrecht" der Gemeinde gegen den Staat abgrenzen. Man wies daher der Gemeinde eine zweifache Aufgabe zu: ein Individuum mit eigenen Funktionen und einen juristischen Verwaltungsbezirk des Staates darzustellen**). Es stehen also vorläufig Selbstverwaltung und staatliche Funktion nebeneinander, woraus sich jedoch bald ein Gegeneinander entwickelt. Denn ausgehend von der Unteilbarkeit der

*) Robert Redslob hat in seinem Buche „Die Staatstheorien der französischen Nationalversammlung von 1789" den Sophismus dieses Versuches eingehend dargelegt und historisch begründet.

**) Vgl. Béquet, Répertoire du droit administratif, V. 423.

Volkssouveränität, war man durchaus geneigt, die Kommune der Rousseauschen Konstruktion eines souveränen Gemeinwillens unterzuordnen. (In der Praxis schob man diesem wesenlosen Gemeinwillen eine „Repräsentation" unter, aus der in kurzem eine herrschsüchtige, die Vielköpfigkeit Frankreichs verwünschende Oligarchie geboren wurde.) Und so sehen wir denn nach anfänglichen geringen Zugeständnissen der Constituante — das Gesetz vom 14. Dezember 1789 läßt Bürgermeister und Rat durch direkte Wahl der Bürgerschaft hervorgehen — den Konvent zur strafferen Zentralisation zurückkehren. Ähnlich erging es den größeren provinziellen Verbänden. Aulard hat zwar (in der Grande Revue, September 1912) nachgewiesen, daß die Constituante bei der Einteilung des Landes in Departements die Wünsche und Interessen der einzelnen Landschaften zu berücksichtigen suchte, also — scheinbar — dezentralistisch verfuhr; aber schon die gewaltsame Vernichtung der alten Grenzen und Provinzen hatte eine angemaßte Macht zur Voraussetzung und bedeutete eine Knebelung der Provinz. Die revolutionäre Staatstheorie hatte eben bei der Übertragung in die Wirklichkeit zur Tyrannis, zur Usurpation geführt. Als nun die föderalistische Bewegung einsetzte, endete ihr Widerstand mit dem Siege der radikalen Bergpartei, die rücksichtslos verfuhr, weil sie für ihre Herrschaft fürchten mußte, solange noch ein Funke von Selbständigkeit in der Provinz vorhanden war. Deshalb suchte der Konvent die provinziellen Behörden noch enger an die Zentralregierung in Paris anzuschließen. Dazu dienten auch besonders die agents nationaux, die der Konvent im Jahre 1793 in verfassungswidriger Umgehung der Wahl durch die Bürger ernannt hatte. Sie unterstanden als Exekutivbeamte der Zentralinstanz, um neben den revolutionären Ausschüssen und jakobinischen Klubs die Herrschaft des Konvents in der Provinz zu unterstützen.

Wie die staatstheoretischen Anschauungen heute noch in Frankreich auf die Ideen der Revolution zurückgehen, so haben auch die Verwaltungsbehörden ihren Ursprung in den Verfassungsgesetzen des Jahres 1793. Die agents nationaux wurden in der napoleonischen Zeit durch die noch heute wirksamen Präfekten und Unterpräfekten ersetzt, und in ihnen lebten die Intendanten und Subdelegierten des ancien régime wieder auf, die Richelieu über die zahlreichen Bezirksbehörden als Werkzeug der Zentralregierung eingesetzt hatte. Das Prinzip, Vertreter der Zentralgewalt in hierarchischer Gliederung überall den gewählten örtlichen Behörden gegenüberzustellen, blieb bis in die dritte Republik hinein, trotz des Wechsels der Regierungen, unangetastet.

Es ist interessant zu beobachten, wie die konstituelle Theorie anderwärts zu ganz anderen praktischen Resultaten führte als in Frankreich, von wo aus sie auf dem Festlande verbreitet wurde. In Preußen entsteht unter englischem Vorbild die Selbstverwaltung*); das Recht auf Teilnahme an der Verwaltung,

*) Vgl. Hatschek, „Die Selbstverwaltung". Leipzig 1898. I, 5.

zu der die Staatsbehörde zwingen kann. In Frankreich ist die Stellung der Kommunen und Verbände gleich derjenigen der mündig erklärten Minderjährigen; die Anschauung, daß die Kommune weiter nichts ist als eine Verwaltungseinheit*), entspricht so sehr dem französischen Bedürfnis nach Ordnung und Systematik, daß man in der Mißwirtschaft einer Stadt eine Gefahr für das ganze Land sieht; eine Gefahr, die nur durch strenge Bevormundung abgewendet werden kann.

Eine Gegenüberstellung der französischen und deutschen Rechtsgrundlagen wird das Abhängigkeitsverhältnis der französischen Provinz gegenüber der Zentralgewalt noch deutlicher zeigen. Die Vertretung der Regierung weist folgende Abstufung auf: im Departement ist der Präfekt der Repräsentant aller Minister, insbesondere des Ministers des Innern; er wird vom Staatsoberhaupt ernannt. Ihm gegenüber stehen der aus drei bis vier Mitgliedern bestehende Präfekturrat, dessen Gutachten der Präfekt in manchen Fällen einholen muß, ohne es notwendig befolgen zu müssen, und der Generalrat, der aus direkter und geheimer Wahl hervorgeht und jetzt eine ziemliche Selbständigkeit genießt. Seine Beschlüsse haben Geltung vorbehaltlich der Genehmigung durch den Staat, und falls sie nicht die Gesetze verletzen. Im Arrondissement ist der Unterpräfekt nur ein unselbständiger Vertreter des Präfekten. Die örtliche Behörde ist der Arrondissementsrat, der Gutachten abgeben und Wünsche äußern kann und die direkten Steuern auf die Gemeinden zu verteilen hat. Der Kanton ist nur Verwaltungsbezirk und wählt keine Vertretung**). Die Handlungsfreiheit der Kommune endlich ist in folgenden Punkten beschränkt: Landkauf und -tausch, Bauten und Reparaturen, Annahme von Stiftungen und Legaten, Aufstellung des städtischen Budgets, Anleihen, Beiträge zu öffentlichen Lasten usw. Die Ausführung unterliegt in jedem Falle der Genehmigung des Vormundes, d. h. des Präfekten. Außerdem ist dem Magistrat als öffentlicher Körperschaft jede Proklamation und Korrespondenz mit anderen städtischen Behörden verboten. An der Spitze der Kommune steht der maire, der den doppelten Charakter als Regierungsbeamter und Vertreter der Gemeinde in sich vereinigt.

Die Befugnisse des preußischen Kreistages gehen weit über die des französischen Generalrates hinaus; ihm liegt die Verwaltung des Kreisvermögens ob, er beschließt über Veräußerungen und Anleihen. Das Veto des Landrats gegen Beschlüsse, die „die Gesetze verletzen", hat nur eine aufschiebende Wirkung. Die provinzielle Behörde wird also rechtlich als volljährig angesehen. Der Staat will durch seine Vertreter nur darüber wachen, daß die Selbstverwaltung innerhalb der gesetzlichen Bestimmungen geübt wird, und daß Provinz, Kreis, Bezirk und Kommune die ihnen zufallenden Aufgaben auch wirklich erfüllen, während man in Frankreich in jeder selbständigen Eigenbestätigung staatsgefähr-

*) Béquet, Répertoire du droit administratif, vol. V. p. 451: „La commune n'est qu'une société administrative." — „La ruine d'une commune est un mal public."

**) Vgl. Marquardsens Handbuch, Seite 101.

lichen Föderalismus wittert, den man nur durch Staatsdespotismus abwenden zu können glaubt. Das Abhängigkeitsverhältnis der Provinz tritt am krassesten bei dem natürlichsten Selbstverwaltungskörper, der Kommune, in Erscheinung. In Deutschland ist der Gemeindevorsteher das „Organ des Landrats für die Polizeiverwaltung", d. h. er hat rechtlich nur dessen polizeiliche Verfügungen in der Gemeinde weiterzugeben. Der maire dagegen ist nicht nur Vertreter der Gemeinde, an den sich die Regierung zwecks Ausführung ihrer Erlasse wendet, sondern er ist selbst Regierungsbeamter, Glied des zentralistischen Bureaukratismus und von dessen Spitzen abhängig. Und daß die Regierung ihre Machtmittel benutzt und wirklich eingreift, das zeigen hunderte von Beispielen: das Verbot der Errichtung einer städtischen Apotheke in Roubaix durch den Staatsrat, der Beschluß des Senats gegen die Verstaatlichung des Pariser Wasserwerks usw.

Gewiß ist die politische Einheit die Daseinsbedingung für jeden Staat; das Gefühl der Zusammengehörigkeit muß in einer gleichmäßigen politischen Ordnung und Verwaltung zum Ausdruck kommen. Das Deutschland des siebzehnten, achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhunderts hat den Mangel an politischer Größe und Stoßkraft sicherlich seiner Abneigung gegen die Idee einer uneigennützigen, nationalen Gemeinschaft zu verdanken. Sicherlich kommt auch der nach klarer, systematischer Ordnung strebende Sinn des Franzosen der zentralistischen Tendenz entgegen, und niemals hat es in Frankreich an Männern gefehlt, die in diesem System die höchste politische Weisheit sahen. Gleichwohl bleibt auch für Frankreich die Tatsache bestehen, daß jede Provinz, jede „Landschaft" infolge gemeinsamer Sprache, Rasse, Geschichte, geographischer Lage eigene Interessen, Gewohnheiten, Anschauungen, geistiges und seelisches Leben besitzt. Diese Verschiedenheiten müssen berücksichtigt werden, wenn alle Kräfte der Nation ausgenutzt werden sollen. Die gleichmäßige Verwaltung darf nicht in formalistische Gleichmacherei ausarten, sondern nur auf ein Zusammenfassen, ein Sammeln verschiedenartiger Kräfte zu einem gemeinsamen Ziel hinstreben.

Die Zentralisation, d. h. die unnatürliche und ungerechte Überspannung des Begriffes der Staatseinheit, hat im Verlaufe ihrer Herrschaft eine Anzahl von Mißbräuchen und Hemmnissen verursacht, gegen die sich die bewußte Provinz aufzulehnen beginnt. Man wirft der zentralistischen Gewalt vor: sie begünstigt Revolutionen und Staatsstreiche — denn die Provinz, gewöhnt, den Blick starr auf Paris zu richten, ergibt sich jedem, der Paris in der Hand hat; sie lähmt die Landesverteidigung, wenn der Feind bereits im Zentrum sitzt; sie hemmt die private und lokale Initiative — denn der Staat, d. h. die Pariser Verwaltungsbehörde, hat den Unternehmungsgeist für sich gepachtet; sie erstickt die Urteilsfähigkeit durch die hauptstädtische Presse — denn, wo die Behörden sitzen, wird doch wohl die richtige Meinung zu finden sein; sie überstrahlt die Heimatkultur durch den Glanz, den sie dem literarischen und künstlerischen Leben

der Hauptstadt verleiht, und auf diese Weise entfremdet sie die Kunst dem Volkstum, die Literatur dem bunten Leben; sie schadet den wirtschaftlichen Interessen — denn sie häuft das Kapital an einem Orte an und bewirkt eine unvorteilhafte Verteilung der Eisenbahnlinien, die ihren Knotenpunkt in Paris haben; sie verhindert schließlich eine geeignete Vertretung der Provinz in der Regierungshauptstadt.

II.

Die Überzeugung von der Notwendigkeit einer Reform hat eine ganze Reihe von Staatsmännern des neunzehnten Jahrhunderts ergriffen. Mancher wenn auch zaghafte Schritt zur Selbstverwaltung wurde auch von der Regierung gewagt. Seit 1831 gehen die Mitglieder des conseil municipal, seit 1833 die Mitglieder des conseil général und d'arrondissement aus direkter Wahl der Bürgerschaft hervor; 1837 erhielt die Kommune die Rechte eines mineur émancipé, und seit 1882 wird der maire auch für die Hauptorte nicht mehr vom Präsidenten ernannt, sondern von der Bürgerschaft gewählt. Bei der Schaffung der dritten Republik machten sich innerhalb der Assemblée Nationale im August 1871 dezentralistische Tendenzen bemerkbar, die zur Bildung eines allerdings tatenlosen Comité de décentralisation führten. Als in der Verworrenheit der ersten verfassungslosen Jahre der Graf von Chambord noch als aussichtsreicher Kronprätendent auftreten konnte, hoffte er die Stimmung des Landes dadurch mit für sich zu beeinflußen, daß er die Dezentralisation auf sein politisches Programm setzte. Der Kampf in Flugschriften und Büchern zeugt ebenso von der Verbreitung der Idee wie ihre Aufnahme in die Ziele gemeinnütziger Vereine. Die „Jeune France", einer der jüngeren nationalen Vereine, hat in ihrem Organisationsstatut folgenden Paragraphen (§ 6): „In wirtschaftlicher Hinsicht will sie (die Jeune France) Dezentralisation in der Verwaltung, die der Zentralisierung das weite Feld der Staatsinteressen läßt, aber an allen Punkten des Landes Initiative und Eigenbetätigung der Bürger entwickeln soll, um die Entfaltung und Pflege aller wahren Kräfte zu bewirken." In den Kolonien ein gleiches Abhängigkeitsverhältnis wie in der Heimat zu schaffen, war technisch unmöglich. Ihnen mußte man also etwas mehr Freiheit lassen, wenn ihnen auch z. B. das Recht, selbständig Anleihen aufzunehmen, versagt blieb. Daß man im Heimatlande bisher nur so wenig erreicht hat, hat seinen Grund in politischen Verhältnissen, auf die ich gleich zu sprechen komme.

Erst in den letzten zehn Jahren hat der Ruf nach Mündigkeit in einer zielbewußten Organisation eine Stütze gefunden. Diese Organisation ist der Regionalismus, der in der Theorie noch über den Dezentralismus hinausgeht und positive Antwort über das Wie einer notwendigen Reform geben will. Er stellt dem bisherigen Verwaltungssystem die Forderung entgegen: bestimmte Landstriche, in denen eine Bevölkerung von gleicher Rasse, gleichen Traditionen

und Interessen wohnt, sollen ihr eigenes administratives und geistiges Zentrum erhalten, um den besonderen Charakter, die örtlichen wirtschaftlichen Bestrebungen einer in sich geschlossenen Provinz zur freien Entwicklung gelangen zu lassen*).

Das Haupterfordernis einer wirksamen Dezentralisation ist die Schaffung oder vielmehr die Abgrenzung in sich einheitlicher Landschaften. Als Grundlage kann natürlich nicht die fast willkürliche Departementseinteilung dienen, wenn sie auch den Vorteil einer mehr als hundertjährigen Gewohnheit für sich hat. Sie wurde von der Constituante in ziemlicher Eile festgesetzt, und nur sehr wenige, ungefähr ein Drittel der Departements, stellen in geographischer, ethnographischer und wirtschaftlicher Hinsicht eine wirkliche Einheit dar. Ebensowenig wäre ein Zurückgehen auf die ursprüngliche Provinzeinteilung des ancien régime geeignet, so einfach diese Lösung auch erscheint; denn auch sie erfüllt mit wenigen Ausnahmen die Forderung der Geschlossenheit in keiner Weise. Die neue Einteilung kann nur durch das Mittel der Erfahrung gewonnen werden.

Zwei Wege führen zu diesem neuen Ziel. Der eine, am meisten begangene, führt durch die gesetzgebende Körperschaft, die Deputiertenkammer. Die Erfolge, die man mit dieser Methode bisher errungen hat, sind wenig ermutigend. Bei einem großen Teil der Kammer hat sich immer ein stiller Widerstand oder wenigstens die Tendenz zur Verschleppung dezentralistischer Anträge bemerkbar gemacht. Der Regionalismus gibt sich zwar als eine unpolitische Bewegung aus. Aber so wenig auch ein Teil seiner Anhänger parteipolitische Absichten verfolgt, so sicher ist es doch, daß die Teilung der Macht in der Praxis einen gewaltigen Einfluß auf die Stellung der herrschenden Partei ausüben würde. Eine demokratische Regierung muß, um ihre Unsicherheit zu stützen, immer eine Reihe von Stellen an der Hand haben, um sich Freunde zu gewinnen oder zu erhalten; und das kann sie nur da, wo die Selbstverwaltung fehlt und wo sie unter dem Schutz der Bureaukratie allmächtig ist. Der Kammerpräsident Paul Deschanel drückt sich so aus: „Man greift die Zentralisation an, wenn man in der Opposition ist; man ist sehr froh, sich ihrer bedienen zu können, wenn man erst mal an der Regierung teilnimmt**)." Sehr lehrreich waren in dieser Beziehung die Sitzungen der Deputiertenkammer im Frühjahr 1912, als die neue Wahlkreiseinteilung beraten wurde. Es war damals der Antrag auf Zulassung des „apparentement regional" gestellt worden, der mehreren Departements gestattete, sich zu Wahlzeiten zusammenzuschließen und eine gemeinsame Kandidatenliste aufzustellen. Die Radikalen gebärdeten sich, als ob man

*) Der Theoretiker der Bewegung ist Charles-Brun mit seinem Buch „Le Régionalisme" (Paris 1911) geworden. In diesem zusammenfassenden Werk findet sich auch fast die ganze ausgebreitete regionalistische und dezentralistische Literatur verzeichnet. Theoretisch wertvoll ist auch die Zeitschrift L'action régionaliste.

**) Zitiert bei Charles-Brun, op. cit. S. 28.

das Vaterland in Gefahr bringen wollte. Sie behaupteten, der Regionalismus zerstöre den Patriotismus, das Gefühl der Zusammengehörigkeit (lies: die Machtstellung ihrer Partei im Staate). Es ist doch leicht einzusehen, daß gerade die Liebe zur Scholle, zur engeren Heimat, l'amour du clocher, den Patriotismus großzieht; es ist leichter, sein Vaterland zu lieben, wenn man es als die Erweiterung seiner gewohnten Umgebung ansieht, als wenn es einem in der abstrakten Staatsidee entgegentritt. Nach dem Ausspruch von Paul Deschanel sind es dagegen die oppositionellen Parteien, die der Dezentralisation anhangen. Es ist kein Wunder, daß Charles Maurras, des Führer der Neuroyalisten, gleichzeitig einer der Hauptvertreter der Regionalismus ist. Bei ihm kommt außerdem der Haß gegen das Verwaltungswerk der Revolution hinzu. Von dem Parlament wird man also nicht die Vertretung der berechtigten Interessen der Provinz erwarten können, solange die nationale Politik hinter der Parteipolitik zurückstehen muß.

Da die staatliche Initiative aus politischen Gründen noch zu versagen scheint, müssen die Landschaften ihre Sache selbst in die Hand nehmen, Erfahrungen sammeln und austauschen, Versuche anstellen und schließlich die praktischste Einteilung vornehmen. Das Parlament hätte in diesem Falle die Entscheidungen nur zu bestätigen. Als Basis werden die vierzehn Interessenbezirke der vereinigten landwirtschaftlichen Verbände (Unions des Syndicats agricoles), die Verteilung der Armeekorps usw. vorgeschlagen. Gleichzeitig müßten die Befugnisse und das Ansehen der Provinzialbehörden erhöht, im besonderen die Selbständigkeit der Landschaften so verstärkt werden, daß sie ihre Finanzverhältnisse selbst regeln könnten. Das könnte natürlich auch nur wieder auf dem Wege der Gesetzgebung geschehen; Voraussetzung dabei ist, daß die dann praktisch bereits zur Tatsache gewordene Selbständigkeit die Regierung zwingt, bestehende Zustände gesetzlich anzuerkennen. Nach der Durchführung der Dezentralisation würden auch die Abgeordnetenwahlen eine ganz neue nationale Bedeutung gewinnen und Teile der Bürgerschaft zur öffentlichen Arbeit anregen, die bei dem jetzigen Verfahren gleichgültig beiseite stehen. Jetzt sind mit der Wahrnehmung der Lokalinteressen vielfach die Deputierten beauftragt, die dadurch den großen allgemeinen Fragen entzogen werden. Besitzt aber erst jede Landschaft einen geeigneten Vertreter, der über Vollmacht und gesetzlichen Einfluß genug verfügt, um den Bedürfnissen seiner Provinz zu seinem Rechte zu verhelfen, so könnte die Wahl der Abgeordneten von einem höheren Standpunkt aus vorgenommen werden, zu einer politischen Erziehung der vernachlässigten Provinzler führen und ihren Blick für große nationale Fragen schärfen.

Die Theoretiker eilen ihrer Zeit weit voraus. Aber es ist nicht zu verkennen, daß eine mehr oder minder bewußte, mehr oder weniger praktische Entwicklung den gezeichneten Weg einzuschlagen beginnt. Ich erwähnte bereits die landwirtschaftlichen Verbände. Dann bemüht sich der Touring-Club français auf die Schönheiten der Provinz aufmerksam zu machen und in einige Land-

schaften mehr als bisher den Reiseverkehr hinzuführen. Die Société pour la protection des paysages en France hat vom Parlament ein Gesetz erwirkt, durch das der künstlerische Charakter berühmter Stätten und Denkmäler geschützt und der Verunstaltung der Landschaft durch den Reklameunfug entgegengetreten werden soll. Und wie eine moderne Landschaft sich allmählich zu einem einheitlichen Organismus heranbildet, kann man sehr gut am französischen Osten beobachten. Französisch-Lothringen, das Westfalen Frankreichs, hat in der letzten Zeit einen bemerkenswerten wirtschaftlichen Aufschwung genommen. Dieser dem Deutschen Reiche und zwar dem industriellen Teil Deutschlands am nächsten gelegene Bezirk muß sich kräftig wehren, wenn seine Industrie nicht von der deutschen Konkurrenz erdrückt werden soll. Eine nähere Untersuchung würde vielleicht ergeben, daß die rasche Entwicklung nicht ohne die Mitwirkung ausländischer Kräfte zustande gekommen ist. Lothringen beherbergt — ähnlich wie die Gegend um Bilbao in Spanien — alle möglichen Nationalitäten. So zählt man allein im Arrondissement Briey (Departement Meurthe et Moselle) unter neunundachtzigtausenddreihundert Einwohnern einundvierzigtausend Ausländer, darunter dreißigtausend italienische Grubenarbeiter, zehntausend Belgier, sechstausend Deutsche und Deutschösterreicher. Es sollen ja auch französische Agenten in den preußischen Staatsgruben tätig sein, um deutsche Arbeiter gegen bestimmte Versicherungen nach dieser Gegend herüberzulocken. Trotzdem kann nicht geleugnet werden, daß der ungeheure Fortschritt in der Salz-, Stahl- und Eisenindustrie Lothringens in der Hauptsache dem bewußten Zusammenarbeiten der heimischen Banken, der lothringischen Kapitalisten und der lokalen Unternehmungen zuzuschreiben ist. Diese Banken — übrigens die bedeutendsten nächst den Pariser — haben dank ihrer genauen Kenntnis des Landes bedeutendere und liberalere Vorschüsse gewähren können, als die Filialen der großen Pariser Häuser. Tatsache ist, daß die drei lothringischen Departements sich als eine Einheit betrachten und sich in der Universität Nancy einen geistigen Mittelpunkt geschaffen haben. Hier erscheinen jährlich einige Abhandlungen über lothringische Industrie und Landwirtschaft, 1908 fand ebenfalls in Nancy eine Provinzialausstellung statt. Hier an der östlichen Grenze, in dem Lande, das am meisten unter dem Kriege zu leiden hatte, wo man deutschem Wesen am meisten abgeneigt ist, ist die Idee des Regionalismus Gestalt geworden und fast in einen Kultus ausgeartet. Sein Priester, sein begeisterter Prophet ist Maurice Barrès.

III.

Im Grunde entsprang die Knebelung der Provinz durch die Revolutionsmänner und entspringt heute noch das Mißtrauen gegen selbständige Regungen der Nicht-Pariser dem fast fanatischen Glauben der Franzosen an den allmächtigen Staat. Er erscheint dem Franzosen nicht als eine Vielheit von Persönlichkeiten, sondern als eine Abstraktion, eine Idee. Die Entwicklung einer so komplizierten Idee, wie der Staat ist, erfordert logische Klarheit. Daher

das Bestreben, die Organisation zu vereinheitlichen, der Idee vom Staat gemäß straff zusammenzuspannen, zentralistisch zu gestalten.

Im politischen und wirtschaftlichen Leben der Nation hat dieser Grundsatz zur Ausschaltung aller eigenen Initiative in den konzentrischen Kreisen des Landes geführt. Soweit der Staat Einfluß auf das geistige Leben hat, ist er auch hier zur Vereinfachung und Gleichmacherei, die die Persönlichkeit zu vernichten droht, geschritten. Nicht nur, daß Museen und Bildungsanstalten in Paris konzentriert sind, daß die Sorbonne die am besten ausgestattete Universität Frankreichs ist, daß einzig und allein Pariser Theater subventioniert werden; er dringt mit seiner Methode viel tiefer. So hat z. B. die Schule, nach der Auffassung der offiziellen Pädagogik, naturgemäß die Aufgabe, brauchbare Staatsbürger heranzuziehen. Auf welche Weise aber dieses Ziel erstrebt zu werden pflegt und wie das Ergebnis letzteren Endes aussieht, hat Maurice Barrès in seinem Roman „Les Déracinés" erzählt. Er gibt uns darin die psychische Analyse einer lothringischen Prima. Die Jungen erscheinen nicht mehr verwachsen mit dem Lande, mit ihrer Familie (Internat!), der Geschichte ihrer Rasse; sie sind gebildet und geformt von dem staatlichen Institut der Schule, die „zu allen Zeiten die Aufgabe hatte, die bestehende Ordnung, d. h. den Staat der gleichmachenden Verwaltung, zu ehren". Sie werden von einem gewissen Bouteiller unterrichtet, der „ein Kantianer und eine Persönlichkeit, ihnen die Ergebung in den Nutzen der Allgemeinheit predigt, die Notwendigkeit, sich als Werkzeug des Staates zu betrachten". Er selbst, frühzeitig seinem Lebenskreis, seinem engeren Vaterlande entzogen, fühlt sich als Sohn „der ganzen Menschheit, der Vernunft". Er trägt kein Bedenken, die Knaben von ihrem Boden, ihrer gesellschaftlichen Schicht loszulösen, um sie unter die Herrschaft der abstrakten Vernunft zu stellen. Er unterrichtet nach einem festen, endgültig ausgearbeiteten System, „in Unkenntnis der Rechte der Persönlichkeit, des mannigfaltigen und wenig gleichartigen Lebens". Er sieht in seinen Schülern nur für die Gesellschaft ausnutzbare Werte und keine entwicklungsfähige Einzelwesen. Zu Menschheitsbürgern taugen aber nur wenige Auserwählte, meint Barrès dazu; die Mehrzahl brauche eine Stütze in der Rasse und Heimat. So sendet Bouteiller Kräfte in die Welt hinaus, denen er einen Antrieb ohne Halt gibt. Nur einige von ihnen spüren noch die Schwingungen einer „Grenzseele", das lebendige Gesetz der Umgebung in ihrer Brust. Sie gehen alle nach Paris; denn nur als Pariser können sie etwas in der Heimat gelten. Hier werden sie nach dem jesuitischen Ausdruck „Kadaver"; sie verlieren ihre provinzielle Individualität. Sie versinken im Studentenproletariat, werden zu Verbrechern, zu journalistischen Abenteurern, oder gehen als Teile elementarer Kräfte des Landes unter.

Auch die Individualitäten unter den Studenten drängt der Staat in die offizielle Bahn. Er schreibt allen Universitäten den Stoff vor, den sie im Laufe des Schuljahres zu verarbeiten haben; er gibt allen französischen Examinanden

dasselbe Thema und unterwirft alle einer mündlichen Prüfung in Paris, während die Größe und Eigenart der deutschen Universitäten auf ihrer Selbständigkeit und historisch berechtigten Mannigfaltigkeit beruht. Bei uns gibt es auch, Gott sei Dank, immer noch Professoren, die dem Ruf nach Berlin nicht folgen, weil sie mit Land und Leuten verwachsen sind. In Frankreich haben alle den brennenden Ehrgeiz, nach Paris versetzt zu werden. Der Staat sucht sich für die bevorrechteten Pariser Institute die Begabtesten aus und entzieht damit der Provinz viel bewußte, lebendige Kraft.

Immerhin ist für die Wissenschaft selbst der Schade nicht so groß. Sie vermag eine gewisse Zentralisation sogar insofern ganz gut zu vertragen, als ihre Ergebnisse dadurch leichter bekannt, geprüft und weiter fortgeführt werden können. Die Kunst aber, die uns der Ausdruck einer Persönlichkeit ist, muß unter einem System leiden, das formalistisch-bureaukratisch verfährt.

Dieses System hat zu einer „offiziellen" bildenden Kunst geführt. Sie wird in der einzigen staatlichen Kunstschule gelehrt, die Frankreich besitzt: in der Académie des Beaux-Arts in Paris. Es ist leicht zu begreifen, daß sich infolge des Privilegs in dieser Schule eine ganz bestimmte Richtung herausgebildet hat und breit macht, die noch dazu ein deutliches Beharren, ein Streben nach erstarrender Form zeigt, um sich als legitime und echte Kunst auszugeben. Jede Weiterentwicklung der Kunst, jedes Anpassen an die Zeitseele wird dadurch zum mindesten stark gehemmt. Und so wird die offizielle Anerkennung der Regierung den „pompiers" zuteil, den akademisch Nüchternen, deren laue, wenig aufregende Kunst dem Pariser Publikum im Salon jedes Jahr wieder bekannte Gesichter, bekannte Stoffe und Töne vorsetzt. Die wahrhaft Schöpferischen, die Cézanne, Manet, Meunier sind jedenfalls nicht aus der Pariser Akademie hervorgegangen.

Ähnlich ergeht es der Literatur. Nicht, daß man versuchte, staatlich approbierte Literaten zu züchten. Soweit ist man noch nicht gegangen, wenn auch die Académie Française zeitweise Geschmack und Anschauungen eines großen Teils des Publikums bestimmt hat. Aber allein die Tatsache, daß Paris als das Haupt Frankreichs gilt, hat dem Pariser Literatentum einen Glanz und eine verhängnisvolle Monopolstellung verschafft. Die hauptstädtische Presse, die in ganz Frankreich Verbreitung findet und neben der nur wenige Lokalblätter wirkliche Bedeutung haben, hat zu diesem Ruhm nicht wenig beigetragen. Und nun geht es der Boulevardliteratur wie dem Maria Theresientaler: jeder kennt die Prägung und anerkennt nur das, was die Pariser Marke trägt. Weh dem, der seinem Werk seinen eigenen Stempel aufdrücken will: er kommt bei der großen Masse gar nicht zur Geltung.

Am schlimmsten ist die Kunstform dran, die am meisten mit dem Publikum Fühlung nehmen und Rücksichten walten lassen muß: das Drama. Am Theater zeigt sich am allerdeutlichsten, wie die Zentralisation des geistigen Lebens Cliquenbildung und Formalismus erzeugen muß. Man kennt ja auch bei uns

in Deutschland die Pariser Ehebruchs- und Boulevardsliteratur, deren Ansehen bei einem gewissen deutschen Publikum der Überschätzung alles Pariserischen durch die Pariser entspricht. Und man wird schon bemerkt haben, daß dieser Import immer den Namen derselben bekannten Firma trägt. Es sind in der Regel die Herren Capus, Bernstein, Guitry, Tristan Bernard, Flers und Caillavet.

Gewiß verdanken sie ihre Erfolge auch der seelischen Bequemlichkeit des Publikums, das sich lieber an einem liebenswürdig-erlogenen Leben erwärmt als an die harte Wahrheit der Wirklichkeit herangeht und sich innerlich aufwühlen läßt. Aber ihre langanhaltende und allgemeine Anerkennung läßt sich doch nur durch die autoritative Stellung von Paris erklären, die der Provinz Selbstbewußtsein und Selbstachtung genommen hat. Und dies erscheint um so gefährlicher, als Truste und Privilegien die Entwicklung aufzuhalten und neue Kräfte aufzusaugen pflegen. Man wurstelt nach dem bekannten und bewährten Rezept weiter und so erstarrt die Pariser literarische Aristokratie in einer traditionellen, unfruchtbaren Technik.

Gegen die Folgen solcher Nivellierung der Persönlichkeit beginnt sich die Provinz und das künstlerische Gewissen Frankreichs zu wehren. Bei der jahrhundertelangen Bedrückung der Provinz und der Jugend der Gegenbewegung kann es nicht wundernehmen, wenn man sich teilweise des Zieles nicht recht bewußt ist und den guten Willen und die Begeisterung in falsche Bahnen leitet. Man hat in Frankreich oft das Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts als Muster angeführt, ohne zu bedenken, daß die deutschen Fürstenhöfe nicht etwa die Literatur haben entstehen lassen, sondern daß sich das künstlerische und literarische Leben einer in sich geschlossenen Einheit in der Hauptstadt kristallisierte.

Deshalb würde der geforderte Ausbau der Provinzuniversitäten zu geistigen Zentren überall wirkungslos bleiben, wo der natürliche, innerliche Zusammenhang mit der Umgebung fehlt. Und deshalb werden auch die in Avignon, Lyon, Marseille veranstalteten Uraufführungen, wiewohl sie für Frankreich ein Wagnis sind, keine Änderung bringen, solange man sich dabei begnügt, Paris in die Provinz hineinzutragen. Z. B. war die Begeisterung des „Mercure de France“ über das Genfer Comité de décentralisation dramatique unbegründet; Mathias Mohrhardt, obwohl Schweizer von Geburt, ist doch nur ein Pariser Journalist*).

Näher kommt man dem Problem schon, wenn man Dialekt und bodenständige Volkskunst als Ausgangspunkt nimmt. Im Jahre 1911 wurden die „Archives de la Parole“ gegründet, deren Leitung der bekannte Pariser Professor Brunot übernommen hat; sie sollen Grammophonaufnahmen von allen Gegenden Frankreichs enthalten. C. de Danilowiz schuf vor kurzem

*) Mercure de France No. 381.

die „Société des Amis de l'art rustique"; in ihr will man die volkstümliche Kunst ans Licht ziehen, die Überlieferung völkischer Sitten und Gebräuche festhalten. Monographien einzelner Landschaften nehmen von Jahr zu Jahr zu. Ortsgruppen bemühen sich allenthalben, besonders in der Provence, um die Erhaltung und Verbreitung der Dialekte, Herausgabe von Kalendern in Platt usw. Literarische Gesellschaften suchen die Provence, die Bretagne oder Flandern in Büchern, Reden, Liedern, Zeitschriften, wiedererweckten Volksfesten zur Geltung zu bringen.

Folkloristen wie Beaurepaire-Froment, der Herausgeber der „Revue du Traditionnisme", sammeln Volkslieder und Sagen und bemühen sich, alte Trachten und Gebräuche vor dem Verschwinden zu bewahren. Provinzmuseen als Spiegelbild einzelner Stämme werden gefordert und versucht; man denkt dabei an das „Museo arlatan", das Mistral für die Provence geschaffen und fast eigenhändig zusammengestellt hat.

Aber auch aus dem Studium des Vergangenen kann sich kein neues Leben aufbauen. Historisch-philologisches Sammeln vermag im günstigsten Falle nur eine totgeborene, künstliche Heimatkunst hervorzubringen. Wohl hat Mistral in seiner Liebe für die Kleinigkeiten des provenzalischen Lebens, in seiner Gabe, alle, auch die geringsten Dinge seiner Heimat auf sich wirken zu lassen, die Kraft gefunden, die Provence poetisch zu gestalten und im Mireio ein ewiges Symbol seines Landes zu geben. Aber nicht diese Dinge haben Mistral zum Dichter gemacht, sondern die provenzalische Seele hat in ihm ihren Vollender und Former gefunden. Und damit kommen wir auf den Kernpunkt der ganzen Frage: der Geist der Gleichmacherei, der Geist angemaßter geistiger Autorität ist nicht mit Ortsgruppen und Museen zu vertreiben, sondern nur mit dem Geist der Persönlichkeit. Die wahre Dezentralisation wird also ihre Aufgabe nicht äußerlich, rein geographisch nehmen müssen, sondern wird nach psychischen Eigenheiten und Gegensätzen, nach „Nuancen der französischen Rassenseele" (Barrès) suchen, um auf diesem Wege neues, vielgestaltiges Leben zu erwecken.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Provinz schon früher bewußt oder unbewußt in Gegensatz zu Paris gestellt worden ist. George Sand schrieb ihre Dorfromane in der ausgesprochenen Absicht, ländliche Unschuld den Parisern als Muster hinzustellen. Balzac, dessen Romane fast wie Musterbeispiele zu der Theorie Taines erscheinen, läßt Provinztypen vor unseren Augen aus ihrem Milieu hervorgehen. Daudet malt den Südfranzosen mit seinen liebenswürdigen Schwächen. Sie haben alle an der Dezentralisation mitgearbeitet, wenn sie der Welt außerhalb der Mauern von Paris Stimmungen ablauschten und ihr in einer künstlerischen Form ein Symbol schufen.

Heute wird der Begriff der Dezentralisation teilweise noch etwas enger gefaßt, und zwar von einer Bewegung, die sich nach Analogie der gleichartigen politischen und wirtschaftlichen Bestrebungen regionalistisch nennt. So fordern z. B. die Lehrer in der Provence eine „regionalistische Erziehung", d. h. einen

Unterricht, der aus dem Geist der engeren Heimat des Schülers geboren ist. Sie sagen: jede Gegend bilde den Menschen nach ihrer Art. Natur und Leben des südlichen Frankreichs wären so verschieden von denen des Nordens und böten eine Menge von Empfindungen, Willensäußerungen und Gebräuchen dar, für die sich ein genau entsprechender französischer Ausdruck nicht findet*). Die Bewegung, die dafür eintritt, daß das Französische in gewissen Gegenden als Fremdsprache gelehrt werde, wird als Savinianismus bezeichnet, ihr ist es zu verdanken, daß die Behörde einigen Volksschulen bereits das Recht auf eine besondere Unterrichtssprache zuerkannt hat. Was der Regionalismus will, hat am klarsten der Lothringer Maurice Barrès ausgesprochen. Die Region soll die Einheit bilden in dem neuen Organismus der Dezentralisation. Barrès erblickt diese Einheit in dem gemeinsamen Fühlen, in der sittlichen Gemeinschaft**), im inneren Bewußtsein, in der gleichen seelischen Veranlagung der Bewohner und den gleichen Erfahrungen des täglichen Lebens, d. h. in den gleichen Wirkungen der Außenwelt auf Menschen derselben Abstammung. Jeder muß seiner inneren Bestimmung, seiner Prädestination folgen, wenn er seine Natur zur Entwicklung bringen will. Als Beispiel führt Barrès die Lothringer an, die als Vorhut gegen germanische Rasse und Kultur dazu bestimmt sind, die Rolle der Wacht am Rhein zu spielen. Dieses Bewußtsein, das Barrès die „Grenzseele" nennt, ist also das gemeinsame Band, das alle Lothringer umschließt***). Er zieht zum Beweise mit Hilfe eines etwas gewaltsamen Deutungsversuches auch noch das Schillersche Distichon heran:

„Schon so lang' umarm' ich die lotharingische Jungfrau:
Aber noch hat kein Sohn unsre Verbindung beglückt."

Das heißt nach Barrès: die deutsche und die lothringische Seele sind unvereinbar; jede folge ihrer Natur. Seine Lehre läuft schließlich auf Rassenmystik hinaus. Sie ist Mystik, denn sie hat ihren Ursprung nicht in wissenschaftlichen Überlegungen, sondern in dem Gefühl. Er drückt es selbst in einer Rede aus†): „Verlangen Sie nicht von mir, daß ich das, was ich unter Lothringen verstehe, in eine Formel presse. Dort, wo der abstrakte Gedanke nicht hinkommt, können wir eindringen, wenn wir die traumhaften Formen unserer Einbildungskraft zu Hilfe rufen. Denn das Sicheinsfühlen mit der Natur und mit unseren

*) Vgl. Revue de Gascogne, 1910.

**) Solidarité morale. Rede in einer Festsitzung des „Couarail", einer lokalen Akademie in Nancy. Vgl. den Bericht im Temps vom 25. Juni 1911.

***) Im wirtschaftlichen Leben ist das Zusammengehörigkeitsgefühl in Lothringen unzweifelhaft da. Daneben scheint sich eine lothringische oder elsässische Malerei entwickeln zu wollen, wie die Ausstellung der elsaß-lothringischen Künstler in Paris gezeigt hat. Vgl. Mercure de France, 1. Juli 1913.

†) Ebendort.

Toten, das Nationalgefühl ist nicht von außen in uns hineingetragen worden, noch auf einmal entstanden."

Barrès hat von sich selbst als Schriftsteller einmal gesagt: in seinen Büchern lebe kein klarer Wille; er höre auf eine innere Stimme in sich und übertrage mehr als er verfasse*). So strömt auch aus seinen Werken wirklich Empfundenes, selbst aus den tendenziösen. Und wenn er richtig „übertragen" hat, muß das regionalistische Gefühl in seinem Sinne, das Gefühl der Gebundenheit in Denken und Trachten, bewußt oder unbewußt in den Menschen wirklich vorhanden sein. Der Roman, der ihn am meisten als Regionalisten charakterisiert, ist das vorhin erwähnte Werk „Les Déracinés". Die Entwurzelten sind die aus der Heimat des Geistes und des Herzens Herausgerissenen, die im Treibhause der Systeme und allgemeinen Begriffe früchteleer verdorren müssen. Rasse und Humanität stehen sich gegenüber; hier die Provinz, das volle Leben, das unaussprechliche Gemeinsamkeitsgefühl, das uns Kraft und Vollbringen gibt; dort Paris und die leere Formel, die Abstraktion, die das Wesen loslöst von der gegebenen Mutter Natur.

Auch ein anderer regionalistischer Schriftsteller, René Bazin, sieht die Pariser Gefahr in der gleichmachenden und demoralisierenden Kraft der Hauptstadt. Allerdings sind seine Gestalten einfache Bauern, nicht so komplizierte Charaktere wie die in den Romanen Barrès. In zwei Büchern „Donatienne" und „La terre qui meurt" veranschaulicht er die Folgen der Landflucht. „Donatienne" macht uns mit einem Ehepaar von einheimischer Rasse bekannt. Beide müssen tüchtig arbeiten, um mit der dürftigen Ackerwirtschaft sich und ihre drei Kinder vor dem größten Elend zu bewahren. Um mehr zu verdienen, geht Donatienne, die Frau, nach Paris. Nach ihrem Weggang löst sich die Ordnung im Hause bald auf; die Wirtschaft geht herunter; die Briefe aus Paris werden immer seltener; Geld kommt gar nicht mehr. Schließlich wird der Mann von seiner Pacht gejagt. Er verläßt mit seinen Kindern die Bretagne und zieht mit ihnen als Tagelöhner durchs Land. Donatienne verkehrt als Amme in Paris mit den Dienstboten, hört ihre schlüpfrigen Reden. Ihre moralische Widerstandskraft wird durch den täglichen Anblick von Geld und Luxus geschwächt, ihre Eitelkeit erhöht. Sie wird die Geliebte eines Kammerdieners und fällt nach Krankheit und Not einem Kneipenwirt in die Arme, der ihre Arbeit ausnutzt. Erst nach langen trüben Erfahrungen kehrt Donatienne zu ihrer Familie zurück. In „La terre qui meurt" schildert Bazin den Verfall einer Bauernfamilie der Vendée. Die Familie zerfällt, weil von den Kindern eins nach dem andern das Land verläßt, um im Einerlei des Beamtentums oder in der hastenden Sorge um das tägliche Brot seines sittlichen Haltes und seines Selbstbewußtseins verlustig zu gehen. Das Losreißen von der Scholle, von dem Lebensnerv, will der Verfasser sagen, ist ein Wagnis, das uns den Verlust des geistigen und moralischen Ichs kosten kann.

*) Vgl. das Interview im Paris-Journal vom 28. Februar 1912.

Barrès und Bazin, zwei der bedeutendsten Theoretiker, sind mit ihren Romanen auch Typen praktischer Regionalisten. Neben ihnen steht eine ganze Reihe mehr oder weniger bedeutender Persönlichkeiten, deren Namen z. B. Beaurepaire-Froment in einer „literarischen Geographie Frankreichs" gesammelt hat*). Man kann auf auch in Deutschland bekannte Namen hinweisen: Loti, Paul Arène, Richepin, Paul Adam. Auch Parallelerscheinungen in der bildenden Kunst könnte man anführen. Da ist z. B. die Landschaft Roussillon am Abhange der östlichen Pyrenäen. Dort leben der auch bei uns bekannte Bildhauer Aristide Maillol, der in seinen Plastiken die sinnliche Schönheit der Mittelmeerkultur gestaltet, und Terrus, der Maler, dessen Bilder Meer und Luft von Roussillon in ihrer lichten Frische widerspiegeln. Aus allen den Namen kann man sich einen Begriff von der Ausdehnung der provinziellen Literatur machen. Wichtiger aber als ihre Ausdehnung ist ihr literarischer Wert und ihre Bedeutung für die geistige Entwicklung Frankreichs überhaupt. Und da möchte ich noch zwei Namen nennen, um die Behauptung zu stützen, daß es „Nuancen der französischen Rassenseele" gibt, die künstlerische Persönlichkeiten wohl hervorzubringen und damit befruchtend auf die Literatur einzuwirken vermögen.

Diese beiden Namen sind: Jules Renard und Emile Verhaeren.

Wenn Jules Renard von dem alten Fräulein Olympe erzählt, dessen ganzes Leben ein Opfer ist, oder von Cousine Nanette, die in der Lokomotive den leibhaften Gottseibeiuns sieht, von dem Gewitter im Dorfe, von den Philipps, die unter dem ältesten Strohdach des Ortes wohnen und die hochzeitlichen Kopfkissen jeden Abend sorgfältig auf einen Stuhl legen, um sie nicht zu zerknittern; von Nanette, die zum erstenmal in ihrem Leben die Messe versäumt, von Zieheimer und Scheune; dann weht einen der Atem der lebenden Provinz an. Neuland taucht auf, neue Gestalten, ein ungeahntes Etwas, das Renard ans Licht zog, da er sich in die Seelen der Geringsten und Kleinsten in Dorf und Land vertieft hatte.

Verhaeren wurzelt selbst in einem Lande, das zwar mit französischer Sprache und Kultur zum größten Teil aufgezogen worden ist, aber doch seine eigene Geschichte und sein eigenes Nationalbewußtsein hat. Wer Verhaerens Gedichte kennt, weiß, wie seine ganze Persönlichkeit aus ihnen herausgewachsen ist. Er trägt selber an der Geschichte seines Landes, die melancholische und doch wieder üppige Natur seines Landes lebt in ihm, wirkt in ihm. Wie klein erscheint uns die Pariser Clique, die Ehebruchsdramatiker, die tüftelnden Seelenanalytiker à la Bourget, die lyrischen Salons à la madame de Noailles gegenüber dem gewaltigen Menschentum Verhaerens, der, weil er eine große Persönlichkeit, auch ein großer Künstler ist.

Das ist es, was die Dezentralisation des geistigen Lebens Frankreich geben kann: Persönlichkeiten. Ob sie, wie Barrès glaubt, vom Grad des Rassen-

*) In dem Buche von Charles-Brun, Les Littératures Provinciales.

bewußtseins abhängt, oder ob neben Vererbung und Milieu noch andere Faktoren in Betracht kommen werden, läßt sich heute nicht so weiteres entscheiden. Die Gefahr des Erstarrens ist jedenfalls da, wie sie zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts da war, als die klassische Form jede Persönlichkeit in ihre Fesseln schlug. Sie kann beseitigt werden dadurch, daß die literarische Autorität von Paris gebrochen, das lokale Bewußtsein gestärkt wird. Dann werden sich Kräfte frei entfalten können, die bisher ewig als Kinder am Gängelbande geführt worden sind.

Von der Kirche des Geistes

Von Catholicus

In einem viel beachteten Artikel der Grenzboten (Nr. 39, 1913, S. 581/6 „Ein Nachwort zum Metzer Katholikentag") wurde auf die ernste Krisis hingewiesen, in der die katholische Kirche sich heute befindet infolge der sich immer steigernden Verengung des Gesichtsfeldes und des immer allgemeineren Verzichts auf eigenes Prüfen und Urteilen in religiösen Fragen gerade auf seiten der gebildeten Katholiken. Der Verfasser jenes Artikels glaubte aus der Tatsache dieser merkwürdigen psychologischen Prozesse dem deutschen Katholizismus das schlimmste Prognostikon stellen zu müssen, wenn er auch nicht übersah, daß eine „stille Gemeinde von Geistlichen und Laien", der Zahl nach wesentlich stärker als man nach den Angaben bestimmter Organe gewöhnlich glaubt, die Unhaltbarkeit dieser Zustände längst erkannt hat und mit optimistischem Glauben an die Idee an der Rettung und Neubelebung der im Katholizismus liegenden religiösen Kräfte arbeitet.

Eine bedeutsame Kundgebung aus den Kreisen jener Gemeinde liegt vor uns, an der keiner vorübergehen sollte, der ein Verständnis für die in geistes- und kulturgeschichtlicher wie nationaler Hinsicht weittragende Bedeutung der Vorgänge im deutschen Katholizismus hat oder gewinnen möchte. „Von der Kirche des Geistes. Religiöse Essays im Sinne eines modernen Katholizismus" lautet der Titel. Der Verfasser ist Dr. Philipp Funk, der Herausgeber der bekannten Wochenschrift für religiöse Kultur „Das Neue Jahrhundert"*).

Der Titel läßt gleich das Problem in seiner ganzen Weite und Tiefe vor uns aufstehen. Das „kirchliche Problem" ist letztlich nicht katholisch und nicht

*) München 1913. 170 Seiten; brosch. 1 Mark.

protestantisch, sondern es ist so alt und so universell wie all jene Gemeinschaftsbildungen, zu denen der religiöse Trieb immer und überall geführt hat. Es ist überhaupt ja nur ein Teilproblem in dem viel größeren Kampf zwischen Geist und Stoff, Inhalt und Form, Idee und Wirklichkeit, der als ein stets sich wiederholendes Herabsinken und Hinaufstreben, als ein Verstricktwerden und Erlöstwerden sich darstellt. Was in dem Satz „la médiocrité fonda l'autorité" an historischer Wirklichkeit und innerer Wahrheit steckt, das führt, wenn eine gewisse Hypertrophie der äußeren Form in die Erscheinung getreten ist, Naturen mit ausgeprägtem Sinn für das Innerliche und Wesentliche zur Auflehnung gegen das unpersönliche, für die Bedürfnisse einer Masse zugeschnittene Formenwesen mit seinem Zwang. In den religiösen Gemeinschaften offenbart sich diese Reaktion des genialisch Ursprünglichen am stärksten, weil Religion das allerpersönlichste im Menschen ist. In der Geschichte des Christentums ist sie seit der ersten Auflehnung gegen den Nomismus und seit den Tagen, wo das Evangelium des Pneumas, das unter des Johannes Namen geht, und die grandiose Vision des apokalyptischen Sehers vom himmlischen Jerusalem der irdischen Gemeinschaft eine höhere, geistigere gegenüberstellte, fast zu den alltäglichen Erscheinungen geworden. Den Traum von einer Kirche des Geistes träumten sie in allen Jahrhunderten, und je schmerzlicher die streit- und haßerfüllte enge Gegenwart war, desto näher glaubten sie den Anbruch des Zeitalters des heiligen Geistes. Erfüllt hat er sich bis heute nicht und die Tragik der Enttäuschung war nur noch bitterer, wenn, wie es der Zisterzienserabt Joachim von Fiore tat, ein genauer Termin für die Erfüllung angegeben wurde (1260).

Aber der Traum ist zu schön, als daß er sterben könnte. Es ist wie mit den alten goldenen Mythen. Und wie in diesen, so steckt auch in jenem Traum ein Stück Wahrheit und Wirklichkeit, die höher ist als die mit Namen und Zahlen umgrenzbare. An dieser Wahrheit im Reich der Ideen entzündet sich die alte Sehnsucht und der alte Traum auch in jener Gemeinde von Katholiken, deren Fühlen und Streben Funk ausspricht: sie stehen bewußt auf dem Boden einer universal-katholischen Kirche und wollen sie trotz aller gegenwärtigen Enge nicht verlassen; auch wenn das Kirchentum der Gegenwart auf ein Kindermaß berechnet und die Stufe der Pubertätsfrömmigkeit zum Ideal und Normalmaß kirchlichen Geistes geworden zu sein scheint, sie halten das Ideal der „Kirche des Geistes" hoch: die Gemeinschaft voll ausgereifter Persönlichkeiten und deren harmonisches, in aller Mannigfaltigkeit der Sprachen und Geister einheitliches Zusammenwirken zu dem einen großen Ziel; sie sind es, die das Pfingstfeuer im heiligen Enthusiasmus eines genialen persönlichen Christentums brennend erhalten wollen; das ist es, was sie alle, die die Kirche nicht verlassen wollen, zusammenführt zu der auserwählten Brüderschaft vom Orden des heiligen Geistes im Sinne Joachims von Fiore: die Pflege persönlichen, begeisterten Christentums (S. 1 bis 9). Ihre Fragestellung lautet nicht: radikal oder konservativ?

Denn der Radikalismus ist ebensowenig eine schöpferische Macht wie der Konservatismus, der um jeden Preis konservieren will. Sie nehmen die goldene Mitte und leben der Überzeugung, daß der konservative Sinn die Seele jedes gesunden Fortschritts ist. Aber jener Sinn muß getragen sein von einem kongenialen Verständnis für das Wesen der einzelnen Erscheinung, und gepaart sein mit dem geschichtlichen Blick für den Wechsel der zufälligen Erscheinungsform. Nur dann findet er den Weg zu einer von den Verhältnissen geforderten Umformung, bei der das Wesen des Alten in die neue Form hinübergerettet wird. Diese seelischen Voraussetzungen erscheinen in der Gegenwart vielfach unentwickelt; aber sie sind entwicklungsfähig, und von der unverdrossenen Arbeit an ihrer Weiterbildung erwartet Funk und seine Gesinnungsgenossen Hilfe gegen die radikalen Kehrausgelüste einerseits wie andrerseits gegen stumpfe und hilflose Gebundenheit (S. 10 bis 16).

Jenem konservativen Sinn wahrt Funk energisch „das Recht zu glauben" (S. 17 bis 23). Er zeigt die Grenzen aller Wissenschaft und die Unwissenschaftlichkeit des freidenkerischen und glaubensfeindlichen wissenschaftlichen Dogmatismus auf; seine Kurzsichtigkeit wird vor allem dem religiösen Trieb nicht gerecht. Denn so grotesk viele religiöse Formen sein mögen, der Grundtrieb, der sie schuf, entspricht einer Wirklichkeit, einer großen, ewigen Wirklichkeit; im Streben und Drängen aller Religionen liegt eine Offenbarung des Urgrunds alles Seins, und jede Religion enthält ein Stück Wahrheit, das mit den Erkenntnismitteln des Denkens allein nicht erreichbar ist. Wer für das Recht des Glaubens kämpft, der kämpft für jenen feineren Sinn der Menschheit, dessen Ahnen nicht auf die grobe Außenwelt geht, sondern auf eine dahinter liegende, letzte und verborgenste Wirklichkeit.

Aber derselbe konservative Sinn muß seinerseits „das Recht zu zweifeln" (S. 24 bis 32) rückhaltlos anerkennen. Der Gebildete, dem in der Welt-, Kultur- und Religionsgeschichte eine verwirrende Fülle von Problemen entgegentritt, kann von der Forderung nicht entbunden werden, seinen Glaubensberechtigungsausweis vorzulegen, sein „Scio cui credidi".

Es ist ein unehrliches Spiel, was die kirchliche Theologie und noch mehr die aszetische Literatur mit dem Wort und Begriff des „methodischen Zweifels" treibt, der kein Scheinzweifel und keine Fiktion sein darf, sondern aus reinster Wahrheitsliebe und bitterstem Ernst herausgeboren sein muß; wer in ihnen ringt, ist kein frivoler Skeptiker, sondern kann ein wahrheitsliebender Sohn seiner Kirche sein, trotzdem er grundsätzlich bereit ist, im Namen der erkannten Wahrheit alles hinzugeben, selbst seine Kirche. Leider finden diese ernstesten der Gläubigen wenig Verständnis, sowohl bei der offiziellen Kirchenbehörde als bei den Theologen und Praktikern.

Mit diesen Ausführungen umschreibt Funk in eindrucksvoller Kürze die Grundlagen seines Standpunktes innerhalb der heutigen Wissenschaft und Kultur und innerhalb der katholischen Kirche. Der Stellung zur Kirche sind auch noch

die beiden folgenden Abschnitte gewidmet (S. 33 bis 40), in denen als die beiden Hauptübel des heutigen Kirchentums genannt werden: Veräußerlichung und Verengung. Die Entwicklung der Kirche nach außen und nach unten entfremdet ihr heute viele der Besten, Religiösesten. „Unsere heutige Zeit ist religiös . . . Es ist nicht die Schuld der Suchenden unserer Tage, wenn ihnen die abgegriffenen Münzen der herkömmlichen religiösen Ausdruckswelt nicht mehr entsprechen und sie neue Prägungen suchen. Sicherlich rechnet sich mancher nur deshalb zu den Atheisten, weil ihm die unreligiösen Empfindungen und die anthropomorphen Vorstellungen, die sich an den monotheistischen Gottesbegriff anschließen können, unangenehm sind. Aber wenn er tiefer schaute, würde er entdecken, daß auch er ein Gottesgläubiger ist, da ihm Gott mehr ist als Natur und Welt, ein die natürliche Bestimmung des Menschendaseins überragendes Ziel sittlichen Strebens" (S. 35). Man legt heute viel zu viel Wert auf das „Herr-Herr-Sprechen", auf das laute Rufen und Schreien und das Zumarktetragen der Frömmigkeit und des Glaubens, was doch eine Sache von allerpersönlichster Natur ist und sich am liebsten keusch verbirgt. Würde man den anderen Maßstab anlegen, den der Liebe in Tat und Wahrheit statt in Worten, dann könnte man wahrscheinlich sagen wie Christus: „Wahrlich solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden." Wie weit ab man im heutigen Katholizismus von der „Kirche des Geistes" gekommen ist, das zeigt sich nirgends deutlicher als an der engherzigen Verketzerungssucht, die überall indiziert und exkommuniziert. „Der Geist des Ketzerrichtens, des Anathemarufens hat nichts von der weckenden und hegenden Kraft, die Jesus verkündet. Statt auch die kleinsten und schwächlichsten Keime zu hegen, tritt er sie tot und die unzähligen glimmenden Dochte des Strebens nach Güte und Wahrheit in unseren Tagen löscht er alle aus. Den ganzen Seelenfrühling unserer Zeit mit seinem oft rätselhaften Drängen und Treiben sucht dieser Geist zu töten mit den Eisschauern seiner kirchlichen Verordnungen, seiner Modernistenverfolgung und seiner Verdammungen" (S. 39). Das Programm der Glieder der Geisteskirche aber heißt, entsprechend der Lehre dessen, der das geknickte Rohr nicht zerbricht und den glimmenden Docht nicht auslöscht: „Mit zarter Hand müssen wir um uns alles Keimende schützen und fördern und mit dem Hauch herzlicher Liebe in unserem zugewiesenen Kreise die Wärme verbreiten, in der allein das ewige Leben des Geistes gedeiht. . . . . Wir dürfen nicht das Fehlerhafte an unserem Nachbar schärfer sehen als das Gute; nicht an dessen Bösem sollen wir hängen bleiben, sondern, soweit es uns möglich ist, ihm davon weg- und zum Guten weiterhelfen" (S. 39).

Nach solchen grundsätzlichen Erörterungen über aktuelle religiöse und kirchliche Probleme bringt die Schrift eine Reihe von ansprechenden Betrachtungen über die Grundfragen und -forderungen des religiösen Lebens, in leichtem Anschluß an das Kirchenjahr, in dessen Festideen sich ja gewissermaßen das Leben Jesu auf unser religiöses Leben reflektiert. Sie verraten alle gründliche

theologische und historische Schulung, noch mehr aber religiöses Empfinden von tiefer Innigkeit und Wärme. Darin besteht ja wohl die Religiosität: in der Fähigkeit, das kleinste Geschehnis des Alltags und die großen Ereignisse des Menschenlebens und der Weltgeschichte einzustellen unter einen beherrschenden Gesichtspunkt, der dem Einzelleben Halt, Sinn und Wert gibt. Sub specie aeternitatis leben nennt das die Sprache der Religion.

Der kleine Band von kaum zweihundert Seiten in seiner feinen, gefälligen Aufmachung ist ein beachtenswertes Dokument vom religiösen Ringen der Gegenwart, speziell in den Reihen der gebildeten Katholiken. In ihre Hand gehört es in erster Linie: in die Hand der Radikalen und Pessimisten so gut wie in die Hand der Indifferenten und der satten Konservativen. Aber es sollte auch von Nichtkatholiken keiner daran vorbeigehen, der Interesse hat an den religiösen Strömungen der Gegenwart. Der Ernst des Suchens, der aus den Worten Funks spricht, der feste Wille zu positivem Aufbau, nicht zu Negation und Revolution, die vornehme Weitherzigkeit der Anschauungen und das edle sprachliche Gewand, das sind Eigenschaften, die der Schrift Hochschätzung und Sympathie verschaffen sollten auch da, wo man grundsätzlich anders denkt.

Franz Liszt

Von Dr. Hermann Seeliger

II.

Das Werk und wir

Es ist ein immer noch weit genug verbreiteter Irrtum, daß der Name Beethoven den letzten gewaltigen Schlußstein einer großen Epoche der Musikgeschichte bedeute: wie er einerseits eine jahrhundertelange künstlerische Kultur zum Abschluß bringt, so steht er zugleich am Anfang einer neuen, der neuen, in deren Luft wir heute atmen — es ist daher begreiflich, daß die musikalische Romantik ihn ebenso für sich in Anspruch nehmen konnte wie die literarische Goethe. Aber von dem unirdischen Glanze, in dem sich allein sein Genius baden konnte, von der Höhe einer Symbolik, die Gottheit, Natur, Menschenschicksal umspannte in einer bisher unerhört persönlichen Offenbarung, mußte sich der Blick der jungen, auf Beethoven folgenden Generation wieder der Erde zuwenden, deren Reichtum sich jetzt erst dem Verständnis zu erschließen schien. Und aus dem liebe- und ahnungsvollen Erfassen dieses Reichtums empfängt die Musik

neue Befruchtung durch ihre Verbindung mit dem Wort: es entsteht die moderne programmatische Musik, zu der im weitesten Sinne auch das Lied zu rechnen ist, und die moderne Oper, die schließlich zu dem Musikdrama sich entwickelte.

Über die Berechtigung oder Nichtberechtigung der Programmusik ist soviel geschrieben worden*), daß es sich an dieser Stelle erübrigt, näher darauf einzugehen. Nur wer, rückwärts gewendet, noch an der Hanslickschen Definition von der Musik als tönend bewegter Form festhält, mag angesichts jenes Wortes von „gegeigten und geblasenen Bilderbüchern" reden: im Grunde ist die Programmusik so alt als die Musik selbst und vielleicht deren bestes Teil, sie ist überall da vorhanden, wo eine außermusikalische Vorstellung, eine poetische oder sonst irgendwelche das formgebende Prinzip ist: einzig aus der Art der Behandlung jener wird der Maßstab für den künstlerischen Wert der programmatischen Tondichtung zu entnehmen sein. Nach den tastenden, meist im Äußerlichen steckenbleibenden Versuchen früherer Zeiten, die Erscheinungswelt musikalisch darzustellen, hat auch hier Beethoven die Pforten zu einem neuen Reiche aufgerissen. Auch er gewinnt seine Anregung vielfach aus dieser, aber er sublimiert aus aller Erscheinung ihre letzte Idee, ihr An-sich, und diese musikalische Abstraktion ist von so elementarer Kraft, daß dem Hörer aus ihr wiederum die Erscheinung, der Vorgang selbst entgegentritt — man denke bloß an seine Koriolanouvertüre. Hier liegt der Ausgangspunkt für alle moderne Programmusik, welchen Namen sie im einzelnen auch trage, hier knüpfen Schumann und Mendelssohn an, vor allem aber Franz Liszt in seinen Klavierkompositionen wie in seinen sinfonischen Dichtungen, um so mehr, als seiner Phantasie dank seinem umfassenden Aufnahmevermögen, der Kraft seiner dichterischen Anschauung, seiner vielseitigen, tiefen Bildung und seinem bewegten äußeren Leben von allen Seiten die Anregungen zuströmen mußten: „Sein eigenes Leben steht in seiner Musik," hat Robert Schumann verständnisvoll von ihm geurteilt. Die weitaus größte Mehrzahl seiner Kompositionen sind dem Klavier gewidmet, dem Instrument, dem er seinen Weltruhm verdankt, dessen Ausdrucksmittel er in einer Weise bereichert hat, daß die gesamte Klavierkunst fürder unter seinem Einfluß steht: was das Instrument mit seinen sieben Oktaven überhaupt zu leisten imstande ist, das hat letzten Endes doch er erst bewiesen, so weit ihm auch Chopin hier vorgearbeitet hatte. Doppeltriller, Triller mit abwechselnden Händen und in Oktaven, dröhnende Tremolos, riesenhafte Arpeggien, Auflösung langwertiger Töne in nachschlagende Oktaven mit anderen Tönen dazwischen, weitgriffige Akkorde, Glissandos über die ganze Tastatur, Terzenglissandos, glitzernde Kadenzen aus dem Rankenwerk flatternder Zweiunddreißigstel, wilde chromatische Gänge, kurz, alles was die moderne Klavierkunst dem Instrument zumuten kann, das ist hier in zahllosen Originalwerken

*) z. B. W. Klatte, Geschichte der Programmusik in der Sammlung „Die Musik", Bd. VII.

und Bearbeitungen niedergelegt zum Zwecke der Erreichung eines letztmöglichen Ausdrucks des musikalischen Gedankens. Und neben dieser neuen „Instrumentalkunst" eine neue Art der Harmonik und Melodiebildung. Gemeinhin bezeichnet man diese neuere Musik als wagnerisch: wer Liszts Werke genauer kennt, findet in ihnen schon viele Motive und Harmonien, wie sie uns seit Wagner geläufig scheinen, man könnte also die neuere Musik mit dem gleichen Rechte „lisztisch" nennen.

Was das Klavier für Liszt bedeutete, hat er einmal in einem Aufsatz der Gazette musicale 1837 ausgesprochen, als an ihn die Anregung für die Oper oder das Orchester zu schreiben herantrat: „Mein Klavier ist für mich, was dem Seemann seine Fregatte, dem Araber sein Pferd — mehr noch, es war ja bis jetzt mein Ich, meine Sprache, mein Leben," und weiter heißt es darin: „Im Umfang seiner sieben Oktaven umschließt es den ganzen Umfang eines Orchesters, . . . wir machen gebrochene Akkorde wie die Harfe, langgehaltene Töne wie die Blasinstrumente, Staccati und tausenderlei Passagen, welche vormals nur auf diesem oder jenem Instrumente möglich waren . . . Das Klavier hat einerseits die Fähigkeit der Aneignung, die Fähigkeit das Leben aller in sich aufzunehmen, anderseits hat es sein eigenes Leben, sein eigenes Wachstum, seine eigene Entwicklung." Daß er vorwiegend Klavierkomponist werden mußte, namentlich in der Zeit seines Virtuosentums, erklärt sich aus diesen Sätzen zur Genüge.

Tatsächlich fällt die Mehrzahl seiner Werke mit jener zusammen.

Soweit es sich nicht um Übertragungen klassischer Orchesterdichtungen handelt, haben fast alle dichterische oder darstellende Tendenz, sind also Programmusik, selbst da, wo der Inhalt des Stückes lediglich auf die Technik gestellt zu sein scheint. Oft herrscht der Gedanke über die Empfindung, daher der so häufige etüdenhafte Charakter der Klavierstücke. Wo aber seine Phantasie auf den Schwingen andachtsvoller Naturstimmung oder religiöser und poetischer Ideen sich frei erhebt, da entstehen wundersame Tongebilde, tief, weihevoll, innig, so die schlichten Consolations, die schwärmerischen Liebestraumnocturnos, die durch Lamartines Dichtungen angeregten Harmonies poétiques et réligieuses mit ihrem reichen Stimmungsgehalt, unter ihnen das schönste wohl die Bénediction, ein hochpoetisches „Waldweben" für das Klavier. Aus den Années de pélerinage besonders hervorzuheben die Sonetten nach Petrarca, das feierliche Sposalizio (zu dem Gemälde von Raffael), das tiefgründige grüblerische Vallée d'Obermann (mit vorangesetzten Zitaten aus Sénancourt und Byrons Childe Harold). Zum Teil also, wie man sieht, eine Poesie des l'art pour l'art, aber von so großer Schönheit, daß sie auch auf den mit den Stoffen nicht bekannten Hörer tiefen Eindruck machen muß. Besonderer Beliebtheit als zündendes Virtuosenstück erfreut sich die „Tarantella" — unübertrefflich schön spielt sie Conrad Ansorge — und das zarte etüdenartige Au bord d'une source. Zu den bedeutendsten Tondichtungen gehört die H-moll-

Sonate, zwar einsätzig aber von großem motivischen Reichtum, und das Es-dur-Konzert. Unter den zahlreichen Etüdenwerken stehen die zwölf großen Etüden voran: in das gehaltene Urteil Schumanns werden wir nicht einstimmen, diese Neubearbeitungen eines op. 1 bedeuten eine ungeheuere Bereicherung, einen höchsten Triumph der Technik; der poetische Duft, der aus denen Chopins uns entgegenweht, fehlt allerdings hier.

Bei der Bearbeitung eigener oder fremder Werke hat Liszt oft nicht der Versuchung widerstehen können, das virtuosenhafte Element gar zu aufdringlich in den Vordergrund zu stellen, auch ein gut Teil seiner Liederübertragungen krankt an dem „Zuviel", aber er hat doch, indem er das Lied auf dem Klavier singen lehrte, eine neue dankbare Literaturgattung geschaffen. Zu den besten Stücken dieser Art dürften neben seinem eigenen „Buch der Lieder" die entzückend feinen Soirées musicales de Rossini und die polnischen Gesänge Chopins zu zählen sein, Improvisationen so recht im Geiste seines unvergeßlichen Freundes. Auch die beiden bei Peters und Breitkopf und Härtel erschienenen Sammlungen enthalten manch reizvolles Stück. Das hier zugrunde liegende Prinzip der Variation der Begleitung ist aber am glänzendsten durchgeführt in der Bearbeitung der Melodien seines wilden, ritterlichen Heimatlandes, in den ungarischen Rhapsodien: Czardastaumel und Pußtastimmung, Heldenklage und festlicher Pomp, die ganze wilde Romantik des Magyarenlebens steigt aus den hinreißenden Rhythmen dieser Stücke vor uns auf.

Unter den Übertragungen von Orchesterwerken bedeuten die der neun Sinfonien Beethovens eine künstlerische Großtat von Ewigkeitswert. Die ganze Orchesterpartitur gewinnt auf dem Klavier ein eigenes, neues Leben: mehr kann zum Lobe dieses Werkes nicht gesagt werden. Auch hier hat der Meister für alle Zeiten ein Vorbild aufgestellt. Sie erschienen von 1840 an, gehören also noch zum Teil der Virtuosenzeit an. 1866 kam eine neue Auflage heraus, nach dem Grundsatz „den Spieler nicht unnötig zu quälen und ihm bei mäßiger Anstrengung die möglichste Klang- und Kraftwirkung anheimzustellen." Auch sonst erscheinen die Werke der späteren Zeit in technischer Hinsicht weniger schwer als die früheren. Eben das hängt mit der Vollendung seiner künstlerischen Reife zusammen, wie er sie schließlich in Weimar, an der durch unsere Dichterheroen geweihten Stätte erlangte. Die Beschäftigung mit den Werken Goethes, Schillers, Herders, dessen Humanitätsideal den gütigsten und menschenfreundlichsten aller Künstler besonders ansprechen mußte, konnte auf einen Menschen von so gehaltreicher Wesenskultur nicht anders als von der größten Bedeutung werden. Nicht mit Unrecht hat man seinen Aufenthalt in Weimar als „das Bad der Wiedergeburt aus dem Geiste klassischer Literatur und Kunst" bezeichnet; seine literarischen Werke legen nicht minder Zeugnis davon ab als die dieser Zeit angehörigen großen Orchesterwerke: die Faust- und Dantesinfonie, und jene zwölf Orchesterphantasien, die er selbst als „sinfonische Dichtungen" bezeichnet hat — vielleicht das Bleibendste seines gesamten Schaffens. So vertraut auch

uns heute diese Gattung ist, ebenso leidenschaftlich ist sie damals bekämpft worden, ganz wie das Musikdrama Richard Wagners, wenn auch nicht so geräuschvoll. Und im Grunde hat Liszt doch nichts anderes getan, als daß er auf dem von Beethoven betretenen Pfade weiter gewandelt ist, Ideen musikalisch darzustellen. Ideen, nicht Vorgänge. In den Vorworten zu den einzelnen Werken hebt er es auf das deutlichste hervor. So heißt es zum „Prometheus" (von Herder) „es genügte in der Musik die Stimmungen aufgehen zu lassen, welche unter den verschiedenen wechselnden Formen des Mythos seine Wesenheit, gleichsam seine Seele bilden: Kühnheit, Leiden, Ausharren, Erlösung . . . Leid und Verklärung! So zusammengedrängt erheischte die Grundidee dieser nur zu wahren Fabel einen gewitterschwülen, sturmgrollenden Ausdruck. Ein tiefer Schmerz, der durch trotzbietendes Ausharren triumphiert, bildet den musikalischen Charakter dieser Vorlage," — und zum „Tasso": „Lamento et trionfo — so heißen die beiden großen Kontraste im Geschick des Poeten. Um dieser Idee die Autorität der Tatsachen zu verleihen, entlehnte ich die Form zu ihrer künstlerischen Gestaltung der Wirklichkeit, in dem ich zum musikalischen Hauptmotiv die Melodie wählte, nach welcher ich venetianische Lagunenschiffer, drei Jahrhunderte nach des Dichters Tode, die Anfangsstrophen seines Jerusalem singen hörte:

Canto l'armi pietose e'l Capitano
Che'l gran Sepolcro liberò di Christo!

Diese venetianische Melodie ist so voll unheilbarer Trauer, daß ihre einfache Wiedergabe genügte, um Tassos Seelenzustand zu schildern. Sie gibt sich dann ganz, wie die Einbildung des Dichters, den glänzenden Täuschungen der Welt, der trügerischen Koketterie jenes Lächelns hin, dessen Gift die schreckliche Katastrophe herbeiführte, für welche keine irdische Vergütung möglich schien, und welche dann doch auf dem Kapitol mit einem Mantel bedeckt wurde, der in reinerem Purpur glänzte, als der des Herzog Alphons". Damit ist die künstlerische Absicht des Meisters mit unverkennbarster Deutlichkeit ausgesprochen. Was für „Tasso" und „Prometheus" gilt, das gilt auch für die übrigen: sie sind insgesamt der musikalische Ausdruck der aus dem dichterischen Kunstwerk gewonnenen Stimmungen und Gefühle. Wenn er diese in Form eines Vorworts begrifflich umschrieb, so geschah es nur, um der Phantasie des Hörers die zum Verständnis im einzelnen nötige Richtung zu geben, was bei der Wahl so komplizierter Vorwürfe doch nicht unzweckmäßig erscheint, und was auch Beethoven ja schon getan hat. Die Grenzen der Tonkunst werden dabei nirgends überschritten, und die Heranziehung aller musikalischen Ausdrucksmittel, zu deren Bereicherung er selbst so unendlich viel beigetragen hat, wird im Ernste ihm niemand zum Vorwurf machen: soll er von der Musik weniger verlangen als sie zu geben imstande ist? Und welch deutlichen, man möchte fast sagen sprechenden Ausdrucks auch die rein instrumentale Musik fähig ist, dafür genügt

— um von Beethoven ganz abzusehen — vielleicht der Hinweis auf ein einziges Beispiel aus der romantischen Musik: hebt der Mittelsatz im ersten Teil von Schumanns C-dur-Phantasie nicht an wie die Erzählung einer alten Sage? „Es war einmal . . .", der Märchenerzähler redet in seiner eindrucksvollen Sprache zu uns, das verstehen wir auch ohne die Kenntnis von Schumanns ursprünglicher Absicht, den ganzen ersten Teil „Ruinen" zu nennen, ja auch ohne die Vortragsbezeichnung „Im Legendenton". Um wieviel reicher sind die orchestralen Ausdrucksmittel: sie gegebenenfalls zur Tonmalerei zu verwenden ist des Tondichters gutes Recht, zumal wenn diese, wie bei Liszt niemals Selbstzweck, sondern stets nur Mittel ist. Die dem Meister hier gemachten Vorwürfe fallen in sich selbst zusammen, oder aber — sie träfen auch Beethoven!

Und — bei aller Verschiedenheit der schöpferischen Kraft beider — noch ein anderes Moment rückt die gesamten sinfonischen Dichtungen Liszts an die Tondichtung Beethovens heran: das ist die auch ihnen stets zugrunde liegende sittliche Idee. „Leid und Verklärung", „Schmerzüberwindung", „Durch Nacht zum Licht" — am tiefsten erfaßt in der Faustsinfonie — das sind die immer wiederkehrenden Themen seiner Programme, kurz die Überwindung des Irdischen durch das Göttliche, die im Leben des Meisters äußerlich ihr Symbol im Priestergewande findet, deren letzter künstlerischer Niederschlag seine erhabenen Kirchenkompositionen sind.

„Er betet in Tönen" hat Peter Cornelius einmal von Liszt gesagt. Er selbst hat es eingestanden: „Manche Stellen — (in den Psalmen) darin sind mit Blutträuen komponiert, und ich habe mich selbst darin singen lassen", und von der Graner Messe hat er gegen Wagner geäußert, daß sie mehr gebetet als komponiert sei. Wie die sinfonischen Dichtungen sind auch seine oratorischen Werke hervorgegangen aus einem tiefinnersten Schaffensdrange und erfüllt von der Weihe, die nur überzeugte persönliche Frömmigkeit und Stärke religiöser Anschauung zu verleihen vermag. Innerlich unabhängig von allen formalistischen Theoremen, durch kein Schema beengt, wie in seinem ganzen Schaffen überhaupt, hat Franz Liszt auch hier neue Bahnen gewiesen, die dem geistlichen Drama, dem modernen Oratorium die Möglichkeit einer verheißungsvollen Entwicklung eröffneten.

Was seine oratorischen Werke von den früheren dieser Gattung unterscheidet, ist die Verbindung eines stark dramatischen Elements mit dem epischen Grundcharakter des Oratoriums, dadurch ergab sich von selbst eine neue Form. Schon die Graner Festmesse, noch mehr aber die „Legende von der heiligen Elisabeth" und „Christus" lassen die Verwandtschaft der Reformbestrebungen Liszts und Wagners deutlich erkennen: auch hier die Musik durchaus die Dienerin der szenischen, oder besser begrifflichen Darstellung, und darum auch hier alle zur schärferen Charakterisierung geeigneten harmonischen und instrumentalen Ausdrucksmittel der neueren Musik, ja sogar weltliche Melodien und nationale Färbung, wo es der Stoff erheischt, auch hier die großen Instrumentalsätze, die

die Stelle epischer Erzählung vertreten (Hirtenspiel, Seesturm, Anbetung der drei Heiligen im „Christus", Kreuzrittermarsch, Trauermusik, Sturm in der „Heiligen Elisabeth"). Auf eine Hauptstütze des protestantischen Oratoriums, auf den Choral, mußte Liszt, der Katholik, natürlich verzichten, dafür lehnt er sich an die Formen des Ritus seiner Kirche an. Allerdings stellen die altertümlichen Melodien der katholischen Liturgie, die besonders im „Christus" stark verwendet sind, eine gewaltige Anforderung an die Aufnahmefähigkeit des Hörers, zumal sie neben ganz modernen Teilen zu stehen kommen, und darum wird das populärste seiner kirchlichen Gesangwerke die „Heilige Elisabeth" bleiben, deren farbenreiche Musik dem Empfinden weiterer Kreise ohne Zweifel nähersteht, als der Christus mit seinen fremdartig berührenden gregorianischen Melodien. Indes, auch hier finden sich Sätze, die selbst den der kirchlichen Kunst Fernerstehenden ergreifen müssen, wie die „Seligpreisungen" und „die Gründung der Kirche" mit dem rührend-schönen zweiten Teil „Simon Joannis, diliges me?". Wer unbefangen von dogmatischen Meinungen urteilt, wird in diesem Oratorium das würdigste Seitenstück zu Bachs „Matthäuspassion" erkennen, eine erhabene Verkörperung der Christusidee, erhebend für jeden, ob Protestant oder Katholik, sofern er überhaupt religiöser Erhebung fähig ist.

Das Streben nach Wahrheit des musikalischen Ausdrucks, dem wir in Liszts Schaffen überall begegnen, finden wir auch in seinen Liedern, in denen die Grundlinien der modernen Liedkomposition mit schärfster Deutlichkeit gezogen sind: völliges Aufgehen der Musik in der Dichtung, wodurch der Klavierbegleitung von selbst eine ganz andere Aufgabe zuteil wird. Wenn Liszts Lieder so wenig verbreitet sind, so liegt das nicht sowohl an seinem Kosmopolitentum*), denn die Lieder sind größtenteils deutsche Gedichte und von deutschmusikalischem Gefühlsinhalt erfüllt, als vielmehr an dem erstaunlichen Mangel an Abwechslungsbedürfnis seitens des musikalischen Publikums, das „singende Deutschland" erst recht mit eingerechnet; freilich kommen dabei die unleugbaren Schwierigkeiten des Vortrags auch in Frage. Bezüglich seiner Orchesterwerke hat Liszt einmal stolz-bescheiden gesagt: „Ich kann warten!" — nun, vielleicht kommt auch für seine Lieder einmal die Zeit.

Am Schlusse einer Darstellung, die, wenn auch nur in flüchtiger Skizze, ein Bild von dem Leben und Schaffen unseres Meisters entwerfen sollte, muß der Vollständigkeit halber auch seiner reichen schriftstellerischen Tätigkeit gedacht werden. Die auffallende Erscheinung, daß Musiker über ihre Kunst zu schreiben beginnen, ist eins der besonderen Kennzeichen des Zeitalters der Romantik und hängt aufs engste zusammen mit der Beziehung, in die Tonkunst und Dichtung mit Beginn dieser Periode zueinander treten**): E. Th. A. Hoffmann und C. M. von Weber sind die ersten musikalischen Literaten, namentlich Hoffmann

*) Wie Lamprecht zu meinen scheint. („Deutsche Geschichte", Erster Ergänzungsband, Seite 87.)

**) Näheres darüber siehe Lamprecht, „Deutsche Geschichte" X.

hat geradezu bahnbrechend gewirkt, dann folgen Schumann, Peter Cornelius, Liszt und Wagner. Haben nun auch die Schriften Liszts nicht alle gleichmäßig objektiven Wert, so gehören sie doch alle durch ihren Gedankenreichtum, ihren schwungvollen Idealismus und die Objektivität des Urteils, nicht minder durch die hohen poetischen Schönheiten, wie sie namentlich das phantastische und gleichwohl innerlich so wahre Buch über Chopin aufweist, zu den bedeutendsten Werken dieser Gattung, und bieten für jeden, der für Kunst, in welchem Gewande es auch sei, irgend empfänglich ist, eine überaus reizvolle und fesselnde Lektüre. Von unschätzbarem Werte aber sind sie für die Kenntnis des Wesens ihres Verfassers: denn aus ihnen erhebt sich immer wieder nicht nur der Anreger und Bahnbrecher, als welcher Liszt heute noch mit geradezu persönlich zu nennender Einwirkung fortlebt, sondern vor allem der edle, großzügige Mensch, der Helferich, der nie für sich selbst, sondern immer nur für andere eintritt, in rastloser Betätigung seiner Überzeugung, daß Genie mehr als Adel verpflichte, der „getreue Eckhard" der neudeutschen Musikrichtung, der selbstloseste, herzensreinste aller Künstler. Ehre seinem Andenken für und für!

Kapitalzins

Von O. Brathuhn

Das Zinsproblem, die Frage, warum das Kapital Zinsen trägt, ist bis heute noch ungelöst. Es gibt zwar mehrere Theorien, die das Problem von den verschiedensten Gesichtspunkten aus anfassen, aber keine befriedigt ganz. Die Grundgedanken der einzelnen Theorien lassen soviel Zweifel und Einwände zu, daß sich keine von ihnen zu einer allgemeinen Anerkennung hat durchringen können.

Bevor die bekanntesten Theorien mit den gegen sie geltend zu machenden Einwänden hier kurz angeführt werden, mag vorher der Begriff des Kapitals und des Kapitalzinses festgelegt werden.

Das Kapital ist eine Ansammlung von Gütern, „die durch eine vorausgegangene Produktion entstanden und nicht zu unmittelbarer Genußkonsumtion, sondern zur Erwerbung weiterer Güter zu dienen bestimmt sind. Außerhalb des Kapitalbegriffes stehen daher Gegenstände des unmittelbaren Genußgebrauches einerseits und der gesamte (nicht produzierte) Grund und Boden anderseits" *).

*) Böhm-Bawerk, Kapital und Kapitalzins.

„Der Zins ist ein Bestandteil des Reinertrages, welchen Unternehmungen, die unter Mithilfe von Kapital betrieben werden, unter normalen Verhältnissen abwerfen"*), oder ein Teil des „Mehr"-Ertrages, der mit Hilfe des Kapitals erzielt wird gegenüber einem Ertrage aus derselben Arbeit ohne Mithilfe des Kapitals.

Die Frage, warum das Kapital einen Zins abwirft, beantworten die einzelnen Theorien verschieden.

Die Abstinenztheorie geht von der Entstehungsursache des Kapitals aus und sucht aus ihr den Grund der Zinserscheinung herzuleiten. Da Kapital nur dadurch entstehen kann, daß nicht alle produzierten Güter verzehrt werden, so stellt das Kapital das Resultat einer Enthaltung vom Genuß dar. Der Zins ist demnach eine Vergütung dafür, daß der Kapitalist nicht alle seine Bedürfnisse und Wünsche befriedigt hat.

Diese Theorie macht aber nicht ersichtlich, warum der Kapitalist für seine Enthaltung mehr wieder bekommt als das, dessen er sich enthalten hat, warum er zu der Menge der nicht verbrauchten Güter noch ein „Aufgeld", den Zins, erhält.

Nicht der Zins, sondern das Kapital selbst, das Erhaltenbleiben der Verfügbarkeit über das Kapital ist die Vergütung.

Sicherlich veranlaßt die Aussicht auf Gewinn die Menschen in erster Linie, einen nicht dringend nötigen Genuß zu vermeiden und zu sparen. Das Vorhandensein der Zinserscheinung ist deshalb die Ursache des Sparens, aber nicht die Wirkung der Enthaltung, denn es ist nicht anzunehmen, daß der Kapitalentleiher die Enthaltung des Kapitalisten belohnt wegen des Vorganges der Enthaltung an sich, oder etwa wegen des in der Enthaltung liegenden moralischen Wertes. Zudem ist auch noch sehr die Frage, ob Enthaltung an sich moralisch ist. Sie wird es nur unter gewissen Voraussetzungen. Auch deshalb zahlt der Schuldner nicht Zinsen, weil er selbst die „moralische" Kraft zum Sparen nicht besitzt und sich hierdurch dem „moralisch" Stärkeren tributpflichtig fühlt, sondern weil er das Resultat der Enthaltung, das Kapital nötig hat und es nicht zur freien Verfügung für jedermann vorfindet. Die Ursachen der Entstehung des Kapitals sind dem Kapitalbenutzer ganz gleichgültig.

Bei der Frage nach den Gründen des Bestehens des Kapitalzinses kommt es weniger darauf an, festzustellen, warum der Gläubiger eine Zinszahlung verlangt, als darauf, warum der Schuldner sich dazu versteht, den Zins auch wirklich zu bezahlen. Wie Julius Wolf**) sehr treffend ausführt, liegt das Problem nicht auf seiten des Schuldners.

„Denn es lautet: warum versteht sich dieser dazu, Zins zu zahlen? Und eine Zinserklärung, welche sagt, der Schuldner müsse Zins zahlen, weil der

*) Otto Conrad, Kapitalzins. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Jahrg. 1908, S. 325.

**) Julius Wolf, Sozialismus, S. 476.

Gläubiger ohne solche Zahlung sein Geld nicht leiht, macht stillschweigend zur Voraussetzung, was bewiesen werden soll, nämlich, daß der Schuldner Gründe habe, die Zurückhaltung des Kapitalisten, der ohne Zins nicht leihen will, zu überwinden" (also den Zins wirklich zu bezahlen).

„Daß für einen Dienst ein ‚Gegendienst' verlangt wird, ist auf dem Markte selbstverständlich. Das minder selbstverständliche und näher darzulegende ist der ‚Dienst'. Welcher Art ist dieser?"

Die Abstinenztheorie gibt hierauf gar keine Antwort, wohl aber die auch von Julius Wolf verfochtene Theorie der Wertproduktivität des Kapitals. Diese Theorie spricht dem Kapital eine selbständige Werterzeugungsfunktion zu. Der Schwerpunkt dieser Theorie liegt nicht in der unbestrittenen Tatsache einer Produktionsfähigkeit des Kapitals, sondern in der Behauptung, daß das Kapital eine einen eigenen Wert erzeugende Kraft besitzt. Nicht der Anteil des Kapitalzinses an dem Wert der mit Hilfe des Kapitals erzeugten Produkte ist gemeint, sondern eine eigene Werte schaffende Fähigkeit des Kapitals im Verlaufe des Gütererzeugungsprozesses.

Auf diese Begriffsbestimmung der Wertproduktivität kommt hier alles an. Die Werte, die das Kapital nach dieser Theorie erzeugt, sind Arbeits- und Kostenersparung. Die Herstellung derselben Menge Güter erfordert unter Beihilfe des Kapitals weniger Arbeit oder Kosten, als ohne Kapital. Das Kapital verbilligt die Produktion.

Ist dies wirklich eine dem Kapital selbständig innewohnende Kraft? Sicherlich nicht!

Wie Kapital wirkt, hängt immer von dem Willen und der Fähigkeit des Kapitalbenutzers ab. Wenn ein Unternehmer eine für den Zweck ihrer Anschaffung ganz ungeeignete Maschine kauft, so wird sie — und wenn sie noch so teuer war, also eine noch so große Menge Kapital verkörpert — keinen Nutzen über die Leistung kapitalloser Produktion hinaus abwerfen. Das Kapital hat keine arbeitsparende Funktion, es läßt sich nur bei zweckentsprechender Verwendung zur Produktionsverbilligung gebrauchen. Diese Eigenschaft ist eine seiner vielen Verwendungsmöglichkeiten. Die arbeitsparende Wirkung beruht auf der Intelligenz von Erfindern und Unternehmern, die arbeitsparende Maschinen, Einrichtungen usw. konstruiert und richtig ausnutzt. Das unpersönliche, charakterlose Kapital spielt beim Gütererzeugungsvorgang eine ähnliche Rolle, wie die in der Chemie bekannten katalytischen Substanzen, die in noch unaufgeklärter Weise durch ihr bloßes Dasein die Bildung chemischer Verbindungen veranlassen, ohne sich selbst an dem Prozeß zu beteiligen, z. B. der Platinschwamm bei den jetzt viel in Gebrauch befindlichen Taschenfeuerzeugen.

Das Kapital besitzt einen Produktivwert, aber keine Wertproduktivität, es hat einen Wert, aber erzeugt keinen Wert. „Der Wert wird überhaupt nicht produziert, kann nicht produziert werden. Was produziert wird, sind immer nur Formen, Stoffgehalte, Stoffkombinationen, also Sachen, Güter. Diese

können allerdings Güter von Wert sein, aber sie bringen den Wert nicht fix und fertig, als etwas Inhärentes aus der Produktion mit, sondern sie erlangen ihn immer erst von außen — aus den Bedürfnissen und Deckungsverhältnissen der Wirtschaftswelt*)." Das heißt: den Wert, den Verkaufspreis, bestimmt nicht willkürlich die Produktion, sondern ihn regelt das Gesetz von Angebot und Nachfrage. Die Produktion diktiert den Verkaufspreis nicht, sondern sie richtet sich nach ihm.

Das Kapital erzeugt daher keinen Wert, sondern hat einen Wert, einen Gebrauchswert für die Bedürfnisse und Fähigkeiten des Unternehmers.

Eine weitere Theorie ist von Böhm-Bawerk**) aufgestellt. Sie ist begründet in dem Satze: Gegenwärtige Güter sind in der Regel mehr wert, als künftige Güter gleicher Art und Zahl. Die menschliche Natur schätzt den augenblicklichen Gebrauch höher, als den zukünftigen, den sie gleichsam perspektivisch verkleinert sieht. Diese Wertdifferenz zwischen gegenwärtigen und zukünftigen Gütern ist die Quelle des Zinses. Beim Kapitalgewinn ist „das später zu erwartende Schlußprodukt jetzt weniger wert, als die gleiche Menge und Art der Güter, die sofort zur Verfügung stehen. Aller Kapitalzins beruht auf dem Wertzuwachs der Zukunftsgüter, die zu Gegenwartsgütern ausreifen***)". Oder [wie Conrad†) diese Theorie umschreibt] „Kapitalgüter sind regelmäßig als Zukunftsgüter anzusehen, denn erst nach Verwendung in der Produktion, nach Ablauf von Zeit, liefern sie ein Produkt. Da nun Zukunftsgüter immer geringer eingeschätzt werden, als gegenwärtige, bleibt auch der Wert der Kapitalgüter hinter dem Werte des Produktes zurück und es entsteht eine Wertdifferenz, welche der Zins ausfüllt."

Die Voraussetznng, mit der die Theorie steht und fällt, ist also eine in der menschlichen Natur begründete verschiedene Schätzung von Gegenwarts- und Zukunftsgütern.

Conrad (a. a. O.) führt hiergegen an, daß diese Voraussetzung nicht immer zutrifft, daß z. B. die Aussteuer einer jungen Hausfrau vielfach Vorräte (Wäsche usw.) für viele Jahre enthält, daß die Bauern auf dem Lande und die Bevölkerung in wirtschaftlich wenig entwickelten Ländern häufig große Vorräte auf lange Zeit ansammeln, statt das Geld für den nicht sogleich nötigen Teil der Vorräte auf die Sparkasse zu tragen, wo es hätte Zinsen tragen können. Die Höherschätzung der Gegenwartsgüter findet sich nur bei lebhaft vorwärtsstrebendem Wirtschaftsbetriebe, damit Zinsverlust vermieden wird. Conrad will es scheinen, als ob die Theorie Ursache und Wirkung verwechsele: „Nicht weil wir Gegenwartsgüter höher als Zukunftsgüter schätzen, existiert der Zins, sondern

*) Böhm-Bawerk, Kapital und Kapitalzins.

**) Böhm-Bawerk, a. a. O.

***) Roscher, Grundlagen der Nationalökonomie, § 189.

†) Dr. Otto Conrad, Kapitalzins. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Jahrg. 1908, S. 825 ff.

weil der Zins existiert, ist uns der gegenwärtige Besitz mehr wert, als der zukünftige . . . Die verschiedene Wertschätzung ist nicht den Menschen von Natur aus mitgegeben, sondern erst durch die Tatsache des Zinses hervorgerufen." Auch Roscher*) setzt der Theorie die Tatsache entgegen, „daß gerade arme und rohe Völker, die doch am wenigsten für die Zukunft sorgen, den höchsten Zinsfuß haben!

Julius Wolf**) macht außerdem darauf aufmerksam, daß diese Theorie nur die Frage beantwortet, warum der Gläubiger Zins verlangt und nicht klar macht, warum der Schuldner den Zins auch wirklich bezahlt.

In der Anwendung dieser Theorie, lediglich vom Gesichtspunkt der Gläubiger aus, scheint mir eine entfernte Ähnlichkeit mit der Abstinenztheorie zu bestehen. Wie dort der Zins als eine Vergütung für den Verzicht der Kapitalisten auf den Genußgebrauch angesehen wird, so kann auch hier von einer Vergütung gesprochen werden, die für den Verzicht des Gläubigers auf den höheren Gegenwartswert gezahlt bzw. gefordert wird.

Keine der angeführten Theorien ist nach obigen Ausführungen einwandfrei. Es gibt aber eine neue Theorie, die allen Einwänden standhält. Sie ist von Dr. Otto Conrad***) aufgestellt worden und leitet den Zins aus der Unentbehrlichkeit und gleichzeitigen Monopolstellung des Kapitals her. Weil das Kapital mit seinem hohen Gebrauchswert unentbehrlich zur Güterherstellung ist, und weil bei weitem nicht so viel Kapital vorhanden ist, daß alle Nachfrage nach ihm, alle seine Verwendungsmöglichkeiten gedeckt werden können, deshalb wirft das Kapital Zinsen ab, deshalb muß derjenige, der Kapital braucht, Zinsen zahlen. Diese Theorie ist fraglos richtig, denn der Grund, weshalb für irgendeine Sache oder eine Leistung überall im Wirtschaftsleben ein Preis bezahlt wird, ist das Vorhandensein zweier einem Gute oder einer Leistung gleichzeitig anhaftenden Eigenschaften, nämlich die des Gebrauchswertes und die der Begrenztheit der von dem Gut vorhandenen Menge unter der Grenze des Bedarfs. Diese Theorie — ich möchte sie „Preistheorie" taufen — ist weiter nichts, als eine Folgerung aus dem Gesetz von Angebot und Nachfrage, die auf alle Güter und auf alle Preisvorgänge im Wirtschaftsleben ebensogut paßt, wie auf das Kapital.

Daß das Gesetz von Angebot und Nachfrage die Höhe des Preises regelt, ist eine unumstößliche Tatsache. Der Mensch „fragt" eine Sache oder eine Leistung an, weil er das betreffende Gut braucht, brauchen muß, brauchen will oder brauchen kann. Er kann das Gut, wenn es überhaupt existiert, bekommen, aber nur gegen Bezahlung. Warum? Weil nicht eine so große Menge von den „gefragten" Gütern vorhanden ist, daß alle Nachfrager davon bekommen können. Wer soll es nun erhalten? Natürlich der, der das meiste als Ent-

*) a. a. O., § 189, Anmerkung 6.

**) a. a. O.

***) Dr. Otto Conrad, Kapitalzins a. a. O.

gelt, als Ersatz, als Vergütung dafür zu bieten vermag! Und zwar ist die Entgeltnotwendigkeit ganz unabhängig davon, ob das gefragte Gut im Besitz einzelner weniger Menschen ist, oder ob es der Allgemeinheit, einem ganzen Volke mit kommunistischer Verfassung, oder wie die tollsten sozialistischen Utopisten erträumen, der ganzen Menschheit gehört. Weil nicht alle Nachfrage aus Mangel an ausreichendem Vorrat befriedigt werden kann, deshalb kann nur immer ein Teil der Menschen alle seine Wünsche erfüllen. Soll nicht willkürlich verteilt werden, so muß irgendein System der Verteilung gesucht werden. Gerechter- und billigerweise kann dies unter normalen Verhältnissen nur das System der Wiedervergeltung, des Tauschentgeltes, sein.

Je höher der Gebrauchswert eines Gutes ist und je kleiner die Menge, um so höher steigt natürlich der Preis. Ist dagegen ein Gut im Überflusse vorhanden, weit über den Bedarf hinaus, so wird der Preis = 0, wie z. B. beim Sauerstoff der Luft, der trotz seiner hohen Brauchbarkeit unentgeltlich zu haben ist. Mit ganz wenigen Ausnahmen deckt aber die Menge der Gebrauchsgüter auf unserer Erde den Bedarf nicht. Die eine Bedingung für das Zustandekommen eines Preises, nämlich der Mangel an Überfluß, ist also überall erfüllt und kann aus der Betrachtung ausscheiden. Es haben demnach alle Güter der Erde einen Preis, sobald sie überhaupt einen nennenswerten Gebrauchswert haben.

Die Conradsche Theorie ist danach sicher richtig, denn das Kapital hat Gebrauchswert und ist nicht im Überfluß vorhanden und wird es, wie Conrad*) schlagend nachweist, auch niemals sein.

Da diese Theorie auf alle Güter paßt, so läßt sie uns über die Eigenart der Zinserscheinung im Gegensatz zu anderen Preisarten, über das ihr Eigentümliche ganz im Unklaren. Sie ist keine spezielle Zinserklärung, sondern nur eine Einreihung des Zinsbegriffes in den weiter gefaßten Begriff des Preises überhaupt. Von dem Wesen der Einzelerscheinung des Zinses erfahren wir nur das, was es mit der ganzen Gattung gemein hat, zu der der Zins gehört.

Dieser Gattungsbegriff, der Preis, umfaßt nach der Einteilung der Volkswirtschaftslehre fünf besondere Formen. Bei dem Einkommen aus menschlicher

*) a. a. O. Der Grund für diese Behauptung sei hier in kurzem Auszuge angeführt: Je mehr Kapital vorhanden ist, um so tiefer sinkt der Zinsfuß. Er kann aber nie ganz verschwinden. Wenn z. B. ein Lastenaufzug fünf Arbeiter mit einem Jahresverdienst von zusammen 4000 K. erspart, so darf er bei einem Zinsfuße von 5 Prozent höchstens 80 000 K. kosten, soll er nicht unwirtschaftlich arbeiten. Sinkt der Zinsfuß tiefer, z. B. auf $^1/_{100}$ Prozent, so würde der Aufzug noch mit Vorteil aufgestellt werden können, wenn er selbst 40 Millionen K. kosten würde. Sinkt der Zinsfuß auf den Nullpunkt oder nahe an den Nullpunkt heran, dann würde die Kapitalverwendung einen Grad erreichen, der alle Vorstellung übersteigt. Um die einfachsten und müheloseften Handgriffe zu ersparen, könnten die kompliziertesten und kostspieligsten Maschinen aufgestellt werden. Bei einem Zinsfuß gleich Null, oder nahe daran, müßten unermeßliche, unbegrenzte Kapitalmengen vorhanden sein. Es bedarf nun wohl keines besonderen Nachweises, daß diese Bedingung heute nicht erfüllt ist und wohl auch in Zukunft niemals erfüllt werden kann.

Arbeit sprechen wir von Lohn oder Verdienst, bei einer besonderen Erwerbsart der Arbeit, bei der des Unternehmers, von Gewinn, beim Wert der Gebrauchsgüter von Kaufpreis, bei den Erträgnissen der Natur von Rente und bei dem Einkommen des Kapitals von Zins.

Diese Trennung ist nach der Verschiedenheit der Herstammung der einzelnen Preisarten vorgenommen.

Haben wir bei jeder dieser einzelnen Preisarten eine besondere Erklärung dafür, warum sie einen Preis hat, außer der allgemeinen, sich aus dem Gesetz von Angebot und Nachfrage ergebenden Erklärung? Wenn sich eine besondere Erklärung auch nur für eine der Einzelerscheinungen des Gattungsbegriffes „Preis" finden läßt, dann hat die Conradsche Theorie keinen Wert, und es bleibt die Frage nach dem Grunde des Kapitalzinses noch immer ungelöst.

Gibt es aber auch für die anderen Preisarten keine einwandfreie besondere Erklärung, dann hat es keinen Zweck, gerade nur beim Kapital nach einem besonderen Grunde zu forschen, warum es einen Preis hat, also Zinsen trägt.

Untersuchen wir einmal die einzelnen Preisarten auf diese Frage hin!

Warum erwirbt die menschliche Arbeit einen Lohn?

Die menschliche Arbeit ist ein organischer Vorgang, der entweder in Muskelbewegung oder geistiger Tätigkeit besteht. Ist etwa der organische Charakter der Grund des Erwerbes gegenüber toten, anorganischen Gütern? Die verneinende Antwort hierauf braucht wohl kaum ernstlich begründet zu werden. Bloßes Umherfuchteln mit den Gliedmaßen ohne jeden Zweck ist keine Arbeit in unserem Sinne. Zur Arbeit wird die Bewegung der Muskeln erst, wenn sie irgendeinen Nutzen für den Menschen schafft. Unter Umständen hat das Verleugnen des organischen Charakters mehr Nutzen, als seine Betätigung, z. B. das sich Totstellen in Augenblicken der Gefahr.

Liegt aber vielleicht in einer anderen Eigenschaft des Organischen sein Erwerbsgrund? Allem Organischen, allem Leben, ist von der Natur der Trieb der Selbsterhaltung gegeben. Um diesen Trieb befriedigen zu können, bedarf das Organische des Gebrauches vieler Güter, z. B. der Nahrungsmittel, des Schutzes gegen Schädigungen oder Gefahren seines Bestehens und Fortentwickelns usw. Ist etwa die Notwendigkeit des Bedarfs zum Leben der Grund, warum das Organische diese Güter auch wirklich bekommt, das heißt also bezahlt wird? Pflanzt, düngt und schützt man eine Pflanze, damit sie leben bleibt? Nein, sondern nur, damit sie einen Zweck erfüllt, der über ihr bloßes Dasein hinausgeht! Sie soll zur Nahrung, zu technischer Verwendung oder auch zu einem ästhetischen Genusse dienen. Nur deshalb wird sie gepflegt, bekommt sie ihren „Lohn". Ebenso wird auch der Mensch nicht bezahlt, weil er ohne Lohn nicht leben kann, sondern weil seine Arbeit Nutzen schafft. Es kommt allerdings vor, daß Menschen lediglich deshalb bezahlt werden, damit sie nicht zugrunde gehen. Es geschieht dies ausnahmsweise aus charitativen Gründen, aus Mitleid oder Sittlichkeitsforderungen, aber gerechter- und ver-

ständigerweise doch nur dann, wenn der betreffende Mensch aus körperlichen Gründen, oder wegen vollständigen Mangels an Beschäftigungsmöglichkeit, also wegen Überflusses an Arbeitskräften überhaupt nicht nutzbringend arbeiten kann. Aus Sittlichkeitsgründen wird die gesamte menschliche Arbeit fraglos nicht bezahlt. Das Recht auf Existenz ist ein sehr fragliches Ding, jedenfalls aber nicht der Grund, weshalb die Arbeit des Menschen entlohnt wird.

Nicht daraus fließt der Verdienst der Arbeit, weil der Mensch ihn zu seiner Selbsterhaltung nötig hat, sondern weil die Arbeit erst die Mittel zur Selbsterhaltung und Vervollkommnung verschafft. Der Trieb der Selbsterhaltung ist nur der Grund dafür, warum der Mensch lohnende Arbeit verrichtet, aber nicht warum die Arbeit Lohn einbringt.

Der Erwerbsgrund des Lohnes ist also weder der organische Charakter der menschlichen Arbeit, noch die Notwendigkeit der Selbsterhaltung der Menschen, sondern lediglich der Gebrauchswert seiner Arbeit.

Die menschliche Arbeit hat aber nur dann Gebrauchswert, wenn sie irgendwelchen Nutzen schafft. Erzeugt sie diesen Nutzen? In vielen Fällen sicher! Der Erfinder oder Konstrukteur z. B. erzeugt allein aus sich das arbeitsparende Moment in einer Maschine. Aber er erzeugt nicht den Preis der Produktionsverbilligung. Der wird ihr erst von außen gegeben. Denn es kommt vor, daß eine Arbeit von höchstem Werte und von einer Beschränkung der Menge bis zur Vereinzelung in einer einzigen Person keinen Lohn erhält, z. B. bei einer Erfindung, Entdeckung oder einer neuen Idee. Viele Genies sind Hungers gestorben trotz einer Leistung von enormem Werte. Dieser objektiv hohe Wert ist von den Mitmenschen nicht erkannt, das Gut hatte also bei Lebzeiten des Schöpfers noch keinen Gebrauchswert und deshalb auch keinen Preis. Es stieß auf kein Bedürfnis oder verstand das Bedürfnis nicht im Rahmen der Gebrauchsfähigkeiten der Zeitgenossen zu befriedigen. Anderseits verschaffen objektiv ganz wertlose Erzeugnisse, z. B. Sensationsromane, die dem Geschmack der Zeit entsprechen, aber dem Urteil eines erlesenen, gebildeten Geschmacks nicht standhalten und gar keinen Nutzen, weder ideellen, noch wirtschaftlichen, unter Umständen sogar Schaden stiften, dem Verfasser einen höheren Verdienst, als die gediegenste künstlerische Arbeit.

Aus diesen Beispielen ergibt sich zur Evidenz die Tatsache, daß die menschliche Arbeit zwar Werte erzeugt oder wenigstens erzeugen kann, aber nur objektive Werte und keinen Preiswert. Der Preiswert, auf den hier doch alles ankommt, wird nicht als etwas „Inhärentes" aus der Produktion mitgebracht, wie Böhm-Bawerk sagt, sondern jedem Gut und jeder Leistung erst von außen, durch die Wertschätzung der Mitmenschen angetragen, verliehen. Die menschliche Arbeit ist ebenso wie das Kapital zwar produktiv, aber nicht wertproduktiv.

Dasselbe gilt auch für den Unternehmergewinn. Der Unternehmergewinn ist der Ertrag einer Produktion, der übrig bleibt, wenn man die Kosten für

Gehälter, Arbeiterlöhne, Materialien, Kapitalzinsen, Abschreibungen und Risikoprämien vom Gesamtertrage abzieht. Dieser Gewinn ist die Bezahlung der Unternehmerarbeit. Es wird hier nicht von Lohn gesprochen, weil der Gewinn nicht aus reiner Arbeit fließt, sondern aus einer Arbeit unter Zuhilfenahme des Kapitals, das erst die volle Entfaltung des Unternehmertalentes ermöglicht. Ohne das Kapital würden die Unternehmerfähigkeiten zum Teil brach liegen und keine ebenso nutzbringende Arbeit leisten können, wie mit Kapital. Das Kapital hat hier, wie schon bei dem Vergleich mit den chemischen Kontaktsubstanzen erwähnt, fast nur den Wert des „Dabeiseins". Richtung und Erfolg verleiht dem Wirken des Kapitals erst die Intelligenz und der Wille des Unternehmers. Ohne Wasser kann der Fisch nicht schwimmen. Das Wasser ermöglicht erst das Schwimmen, ist an dem Erfolg des Schwimmens (Richtung, Schnelligkeit, Zweck usw.) aber ganz unbeteiligt. Der Unternehmergewinn ist also nichts anderes, als ein vom Kapital sozusagen subventionierter Arbeitslohn. Die Verbindung von Kapital und Arbeit verleiht der Arbeit des Unternehmers einen höheren Gebrauchswert. Weil die Mitmenschen zur billigen Erlangung von allerlei Gütern die durch die Mithilfe des Kapitals zur vollen Entfaltung gelangten Unternehmerfähigkeiten nicht entbehren können, deshalb überlassen sie dem Unternehmer einen Gewinn.

Auch bei den Gebrauchsgegenständen werden wir keinen anderen Grund für ihren Preis finden, als den allgemeinen Grund. Denn die Herstellungskosten, die allein als eine besondere, dem Gebrauchsgegenstand eigentümliche Quelle des Preises in Betracht kämen, erzeugen den Preis nicht. Selbstkosten und Preis decken sich meistens nicht. Nicht weil das Gut eine gewisse Summe Arbeit und Kosten zu seiner Entstehung verbraucht hat, hat es einen Preis, sondern weil es brauchbar ist. Ein Gut kann noch so hohe Selbstkosten haben und doch ohne Entgelt bleiben, wenn es niemand verlangt. Auch der in einem Gegenstand etwa liegende objektive Wert ist bedeutungslos, denn das hübscheste und zweckmäßigste Kleid bleibt unverkäuflich, wenn die Mode einen anderen Weg geht, während Kleider, die der Mode entsprechen, einen hohen Preis haben können, auch wenn sie nach allgemeinem ästhetischen Urteil abgrundhäßlich, zweckwidrig oder gar lodderig gearbeitet sind.

Es bleibt nur noch der Erwerbsgrund der Rente zu untersuchen übrig. Wir definierten den Begriff Rente als den Ertrag reiner Naturarbeit. Überall wo ein Acker aus eigener Kraft mehr Frucht trägt als der geringste, noch eben bebauungswürdige Boden, überall wo nicht eben noch das Mindestmaß an Existenzmitteln vorhanden ist, wo nicht die Kräfte und Anlagen der Menschen gerade noch ausreichen, sie vor dem Verhungern zu schützen, ist eine Rentenursache am Werk. Jeder Arbeiter, der mehr als die leichteste und stumpfsinnigste Arbeit verrichten kann, erhält in seinem Arbeitslohn neben dem Ertrag seiner eigensten Arbeit (der Betätigung seiner Kräfte an sich) auch noch eine Rente. So steckt auch in dem höheren Verdienst des Unternehmers gegenüber

dem des Arbeiters bis zu einem gewissen Grade eine Rente, die die Folge des Glücksumstandes ist, daß der Unternehmer von Natur aus die nötigen Fähigkeiten besitzt.

Die über den landesüblichen Kapitalzins hinausgehende Dividende eines unter günstigen Verhältnissen arbeitenden Kapitals ist eine Rente. Im Kapital selbst steckt sogar eine Rente insofern, als Kapital eine Ansammlung von Arbeitserträgen ist, und fast in jedem Arbeitsertrage, in jedem Gute eine Rente steckt, die aus vorzugsweise günstigen Verhältnissen fließt.

Die Rentenursache, der Glücksfall, beruht also auf der Verschiedenheit des Gebrauchswertes gleichartiger Güter. Diese Verschiedenheit ist der Grund, warum die Rente eine besondere Ertragsart darstellt. Die Rentenursache bezieht ebenso wie die anderen Erwerbsarten nur deshalb Einkommen, weil sie einen hohen Gebrauchswert hat.

Überall stellen wir also dasselbe fest: die einzelnen Erwerbsarten erzeugen ihren Preis nicht aus verschiedenen, ihnen besonders eigentümlichen Kräften und Eigenschaften, sondern erhalten ihn aus der Wertschätzung, die ihnen die menschlichen Bedürfnisse beilegen. Der Grund, warum der Käufer für ein Gut einen Preis zahlt, wird immer derselbe bleiben: weil der Käufer das Gut wegen seiner Brauchbarkeit zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse haben will oder haben muß, und es nicht im Überfluß vorfindet.

Wird die Frage nach der Erklärung des Kapitalzinses in der Fassung gestellt: warum bezieht das Kapital Zinsen?, so gibt es nur die eine Antwort, nämlich die, die die Conradsche Theorie erteilt.

Eine eigentliche Zinstheorie ist sie, wie schon erwähnt, zwar nicht, sondern nur die Anwendung der allgemeinen Preistheorie auf die Erscheinung des Zinses. Sie hat aber das Verdienst, zu zeigen, daß eine besondere Erklärung für den Kapitalzins, als Antwort auf die Frage in der obengenannten Formulierung überhaupt nicht gegeben werden kann.

Die Frage kann nur dann eine das Kapital allein treffende, es von den anderen Erwerbsarten absondernde Antwort finden, wenn sie etwa in folgende Form gefaßt wird: warum hat das Kapital Gebrauchswert, in welcher Weise vermag es menschliche Bedürfnisse zu befriedigen? Die Frage des Zinses wäre damit auf die Frage nach dem Gebrauchswert des Kapitals zurückgeführt.

Warum wird überhaupt so eifrig und mit Aufbietung von so viel Scharfsinn nach einer besonderen Erklärung des Kapitalzinses gesucht? Neben rein wissenschaftlichem Erkennungstrieb ist wohl vor allem die große soziale Wichtigkeit der Frage der Stachel der Suche. Überall sehen wir, daß der Erwerbsgrund eines „Preises" einen Aufwand an Natur- oder Menschenkraft verlangt, nur beim Kapital nicht. Der Kapitalist, der ohne jede Arbeit Einkommen bezieht, der faulenzende Rentner, der durch ein paar Schnitte mit der Schere sich ein bequemes Dasein verschafft, hat etwas verletzendes für unser sittliches Empfinden. Aber wie wir schon ausführten, hat der Besitz nichts mit der Frage nach der

Erscheinung des Zinses zu tun. Auch wenn das Kapital der Allgemeinheit gehört, erwirbt es Zinsen, sie werden vielleicht nur anders verteilt.

Die Erscheinung des Zinses ist in ihrem inneren Wesen ein Rätsel, wie es die chemischen Kontaktsubstanzen sind, die als Vergleich zuhilfe gezogen sind. Die Suche nach einer besonderen Erklärung des Kapitalzinses hat daher nur geringe Aussicht auf eine einwandfreie Lösung und hat auch keinen sozial verwertbaren Zweck.

Reiseromantik

Von P. Hoche

Mag lauern und trauern,
wer will hinter Mauern,
ich fahr in die Welt!

So klingt es uns aus einem deutschen Volksliede frisch entgegen; und in der Tat ist der tiefe Wandertrieb von jeher ein kostbares Erbteil des deutschen Volkes gewesen. Schon die Völkerwanderung ist mit aufs Konto dieses Wanderdranges zu setzen. Im Mittelalter begegnen wir dem abenteuernden Ritter, dem Sänger, der von Burg zu Burg zog; ein Walter von der Vogelweide bekannte selber von sich: Lande hab ich viel gesehen! Der fahrende Schüler, der, wie es im Liede heißt, fröhlich dahin „seine Straßen" zieht, war damals keine ungewöhnliche Erscheinung. Wir kennen einen Seume, den rüstigen Spaziergänger nach Syrakus, wissen von Goethe, daß er sich selbst den Namen „Wanderer" beilegte und bekannte: was ich nicht erlernt habe, das habe ich erwandert. Bis ins letzte Jahrhundert hinein zog der deutsche Handwerksbursche mit leichtem Sinn und Ränzel durch die weiten Gauen, und wenn der Fechtbruder im Straßengraben lagerte und nächtigte, so lag selbst darin noch ein Rest alter Wanderpoesie.

Wir wollen diesen Wandertrieb nicht schelten. Wissen wir doch, was er uns einbringt, wie er bereichert. Wer mit offenen Augen und froher Seele wandert, bringt kostbare Schätze mit heim, die auch „weder Motten noch Rost fressen", die für die späteren mageren Jahre „zum Brote werden, das nie alle wird". Ein Erzphilister daher, den es nie hinaus in die Ferne treibt, der vielleicht um die paar Groschen greint, die eine Wanderung wohl extra kostet! Es müssen recht verstaubte Seelen sein, denen — wenn es die äußeren Um-

stände sonst gestatten — der Sinn fürs Reisen so ganz abgeht. Wir kennen sie ja, jene nüchternen Naturen, denen die Augen und die Seele für die tausend Schönheiten des Alls verschlossen bleiben. Aber das ist ihre Strafe:

Die Trägen, die zu Hause bleiben,
erquicket nicht das Morgenrot;
sie wissen nur von Kinderwiegen
von Sorgen, Angst und Not um Brot!

Nun, der ewig neue Drang „nach draußen" ist auch heute in unserem Volke nicht erstorben. Wenn das bloße Reisen ein Kriterium dafür wäre, so wäre er sogar noch nie so stark gewesen wie in unseren Tagen. Denn wir leben geradezu in einem Zeitalter des Reisens. Der heutige gebildete Europäer reist unendlich viel, bald im Beruf, zum praktischen Zweck, bald nur zum Vergnügen.

Ob aber auch immer auf eine Art, die ihm Gewinn bringt? Das möchten wir bezweifeln: jede Reise soll uns doch zum inneren Erlebnis werden, soll unsere Seele in Schwingungen versetzen, soll unseren inneren Menschen bereichern, alle seine Kräfte beweglich machen, im Aufnehmen üben, vom goldenen Überfluß der Welt zehren lehren. Trotz des Massenreisens müssen wir es aussprechen, daß heute der Reisegewinn für die Menschheit vielleicht nicht größer geworden ist, daß man früher meist besser zu reisen verstand, mehr köstliches Bildungsgut mit heimzubringen wußte.

Besonders von einem Standpunkte aus läßt sich das nachweisen, von dem der Romantik. Unsere ganze Zeit ist diesem Begriff wenig hold. Wie reimt sich das Wunderbare, das Ahnungsvolle, die bloße Stimmung, die reiche Dynamik des Seelenlebens zu unserem Alltagssein? Sehr wenig. Unsere Zeit ist viel zu nüchtern, dem bloßen Gefühlsmäßigen daher abgekehrt. Im Zeitalter des Intellektualismus und der Naturwissenschaften will man erkennen, wissen, sich jeden Zusammenhang der Erscheinungen lückenlos herstellen. Nicht ein Stimmungsreiz wird wertgeschätzt, sondern lediglich das sachliche Ergebnis, der „Weisheit letzter Schluß". Daneben dominiert in unserem Leben zu sehr der materielle Genuß. Viele von uns verlernen mehr und mehr die feinen Reize des nur Romantischen auszukosten. Daher denn auch der gesteigerte Daseinskampf in seinen harten Formen, die ruhelose Hetze unseres Lebens, die uns kaum zum stillen Besinnen kommen läßt, die unsere Leiber und Seelen zermürbt. Romantik in unser Dasein? Das hört sich für manche Leute darum fast an wie eine Kinderei, für die ihnen völlig jeder Sinn abgeht. Jawohl, wir sind eine andere Generation geworden. Die Romantik ist aus unserem Leben geflohen oder vielmehr, wir haben sie vertrieben, haben sie verjagt aus unseren Kinderstuben (wie jener Vater in Dickens Roman „Harte Zeiten", der schon ärgerlich wurde, wenn sich sein Kind über etwas „wunderte"), aus unseren Häusern, von unseren Festen, aus unseren Briefen, unseren Gesprächen, unseren Seelen.

Und auch aus unseren Reisen.

Man braucht noch lange kein Feind des Fortschritts zu sein und muß es doch bedauern, daß gerade unsere Kultur — häufig ist es die Falsch- und Überkultur — eine Disharmonie in die Natur hineinträgt und oft ihre gewaltigsten und schönsten Eindrücke stört oder ihnen gar der Untergang droht. Welches empfängliche Gemüt empfände es nicht als eine Verschandelung, wenn an einer paradiesischen Stelle die schreiende Reklametafel die schmackhafteste Zigarette, das beste Waschpulver anpreist? Wer muß es um der Romantik willen nicht bedauern, daß große Wasserfälle gezwungen werden, der Fabrik die Maschine zu treiben? Wo gibt es ein wundervolles Tal, in dem nicht der Pfiff der Lokomotive ertönt, wo den Bergriesen, der nicht die Eisenbahn auf seinem Nacken tragen muß? Wo den schönsten Fleck am Meer und auf den Bergen, wo nicht sofort das „Grand Hotel" entsteht, um dem verwöhnten heutigen Genußmenschen, notabene wenn er die „Füchse" springen lassen kann, ja auch jede Schlaraffenbequemlichkeit zu bieten, auf die dieser doch auch nicht einmal ein paar Tage verzichten kann und will?

Zum Wesen der Romantik gehört etwas Weltfernes, Einsames, Stilles, Naturnaives. Daher hat mancher schöne Erdenfleck seine Romantik verloren, weil er zur Sensation gemacht und als solche von der Menge überschwemmt wurde. Sie gedeiht heute überhaupt nicht mehr auf der großen Heerstraße, man muß vielmehr einen „Schritt vom Wege" gehen, um sie zu finden, dahin, wo der Reisesnob sich glücklicherweise noch nicht hin verirrt, wo nach seiner Meinung „nichts los ist".

An dem Schwinden der Romantik ist eben unsere heutige Reisekultur oder vielmehr -unkultur hauptsächlich schuld. Schon die schnelle Art des Reisens ist vom Übel. Man will möglichst weit weggewesen sein und möglichst viel gesehen haben. Darum wird das Programm mit wer weiß wie vielen Punkten vollgestopft, die auf jeden Fall „erledigt" werden müssen — oft zu keinem anderen Zweck, als um in der Gesellschaft sagen zu können: da und da bin ich auch gewesen. Es ist natürlich nichts dagegen zu sagen, daß uns der Schnellzug in ferne Gegenden trägt — auch eine Bahnfahrt hat ihre starken Reize, um nicht gar zu sagen ihre Romantik — aber wenn wir am Ziele sind, sollten wir langsamer reisen, und uns lieber mit einem kleineren Teile der Gegend begnügen und diesen Teil gründlicher kennen lernen, als es der Reisefex im Geschwindschritt je tun kann. Je mehr uns gerade das Leben, der Alltag zur ruhelosen Hast zwingt, desto mehr müßten wir uns gerade beim Reisen der köstlichen Ruhe, des Behagens im gemächlichen Aufnehmen und Verarbeiten freuen. Unser schnelles Reisen bringt uns um vollendete, überfüllt uns nur mit einer Menge oberflächlicher, verschwommener Eindrücke, es läßt kein Gefühl sich ausleben. Es läßt uns erst gar keine Zeit, einen Schritt abseits von dem vielbetretenen Wege zu tun, weiter geht es im schnellen Flug, ganz wie der Dichter klagt: kaum gegrüßt — gemieden! Hängt diese Reisemanie nicht wieder

mit einem Zuge unserer Zeit zusammen, nämlich mit der Sucht nach groben und nach möglichst viel Genüssen, ferner damit, daß heute soviel auf den Schein gestellt und so wenig auf das innere Erlebnis gegeben wird? Daß endlich unter der Vorherrschaft des Grobmateriellen das Gemütsleben verarmt und die Sehnsucht nach und das Organ für poetische Reize, wie z. B. fürs Romantische, verkümmert ist?

Deshalb sollten wir zur alten Art des Reisens wieder mehr zurückkehren, zum Wandern, zu den Fußreisen. Es ist hier nicht der Ort, seine unschätzbaren Vorzüge, die es geradezu zu einem Universalerziehungsmittel machen, in das helle Licht zu rücken, es soll hier nur betont werden, wie das Wandern gerade auch ein romantisches Reisen ermöglicht oder ist. Sein Hauptwert in dieser Beziehung besteht darin, daß es uns so ziemlich unabhängig von äußeren Umständen macht. Unser Fuß trägt uns schnell dahin, wohin Auge und Seele nur immer begehren, wohin uns kein Gefährt führen könnte. Wo wir nur immer verharren wollen, während der Trupp oder der Genosse weiterziehen, dürfen wir es unbekümmert tun, dürfen uns ganz dem jeweiligen Eindrucke hingeben, so lange, wie wir wollen. Auf der Reise ist ja nicht nur das Grandiose, das Gewaltige zu werten, sondern jeder Eindruck, der zu unserer Seele spricht. Oft wird es gerade das Unbedeutende sein, das der Schnellreisende überhaupt nicht erst gewahrt, was Sinn und Geist fesselt. Nur beim Wandern ist es möglich, auch das Kleine zu genießen, überhaupt mit Muße aufzunehmen, nachdenklich und besinnlich ein Landschaftsbild zu betrachten, seine Phantasie blühen, sich von seinen Gedanken in alte Zeiten tragen zu lassen. Schon die Einsamkeit kommt beim Wandern dem Genusse des Romantischen sehr zu statten. Wer Romantik empfinden will — den Zauber des Vergangenen, das Phantasieerregende, das Unendliche, das Ungeheuerliche und Schauerliche — ist am besten mit sich allein, zum mindesten doch nicht im lauten Menschenschwarm, vor dem jede Romantik sicher scheu zurückweicht.

Von den modernen Verkehrsmitteln wäre vielleicht noch das Fahrrad dem romantischen Reisen günstig oder doch nicht besonders hinderlich. Es bringt uns — nicht auf verzärtelnde Weise wie das Fahren — rasch vorwärts, wenn es uns beliebt, gestattet uns jederzeit ein Anhalten, Ausruhen und wartet getreulich auf uns, wenn wir einen Sprung abseits gemacht haben; es kann uns zum lieben Wanderroß werden.

Je größer unsere Städte werden, je mehr so viele Menschen ihr Leben in Speichern, Fabriken, Schreibstuben verbringen, je mehr wir ferner abhängig werden von den Gaben der Kultur, desto stärker wird, wie die Erfahrung beweist, die Sehnsucht nach draußen und nach den alten Reizen der Natur. Und es gehört gewiß mit zu dem Sonderlichen im Menschenleben, daß man diesen Drang nach der Natur so tief empfindet und ihn dann, auf Reisen, doch nicht genügend stillt. Vielleicht muß die Trennung von der Natur erst noch stärker werden, ehe das Bedürfnis stärker erwacht, sie wieder mehr zu suchen.

Wenn das aber erst geschieht, dann wird ganz von selbst auch der Sinn für Romantik wieder erwachen und erstarken, der nun auch einmal in jedem Menschenherzen mehr oder weniger schlummert. Das wäre aber wieder ein Reisegewinn, den wir doch nicht unterschätzen wollen. Wir mögen uns ruhig einen klaren Blick für die Realitäten des Lebens bewahren, uns jedes wahren Fortschrittes ehrlich freuen, wollen dabei aber doch nicht den Sinn einbüßen oder verurteilen für den Schimmer der Romantik, die doch imstande ist, unser ganzes Dasein so freundlich zu durchleuchten.

Natur

Ist dies der Wunder höchstes nicht:
im sommerlichen Gras zu liegen,
wenn in das wesenlose Licht
vertrauend sich die reifen Ähren schmiegen;
wenn mit den Wolkenschatten sich ein Hauch
durch die erhobnen Felder windet,
sie tiefer goldet und dann auch
den Weg zu deiner Ruhe findet?
Und ganz zu fühlen, daß du selbst ein Stück
der unbegriffnen, seligen Natur,
daß dir Beschwertem, Sehnendem nichts fehlt, als nur
die Unschuld und ihr wunschlos klares Glück — —

Ernst Ludwig Schellenberg

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bildungsfragen

Zur Seminarreform in Sachsen. In Nr. 23 der Grenzboten beschäftigt sich Herr Dr. Quandt mit der Frage der Seminarreform in Sachsen. Er bedauert zunächst, daß die ins Seminar aufgenommenen Knaben das letzte Volksschuljahr verlieren und damit die Stätte, an der sie später wirken sollen, nicht vollständig kennen lernen. Für das erste erscheint das auch als Nachteil. Aber wenn man sich überlegt, daß eine beträchtliche Anzahl von Seminardirektoren und -lehrern (Theologen und Kandidaten des höheren Schulamts) sogar die letzten vier Schuljahre nicht durchgemacht und trotzdem mit bestem Erfolge zukünftige Volksschullehrer erzogen haben, kann dieses Prinzip des Selbsterlebens in dem Falle doch nicht so ausschlaggebend sein. Und wäre es ein geringer Nachteil, so muß uns mit ihm die pädagogische Erwägung vollkommen aussöhnen, daß man fremde Sprachen je früher um so besser zu lernen beginnt, ferner die Tatsache, daß der angehende Seminarist in der zukünftigen Septima alles das wiederfinden wird, was er durch den Verlust des achten Schuljahres entbehren muß, und die Vorteile, daß ein Zusammenarbeiten der aus den verschiedensten Schulen stammenden Knaben auf dieser Stufe viel leichter vor sich gehen wird als bisher — was natürlich nur der beurteilen kann, der mehrere Jahre in der jetzigen untersten Klasse eines Seminars arbeitete — und daß sich für den Knaben, der sich zum Lehrerberufe nicht eignet (das erste Jahr ist Probejahr! vgl. Pr.-O.), die Möglichkeit ergibt, mit vierzehn Jahren, also in dem allgemein üblichen Alter, einen anderen Beruf zu ergreifen. Übrigens ist es eine schon allgemein beobachtete und festgestellte Erscheinung unserer Gegenwartskultur, daß man die jungen Leute möglichst frühe für den zukünftigen Beruf vorzubereiten versucht; die Gründe dieser Erscheinung sind verschiedenster Natur. Daß natürlich die Volksschule durch Abgang einiger besserer Schüler nach dem Seminare in ihrer obersten Klasse gute Kräfte verliert, ist klar. Aber bedauert etwa der Lehrer an anderen höheren Schulen die Tatsache allzusehr, daß er der Volksschule für die letzten vier Schuljahre die besten Schüler entzieht? — Daß man Platz für eine neuere Fremdsprache am Seminare durch „weise Mäßigung" in anderen Fächern schaffen und so das siebente Jahr vermeiden konnte, ist eine uns Seminarlehrern nicht neue Ansicht, deren Verwirklichung dem Vorwurf der Oberflächlichkeit im wissenschaftlichen Betriebe, der bisher schon dem Seminare von gewisser Seite aus gern gemacht wurde, zu seiner Berechtigung verhelfen würde.

Herr Dr. Quandt wendet sich dann zu den Anforderungen, die an die Seminarkandidaten bei der Aufnahmeprüfung gestellt werden. Er glaubt, daß nun „der schon jetzt leider von ehrgeizigen Lehrern in Klassen mit Seminaranwärtern ... geübte Examensdrill (Anm. d. Verf.: Von dem wir Seminarlehrer bis jetzt herzlich wenig gespürt haben!) noch weitere Dimensionen annimmt, ja zur Notwendigkeit wird." Wir sind vom Gegenteil überzeugt. Wer die Anforderungen für die Aufnahmeprüfung aufmerksam durchliest, dem muß klar werden, daß sie gerade versuchen, die übermäßige Bewertung des eingedrillten Wissens auszuschalten und der Denkfähigkeit, der geistigen Beweglichkeit, die beim Stadt- und Landkinde bis zu gewissem

Grade gleich sind, zu ihrem Rechte zu verhelfen. Das wollen die Forderungen, die Herr Dr. Quandt als übertrieben anführt, eben bewirken; daß sie wissenschaftlich immer relativ zu verstehen sind, fühlt wohl jeder psychologisch Gebildete heraus.

Es fällt weiterhin der Pr.-O. gar nicht ein, Anwärter aus der Volksschule in Zukunft möglichst ausschließen zu wollen; wegen des Stoffes in Latein, der in der Aufnahmeprüfung verlangt wird, braucht man keine höhere Schule zu besuchen, das lernt man in Privatstunden auch auf dem kleinsten Dorfe bei dem Pfarrer oder Lehrer. Daß wir aber ein Jahrespensum in Latein verlangen müssen, ist eine pädagogische Notwendigkeit, denn wir können in der zukünftigen Septima nicht zwei fremde Sprachen zu gleicher Zeit beginnen.

Schließlich wirft Herr Dr. Quandt den Anforderungen für die Wahlfähigkeitsprüfung zu große Wissenschaftlichkeit vor. Er führt zum Beweise ein Beispiel aus der Physik und Mathematik an und fordert, daß der Lehrer, wenn er sich auf den Boden der Wissenschaftlichkeit begeben will, Probleme zu lösen versuchen soll, die sich aus dem Inneren seines Berufes ergeben. Hat Herr Dr. Quandt gar nicht gelesen, wie sehr die Pr.-O. solche Versuche anregt? Sollten ihm Probleme wie: „das religiöse Leben des Schulorts oder der engeren Heimat, das Studium der Sprechweise der Schulkinder, historische Denkmäler, Geschichte des Schulortes, Sitten und Gebräuche der Heimat, Abschnitte der Volksschulgeometrie in elementarer und wissenschaftlicher Behandlung, Anstellung planmäßiger Beobachtungen über die Wirkung pädagogischer Maßnahmen im eigenen Unterrichte, Untersuchungen über die Gesamtlage der eigenen Schüler in und außerhalb der Schule" und anderes vollständig entgangen sein? Dr. G. Heller

Schöne Literatur

Edgar Allan Poe: Heureka und romantische Erzählungen. (Verlag J. C. C. Bruns, Minden i. W.)

Was weiß man über Edgar Allan Poe? Daß er grausige Erzählungen, Kriminalgeschichten geschrieben hat. Traurige Weisheit! ... Wer liest diese Novellen so, wie sie gemeint sind, als Dokumente innerer Ergriffenheit, als Forschungen eines seelischen Spürjägers? Genug, daß bei ihrer Lektüre ein angenehmes Gruseln den Rücken hinaufkriecht.... Wer mehr sucht, wer ganz in das sehnende, hellseherische, suchende Wesen dieses großen, unvergleichlichen Dichters eindringen möchte, der nehme diesen zweiten Band der „Werke" zur Hand, auf welche ich schon früher einmal (1913, Heft 23) hinweisen konnte. Wer würde nicht ergriffen und tief bewegt, wenn er die wundersame Dichtung „Heureka" studiert, den Versuch über das geistige und materielle Weltall? Wer möchte noch wagen, mit wissenschaftlichem Handwerkszeuge diesen visionären Bekenntnissen zu nahen, welche „den Träumern und denen, die an Träume als an die einzigen Wirklichkeiten glauben", gewidmet sind? Ich will nicht näher darauf eingehen, nicht auf die tiefsinnigen Dialoge oder die feinen, innig durchschauerten „romantischen Erzählungen". Ich möchte nur eines sagen: man vergesse nie die Schlußworte aus „Heureka" und betrachte unter ihrem Leuchten das Schaffen und Ringen dieses mächtigen Dichters: „Mittlerweile bewahrt es in eurer Seele, daß alles Leben ist — Leben — Leben in Leben — das kleinere im größeren — und alles im göttlichen Geiste."

Es bleibt schließlich noch zu sagen, was ich auch früher schon betonte: daß sich die Übersetzung vortrefflich liest (bis auf die Anwendung des schrecklichen Wortes „derselbe"), und daß die Ausstattung köstlich und würdig ist. Diese verdienstreiche, schöne Ausgabe muß aufs dringendste und wärmste empfohlen werden. Ernst Ludwig Schellenberg

Der jetzt achtundvierzigjährige **Romain Rolland** hat es in Frankreich allmählich zu einer stillen, tiefwirkenden Berühmtheit gebracht. Ein Freund der großen Anregerin Malvida von Meysenbug ist er ihr in dem brennenden Idealismus seelisch verwandt. Und das Talent wuchs weiter in der stillen Arbeit an der eigenen Persönlichkeit und Verarbeitung der umgebenden geistigen Strömungen. Er unterliegt ihnen nicht, er be-

herrſcht ſie. Er hat ſich nie um den Geſchmack des Publikums gekümmert. Auch die l'art pour l'art-Äſthetiker wiſſen nichts mit ihm anzufangen; er iſt ein Schillerſcher Geiſt, ein Erzieher des Menſchen, der ſich nicht um Theorien und Schulen ſorgt, ſondern die Kunſt wieder in den Dienſt der Perſönlichkeit ſtellt. Wie Schiller berauſcht er ſich an ſeinen Helden. Nur daß Nietzſche dazwiſchen liegt. Es ſind moderne Helden, deren naives Ichgefühl ſich durchſetzt trotz der Gleichgültigkeit, der Beharrung, der Feindſchaft alles Mittelmäßigen, die dem Drange ihrer eigenen Seele folgen, ſtatt den bequemen breiten Weg zu gehen; die alle geiſtigen Qualen der Welt auf ſich nehmen, um die Welt zu erlöſen. Beethoven und Michelangelo ſind ſeine Helden; Jean-Chriſtophe iſt ſein Ideal. (**Johann Chriſtof. Kinder- und Jugendjahre.** Roman. Überſetzt — muſtergültig! — von Otto und Erna Grautoff. Frankfurt a. M., Literariſche Anſtalt Rütten u. Loening).

Jean-Chriſtophe iſt ein deutſcher Muſiker; allerdings ein Deutſcher „geſehen durch das Temperament eines Franzoſen". Vieles iſt falſch an ihm, vieles einſeitig geſehen. Manchmal ſtört das Konſtruierte, das nur durch wundervoll geſchaute Einzelheiten wettgemacht wird. Aber durch das ganze Buch brennt das helle Feuer der Wahrheit und des Gefühls. Und das hebt es heraus aus der Maſſe der zeitgenöſſiſchen franzöſiſchen Marktliteratur. Rolland iſt eine der innerlichſten und ſtärkſten Perſönlichkeiten unter den heutigen Franzoſen, und die Aufrichtigen und Geſunden unter der Jugend tun gut, ſich ihm anzuſchließen.

R.

Nachdruck ſämtlicher Aufſätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags geſtattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuſkriptſendungen und Briefe werden erbeten unter der Adreſſe:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigſtr. 1 a.
Fernſprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Deſſauer Straße 36/37.

Bezug durch Photohändler

Leistungsfähiges Aufnahmematerial
für
Ferienphotos an der See!

„Agfa"-Platten Extrarapid
Hervorragend klar und brillant arbeitend. Geben Himmel und Wolken in guter Tonabsetzung wieder.

„Agfa-Special"-Platten
(Extrarapid)
Unübertroffene Tonabstufung; enormer Belichtungsspielraum; ungewöhnliche Entwicklungsmöglichkeiten.

Fordern Sie zur Information in unterhaltender Form
Gratis „Agfa"-Prospekte, -Broschüren reich illustriert
durch Photohändler oder durch die „Agfa":
ACTIEN-GESELLSCHAFT FÜR ANILINFABRIKATION, Berlin SO 36

Aufruf
zur Bildung einer Deutſch-Griechiſchen-Geſellſchaft

Zur Pflege der Beziehungen zwiſchen Deutſchland und Griechenland iſt als beſondere Vereinigung die „Deutſch-Griechiſche-Geſellſchaft“ ins Leben gerufen worden. Die Geſellſchaft ſoll ein Ausdruck ſein für die traditionellen freundſchaftlichen Beziehungen zwiſchen den beiden Ländern und ſoll dieſe Beziehungen feſtigen und vertiefen durch wechſelſeitige Aufklärung über die Eigenart und die Intereſſen der beiden Völker und durch Unterſtützung jeder Art von perſönlicher Verbindung.

Ihre Majeſtät die Königin von Griechenland hat aufs huldvollſte das Protektorat der Geſellſchaft übernommen.

Als ihre nächſte Aufgabe betrachtet die Geſellſchaft, die von wiſſenſchaftlichen Kreiſen ihren Ausgang nimmt, die Herausgabe einer Zeitſchrift, durch die eine beſſere Kenntnis Griechenlands in Deutſchland verbreitet werden ſoll. Mit der Zeitſchrift als ihrem Sammelpunkt wird die Geſellſchaft weitere Aufgaben in Angriff nehmen können, wie die Einrichtung von Auskunfts- und Vermittlungsſtellen, die Überſetzung griechiſcher Werke ins Deutſche und deutſcher ins Griechiſche, die Gewährung von Reiſeſtipendien für Forſchungen, die in der von der Geſellſchaft verfolgten Richtung liegen; ſie wird auch für die Verbreitung deutſcher Ideen in Griechenland und in der griechiſchen Preſſe zu wirken ſuchen. Die Veranſtaltung von Vorträgen und gelegentlichen geſellſchaftlichen Zuſammenkünften wird ſich aus den örtlichen Verhältniſſen ergeben.

Die Zeitschrift, die vom 1. Oktober 1914, spätestens 1. Januar 1915 an in loser Reihenfolge der Hefte, später vielleicht als Monatsschrift erscheint, soll das deutsche Publikum in populären, aber gründlichen Aufsätzen unterrichten über die neuere Geschichte und das Wirtschaftsleben Griechenlands, über griechische Kultur und Wissenschaft, über die Kirche und das Volksleben Griechenlands, über die griechische Armee und Flotte, schließlich auch über griechische Politik; sie wird Skizzen bringen über hervorragende Persönlichkeiten Griechenlands, über künstlerische und literarische Ereignisse und über die archäologische Arbeit in Griechenland, über das geistige Leben in Athen, gelegentlich auch touristische und landschaftliche Schilderungen; sie wird über wirtschaftliche Einrichtungen und Möglichkeiten in Griechenland berichten und vor allem über die Neugestaltung der durch den letzten Krieg einverleibten reichen Ländergebiete; auch dem Griechentum außerhalb der Grenzen des Königreichs wird die Aufmerksamkeit der Zeitschrift zugewendet werden. Die Zeitschrift führt den Titel „Hellas", der den historischen Zusammenhang mit der Vergangenheit in gleichem Maße betont wie das Interesse für das heutige Griechenland, und der im Deutschen wie im Griechischen gleich bezeichnend und geläufig sein wird.

Als Mitarbeiter sind gründliche deutsche Kenner Griechenlands gedacht, besonders aber auch Griechen, die hier ein Organ erhalten werden, um über ihr Land zu der deutschen Öffentlichkeit zu sprechen; die Artikel erscheinen in deutscher Sprache, griechisch gelieferte Beiträge also in Übersetzung. Die Beigabe von Illustrationen ist geplant. Die Redaktion übernimmt Dr. Paul Marc in München. Die Zeitschrift wird allen Mitgliedern der Gesellschaft frei geliefert.

In der Förderung der wirtschaftlichen Beziehungen der beiden Länder wird sowohl die Gesellschaft wie die Zeitschrift eines ihrer wichtigsten Ziele erblicken. Eine mittelbare Förderung liegt schon in dem bloßen Erscheinen einer Zeitschrift, die für Griechenland Interesse wirbt; aber die Zeitschrift soll auch regelmäßig wirtschaftliche Korrespondenzen aus Griechenland und Darlegungen von erfahrenen Fachleuten bringen; sehr willkommen wäre in dieser Beziehung die Verbindung mit Wirtschaftsgruppen, denen sich in der Zeitschrift eine Stelle zu Mitteilungen und Anzeigen bieten würde. Ohne Spitze nach irgendeiner Richtung hofft die Gesellschaft zu ihrem Teile auch der politischen Aufklärung und Verständigung dienen zu können.

Die ordentliche Mitgliedschaft kann sowohl von Einzelpersonen mit einem Jahresbeitrag von mindestens 10 Mark, wie von Anstalten und Körperschaften

mit einem solchen von mindestens 100 Mark erworben werden. Daneben rechnet die Gesellschaft auf Gönner und Interessenten, die durch einmalige Zahlung von mindestens 500 Mark zu lebenslänglichen Stiftungsmitgliedern werden. Zur Verfolgung der weiteren Aufgaben wird die Bereitstellung höherer Beträge erforderlich sein. Zahlungen werden erbeten auf das Scheckkonto „Deutsch-Griechische-Gesellschaft" bei der Bayerischen Handelsbank in München.

Die unterzeichneten Mitglieder des Komitees laden ein, durch Beitritt zur Gesellschaft ihre Bestrebungen zu unterstützen, und bitten, sich zur Anmeldung der beiliegenden Karte zu bedienen.

Ehrenmitglieder:

Seine Hoheit Bernhard II., Herzog von Sachsen-Meiningen, Meiningen.
Ihre Königliche Hoheit Prinzessin Therese von Bayern, München.
Seine Königliche Hoheit Kronprinz Georgios von Griechenland, Athen.
Seine Königliche Hoheit Kronprinz Georg von Sachsen, Herzog zu Sachsen, Dresden.
Seine Königliche Hoheit Prinz Johann Georg von Sachsen, Herzog zu Sachsen, Dresden.
Seine Hoheit Prinz Friedrich Karl von Hessen, Schloß Friedrichshof (Taunus).

Komitee:

Dr. A. Adamantiu, Ephor der Altertümer, Professor a. d. Universität Athen.
R. Adelssen, Kgl. Griech. Generalkonsul in Berlin.
Dr. Anastasopulos, Leibarzt S. M. des Königs, Athen.
Andreas M. Andreades, Professor der Nationalökonomie a. d. Universität Athen.
Dr. jur. Theodor G. Angelopulos, Athen.
Dr. Aravantinos, Abgeordneter der Argolis.
G. Baltazzi, Ex-Minister, Athen.
Dr. W. Barth, Verlagsbuchhändler, Athen.
Dr. Ernst Bassermann-Jordan, Kgl. Professor, München.
Fritz Beckmann, vorm. Kgl. Norweg. Generalkonsul für Griechenland, Düsseldorf.
Fr. W. Freiherr von Bissing, Professor a. d. Universität München.
Prof. Dr. Felix Bölte, Frankfurt a. M.
R. Bonwetsch, Professor a. d. Universität Göttingen.
Dr. Lujo Brentano, Professor a. d. Universität München.
General d. Kav. z. Disp. von Broizem, Dresden.
Prof. Dr. Alfred Brueckner, Oberlehrer, Berlin.
Rudolf Bücking, Bankier, Alsfeld (Hessen).
Dr. L. Bürchner, Kgl. Professor, München.
N. Canellopulos, Industrieller, Athen.
Geh. Baurat W. Cauer, Professor a. d. Techn. Hochschule zu Berlin.
Prof. Dr. H. Coenen, Oberarzt der Kgl. Chirurgischen Klinik in Breslau.
Freiherr von Cramer-Klett, erbl. Reichsrat der Krone Bayern, München.
O. Crusius, Professor a. d. Universität München.
D. Adolf Deißmann D. D., Professor a. d. Universität Berlin.
Dr. Joh. Dellios, Athen.
Konstantin Demertzis, Marineminister, Abgeordneter von Athen.
Wirkl. Geh. Rat Dr. B. Dernburg, Exzellenz, Staatssekretär a. D., M. d. Herrenhauses, Berlin.
Fr. Diekamp, Professor a. d. Universität Münster.
Prof. Dr. H. Diels, best. Sekretar der Kgl. Preuß. Akademie der Wiss., Berlin.
Dr. Karl Dieterich, Privatdozent für mittel- und neugriechische Philologie a. d. Universität Leipzig.
A. Dihlmann, Kgl. Griech. Konsul in Nürnberg.
Alex. Diomedes, Finanzminister, Abgeordn. von Spetzai.
Prof. Dr. Wilhelm Dörpfeld, Berlin.
Burggraf und Graf Heinrich zu Dohna-Mallmitz, Rittmeister d. R. im 2. Garde-Ulanen-Rgt., Majoratsherr auf Mallmitz.

Prof. Dr. Dragendorff, Generalsekretar des Kais. Archäologischen Instituts, Berlin.
Dr. phil. Emmanuel Dragumis, Athen.
St. Dragumis, Ex-Premierminister, Athen.
Geh. Hofrat Dr. F. von Duhn, Professor a. d. Universität Heidelberg.
Geheimrat Dr. Josef Durm, Dr.-Ing., Professor a. d. Techn. Hochschule Karlsruhe.
Dr. O. Ecker, Direktor der Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg.
Dr. Albert Ehrhard, Professor a. d. Universität Straßburg.
Prof. Richard Eickhoff, Mitglied des Preuß. Abgeordnetenhauses, Remscheid.
E. Fabricius, Professor a. d. Universität Freiburg i. Br.
Dr. Friedrich Fick, Direktor der Schnellpressenfabrik Koenig u. Bauer, Würzburg.
Oberst J. Frangudis, Flügeladj. S. M. des Königs, Athen.
C. O. Fritsch, Berlin.
Dr. M. Gerulanos, Generalarzt à la suite, Professor der Chirurgie a. d. Universität Athen.
Dr. Alfred Giesecke-Teubner, Leipzig.
Dr. D. Glinos, Direktor des Gymnasialseminars zu Athen.
D. Ed. Freiherr von der Goltz, Professor a. d. Universität Greifswald.
P. Graef, Kgl. Baurat, Berlin.
Ernst Hardt, Weimar.
G. N. Hatzidakis, Professor a. d. Universität Athen.
J. H. Hatzidakis, Direktor des kret. Museums, Candia.
Aug. Heisenberg, Professor a. d. Universität München.
Dr. Julius Hesse, Fabrikbesitzer, Düsseldorf.
Geh. Kommerzienrat August Freiherr von der Heydt, Kgl. Griech. Generalkonsul, Elberfeld.
F. Freiherr Hiller von Gaertringen, Prof., Berlin.
Geh. Med.-Rat J. Hirschberg, M. D. Berol. et Ath. h. c., Professor a. d. Universität Berlin.
Dr. Ludwig Hoffmann, Geh. Baurat und Stadtbaurat von Berlin.
Prof. Ludwig von Hofmann, Weimar.
Hofprediger A. Honig, Athen.
Prof. Ferd. Hornemann, Geh. Studienrat, Hannover.
Prof. G. Jakobidis, Direktor der Kunstschule und der National-Pinakothek, Athen.
Oberstlt. Kalinski, Flügeladj. S. M. des Königs, Athen.
Dr. J. E. Kalitsunakis, Dozent a. Oriental. Seminar d. Universität Berlin.
Prof. G. Karo, erster Sekretar des Kaiserl. Deutschen Archäologischen Instituts in Athen.
Dr. P. Kastriotis, Ephor der Altertümer, Athen.
P. Kavvadias, Professor a. d. Universität Athen.
Dr. A. D. Keramopullos, Ephor der Altertümer, Athen.
Dr. O. Kern, Professor a. d. Universität Halle-Wittenberg.
Harry Graf Keßler, Berlin.
Geheimrat Prof. Dr. Max Klinger, Leipzig.
Friedrich Kloebe, Kapitän zur See a. D., Athen.
Baurat H. Knackfuß, zweiter Sekretar des Kais. Deutschen Archäologischen Instituts in Athen.
J. Kromayer, Professor a. d. Universität Leipzig.
Dr. phil. S. Kugéas, Professor am Normalgymnasium in Athen.
Prof. E. Kummer, Oberbaudirektor a. D., Berlin.
Dr. K. Kuruniotis, Ephor der Altertümer, Athen.
Isolde Kurz, Dr. phil. h. c., München.
Dr. Spyr. P. Lambros, Professor a. d. Universität Athen.
Geheimrat Prof. Dr. LL. D. Lamprecht, Leipzig.
D. Lampsas, Mitglied des Oberschulrats, Athen.
Dr. Heinr. Lehmann, Geh. Kommerzienrat, Halle a. S.
Dr. B. Leonardos, Direktor des Epigraph. Museums, Athen.
Dr. Theodor Lewald, Direktor im Reichsamt des Innern, Berlin.
Prof. Dr. R. Freiherr von Lichtenberg, Gotha.
W. Lisco, Justizrat, Berlin.
Dr. J. Löhr, Direktor der Bayer. Handelsbank, Kgl. Griech. Generalkonsul in München.

Geh. Reg.-Rat Georg Loeschcke, Professor a. d. Universität Berlin.
Dr. Konst. Logothetopulos, Gynäkolog-Chirurg, Athen.
Frau K. Lüders, Athen.
von Luschan, Professor a. d. Universität Berlin.
Thomas Mann, München.
Dr. Paul Marc, Redakteur der Byz. Zeitschrift, München.
DDr. E. Martini, Professor a. d. Universität Leipzig.
Dr. Georg von Mayr, Kais. Unterstaatssekretär z. D., Professor, z. Z. Rektor der Universität München.
Bürgermeister Dr. von Melle, Hamburg.
Konst. Mermingas, Chirurg, Athen.
J. P. Metaxas, Oberstleutnant im Generalstab, Athen.
Oscar Mey, Kgl. Kommerzienrat, Bäumenheim.
D. Philipp Meyer, Geh. Konsistorialrat, Hannover.
Joh. Mindler, Gutsbesitzer, Athen.
Dr. Paul Mitzschke, Archivrat i. R., Weimar.
M. Graf Montgelas, Generalleutnant, Würzburg.
Dr. Alex. K. Mylonas, Generalsekretär des Ministeriums für Nationale Ökonomie, Athen.
Miltiades Negroponte, Abgeordneter, Athen.
Prof. Dr. Ferdinand Noack, Tübingen.
Albrecht Fürst zu Oettingen-Spielberg, Kronobersthofmeister und erbl. Reichsrat der Krone Bayern, München.
Dr. L. Pallat, Geh. Oberregierungsrat, Berlin.
Archimandrit Chrys. Papadopulos, Direktor des Theol. Seminars und Professor a. d. Universität Athen.
A. P. Papanastasiu, Rechtsanwalt, Athen.
Peter Pappageorg, Kgl. Griech. Konsul in Leipzig.
Albrecht Graf zu Pappenheim, München.
Dr. D. Pappulias, Professor der Rechte a. d. Universität, Generalsekretär der Zivilgesetzgebungskomm., Athen.
Dr. W. Freiherr von Pechmann, Kgl. Kämmerer und Geh. Hofrat, Direktor der Bayer. Handelsbank, München.
Freiherr von Perfall, Kgl. Kämmerer, Oberst und Hofmarschall S. K. H. Prinz Leopold von Bayern, München.
Prof. Th. Petimezas, Athen.
Dr. von Petri, Geh. Kommerzienrat, Generaldirektor der Elektrizitäts-A.-G. vorm. Schuckert u. Co., Nürnberg.
Reg.-Rat Petzet, Direktor des Norddeutschen Lloyd, Bremen.
Alfred Philippson, Professor a. d. Universität Bonn.
von Pilgrimm-Baltazzi, Kais. Außerordentlicher Gesandter und bevollm. Minister, Berlin.
Plock, K. Deutscher Konsul, Piräus.
N. G. Politis, Professor a. d. Universität Athen.
Albert Graf von Quadt zu Wykradt und Isny, Kais. Deutscher Gesandter zu Athen.
Dr. K. Reißinger, Professor am Gymnasium Erlangen.
K. M. Rhallis, Professor des kanon. Rechts a. d. Universität Athen.
Geh. Reg.-Rat Dr. E. Robert, Professor a. d. Universität Halle-Wittenberg.
Prof. Dr. Dr. Wilhelm Roscher, Geh. Hofrat, Dresden.
Bankier August Rueff i. Fa. Paul Kapff, Bank, Kgl. Griech. Generalkonsul in Stuttgart.
Prof. Dr. A. Schiff, Berlin.
Frau Sophie Schliemann, Athen.
Dr. H. Schnorr von Carolsfeld, Direktor der K. Hof- und Staatsbibliothek, München.
Günther Prinz von Schönburg, Bacau (Rumänien).
Prof. Dr. Otto Schroeder, Direktor des Kaiserin-Augusta-Gymnasiums, Charlottenburg.
Wirkl. Geh. Oberbaurat L. Schwering, Eisenbahn-Direktions-Präsident a. D., Hannover.
Dr. Ernst von Sieglin, Kgl. Geh. Hofrat, Stuttgart.
W. von Siemens, Berlin.
Dr. G. Sotiriades, Professor a. d. Universität Athen.
Dr. V. Stais, Direktor des Nationalmuseums, Athen.
X. Stratigos, Oberstleutnant im Generalstab, Athen.
J. N. Svoronos, Direktor des Münzkabinetts, Athen.
N. G. Theotoky, Kgl. Griech. Gesandter in Berlin.

Dr. Friedrich von Thiersch, Professor a. d. Techn. Hochschule München.
A. Thumb, Professor a. d. Universität Straßburg.
Prof. Dr. Adolf Trendelenburg, Geh. Reg.-Rat, Direktor des Friedrich-Gymnasiums, Berlin.
Geheimer Rat Prof. Dr. Georg Treu, Direktor der Kgl. Skulpturensammlung zu Dresden.
Dr. M. Triantaphyllidis, Athen.
K. Triantaphyllopulos, Rechtsanwalt, Athen.
Chr. Tsuntas, Professor a. d. Universität Athen.
Dr. Em. S. Valettas, Athen.
G. S. Valettas, Kgl. Griech. Major, Athen.
Archimandrit Dr. Germ. Vlachos, München.
Curt L. Walter-van der Bleek, Präsident der Richard-Wagner-Gesellschaft und deren Ausschusses für helleno-germanische Erziehung, Berlin.
Dr. N. Wecklein, Geh. Hofrat, München.
C. von Weinberg, Frankfurt a. M.
Oberbürgermeister Wermuth, Berlin.
Th. Wiegand, Dr. phil. Dr.-Ing., Direktor der Antikensammlungen der Kgl. Museen zu Berlin.
Wirkl. Geh. Rat U. von Wilamowitz-Moellendorff, Exzellenz, Professor a. d. Universität Berlin.
Dr. P. Wilski, Professor a. d. Bergakademie Freiberg.
Dr. F. C. Witte, Rostock i. M.
Paul Wolters, Professor a. d. Universität München.
Freiherr von Würtzburg, erbl. Reichsrat der Krone Bayern, München.
Steph. A. Xanthudidis, Ephor der Altertümer, Candia.
Emmanuel Fürst Ypsilanti, Corfu.
Alex. Zachariu, Dipl.-Ingenieur, Industrieller und Stadtrat von Athen.
E. Ziebarth, Professor am Wilhelm-Gymn. in Hamburg.
Dr. Julius Ziehen, Stadtrat in Frankfurt a. M.
Dr. jur. G. Christ. Zographos, Ex-Minister, Athen.
Konsul D. K. Zopotos, Gutsbesitzer, Volo.

Arbeits-Ausschuß:

Prof. Dr. Wilhelm Dörpfeld, Berlin. — St. Dragumis, Ex-Premierminister, Athen. — G. N. Hatzidakis, Professor a. d. Universität Athen. — Aug. Heisenberg, Professor a. d. Universität München. — Hofprediger A. Honig, Athen. — Prof. G. Karo, I. Sekretar des Kais. Deutschen Archäologischen Instituts in Athen. — Dr. Spyr. P. Lambros, Professor a. d. Universität Athen. — Dr. J. Löhr, Direktor der Bayer. Handelsbank, Kgl. Griechischer Generalkonsul in München. — N. G. Politis, Professor a. d. Universität Athen. — Wirkl. Geh. Oberbaurat L. Schwering, Eisenbahn-Direktions-Präsident a. D., Hannover. — Wirkl. Geh. Rat U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Exzellenz, Professor a. d. Universität Berlin.

Geschäftsstelle: Dr. Paul Marc, München, Theresienstraße 12.

Deutschland und Neu-Griechenland

Von Eisenbahn-Direktions-Präsident a. D.
Wirklichen Geheimen Oberbaurat Ludwig Schwering

Griechenland, uns Deutschen aus seiner ruhmvollen Vergangenheit durch Schule, Wissenschaft und Kunst nahe gebracht, hatte in den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts stark an Interesse und Sympathie verloren. Besonders der schlecht vorbereitete Krieg von 1897 hatte mit allen seinen Folgeerscheinungen die frühere Achtung vor dem Griechenvolk stark erschüttert.

Aber auch sonst hatte das Land und das Volk zunächst nicht die Erwartungen erfüllt, die man in früherer Zeit, als das Land nach dem zehnjährigen, heldenmütig geführten Freiheitskampfe ein selbständiger Staat geworden war, gehegt hatte. Die Leichtigkeit des Kredits veranlaßte Griechenland seiner Zeit zur Kontrahierung einer ungeheuren Staatsschuld, ohne daß die Mittel vernünftig angewendet wurden. Zwecklose, unvollendete Straßenanlagen, dreimalige Mobilmachungen, Unterstützung kretischer Aufstände und Flüchtling everschlangen ungeheure Summen und führten schließlich zu dem Staatsbankerott von 1893, der nach innen und außen dem Lande unermeßlichen Schaden tat und ihm die Sympathien Europas einbüßen ließ. Auch traten im pdlitischen Leben, wie im gesamten Staatswesen arge Mißstände hervor. In der Politik des Tages zeigte sich ein Aufgehen in Parteipolitik, die zuweilen alles zu verschlingen drohte. Das Hineintragen der Politik in das Offizierkorps und das Heer erschütterte noch vor wenigen Jahren die Grundfesten des Staats. Die Abhängigkeit der Beamtenschaft von der Partei ging soweit, daß mit jedem Ministerium ein großer Teil der Beamtenschaft wechselte.

Alle diese Verhältnisse hatten die Stimmung in Europa dem Lande gegenüber in ungünstigster Weise beeinflußt. Aber sie sind erklärlich. Die Ursache liegt wohl hauptsächlich in dem schnellen Übergange von Faustrecht und Sklaverei zu ungebundenster politischer Freiheit. Die wohltätige Schule des aufgeklärten Absolutismus, der in den übrigen Staaten zwischen der Gebundenheit des

Mittelalters und der Freiheit unserer Zeit vermittelte und, was für die Entwicklung gerade des deutschen Staatslebens von ungeheurer Wichtigkeit wurde, eine pflichttreue Beamtenschaft heranbildete, hat Griechenland gefehlt.

Das auf den angedeuteten Verhältnissen beruhende, im wesentlichen ungünstige Urteil über Griechenland ist aber doch nur ein einseitiges, das dem Kern des Volkstums nicht entspricht. Mit Recht hebt Professor Heisenberg in einem am 8. Dezember 1912 im Kunstgewerbehause in München zum Besten der damals im Felde stehenden griechischen Krieger gehaltenen Vortrage (Der Philhellenismus einst und jetzt; als Broschüre erschienen München 1913) hervor, welch edler Kern in einem Volke stecken muß, das jahrhundertelang in halber Sklaverei, in Armut und Elend dahin gelebt hat und doch trotz alledem vom Türkentum nicht aufgesogen wurde und den Glauben an ein glücklicheres Los nicht verloren hat. Es handelt sich offenbar bei den erwähnten Mißständen um die Jugendkrankheiten eines Volkes, die die Folge einer zu raschen Entwicklung sind, aber überwunden werden können und schon jetzt überwunden zu sein scheinen.

Seit der kluge und energische Kreter Venizelos an der Spitze der Regierung steht, ist ein anderer Zug in das Staatsleben gekommen.

Unter Führung des damaligen Kronprinzen hat sich das Heer im letzten Kriege in blutigen Schlachten tapfer geschlagen, und einen in Europa allseitig als weit überlegen angesehenen Feind besiegt. Die Scharte des Krieges von 1897 ist glänzend ausgewetzt. Griechenland ist zu einer Militärmacht geworden, mit der gerechnet werden muß.

Das Finanzwesen ist zum Teil infolge der nach dem Staatsbankrott eingesetzten europäischen Finanzkommission aber auch durch die sonstige Entwicklung des Landes wesentlich gebessert. Während vor zwanzig Jahren der Goldkurs gegenüber dem Papierkurs 150 Prozent und mehr betrug, steht jetzt Gold und Papier etwa gleich. Aber auch sonst sind große Fortschritte zu verzeichnen.

Das Räuberwesen in abgelegenen Gebirgsgegenden ist völlig unterdrückt. Man reist in einsamen Gegenden in Griechenland jetzt nicht unsicherer als in den sonstigen europäischen Ländern alter Kultur. Als ich infolge eines Auftrages der griechischen Regierung vor zwanzig Jahren das Innere des Landes in den nördlichen Gebirgsgegenden bereiste, hielt die Regierung eine starke militärische Eskorte für nötig. Bei ähnlichen Reisen vor zwei Jahren dachte niemand mehr an solche Maßregeln.

Der Wohlstand hat sich gehoben. Die Handelsbilanz des Landes ist zwar noch immer eine passive. 1911: Ausfuhr 1409 Millionen Drachmen, Einfuhr 1722 Millionen Drachmen. 1912: Ausfuhr 1468 Millionen Drachmen, Einfuhr 1562 Millionen Drachmen. Aber das wird reichlich aufgehoben durch die Betätigung des Volkes im Handel und bei der Schiffahrt, die im Orient

zum großen Teil in griechischen Händen liegen, und den hierdurch dem Lande zufließenden Verdienst.

Die griechische Handelsflotte hatte 1901 150 Dampfer mit 139000 Registertonnen, 1909 300 Dampfer mit 296000 Registertonnen, 1911 347 Dampfer mit 384000 Registertonnen, 1913 389 Dampfer mit 434000 Registertonnen.

Die Bankdepots bei der Nationalbank betrugen 1910 168 Millionen Drachmen, 1911 211 Millionen Drachmen. Selbst der letzte Krieg hat die Finanzverhältnisse nicht ernstlich erschüttert.

Die Entwicklung des Landes tritt aber noch mehr hervor, wenn man den Zeitraum seit der Befreiung vom türkischen Joche ins Auge faßt. 1828 ließ Ibrahim Pascha das rauhe Gebirgsland als Wüste zurück. Athen war damals ein armseliges Dorf, jetzt ist es die schönste und zukunftsreichste Stadt der Levante mit etwa 167000 Einwohnern. Piräus, damals ein armseliger Fischerhafen, ist jetzt ein großer Handelsplatz mit aufblühender Industrie. Auch die übrigen großen Hafenplätze, wie Patras, Volo usw, sind in kräftigster Entwicklung. 1600 Kilometer Eisenbahnen durchziehen das Land und eine große Anzahl aussichtsreicher Projekte ist in Vorbereitung. Wir sehen daher große Fortschritte auf allen Gebieten, die eine Gesundung der äußeren Verhältnisse des Landes erkennen lassen.

Die günstige Entwicklung der äußeren Verhältnisse Griechenlands würde aber allein nicht genügen, um ein Nähertreten der Völker, wie die augenblicklich in Bildung begriffene Deutsch-Griechische Gesellschaft, deren Aufruf im Vorstehenden abgedruckt ist, es anstrebt, zu begründen. Es kommt darauf an, ob auch das griechische Wesen, wie es im gesamten Volksleben sich zeigt, deutschem Wesen entspricht und Vertrauen und Zuneigung verdient. Aus eigener Erfahrung möchte ich hierzu folgendes bemerken:

Ich habe längere Zeit als Schiedsrichter in Streitigkeiten zwischen der griechischen Regierung und großen Eisenbahnunternehmungen in Griechenland geweilt und hierbei Gelegenheit gehabt, mit einer großen Anzahl Griechen in nähere Beziehungen zu treten. Ich habe die höhere Beamtenschaft kennen gelernt und bin auf Reisen im Innern des Landes auch mit dem gewöhnlichen Manne in Berührung gekommen. Es war mir auch möglich, Blicke in den Betrieb der Staatsverwaltung zu tun. Der Eindruck, den ich hatte, war überall ein sehr günstiger. Ich fand gegenseitiges Vertrauen im öffentlichen Verkehr, Ordnung und Zuverlässigkeit in der staatlichen Verwaltung, tüchtige, eifrige, das Interesse ihres Landes in sorgsamer Weise fördernde Beamte. Nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe, kann ich das ungünstige Urteil, welches selbst ein so gründlicher Kenner und warmer Freund des Landes, wie Professor Dr. Philippson, in seinem Werke „Griechenland und seine Stellung im Orient", Leipzig 1897,

über die Beamtenschaft und die höheren Stände ausspricht, nicht unterschreiben. Es mag zugegeben werden, daß uns im Charakter des einzelnen Griechen gelegentlich Züge entgegentreten, die uns fremd berühren. Hier und da tritt ein gewisser Sinn für Äußerlichkeiten und eine gewisse Eitelkeit hervor, die über das berechtigte Selbstgefühl hinausgeht und sich besonders zeigt, wenn der Fremde nicht alles schön und gut finden will, was das Land ihm bietet.

Aber demgegenüber hat das Volk wieder neben einer hohen Intelligenz und Bildungsfähigkeit höchst liebenswürdige Eigenschaften. Zunächst eine glühende Vaterlandsliebe. Sie zeigte ihre Opferwilligkeit im letzten Kriege, sie zeigte sich aber stets und in hervorragender Weise besonders in dem Verhalten der im Auslande weilenden und dort vielfach im Handel zu großem Reichtum gelangten Griechen, die in großen, häufig viele Millionen betragenden Stiftungen für ihr Vaterland wetteifern. Weitere Grundzüge im Charakter des Volks sind: ein sehr inniges Familienleben, treue Freundschaft, wenn es gelingt, dem einzelnen näher zu treten, Freundlichkeit und Gefälligkeit dem Fremden gegenüber. Auch in dem gewöhnlichen Manne liegt ein gewisser Zug der Vornehmheit. Als ich vor zwanzig Jahren dem Gendarmerieunteroffizier, der die mir von der Regierung in das Bergland mitgegebene Eskorte befehligte, beim Abschied einen Geldbetrag — eine für seine Verhältnisse nicht unbeträchtliche Summe — als Anerkennung geben wollte, lehnte er die Annahme ab mit den Worten: er habe nur seine Pflicht und Schuldigkeit getan. Der Straßenbahnschaffner in Athen pflegt kein Trinkgeld anzunehmen. Ich erinnere mich noch des erstaunten Gesichts eines Berliner Herrn, der, als der Athener Straßenbahnschaffner sein Trinkgeld mit einer Handbewegung zurückwies, mich erstaunt fragte: „Was hat der Mann eigentlich?!“ Eduard Engel in seinem bekannten Werk „Griechische Frühlingstage“ erzählt von einer vornehmen englischen Dame, die auf die Frage, wie sie auf der Reise im Innern mit ihren Führern und Maultiertreibern zufrieden gewesen wäre, die Antwort gab: „Sie waren alle Gentlemen!“ Damit soll natürlich dieses Prädikat nicht jedem griechischen Maultiertreiber und Fremdenführer zuerkannt werden. Daß hier und da im Innern des Landes auch der Fremde, der immer für einen steinreichen Lord (Lordos) gilt, übervorteilt wird, wird sicher vorkommen.

Zudringlichkeit durch Betteln habe ich kaum erlebt. Die kleinen Mädchen am Fuße der Akropolis bieten wohl freundlich und zurückhaltend ein Sträußchen oder gesticktes Täschchen zum Kaufe an. Das ist alles! Das mutet anders an, als der professionsmäßige Straßenbettel in Italien.

Die Gastlichkeit des Griechen im eigenen Lande ist nach unseren Begriffen manchmal fast drückend. Setzt man sich im Kaffeehause zu einem fremden Griechen an den Tisch, so kann man erleben, daß er für den Fremden die

Zeche bezahlen will. Das sind ja vielleicht unwesentliche Dinge, aber ich habe sie anführen wollen, weil sie den liebenswürdigen Charakter des Volkes beweisen und den Griechen doch in einem ganz anderen Lichte zeigen, als wie er in Deutschland vielfach erscheint. Sie zeigen auch, daß das Wesen des heutigen Griechen unserem Wesen verwandt ist.

Der Grieche ist bisher deutschfreundlich. Er sieht noch in der deutschen Kultur sein Vorbild. Er schickt seinen Sohn auf deutsche Hochschulen. Daß man in Griechenland mehrfach Deutsche in großen, die Regierung berührenden Streitfragen, bei denen viele Millionen für sie auf dem Spiele standen, als Schiedsrichter berufen hat, daß jetzt hervorragende deutsche Techniker zur Projektierung und Begutachtung großer baulicher Anlagen, Häfen und Eisenbahnen herangezogen sind, zeigt doch auch Vertrauen zu deutschem Wesen. Wir Deutsche haben aber wenig Freunde in der Welt; wir sollten die Freundschaften pflegen, die sich uns bieten. Es kann nicht verhehlt werden, daß die übrigen Nationen, England, Frankreich, Italien, im wohlverstandenen eigenen Interesse den Griechen im allgemeinen mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen als Deutschland, wo bisher nur ein kleiner Kreis von Leuten, die durch längeren Aufenthalt in Griechenland Land und Volk genauer kennen gelernt hatten, sich das Recht der eigenen Meinung wahrte, unbeirrt durch das Geschrei der öffentlichen Meinung.

Der Grieche ist aber sehr empfindlich gegen eine ungerechte Beurteilung seines Volkstums. In der Kölnischen Zeitung vom 12. Februar 1913, zur Zeit des Krieges, wurde über griechische Verstimmungen aus Athen berichtet. Deutsche Zeitungen hatten über angebliche Ausschreitungen der Griechen in Saloniki höchst gehässige Berichte gebracht. Ein griechisches großes Handelshaus machte damals siebzig deutsche Firmen in an sie gerichteten Schreiben darauf aufmerksam, daß durch die Art und Weise der Stellungnahme Deutschlands gegen Griechenland eine dauernde Schädigung der Handelsbeziehungen zwischen beiden Völkern zu besorgen sei. Die Kölnische Zeitung erkannte damals die Richtigkeit der Befürchtung an, daß die übrigen Nationen sich die Unbeliebtheit Deutschlands infolge der damaligen Stellung der deutschen Presse zunutze machen würden, um Boden im Wettbewerb mit Deutschland zu gewinnen.

Es gilt also, will man den deutschen Handel fördern, derartige Mißverständnisse zu vermeiden. Daß aber unsere wirtschaftlichen Interessen besonders unter den gegenwärtigen Verhältnissen scharf im Auge behalten werden müssen, liegt auf der Hand.

Die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Kriege wird gerade in Griechenland voraussichtlich eine ganz außerordentliche werden. Der Zuwachs an Landgebiet und Bevölkerung, den Griechenland erfahren hat, ist zwar an sich sehr beträchtlich, — er beträgt auf dem Festlande von Epirus bis

Mazedonien ungefähr 48000 Quadratkilometer mit 1300000 Einwohnern; hierzu kommen noch die Inseln mit etwa 8000 Quadratkilometer Fläche und einer erheblichen Einwohnerzahl; die Fläche Neugriechenlands wird mit 115975 Quadratkilometer, die Einwohnerzahl mit 4256000 angegeben — aber viel wichtiger als diese Vergrößerung des Landes ist die Änderung seiner Verkehrsverhältnisse in bezug auf das übrige Europa. Griechenland war bisher völlig abgeschnitten von dem übrigen europäischen Eisenbahnverkehr. Die es von Süden nach Norden durchziehende normalspurige Hauptbahn, betrieben von der französischen Gesellschaft Société des chemins de fer Helléniques, Tochtergesellschaft der Société des Batignolles zu Paris, vom Piräus über Athen, Theben, Livadia, Lamia, Larissa bis zur türkischen Grenze endete bisher stumpf an der Grenze. Alle Bemühungen Griechenlands, von dort aus eine Verbindung mit Saloniki, dem Endpunkte des europäischen Eisenbahnnetzes, zu erreichen, scheiterten an dem Widerstande der Türkei. Die Linie durchs Gebirge, welche die Türkei vielleicht mit großen Opfern Griechenlands zuzugestehen bereit war, erforderte unerschwingliche Baukosten. Gegen die ausführbaren Linien in der Nähe des Meeres wurden seitens der Türkei strategische Bedenken geltend gemacht. Athen war daher bisher praktisch nur mittels einer längeren Seereise zu erreichen, wobei als Ausgangspunkt für Deutschland hauptsächlich Brindisi, Triest und Genua in Frage kamen.

Die schnellste Reise Berlin—Athen über Brindisi—Patras erforderte gegen neunzig Stunden (Eisenbahnfahrt Berlin—Brindisi etwa fünfzig Stunden, Dampferfahrt Brindisi—Patras etwa dreißig Stunden, Eisenbahnfahrt Patras—Athen etwa zehn Stunden mit den erforderlichen Übergangszeiten). Die häufig gewählten Wege von Triest mit dem Dampfer bis Patras mit etwa sechzigstündiger Seereise oder auch nach Piräus, mit etwa neunzigstündiger Seereise, erforderten einen der längeren Seereise entsprechenden Zeitaufwand von etwa einhundert bzw. einhundertundzwanzig Stunden. Dabei fuhr der von Triest bzw. Brindisi mit Vorliebe von Deutschen benutzte Eildampfer des Österreichischen Lloyd nur einmal wöchentlich. Daß diese Verhältnisse den Verkehr sehr erschwerten und trennend wirken mußten, liegt auf der Hand. Eine Reise nach Griechenland war immer schon ein größeres, mit sehr erheblichen Kosten verbundenes Unternehmen. Das wird jetzt sehr bald anders werden. Vorarbeiten für die Verbindung von der früheren türkisch-griechischen Grenze bis Saloniki sind seitens der Société des Batignolles im Auftrage der griechischen Regierung ausgeführt. Der Bau ist von dieser Gesellschaft für die Regierung begonnen worden, und bei der Tatkraft der jetzigen griechischen Regierung unter der zielbewußten Leitung des einsichtsvollen, energischen Venizelos ist anzunehmen, daß man alles aufbieten wird, ihn, da er erhebliche Schwierigkeiten nicht bieten kann, in

kürzester Frist zu vollenden, denn die Interessen des Landes fordern es gebieterisch. Damit werden die Verkehrsverhältnisse zwischen Griechenland und dem übrigen Europa mit einem Schlage von Grund aus umgestaltet werden. Da die Eisenbahnfahrt Berlin—Saloniki, mit etwa 2000 Kilometer Bahnentfernung, etwa in gleicher Zeit wie die Fahrt Berlin—Brindisi, d. h. in etwa fünfzig Stunden zurückzulegen ist, die Fahrt Saloniki—Athen demnächst, bei Einlegung rascherer Züge, etwa zwölf Stunden in Anspruch nehmen wird, so wird die Reisedauer Berlin—Athen von etwa einhundertundzwanzig bzw. neunzig Stunden auf etwa sechzig Stunden beschränkt werden können. Wichtiger aber noch als die Verkürzung der Reisezeit ist die Erleichterung der Reise durch Vermeidung der langen Seefahrt und des mehrfachen Wechsels von Schiff und Eisenbahn. In nicht zu ferner Zeit wird vielleicht einmal ein Durchgangswagen Berlin—Athen oder ein Luxuszug Vlissingen—Frankfurt—Wien—Athen laufen, denn für die übrigen Hauptstädte Europas, insbesondere auch für England, ergeben sich ähnliche Verkürzungen der Reisedauer, wie für die Fahrt Berlin—Athen. Für Wien, Budapest usw. gestalten sich die Verhältnisse bei einer Fahrt über Saloniki natürlich noch günstiger. Denn die Entfernung Wien—Saloniki beträgt nur etwa 1340 Kilometer, die Entfernung Wien—Brindisi dagegen 1560 Kilometer, die Entfernung Budapest—Saloniki sogar nur 1060 Kilometer, Budapest—Brindisi 1750 Kilometer. Der Piräus liegt ferner etwa 400 Seemeilen Port-Said näher als Brindisi. Es ist daher mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß der Piräus mit seinem vortrefflichen Hafen für den Verkehr nach Ostasien allmählich, wenigstens teilweise an die Stelle von Brindisi treten wird, denn die Verkürzung der Reisezeit um einen Tag ist doch besonders für den Postverkehr bedeutsam. Es wird daher vermutlich die riesenhafte indische und asiatische Post später zum Teil im Piräus auf den Dampfer übergehen und der Piräus, der jetzt schon ein sehr bedeutender Handelshafen ist, wird sich zu einem großen Hafenplatz mit internationalem Verkehr entwickeln. Das sind Verhältnisse, die auch in anderen Ländern längst erkannt sind. Ein Artikel in der bekannten belgisch-französischen in Brüssel und Paris erscheinenden Handelszeitschrift: L'action économique in der Nummer vom 14. September 1913 kommt zu gleichen Schlüssen und weist die industriellen und Handelskreise Belgiens und Frankreichs auf die Wichtigkeit, gerade jetzt Beziehungen zu Griechenland zu suchen, nachdrücklich hin.

Zu dem Einfluß, den die grundsätzliche Umgestaltung der Verkehrsverhältnisse Griechenlands auf seine Beziehungen zu dem übrigen Europa haben wird, kommt selbstverständlich ferner die Vergrößerung des Landes und vor allen Dingen auch der Erwerb der wichtigen Häfen Saloniki und Kavalla mit ihrem bedeutenden Hinterlande und der Ägäischen Inseln.

Die Bedeutung von Saloniki ist bekannt. Nächst Konstantinopel war Saloniki mit etwa 140000 Einwohnern wohl die bedeutendste Handelsstadt des türkischen Reichs. Durch radienförmig konvergierende Flußtäler wird Mazedonien von Saloniki aus in allen Richtungen zugänglich gemacht. Es ist daher der Mittelpunkt eines großen Straßennetzes und Ausgangspunkt der Bahnen nach Monastir, Mitrowitza, Branja, Dedeagatsch und Konstantinopel. Schon jetzt ist dort eine nicht unbedeutende Industrie (Baumwollspinnereien, Wirkereien, Dampfmühlen, Teppichfabriken). Projekte für die Erweiterung der Hafenanlagen werden von einem hervorragenden deutschen Techniker, Oberbaudirektor a. D. Professor Kummer, bereits bearbeitet. Hierbei wird die Frage der Herstellung eines Freihafengebiets, welches für den Verkehr nach Serbien von ausschlaggebender Bedeutung und für die Weiterentwicklung von Saloniki selbst eine Lebensfrage ist, zweifellos Berücksichtigung finden. Wenn auch Österreich-Ungarn wohl in erster Linie an dem Verkehr Salonikis beteiligt war, so war doch auch die Einfuhr von Deutschland bisher nicht unbeträchtlich. Daß diese Einfuhr sich erheblich entwickeln wird, wenn das fruchtbare Hinterland in geordnete Verhältnisse kommt und einem erweiterten Anbau erschlossen wird, liegt auf der Hand.

Auch der neuerworbene Hafen Kawalla mit 25000 Einwohnern ist von großer Bedeutung für das mazedonische Hinterland. An dem Verkehr in diesem Hafen war Österreich-Ungarn bisher stark beteiligt. Die Hauptbedeutung Kawallas liegt in der Ausfuhr von Tabak, von dem bisher zehn bis zwölf Millionen Kilogramm zum Durchschnittspreise von 4,5 Mark für das Kilogramm im Hinterlande Kawallas erzeugt wurden. Der größere Teil hiervon wurde über Kawalla, ein Teil auch über Saloniki nach Österreich-Ungarn, Italien, Amerika ausgeführt. Auch hier sind alle Bedingungen für eine Erhöhung der Produktion vorhanden.

Bekanntlich liegt ein großer Teil des Handels im Oriente sowie ein großer Teil der Schiffahrt, besonders die Küstenschiffahrt, schon lange in griechischen Händen. Der Grieche ist geborener Kaufmann und von jeher ein ausgezeichneter Seemann gewesen. Wenn die Griechen schon unter den früheren ungünstigen Verhältnissen so wesentliche Erfolge erzielten, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie jetzt mit der Vergrößerung des eigenen Gebietes, im Besitz wichtiger Handelshäfen mit entwicklungsfähigem Hinterlande, die, wie auch die neu erworbenen Inseln des Ägäischen Meeres (Kreta usw.) dem Handel ausgezeichnete Stützpunkte gewähren werden, noch ganz andere Erfolge erringen können. Daß aber diese Verhältnisse wiederum auf das sonstige wirtschaftliche Leben und das Verkehrsleben des Landes von großem Einfluß sein, daß sie befruchtend und belebend auf allen Lebensgebieten des rührigen Landes wirken müssen, ist selbstverständlich. Neue große Aufgaben — Bahnanlagen, Hafenanlagen, Wegebauten,

gewerbliche Anlagen usw. — werden sich zweifellos in Menge ergeben und auch ausländisches Kapital und ausländischer Unternehmungsgeist werden in den nächsten Jahrzehnten in Griechenland ein reiches Feld der Betätigung finden. Möge unsere deutsche Industrie und unser deutscher Handel im Wettbewerbe mit den übrigen Nationen hierbei rechtzeitig auf dem Platz sein.

Die Förderung dieser wirtschaftlichen Interessen, die sicher für Deutschland wie für Griechenland von großem Nutzen sein wird, wird ja allerdings zunächst Sache des deutschen Balkanvereins sein, mit dem der im vorigen Jahre begründete Deutsch-Griechische Wirtschaftsverband, an dessen Spitze der Geheime Legationsrat a. D. von Jacobs, Vorsitzender der deutschen Levantelinie in Hamburg, und später der Geheime Regierungsrat a. D. Simon in Berlin standen, verschmolzen ist. Eine Verschmelzung erfolgte, weil die Ziele beider Vereinigungen zum Teil die gleichen waren und eine Zersplitterung der Kräfte vermieden werden sollte. Der große Balkanverein, der die Förderung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und sämtlichen Balkanländern zur Aufgabe hat, pflegt nun auch im besonderen die deutsch-griechischen Wirtschaftsbeziehungen, deren Entwicklung der Deutsch-Griechische Wirtschaftsverband dienen wollte. Es wird sich empfehlen, daß die Deutsch-Griechische Gesellschaft, ebenfalls zur Vermeidung einer Zersplitterung der Kräfte, davon absieht, in das wirtschaftliche Gebiet einzugreifen. Wenn aber die neugebildete Deutsch-Griechische Gesellschaft diese Interessen auch nicht unmittelbar zu fördern berufen ist, so wird sie es indirekt tun, denn der Grieche ist sehr empfänglich für Entgegenkommen und Anerkennung auf allen Gebieten. Ein Nähertreten und sich Verstehen beider Völker auf geistigem Gebiete wird daher auch die materiellen und wirtschaftlichen Beziehungen heben. Ich glaube daher, daß auch für die wirtschaftlich interessierten Kreise alle Veranlassung vorliegt, die Deutsch-Griechische Gesellschaft zu fördern.

Die kindliche Lüge

Von Dr. phil. Anton Heinrich Rose

Lüge ist bewußte Unwahrhaftigkeit mit der Absicht der Irreführung. — Die zwei Hauptmomente dieser allenthalben angenommenen Definition, nämlich die Bewußtheit der Falschaussage und die Absicht der Täuschung muß man sich ganz besonders deutlich vor Augen halten, wenn man an die Psychoanalyse der kindlichen Lüge gehen will, deren Ziel ja doch schließlich eine ethische Wertung und pädagogische Unterweisung sind. Wer dabei glaubt, diese Anforderung, als zu pedantisch, ruhig beiseite lassen zu können, gibt sich einer, der Sachaufklärung zum Nachteil gereichenden Selbsttäuschung hin; er wird allerlei, das harmlos ist, schon verdammen und zu erzieherischen Maßnahmen kommen, die schaden, statt nützen. Der Erwachsene macht sehr leicht den Fehler, seine entwickelte moralische Empfindung in die Handlungsweise des Kindes hineinzudenken und danach zu urteilen. Vieles, was man gemeinhin als Lüge ansieht, ist oft nur das Ergebnis mangelnden Ausdrucks- oder Erinnerungsvermögens ganz Jugendlicher. Hier heißt es, scharf aufzumerken und Scheinlüge von wirklicher Lüge deutlich zu unterscheiden. Wenn die mittelalterliche Theologie und deren moderne Anhänger dies getan hätten, so wären sie nicht zu der törichten Auffassung gekommen, daß die Lüge dem Menschen angeboren sei, ganz abgesehen von der ja allerdings durch oberflächliche Analyse wirklicher Tatsachen scheinbar bestätigten Behauptung, daß die Lügenhaftigkeit der Kinder zunehme mit ihrem körperlichen Wachstum. Anderseits ist es entschieden auch zu weit gegangen, wenn man mit Rousseau die Kinder für Engel erklären wollte, deren Reinheit erst durch die verderbten Einflüsse der Erwachsenen beschmutzt würde. J. Trüper (Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik Bd. V, 1906, herausgegeben von W. Rein, S. 674) versucht, die goldene Mittelstraße zu gehen, indem er meint, daß die moralischen wie die unmoralischen Eigenschaften „des Kindes bei der Geburt gleich Null sind“ und sich erst nach und nach entwickeln; es besitzt das Kind „die natürliche Fähigkeit, moralisch oder unmoralisch zu werden“. — William Stern, der weithin bekannte und geschätzte Breslauer Professor, weiß uns das Problem weniger schön-spekulativ, aber tatsachenzwingend zu lösen. Es handelt sich nach seiner Ansicht bei der kindlichen Lüge

um ein „Konvergenzprodukt der innerlich und äußerlich wirkenden Kausalitäten". (Erinnerung, Aussage und Lüge in der ersten Kindheit, 1909, S. 135.)

Was die inneren Ursachen anlangt, so sind jedem Kinde gewisse Anlagen angeboren, die zur Entstehung von Lügen beitragen können; als solche werden genannt: der Selbsterhaltungstrieb, „der das Kind veranlaßt, jeder drohenden Unannehmlichkeit oder Gefahr gegenüber abwehrend Stellung zu nehmen;" das Spiel der Phantasie, der Nachahmungstrieb, die stärkere oder schwächere Willenskraft, die sich mehr oder weniger gegen Beeinflussung zu wehren versteht. Von außen wirkt das leider in der weitaus größten Zahl der Fälle vorhandene böse Beispiel der Erwachsenen. — Für das vorsprachliche Alter bzw. dessen Frühzeit kommt diese traurige Erscheinung unseres Familienlebens freilich noch nicht in Betracht. Da handelt es sich lediglich um Selbsterhaltung, um primitivste Befriedigungsversuche ersten Begehrens. Was bleibt dem Säugling, der kein anderes Verständigungsmittel besitzt, übrig als die Gebärde des Entleerungsbedürfnisses zu machen, wenn er aufgenommen sein will? Seine kärgliche Erfahrung zeigt ihm keinen besseren Weg, zum erwünschten Ziele zu kommen, als dieses Simulieren einer natürlichen Notwendigkeit, d. h. von „simulieren" reden wir Erwachsenen nur. Von einer Täuschung darf hier gar keine Rede sein: „Der Falschausdruck hat sich nicht im Kampf mit einer Wahrvorstellung durchgesetzt" (Lowinsky, Zur Psychologie der wissentlichen Täuschung. — Zeitschrift für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung, herausgegeben von W. Stern und Lipmann, 1914, Heft 5/6, S. 438 f.); auch ist die Absicht nicht Irreführung*), sondern lediglich das: Aufgenommen-sein-wollen. Bei etwa Zweijährigen tritt neben diese, aus unzureichenden Verständigungsmöglichkeiten entspringenden „Täuschungs"-versuche zur Wunschbefriedigung die Abwehr peinlichen Erinnertwerdens, die wir nur zu oft für wirkliche Ableugnung halten, um so mehr als der ungenaue Sprachgebrauch der Kinder Mißverständnisse direkt herausfordert. Am meisten unrichtig gedeutet werden das Ja und das Nein. Ein Beispiel (nach Stern, Erinnerung usw. S. 35): H., zweieinhalbjährig, hat ihren kleinen Bruder aus Zärtlichkeit gekniffen; der schreit laut auf. Die Mutter tadelt H. und sagt später: „Was hat denn H. mit dem Brüderchen gemacht? Sie hat ihm ja wehgetan!" — H. ruft abwehrend — das Gesicht zeigt deutlich den Ausdruck peinlichen Berührtseins —: „nein, nein"!, was natürlich keine Ableugnung des Tatbestandes sein soll, sondern etwa soviel bedeutet, wie: nein, ich will nichts davon hören. — Ist ein Kind sprachlich schon weiter, so kann man diese Abwehr eindeutig feststellen (vgl. a. a. O. S. 109). Manche der kleinen Übeltäter bemühen sich dabei eifrigst, die tadelnden Eltern von dem ihnen peinlichen Faktum abzulenken. So teilt Lowinsky (a. a. O. S. 441) eine sehr niedliche Beobachtung mit (wörtlich

*) Das Kind lernt erst viel später und mit großer Mühe die Begriffe Wahrheit und Unwahrheit; jetzt fehlt ihm noch jede klare Vorstellung von beiden (vgl. hierzu J. Trüper, im Handbuch der Pädagogik V).

zitiert): „L.*) lutscht," sagt der Onkel, und ärgerlich versteckt das Kind den Zipfel zwischen Bett und Wand. Also bloß Abwehr der unangenehmen Vorstellung, Verstecken ohne Täuschung. Wenige Tage später heißt es wieder: „L. hat gelutscht." Da stopft sie den Zipfel zwischen Gefäß und Nachtgeschirr: „L. kalt."

Lowinsky folgert richtig: „Die Tat selbst wird demnach nicht geleugnet, aber entschieden ignoriert, verdrängt, indem das Verstecken des corpus delicti harmlos erklärt wird" (S. 442). Diese Scheinlügen — um mit Stern zu reden (Erinnerung, Aussage und Lüge S. 34) — werden von den Erwachsenen provoziert; wir bringen das Kind durch unser meist recht überflüssiges Fragen gar leicht zum „Lügen". Selbst ein außergewöhnlich gut geartetes Kind wie Sterns Töchterchen Hilde kann durch Fragen zum Lügenversuch kommen (Stern, Erinnerung, Aussage usw. S. 39): H. hat mehrere Scheiben von einem Apfel erhalten und schmaust vergnüglich. Die Mutter fragt, ob H. dem Vater nichts abgeben wolle. H. gibt dem Vater ein halbes Stückchen. Mutter (vorwurfsvoll): „Du willst nur ein halbes Stückchen geben?" — H. redet sich aus: „Ich wollte es bloß durchbrechen." — Die Mutter: „Aber Hilde!" — H. versucht sich weiter auszureden: „Ich wollte dem Vater erst das eine geben, dann das andere!" — Der Lügenversuch ist da! Das Beispiel möge zugleich davor warnen, Kinder unnötig zu beschämen. Hier wäre eine Ermahnung am Platze gewesen: „Du hast doch Papa lieb, da mußt du ihm viel geben!" Keine Frage!

Dabei handelt es sich in den Fällen frühkindlichen Leugnens zwar stets mehr um Abwehr als um wirkliches Täuschen wollen, doch ist der Schritt zur echten Lüge von hier aus schnell gemacht. Darum wäre zu wünschen, daß die Sternsche Mahnung (a. a. O. S. 113) recht beherzigt würde, den Kindern das Hinwegkommen über die Abwehr zu erleichtern, da sie die dazu nötige Selbstüberwindung von sich aus allein noch nicht aufzubringen imstande sind. Ein sehr lehrreiches Beispiel bieten hierzu E. und G. Scupin (in: Bubis erste Kindheit. Ein Tagebuch, 1907, S. 285): Bubi hat auf dem Balkon ein Stückchen Mörtel abgestoßen; er geht und erzählt das „halb schelmisch, halb verlegen" den Eltern. Diese schauen sofort streng drein, und der Junge (dreijährig) ruft schleunigst: „Nein, nein; das Vögerle hat es ja abgebrochen." — Die Eltern änderten nun ihre Miene und fragten freundlich: „Wie heißt denn das unnütze Vögelchen, das den Schaden angerichtet hat?" Der Knabe antwortete: „Nu, der Bubi war es doch." Er hatte bei der ihm nun entgegengebrachten Güte keine Angst und somit keine Notwendigkeit mehr, drohende Strafe abzuwehren. Wie leicht hätte durch weniger bedachtes Verhalten der Eltern dieses Ereignis zum Keim der Lügenhaftigkeit werden können. Hätte man das Kind hart angelassen, gar wohl gezüchtigt wegen seines „Lügens", so würde es nie mehr harmlos seine

*) L. ist 2 Jahre 1 Monat alt.

Taten erzählen kommen, sondern sie verheimlichen und mit der Zeit immer raffinierter abzuleugnen verstehen. —

Eine bedeutende Rolle spielt bei den frühkindlichen Scheinlügen die Erinnerungstäuschung. Es sind in dieser Hinsicht besonders aus forensischem Interesse zahlreiche Versuche mit Erwachsenen gemacht worden. Ein interessantes Ergebnis zeitigte der bekannte Jurist von Liszt mit folgendem Experiment: er veranstaltete in seinem Seminar einen sogenannten Wirklichkeitsversuch, d. h. er inszenierte vor den ahnungslosen Teilnehmern einen (vorher heimlich verabredeten) Streit zwischen zweien von seinen Hörern, in dessen Verlauf einer der beiden Kontrahenten seinen Revolver zog und abschoß. Die Anwesenden mußten nun sofort ihre Beobachtungen niederschreiben; das Ergebnis war: 58 Prozent Fehler, die sich bei alleiniger Berücksichtigung des Höhepunktes der Handlung auf 78 Prozent steigerten!! Wenn man sich diese Tatsache vergegenwärtigt, so wird man Kindern ihre zumeist fehlerhafte Wiedergabe von Gesehenem oder Gehörtem nicht verübeln dürfen. Das Kind ist ja gar nicht imstande, die Ereignisse richtig zu erfassen und richtig zu deuten. Seine Wahrnehmungen sind ungenau. Das viele Neue, dem es auf Schritt und Tritt begegnet, macht ihm eine eingehende Beobachtung überhaupt unmöglich. Das gilt besonders für die vor-schulpflichtige Zeit. In dieser Richtung hat die häusliche Erziehung energisch helfend einzugreifen. Man lehre das Kind beobachten; man lasse es Selbstgesehenes wiedererzählen (vgl. W. Stern, Erinnerung, Aussage und Lüge S. 129). Für solche Bemühungen sind Bilder ein unentbehrliches Hilfsmittel. Alles, was vergessen wurde, muß hervorgehoben und alles, was falsch war, muß berichtigt werden. Dabei darf sich der Erzieher nicht auf seine Autorität verlassen; gar oft wird es ihm passieren, daß der kleine Trotzkopf die Berichtigung ablehnt mit einem: „'s is aber doch so!" Nur der Augenschein überzeugt! Das nochmals gezeigte Bild stellt erst den Irrtum richtig. Und das Kind, das — wenn gut geartet — fest geglaubt hatte, recht zu haben, lernt auf einen Schlag zweierlei: daß man sich täuschen kann und daß man genau zusehen muß. — Je älter das Kind wird, um so zuverlässiger werden seine spontanen Berichte. W. Stern hat mit vierzig Volksschülern, im Alter von sieben bis vierzehn Jahren, Aussageversuche angestellt. Er gab ihnen ein Bild in die Hand, das sie eine Minute lang ansehen durften. Unmittelbar darauf mußten sie es beschreiben. (Vgl. das Autorreferat „Zur Erinnerungsfälschung" in der Zeitschrift für pädagogische Psychologie, Pathologie und Hygiene, herausgegeben von Kemsies u. Hirschlaff. 1905. S. 192.) Die Kinder schnitten dabei nicht schlechter ab als die Erwachsenen. Anders aber stellte sich die Sache sofort dar bei dem Verhör, das die Zahl der Fehler verfünffachte!

Hiermit kommen wir zu einem der wichtigsten Kapitel der Kinderpsychologie: der Suggestibilität Jugendlicher. Im vorliegenden Falle handelte es sich um Fremdsuggestion. Kosog (Beiträge zur Psychologie der Aussage. Heft 3. 1905), der, wie viele andere, insbesondere der Franzose Binet („La suggestibilité"

1900 und „L'année psychologique" 1899. V. Bd.), dieses Problem experimentell zu ergründen sich bemüht hat, machte folgenden interessanten Versuch: er zeigte den Kindern seiner Klasse aus der Nähe ein Stück Papier, das in der Mitte einen kleinen schwarzen Punkt hatte. Dann hieß er sie zurücktreten und langsam wieder soweit vorwärtskommen, wie sie brauchten, um den Punkt zu erkennen. Beim vierten Male hatte K. unbemerkt seinen Zettel mit einem ganz leeren vertauscht und doch sahen 65 Prozent Kinder einen Punkt! Nicht minder interessant ist der Versuch von J. Dück (Zeitschrift für pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik. 1912). Er gab seinen achtundvierzig Schülern (vierzehn- bis siebzehnjährig) einen Gulden in die Hand mit der Aufforderung, ihn sich recht genau anzusehen. Am Schluß der Unterrichtsstunde teilte er mit, daß er doch mal feststellen wolle, wie es mit der Beobachtungsgabe jedes einzelnen stände; sie hätten ja alle zweifellos bemerkt, daß der Gulden ein Loch gehabt habe; nun möchten sie rasch jeder einen Kreis aufzeichnen mit den ganz flüchtigen Umrissen eines Kopfes und dann mit einem Kreuzchen anmerken, wo das Loch gewesen sei. Vierundvierzig von achtundvierzig Schülern hatten ein Loch „gesehen"! Von den vier übrigen gab nur einer bestimmt an, es sei keins dagewesen. Einige Schüler beharrten so fest in ihrer falschen Ansicht, daß sie sich bei Aufklärung des Tatbestandes erst durch den Augenschein überzeugen ließen, einem Irrtum unterlegen zu sein. — Diese Erkenntnis, daß die Art der Fragestellung Kinderaussagen erheblich beeinflußt, ja modifiziert, ist für den Pädagogen wie für den Richter von gleich hoher Bedeutung. Der erstere wird sich hüten müssen, in solchen Fällen von Lüge zu reden; der letztere wird nicht vorsichtig genug sein können bei seinem Verhör. Es ist für die Technik desselben unbedingt nötig, alles, was nur irgend suggestiv wirken kann, zu vermeiden (vgl. Marbe, Grundzüge der forensischen Psychologie, S. 36). Nicht genug verurteilt werden kann der Übereifer Unberufener, für die Aufklärung irgendeines Kriminalfalles durch Ausfragen von Kindern zu wirken, die vielleicht darin verwickelt sind. Lehrer und Geistliche sind gewöhnlich in solchen Fällen recht eifrig bei der Hand und pflegen durch ihr, in bestimmter Verdachtsrichtung eingestelltes Fragen, die Kinder auf Dinge zu bringen, an die sie gar nicht gedacht hätten, die ihnen nun interessant vorkommen und von denen sie nun aus Gefälligkeit und anderen Gründen sagen, sie seien geschehen. Es klingt vielleicht absurd: „aus Gefälligkeit", ist aber Tatsache. Meumann (Vorlesungen zur Einführung in die experimentelle Pädagogik, Bd. I, 1907, S. 248) weiß davon zu berichten: „Das Kind spricht ganz naiv, so wie es den Erwachsenen zu gefallen oder seinen Absichten zu entsprechen oder sich einer Situation anzupassen glaubt*)." Als Illustration diene folgende Beobachtung der Scupins („Bubis erste Kindheit", S. 156): Bubi liebte es, die Schlüssel aus den Türen zu ziehen. Eines Tages fehlte ein solcher. Man fragte den

*) Siehe auch Paßkönig, „Kinderseele aus Kindesmund", 1913, S. 13.

Knaben danach; er antwortete, man solle seinen Spielkameraden fragen. Der wußte von nichts. Nun fragte man Bubi nochmals. Er antwortete ganz bestimmt: „Die Spinne hat den Slissel aufgefreßt." Die Eltern: „Das ist ja nicht wahr!" „Nu, ein Hundel ist gekommen und hat den Slissel abgebissen." „Das ist auch nicht wahr!" „Nu aber die Tante Martha hat den Slissel weggenehmt und ist in die Treppe gelauft." Das war auch nicht wahr! — Der Junge war nun wirklich unbeteiligt an dem Fehlen des Schlüssels, wie sich bald herausstellte. Er konnte auch nicht wissen, wer die Schuld trug. Doch gab er — weil man in ihn drang — eine Auskunft und kam schließlich zu einer unbeabsichtigten Beschuldigung, nur, um die Fragesteller zu befriedigen. Immer sind die Dinge nicht so harmlos und nicht so leicht aufzuklären. „Wie das Kind mit Handlungen spielt, so spielt es auch mit Aussagen" (Stern). Zudem verleitet seine leicht erregbare Phantasie es, auch das Tatsächliche auszuschmücken. Ein Grund mehr, Kinderaussagen mit Vorsicht aufzunehmen. Doch darüber später ein Ausführlicheres! Jetzt sind vorerst noch die Autosuggestionen heranzuziehen, denen die Jugend so leicht erliegt. Die gewohnheitsmäßigen Assoziationen spielen dabei eine große Rolle und sind die Ursache von zahllosen Erinnerungstäuschungen*). Ein Beispiel: Sterns (vgl. Erinnerung, Aussage und Lüge, S. 31) hatten in ihrer alten Wohnung, im Zimmer neben dem Eßzimmer übereck ein Klavier stehen und dahinter auf einer Konsole eine Goethebüste. In der neuen Wohnung stand auch das Klavier im Zimmer neben dem Eßzimmer, nicht aber die Goethebüste. Sterns wohnten schon zehn Monate in der neuen Wohnung, da ergab der Zufall, daß Hilde (sechsjährig) steif und fest glaubte, der Goethe stehe nebenan hinter dem Flügel. Auch der Augenschein überzeugte sie nicht davon, sich geirrt zu haben; sie glaubte, man habe die Konsole eben mal weggenommen. Erst als sie in einem dritten Zimmer vor das Streitobjekt geführt worden war, fiel ihr ein, daß dieses jetzt ja immer da gestanden habe! Hierher gehören auch die Fälle, wo stark erregtes Interesse die fehlende sinnliche Wahrnehmung als wirklich vortäuscht. So ging Frau Stern (vgl. Erinnerung, Aussage und Lüge, S. 30) einmal mit der fast vierjährigen Hilde spazieren und erzählte ihr unterwegs viel von den Schwänen, die sie beide bald im Park auf dem Teiche sehen würden. Als man hinkam, waren keine Schwäne da; sie mochten wohl in ihrem Holzhäuschen stecken, weil das Wasser noch leicht vereist war. Auf dem Rückwege fragte nun Frau Stern ihr Töchterchen, was sie Papa zu Hause erzählen würde. Antwort: „Daß wir Schwäne gesehen haben"; und das in gutem Glauben, denn erst mehrfaches Fragen führte Hilde darauf, daß die Schwäne ja im Häuschen gesteckt hatten und somit unsichtbar gewesen waren.

Als die Hauptfehlerquelle aber aller auf Selbsttäuschung beruhenden kindlichen Falschaussagen ist der Umstand anzusehen, daß von den Kindern

*) Siehe auch W. Stern, Beobachtungen über nichtpathologische Erinnerungstäuschungen bei Schulkindern. Beiträge zur Psychologie der Aussage. I. Folge 1904.

Erlebtes und Erdachtes kritiklos und bona fide durcheinander geworfen zu werden pflegt. Ein sehr bezeichnendes Beispiel finden wir bei Meumann (Vorlesung zur Einführung in die experimentelle Psychologie, I., S. 248); er erzählt von einem vierjährigen Mädchen, das „mit der größten Ungeniertheit alle Erlebnisse seines älteren, sechsjährigen Bruders auch von sich aussagte, obwohl es musterhaft erzogen war und vom Bruder ständig korrigiert wurde. Phantasie und Erinnerung gingen ihr unkritisch beständig ineinander über." Oder: denken wir an die spielerischen Behauptungen der Kleinen, wie etwa: „ich kann fliegen", wobei sie dann mit auf- und abbewegten Ärmchen im Zimmer umherhuschen. Auch kennen wir ja alle ganz unglaubliche Geschichten, die uns Kinder als von ihnen selbst erlebt erzählen. Das hat im großen und ganzen ja weiter nichts auf sich, wenn das Kind sich immer bewußt bleibt, daß es nur Erdachtes ausplaudert. Da aber den Jugendlichen aus Mangel an Unterordnung ihrer Phantasietätigkeit unter das kritische Urteil ihr Traum-Wunschleben noch kein geheimzuhaltendes Allerheiligstes ist, sondern sie es gern prahlerisch preisgeben (J. Moses, Vom Seelenbinnenleben der Kinder. Pädagogisches Magazin 1898. Heft 105), so besteht die Gefahr, daß sie berauscht von ihrer eigenen Erzählung sich immer fester in ihre Rolle hineinleben und schließlich selbst glauben, erlebt zu haben, was doch nur ein Produkt ihrer Erfindungskunst ist. Diese Gefahr, über deren traurige Folgen sogleich berichtet werden wird, hat schon Goethe erkannt, der in „Wahrheit und Dichtung" mitteilt, daß er als Knabe die Gewohnheit gehabt habe, seinen Freunden Märchen als eigene Erlebnisse zum besten zu geben, was er freilich aus der Absicht des Dichters zu erklären weiß, das Unwahrscheinlichste glaubhaft zu machen. Doch ist er sich bewußt, daß solche „aufschneiderischen Anfänge gewiß nicht ohne schlimme Folgen hätten bleiben können," wenn er eben nicht ein werdender Dichter gewesen wäre, der bald lernte, Träumereien zu kunstgerechten poetischen Erzählungen auszuarbeiten. Wie traurig das Ende sein kann, wenn nichts den phantastischen Wirrwar stört, sondern ständige Einsamkeit ihn immer komplizierter, wirklichkeitsähnlicher werden läßt, erfahren wir bei Dr. Moses („Die Abarten des kindlichen Phantasielebens". Zeitschriftliche Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung 1906), der folgenden, von Colozza beobachteten Fall referiert: Eine Fünfjährige, die zumeist allein war, lebte ganz in ihren phantastischen Vorstellungen als in einer Wirklichkeit. Mit der Zeit bekam sie Halluzinationen. Immermehr wurde sie menschenscheu, wußte sich stets einsam zu halten, bis schließlich — Psychose eintrat! Das beste Schutzmittel gegen solch traurige Folgeerscheinungen ist die Erziehung eines kräftigen Wirklichkeitssinnes in den Kindern. (Schröter, Zur Psychologie und Logik der Lüge. Wissenschaftliche Beiträge zum Jahresbericht der Philosophischen Gesellschaft. Wien 1912.) Dr. Moses gibt dazu beherzigenswerte Anleitung (Die Abarten des kindlichen Phantasielebens): Unaufdringlich lenke man das Spielinteresse der Kinder auf reale Dinge! In dieser Absicht fördere man alle Sammlungen (Steine, Käfer,

Marken usw.). Die Lektüre werde quantitativ eingeschränkt: Maßhalten im Märchenerzählen! Räubergeschichten möglichst fernhalten! Keine Zeitungen in die Hände kommen lassen! Langes Wachliegen der Kinder vor dem Einschlafen durch vorhergehende körperliche Übungen unmöglich machen! Langes Wachliegen am Morgen nicht gestatten. Dösen bei der Anfertigung von Schulaufgaben und beim Handarbeiten der Mädchen verhindern! Und vor allem in der Pubertätszeit die Kinder zu einer sie fesselnden Nebenbeschäftigung anregen, die ihre freie Zeit voll ausfüllt! — Hinzugefügt sei noch die von Stern betonte Aussage- und Beobachtungserziehung von klein auf, die die Kinder daran gewöhnt, Phantasie und Wirklichkeit scharf zu unterscheiden. —

Krankhaften Auswüchsen der Phantasie begegnet man erschreckend oft. (Strohmayer, Vorlesungen über die Psychopathologie des Kindesalters S. 48.) Man wird bisweilen im Zweifel sein, ob es sich um die harmlose, renommistische Fabuliererei eines Gesunden oder um die Begleiterscheinung einer geistigen Erkrankung handelt*). Da hat der Arzt das entscheidende Wort zu sprechen. In den meisten Fällen ist Hysterie die Ursache von derartigen Auswüchsen des Vorstellungslebens, denn gerade für sie ist die „Sucht, um jeden Preis Aufmerksamkeit und Interesse zu erregen, der daraus entspringende Hang zur Täuschung, zur geflissentlichen Übertreibung, gewohnheitsmäßige Verlogenheit" charakteristisch (A. Eulenburg, Die Hysterie des Kindes. — Moderne ärztliche Bibliothek; herausgegeben von Karewski. 1905.) Erbliche Belastung ist fast immer die Quelle der Krankheit. Von 472 Knaben der schulpflichtigen Fürsorgezöglinge der Provinz Hannover (4. Quartal 1909) waren nach den Feststellungen des Oberarztes M. 162, also 34 Prozent minderwertig, von 117 Mädchen 54, also 46 Prozent. Als erblich belastet mußten 312 Zöglinge angesehen werden, und zwar durch Trunksucht der Eltern; frühzeitige Neigung zum Lügen ließ sich in 294 Fällen nachweisen. (Siehe Archiv für Kriminalanthropologie Band 40. 1911: Mönkemöller, Zur Kriminalität des Kindesalters.) Dieses eine Beispiel mag dem Leser genügen, um einmal die ungeheure pathologische Disposition, speziell unter der Proletarierjugend, zum andern die traurigen Folgen derselben zu illustrieren. — Es würde zu weit führen, den Tatbestand der pathologischen Lüge, insbesondere der der hysterischen Kinder bis ins einzelne zu analysieren. Ich begnüge mich mit einer kurzen Charakteristik des Wesentlichsten, was wohl ausreichen wird, die traurige, für den Juristen so hochwichtige Tatsache der falschen Beschuldigungen durch pathologische Kinder

*) Vgl. etwa „Harmloses kindliches Gedankenspiel oder phantastische Lüge, abnorme Selbsttäuschung oder pathologische Einbildung". Ein pädagogisch-psychologischer Bericht von L. F. Göbelbecker. — Zeitschrift für experimentelle Pädagogik 5. Band, Heft 1, 2. Jahrgang 1907. Die Abhandlung enthält die Mitteilung der phantastischen Lüge eines Siebenjährigen, der nach längerer Erkrankung (Masern) in die Schule zurückgekehrt, auf die Frage, was ihm gefehlt habe, antwortete: „Nichts, ich war in Amerika," mit weiteren Phantastereien, woran er selbst zu glauben schien.

zu beleuchten, die ja jeder aus den Zeitungsberichten über Sittlichkeitsprozesse kennt. — Es ist (siehe Dr. Moses, Die Abarten des kindlichen Phantasielebens) hysterischen Personen, auch den jugendlichen, eigen, alle, selbst die bedeutungsloseſten Ereignisse aufzubauschen, die eigene Person in den nimbusumstrahlten Mittelpunkt zu stellen und an all ihre Phantastereien halb und halb selbst zu glauben. Man kann daher die Unwahrheiten Hysterischer nicht einfach als Lüge bezeichnen. Es handelt sich bei ihnen um eine ganz seltsame Spaltung des Bewußtseins: sie sind sich teilweise klar, Unrichtiges auszusagen und glauben anderseits doch fest an die gemachte Aussage. Schüle (Handbuch der Geisteskrankheiten) vertritt bereits den Standpunkt, daß Hysterische optima fide lögen. Delbrück (Die pathologische Lüge und die psychisch abnormen Schwindler 1891. S. 123, 124) hat nun vorgeschlagen, diese Mischung von Irrtum und bewußter Unwahrhaftigkeit zur Unterscheidung von wirklichem Lügen mit psendologia phantastica zu zeichnen; der Ausdruck ist vielerseits akzeptiert worden. Doch ist psendologia phantastica nicht notwendig ein Produkt psychischer Erkrankung; man kann sie auch bei Normalen finden, deren jugendliche Phantasie etwa mit Märchenerzählungen überreichlich befruchtet ward. Das anmerkungsweise bereits zitierte Beispiel von dem genesenden Knaben, der in Amerika gewesen zu sein behauptete, ist wohl hier am besten als Beispiel zu nennen. Sehr nahe aber ans Pathologische grenzt der in der einschlägigen Literatur immer wieder zitierte Fall von Henneberg, den ich erwähnen will, weil er direkt überleitet zu der forensisch wichtigen Tatsache falscher Beschuldigungen durch pathologische Kinder; also Henneberg berichtet (nach Moses, Die Abarten des kindlichen Phantasielebens): Eine Sechzehnjährige kommt plötzlich mit verbundenem Kopf in die Schule und behauptet, am Ohr operiert worden zu sein; sie weint auch oft vor heftigem Schmerz. — Das Ohrleiden war — erfunden! Eine Dame, bei der das junge Mädchen sich oft zu Besuch aufhielt, war am Ohr operiert worden und hatte mit ihrer Erzählung die Phantasie des Kindes so angeregt, daß dieses an sonst nichts mehr zu denken imstande war und sich schließlich fest einbildete, selbst operiert worden zu sein. Die Untersuchung durch den Arzt zeitigte geringe — auf leichte Hysterie hindeutende — Anormalien, in etwas Herabsetzung der Schmerzempfindung an der rechten Körperhälfte, sowie eine kaum nennenswerte Einschränkung des Gesichtsfeldes. — Bei wirklich Hysterischen sind derartige Einbildungen an der Tagesordnung; ihre Autosuggestibilität ist ganz ungeheuer groß. Von sich selbst aus oder durch den kleinsten, von fremder Seite kommenden Anstoß werden sie dazu geführt, die seltsamsten Erzählungen vorzubringen; und zwar Erwachsene, wie Kinder. Sexuelle Vorstellungen spielen dabei eine Hauptrolle. Von Gudden („Pathologische Lüge und § 176 Str. G. B." in Friedrichs Blättern für gerichtliche Medizin 1903) berichtet von einem zwölfjährigen Knaben, der, um sein Schulschwänzen zu bemänteln, gelegentliche Besuche bei einem Musikstudenten ausnutzte und, um sich die Sympathie der ihn ausfragenden Erwachsenen zu sichern (wohl auch, um

die Schuld auf einen anderen abzuwälzen), behauptete, sexuell mißbraucht worden zu sein. An der, teilweise von kindlicher Unkenntnis eines derartigen Vorganges zeugenden Schilderung läßt sich deutlich erkennen, wie das Ausfragen durch den Lehrer und die Eltern ihn erst auf die falsche Beschuldigung gebracht hat. Derartige Fälle könnten zahlreich zitiert werden. Es sei besonders auf das Gutachten, das Marbe in einem Würzburger Prozeß abgegeben hat, hingewiesen (Marbe, Fortschritte der Psychologie und ihre Anwendungen, 1913, Bd. 1); in jenem Falle findet die Ansicht Strohmayers Bestätigung (Vorlesungen über die Psychopathologie des Kindesalters 1910 S. 42), daß eine große Kategorie halbwüchsiger Mädchen mit verderbter sexueller Phantasie nur zu oft Unschuldige durch erfundene Angaben auf die Anklagebank bringen. Er selbst erwähnt (S. 103) das Unfaßliche der falschen Bezichtigung eines Vaters durch das eigene Kind. Man hat aus all diesen traurigen Erkenntnissen heraus die Forderung aufgestellt, daß auf bloße Kinderaussagen hin niemand verurteilt werden dürfe (Lipmann, Archiv für Kriminalanthropologie Bd. 20). Dagegen wendet Marbe mit Recht ein (mit W. Stern, Deutsche Juristen-Zeitung, 1908), daß dies ein direkter Anreiz zu Sittlichkeitsverbrechen wäre, doch müsse gefordert werden, daß Schul- und Polizeibehörden Hand in Hand arbeiten, um Kinderaussagen wirklich verwendbar zu machen. Niemand — weder Pfarrer noch Lehrer, weder Bürgermeister noch Polizeibeamter — halte sich für berufen, zur Tatbestandsaufklärung beitragen zu sollen. Diese bleibe einzig und allein dem Staatsanwalt und dem Untersuchungsrichter vorbehalten; ersterem, soweit es sich nicht um die Kinder selbst handelt, d. h. er entscheide nur aus allgemeinen Gesichtspunkten, ob das Verfahren anhängig zu machen ist. Die Befragung der Jugendlichen werde dann schnellstens durch den Untersuchungsrichter unter Assistenz sachverständiger Hilfe in geeigneter, Täuschung ausschließender Weise vorgenommen! (Marbe, Grundzüge der forens. Psychologie S. 38 f.) „Eine Vernehmung von Kindern durch den Staatsanwalt ist unzulässig;" ferner: „Eine Vernehmung von Kindern über sexuelle Dinge durch Gendarmerie- oder Polizeiorgane ist (mit Rücksicht auf die Schwierigkeit der Aufgabe) nicht statthaft. — Es wäre wirklich zu wünschen, daß diese nur zu berechtigten Forderungen eines geschätzten Fachmannes allgemeine Beachtung finden, zum Segen der Rechtsprechung.

Aus allem Bisherigen drängt sich uns mit Notwendigkeit die Schlußfolgerung auf, daß sehr, sehr vieles, was wir kurzweg Lüge nennen, nicht als solche angesprochen werden darf; besonders gilt dies für die früheste Kindheit. Doch gibt es auch im vorsprachlichen Alter schon wirkliche Täuschung, wie wir aus dem Scupinschen Tagebuche entnehmen können. Damit fällt der Streit Schäfer kontra Marcinowski (Zeitschrift für pädagogische Psychologie, Pathologie und Hygiene, 1905, S. 195 ff.) unter den Tisch, die sich über die Frage „Kommen Lügen bei Kindern vor dem vierten Jahre vor?" nicht zu einigen vermochten. Nach dem heutigen Standpunkte der Dinge müssen wir sie mit

Marcinowski bejahen, ohne allerdings seiner Anforderung, den Begriff „Lüge" zu erweitern, beistimmen zu können, sondern vielmehr unter ausdrücklichster Ablehnung seines diesbezüglichen, den Tatbestand nur verschleiernden Umdefinierungsversuches! — Man hat sich auch gestritten, ob die erste Lüge positiv oder negativ sei. Ein müßiges Unterfangen! Sie wird hier dies, dort das sein. Das Hauptmotiv aber zur ersten Unwahrhaftigkeit bleibt nach wie vor die Angst vor Strafe; aber auch für das spätere Kinderalter ist dies eine immer wieder wirksam werdende Ursache von Ableugnungen, falschen Beschuldigungen u. dgl.*). Das muß sich der Pädagoge in Haus und Schule stets lebhaft vor Augen halten und, soweit er seiner Sache sicher ist, den Kindern ohne langes, nur Lügen provozierendes Ausforschen auf den Kopf zusagen: „Du bist es gewesen!" Das Geständnis bleibt dann nie aus. Ist die Sache zu ungewiß, so wird die Zusicherung von Straffreiheit den kleinen Übeltäter zum Beichten bringen. Dann aber auch wirklich keinen Tadel weiter, als höchstens ein von ernst-traurigem Blick begleitetes „so so — du bist es gewesen!" Die Hauptsache ist, das Vertrauen der Kinder erwerben. Wer das besitzt, der wird den größten Einfluß auf sie ausüben. Vor allem heißt es, stets zu bedenken: es sind ja Kinder, die die Folgen ihres Handelns nicht voraussehen, bei denen oft eine spielerische Laune, ein Ohngefähr die „ganz unfaßliche Untat" heraufbeschwört. Paßkönig weiß hierüber in der Einleitung seines Buches „Kinderseele aus Kindesmund" sehr beherzigenswert zu plaudern. Ich will eines seiner trefflichen Beispiele anführen. Ein kleines Mädchen sieht eine Gespielin Sprungseil hüpfen. Flugs schneidet sie von der gerade zur Hand liegenden Wäscheleine ein Stück ab und probiert eifrig die neue Kunst. Bald kann sie es fein. Freudestrahlend läuft sie zur Mutter und — bekommt eine Ohrfeige: „Du Nichtsnutz..." — Das nächste Mal wird die Kleine vielleicht wieder, irgendeinem Impulse folgend, etwas entzwei machen, um einen Teil davon für sich zu verwenden, aber sie wird nicht mehr zur Mutter laufen, sondern das corpus delicti fein verbergen und auf Befragen alle Schuld hartnäckig leugnen. Darum: beherrsche deinen Zorn und siehe erst zu, ob wirklich dein Kind so schlimmes tat! — Außer mit der „allzu leichten Hand" sündigen viele Eltern auch dadurch, daß sie fortwährend Strafandrohungen im Munde führen, was anfänglich das junge Gemüt beängstigt, schließlich aber völlige Indifferenz gegen alle Ermahnungen zur Folge hat. Ebenso töricht ist es, das Kind Besserung versprechen zu lassen, oder es zu zwingen, Abbitte zu leisten; auf beides muß das Kind von selbst kommen, sonst bleibt es nutzlos. Und endlich, wie oft werden von den Erwachsenen Belohnungsverheißungen nicht eingelöst! — Es würde zu weit führen, für jedes einzelne dieser Lüge-Samen-

*) Zahlreiche Beispiele bei Paßkönig, Kinderseele aus Kindesmund; ich gebe die Seiten an, da der Index des Buches nicht ganz zuverlässig ist: S. 55, 59, 60, 62, 95, 148, 150, 151, 152, 153, 154, 155, sämtlich zugleich treffliche Beweise dafür, daß die Naschhaftigkeit überwiegend oft die „böse Tat" gebiert.

körner abschreckende Beispiele anzuführen; jeder kennt solche zudem selbst aus der Erfahrung des Alltags. Nur, um das wichtigste nicht zu vergessen, sei ein Satz noch zitiert, den wir Menschen der Gesellschaft recht beherzigen sollten, damit wir nicht aus Diplomatie, Konvention, irgendwelchem Zwang des Augenblicks, Geschäftsrücksicht oder Bequemlichkeit tagtäglich der Jugend ein so trauriges Beispiel böten, nämlich: „Laß kein falsch' Wort aus deinem Munde gehen!" —

Die Schule, so behauptet P. Ephrussi*), macht die Kinder erst zu Lügnern, unter der Voraussetzung natürlich, daß die Familie zuvor ihre Pflicht nie versäumt hat. Eine solche Schuldteilung zwischen Haus und Schule muß entschieden abgelehnt werden. Es ist schlechthin unmöglich, daß ein Kind, ohne je zur Lüge angeregt worden zu sein, zur Schule kommt. Richtig freilich ist, daß mit dem Übergang der Kleinen von der Mutterhand in die Hand des Lehrers neue Steine des Anstoßes zur Unwahrhaftigkeit sich dem Kinde in den Weg rollen. Schon die Notwendigkeit, das harmlose „Sichgehenlassen" in Stillsitzen und Aufpassen, das so unsagbar schwer ist, umzuwandeln, zeitigt oft Täuschungsversuche. Dazu kommen Ehrgeiz, Sichaufspielenwollen, Unfleiß (der zum Hilfsmittel des Ablesens greift), Solidaritätsgefühl und last not least die schon erwähnte Furcht vor Strafe. Hierzu bemerkt Ephrussi sehr treffend: „Es blüht Lüge besonders an den Schulen, wo der Schüler nur immer Angst haben muß, eines der vielen Verbote zu übertreten und dafür hart bestraft zu werden, wo die Lehrer ihre Macht über die Kinder mißbrauchen, wo die Lehrer sich nur an ihre buchstäblichen Vorschriften halten." Der wahre Pädagoge aber wird es rasch verstehen, das Vertrauen seiner Zöglinge zu gewinnen und sie tiefer, nachhaltiger noch zum Guten beeinflussen können, als das Haus, dafür ist Paßkönigs Buch ein trefflicher Beleg. Freilich, trotzdem werden Haß, Neid, Selbstsucht und Trotz immer wieder ihre Triumphe feiern über die Menschheit; und so ist der Kampf gegen die Lüge im Grunde als Kampf für die Moral in ihrer Gesamtheit zu führen.

* * *

Zum Schluß noch ein kurzer Hinweis auf die entschuldbaren Lügen! Wenn ein Kind aus Scham oder Verlegenheit etwas behauptet, was mit der Wahrheit nicht ganz übereinstimmt, so werden wir es selten hart anlassen, aber doch energisch darauf hinwirken müssen, daß das Kind lernt, unter allen Umständen aufrichtig zu sein. Einem Vertrauen erweckenden Frager gegenüber gibt sich

*) In ihrem Vortrag (liegt im Separatdruck vor) über die kindliche Lüge, gehalten am 31. Dezember 1912 auf dem Allgemeinen russischen Kongreß für Familienerziehung zu St. Petersburg. Das Schriftchen wurde mir zugänglich durch die Opferwilligkeit meines russischen Freundes Dr. M. Schönermann, zurzeit Bonn, der sich der Mühe der Übersetzung unterzog.

das Kind rückhaltlos, darum ist die vornehmste Aufgabe aller Eltern, Erzieher und Juristen, sich das Vertrauen der Jugend zu erwerben. Gegen die Spielformen der Lüge: Scherz, Übertreibung, Irreführung, Hänselei wird man nur einzuschreiten haben, wenn sie aus unedlen Motiven (Eitelkeit, Hinterlist, Selbstsucht) entspringen; in ihrer harmlosen Form stellen sie (nach Lowinsky, Zur Psychologie der wissentlichen Täuschung, 1914, S. 431 und 432) Kampfspiele dar, mit der Tendenz der Machtsphärenerweiterung eines bestimmten Ichs auf Kosten von anderen, woraus ein Vergnügen entsteht. Die damit verbundene Freude ist vollkommen, wenn der Angeführte sich wirklich „reingefallen" fühlt, und er sich unter Spottlachen den wahren Sachverhalt zu Gemüte führen lassen muß. Der Erwachsene wird mit gutem Humor auf derartige Spiele eingehen; doch soll er nicht außer acht lassen, daß hier im heimlichen Grunde die Gefahr lauert, seinen Liebling zu einem hinterhältigen Eitlen werden zu lassen. Ein Umdrehen des Spießes dürfte ab und zu (aber nur selten!) zweckdienlich sein. —

Ich stehe am Ende meiner Ausführungen. Der Leser wird wahrscheinlich die Empfindung haben, daß das Problem noch nicht ganz erschöpft sei. Das ist natürlich auf so engem Raum völlig unmöglich. Ziel und Aufgabe meines Essays waren auch von vornherein nicht so weit gesteckt. Vielmehr sollte unter größtmöglichster Berücksichtigung aller, die Entstehung der Lüge aufhellenden Faktoren nur ein kurzer orientierender Überblick gegeben werden über die umfassenderen Fragen der Verhütung der Lüge, als der Aufgabe der Pädagogik in Haus und Schule, der Abwehr ihrer Folgen, als der Aufgabe der Rechtssprechung und endlich der krankhaften Arten ihres Auftretens, als der Aufgabe der psychiatrischen Medizin. Die Gesamtheit des Gesagten aber sollte die Empfindung wachrufen, daß hier ein Problem von allergrößter Wichtigkeit vorliegt, über das sich eingehend zu informieren Pflicht eines jeden Erwachsenen ist. Ich hoffe nichts sehnlicher, als daß mir diese Absicht geglückt sein möchte!

Das Problem der Arbeitslosenversicherung in Deutschland

Von Curt Kohlmann

Mit der am 1. August 1911 veröffentlichten Reichsversicherungsordnung und dem Versicherungsgesetz für Angestellte, das am 28. Dezember 1911 veröffentlicht wurde, ist die sich über rund dreißig Jahre erstreckende sozialgesetzgeberische Tätigkeit in Deutschland zu einem vorläufigen Abschluß gekommen. Wenn dem gewaltigen Gebäude infolge seines allmählichen Entstehens auch die Einheitlichkeit mangelt, so können wir es doch mit Stolz vorbildlich und als ein Kulturwerk allerersten Ranges bezeichnen, würdig unseres wirtschaftlichen Aufschwunges, der in der Weltgeschichte geradezu beispiellos dasteht. Rund $12^1/_2$ Milliarden Mark wurden von 1885 bis 1911 für Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung beigesteuert, wovon die Arbeitgeber 50 Prozent, die Arbeiter 43 Prozent und das Reich 7 Prozent trugen, über 9 Milliarden Mark wurden in 107 Millionen Fällen bei etwa 55 Millionen Versicherten gezahlt, wobei zu berücksichtigen ist, daß fast zwei Drittel gleichzeitig in allen drei Versicherungen sind. Weit über 4 Milliarden mehr, als sie zahlten, erhielten also die Arbeiter infolge unserer sozialen Gesetzgebung, und nebenher sammelten die Versicherungen noch Riesenvermögen, die sie in Krankenhäusern, Erholungsheimen und Wohltätigkeitsanstalten aller Art anlegten. Das sind Zahlen, die sich gewiß vor aller Welt sehen lassen können, um so mehr, als alle diese Unsummen sicherlich nutzbringend verausgabt wurden, stärkten sie doch die weitesten Kreise unseres Volkes für den ständig härter werdenden Daseinskampf, beförderten sie doch Gesundheit und Leistungsfähigkeit der Massen, denen zweifelsohne zum guten Teile unser wirtschaftliches Vorankommen mit zu verdanken ist.

So überzeugend wirkten die Wohlthaten der deutschen sozialen Gesetzgebung, daß das Ausland, wenn auch anfangs zögernd und widerstrebend, uns auf der beschrittenen Bahn folgte, ja, in den letzten Jahren mußten wir es gar erleben, daß uns England an einem Punkte überflügelte, wo wir uns stets ablehnend verhalten hatten — nämlich in der Arbeitslosenversicherung.

Wenn so der eben erst vollendete Bau der deutschen Reichsversicherungsordnung und ihrer Ergänzungsgesetze den dringenden Wunsch auslöst, zuvörderst

einmal die Wirkung dieses Werkes abzuwarten, ehe an neue Veränderungen oder gar Erweiterungen zu denken wäre, kann es doch nicht wundernehmen, daß dieses kühne englische Beispiel neues Begehren in Deutschland weckt, ohne Rücksicht darauf, ob die Zeiten dafür reif sind oder nicht. Dieses seit langem schlummernde und von Zeit zu Zeit hier und da aufflammende Verlangen nach einer allgemeinen Arbeitslosenversicherung findet nicht nur bei den Arbeitern selbst eine wohlgehegte Stätte, sondern auch bei vielen Nationalökonomen, die sozialistischen Tendenzen zuneigen und den Standpunkt vertreten, daß ein Volksgenosse sich im Hause der Nation erst dann wahrhaft wohl und glücklich fühlen könne, wenn er wisse, daß unter allen Umständen und in allen Lebensfällen auskömmlich für ihn gesorgt sei.

Wohl wird anerkannt, daß bereits eine Reihe von Städten, veranlaßt durch die allwinterlich wiederkehrende Arbeitslosigkeit vieler Saisonarbeiter, zu verschiedenartig ausgestalteten Arbeitslosenversicherungen geschritten sind, sei es in einer fakultativen Form nach dem sogenannten Berner System, oder in der Form der Gewährung von Zuschüssen an Berufsvereine mit Arbeitslosenunterstützung (Genter System), oder schließlich in der Form der Arbeitslosenversicherung mit Beitrittszwang. Aber diese Einzelerscheinungen in Köln, Stuttgart, Straßburg i. E., Schöneberg bei Berlin usw. gelten den sozialpolitischen Theoretikern nur als ein Tropfen auf den heißen Stein. Und die Städte selbst fühlen sich mit ihren Einrichtungen, die stets nur einen Teil der Arbeitslosen — und nicht einmal den bedürftigsten — zugute kommen, so wenig auf dem rechten Wege, daß der dritte deutsche Städtetag in Posen einmütig zu dem Beschluß kam, die Arbeitslosenversicherung sei nicht Sache der Gemeinden, sondern des Reiches. Namentlich die industriereichen Städte wiesen eine gemeindliche Arbeitslosenversicherung mit der triftigen Begründung weit von sich, daß sie bei starkem Niedergang der Konjunktur unter Umständen den wirtschaftlichen Ruin der Städte herbeiführen könnte.

Anderseits haben wir in Deutschland schon eine weitverzweigte private Arbeitslosenversicherung durch die Arbeiterverbände, insbesondere die Gewerkschaften. Bei einer Mitgliederzahl von $4^1/_2$ Millionen hatten die deutschen Arbeiterverbände 1912 95 Millionen Mark Einnahmen, 73 Millionen Mark Ausgaben und etwa 100 Millionen Mark Vermögen. Ein Drittel dieser Ausgaben wurde für Streiks, ein weiteres Drittel für Agitation und Verwaltung, das restliche Drittel aber für Unterstützungsgelder verwandt. Von diesen 24 Millionen Mark Unterstützungsgeldern nun benötigte man 11 Prozent für Invaliditäts- und Sterbegelder, 52 Prozent für Krankheit und 37 Prozent für Reisen und Arbeitslosigkeit, so daß also 1912 rund 9 Millionen Mark in letzterem Sinne von den Arbeiterverbänden verbraucht wurden.

Erst bei Kenntnis dieser Zahlen versteht man, warum gerade die Gewerkschaften so zäh und unablässig für eine Reichs-Arbeitslosen-Versicherung kämpfen und den Massen, namentlich unter Hinweis auf England, als das nächste zu

erstrebende Ziel der sozialen Gesetzgebung darstellen. Sie möchten diese neun Millionen Mark, die inzwischen gewiß noch gewachsen sein werden, natürlich lieber für andere Zwecke, besonders für Kampfzwecke, frei bekommen.

Dieses Bestreben ist gewiß begreiflich. Anders verhält es sich mit dem Hinweis auf England und der Idee einer allgemeinen Arbeitslosen-Versicherung überhaupt.

Allerdings sind in England seit Mitte 1912 etwa zweieinhalb Millionen Menschen gegen Arbeitslosigkeit versichert, aber die Zeit ist noch viel zu kurz, um nach irgendwelcher Richtung hin ein abschließendes Urteil über die Wirkung des Gesetzes zu gestatten. Es erhebt die Kosten zu gleichen Teilen von Arbeitgebern und Versicherten, während der Staat ein Drittel dieser Beiträge zusteuert. Nach dem siebenten Tage der Arbeitslosigkeit werden wöchentlich durchschnittlich sieben Schilling ohne Rücksicht auf Gewerbe oder Verdienst des Versicherten gezahlt und dies während höchstens fünfzehn Wochen im Jahre. Als arbeitslos gilt jeder Arbeitsfähige, der keine passende Arbeitsgelegenheit finden kann. Wurde ihm aber wegen ungebührlichen Verhaltens gekündigt oder verließ er seine letzte Stelle ohne triftigen Grund, so hat er für die nächsten sechs Wochen den Anspruch auf Unterstützung verloren. Trotz dieser gewiß für die Versicherten nicht glänzenden Bedingungen und trotz der während des ersten Rechnungsjahres anerkannt ausgezeichneten Konjunktur erreichten doch die ausgezahlten Versicherungsgelder eine bedenkliche Höhe, so daß sehr abzuwarten ist, wie sich der ganze Versuch in Zeiten wirtschaftlichen Niederganges bewähren wird.

Gegen ein deutsches Gesetz erheben sich nun eine ganze Reihe von Schwierigkeiten, die zum Teil den Eindruck machen, als ob sie für alle Zukunft unüberwindbar seien.

An erster Stelle steht da natürlich die Definition des Begriffes der Arbeitslosigkeit im Sinne des Gesetzes überhaupt. Niemand wird demjenigen, der offenkundig arbeitsscheu oder durch eigene Schuld arbeitslos geworden ist, eine staatliche Unterstützung zusprechen wollen. Die Untersuchung aber über schuldhafte und schuldlose Arbeitslosigkeit ist zumeist sehr schwierig und auch nach dem jeweiligen Standpunkte, von dem sie aus erfolgt, verschieden. Die Allgemeinheit wird nicht geneigt sein, auch solche zu unterstützen, die nur deshalb arbeitslos sind, weil ihnen gewisse vorhandene Arbeiten nicht passen, wie etwa das Schneeschaufeln für einen gelernten Maurer oder Zimmerer, oder weil sie von gewissen Arbeitgebern nicht einen gewissen Lohn erhalten, den sie — die Arbeiter — einseitig für angemessen halten. Natürlich soll in dem vorliegenden Zusammenhange gar nicht die Frage zur Diskussion gestellt werden, ob denn Streiks als Mittel zur Erzwingung höherer Löhne annehmbar seien oder nicht (die neuerliche Bildung der Werkvereine, welche die Streiks ablehnen, spricht übrigens dagegen), soviel ist aber sicher, daß die Mittel der Gesamtheit nicht zugunsten von freiwillig Feiernden verwendet werden dürfen, zumal sich ja sonst die Arbeitgeber, die doch sicherlich einen beträchtlichen Teil der Versicherungsbeiträge zahlen müssen, sich selbst in den Rücken fallen würden.

Weiterhin verlieren aber auch viele Arbeiter ihre Stelle dadurch, daß ihrem Werke z. B. durch einen anderweitig ausgebrochenen Streik die Rohmaterialien mangeln, so daß es zu Arbeiterentlassungen gezwungen wird. Wie steht es ferner mit den durch Aussperrungen, die die Unternehmer zur Niederringung eines Streiks vornahmen, brotlos Gewordenen? Sollten diese der Allgemeinheit zur Last fallen, nur weil vielleicht wenige hundert Arbeitsgenossen einen möglicherweise durchaus ungerechtfertigten Streik begannen? Und wie erst stellt man sich zur Frage der Saisonarbeiter, dieser Leute, die genau wissen, daß ihr Beruf alljährlich eine sich über gewisse Monate erstreckende Arbeitslosigkeit mit sich bringt, die aber dementsprechend auch einen verhältnismäßig hohen Lohn zu beziehen pflegen, den sie eben als vernünftige Menschen nicht sofort vollständig aufbrauchen dürfen, damit sie sich das Gespenst der Not während der Feiermonate vom Leibe halten können. Wäre es nicht eine Ungerechtigkeit gegen die während des ganzen Jahres für geringeren Lohn fleißig Schaffenden, wenn man solche Saisonarbeiter während der Feiermonate als unterstützungsberechtigte Arbeitslose gelten lassen wollte?

Selbst wenn man aber alle diese zweifelhaften Fälle von vornherein ausschaltet, erwachsen schwere Bedenken; denn natürlich könnte kein Arbeitsloser irgendwelche ihm gebotene Arbeit ablehnen, auch wenn sie nicht seinem erlernten Gewerbe entspricht und auch wenn sie ihm an einem Orte geboten wird, der ihm nicht behagt. Die mühsam errungene Freizügigkeit würde mit der staatlichen Arbeitslosenversicherung fallen müssen, ein Beamtenheer würde die Massen im Deutschen Reiche hierhin und dorthin schicken, denn nur so ließe sich etwa eine Beteiligung der vornehmlich landwirtschaftlichen Provinzen, die ständig unter Arbeitermangel leiden, an den Lasten des Gesetzes rechtfertigen. Der Unterstützung Fordernde müßte es sich demnach gefallen lassen, daß er samt seiner Familie aus alten lieb gewordenen Verhältnissen gegen seinen Willen herausgerissen wird, um an fremdem Orte eine ihm ungewohnte und nicht zusagende Arbeit auszuüben, während er, hätte er die Unterstützung nicht beansprucht, vielleicht schon in Kürze in der Heimat wieder einer seiner Ausbildung entsprechende Beschäftigung gefunden hätte.

Und damit immer noch nicht genug, fehlen sogar noch alle statistischen Unterlagen darüber, ob denn überhaupt im Deutschen Reiche eine nennenswerte unverschuldete Arbeitslosigkeit, wenn auch nur zeitweilig, vorhanden ist. Jedenfalls spricht die Einwanderung der Millionen ausländischer Arbeiter, der Polen, Kroaten, Italiener sehr vernehmlich dagegen, und nicht minder tut dies der Umstand, daß unsere deutsche Auswanderung von 200000 Seelen im Jahre 1885 auf wenig mehr als 25000 im Jahre 1912 sank, trotzdem sich unsere Bevölkerung alljährlich um fast eine Million vermehrt. Schon 1895 — noch dazu einem Depressionsjahre — bestätigte überdies eine amtliche Arbeitslosenzählung, daß drei Viertel aller Arbeiter, die Saisonarbeiter einbegriffen, mit kaum 2 Prozent Arbeitslosigkeit zu rechnen haben und nur

18 Prozent der Arbeiter mit mehr als 3 Prozent. Dabei darf nicht vergessen werden, daß diese Zahlen immer noch infolge der vielfach ganz sinnlosen Zuwanderungen nach den großen Städten zustande kamen, ohne Rücksicht darauf, ob denn dort wirklich Arbeit vorhanden ist, während das platte Land unter der Flucht der Arbeitskräfte seufzt.

Wenn diese der Industrie ohne Überlegung zuströmenden Elemente ihr Schicksal in die Hand nehmen, müssen sie naturgemäß auch die Verantwortung dafür tragen und dürfen sie nicht einfach der Allgemeinheit zuschieben. Sie erhofften größeren Verdienst, und den zu suchen, ist ihr gutes Recht, das ihnen niemand streitig machen wird. Sie werden ihn ja gewiß auch vielfach finden, aber sie müssen anderseits auch das Risiko ihres Unternehmens auf sich laden, das selbstverständliche Risiko des Fehlschlagens. Wollen sie für den letzteren Fall die Gesamtheit des Volkes regreßpflichtig machen, so müssen sie es sich eben auch, wie ich schon oben ausführte, gefallen lassen, daß diese Gesamtheit, wenn nötig, eine Zuwanderung zu bestimmten Orten verhindert oder eine Abwanderung aus bestimmten Provinzen verbietet. Damit wäre ein guter Teil der persönlichen Freiheit verschwunden zugunsten eines schwächlichen Rufens nach der Staatskrippe, die heute leider schon viel zu vielen als das einzig Erstrebenswerte erscheint. Nebenher ginge aber die noch viel größere Gefahr, daß in den breitesten Schichten der Bevölkerung allmählich eine Sorglosigkeit um das morgen Platz griffe, die mit der Zeit, für unsere ganze Zukunft geradezu vernichtend werden könnte. Wir sprechen und schreiben heute mit Stolz soviel davon, daß 1913 auf den deutschen Sparkassen 18 Milliarden Mark lagen, während die englischen 4,5, die französischen nur 4,3 Milliarden aufweisen konnten, nun, diesen Erfolg würden wir wenige Jahre nach Einführung einer Arbeitslosenversicherung wohl kaum noch in solchem Umfange zu buchen haben, denn manchem würde sicherlich das Verantwortlichkeitsgefühl, das der heutige Wettbewerb der Kräfte groß gezogen hat, abhanden kommen.

So erscheint nach dem Gesagten der einzige Weg, die zeitweilige und örtliche Arbeitslosigkeit zu vermindern oder ganz zu beseitigen, zunächst eine bessere und einheitlichere Organisation der Arbeitsnachweise. Soviel auf diesem Gebiete schon getan worden ist — wurden doch allein 1912 von 2224 Arbeitsnachweisen im Deutschen Reiche $3^1/_2$ Millionen Stellen vermittelt —, soviel bleibt noch zu tun übrig. Wir haben jetzt gemeindliche Arbeitsnachweise, solche von Arbeitgebern und solche von Arbeitnehmern, dagegen verhältnißmäßig wenig paritätische. Diese letzteren sind aber gerade am erstrebenswertesten, denn sie arbeiten auch in Zeiten wirtschaftlicher Kämpfe weiter und vermindern gerade dann die Arbeitslosigkeit, wenn sie am schlimmsten zu werden droht. Erstrebenswert ist ferner die Erweiterung der Organisation über das ganze Reich, wie sie der Berliner deutsche Arbeitsnachweis bereits ins Auge gefaßt hat.

Verantwortlichkeitsgefühl und Sparsamkeit jedes einzelnen Arbeiters ist ein weiteres Mittel gegen die Schäden der Arbeitslosigkeit; denn hat jeder für sich

und seine Familie eine wenn auch nur kleine Summe zurückgelegt, so kann er bei Verlust einer Stelle unter Benutzung eines gut funktionierenden Arbeitsnachweises eher die Reisekosten zur Erreichung eines anderen Platzes, wo sich Arbeit für ihn bietet, aufwenden. Besitz macht frei, und sei er noch so klein.

Die Hauptsache wird aber immer sein, daß für alle die Hunderttausende, die alljährlich unserer Bevölkerung zuwachsen, neue Arbeitsmöglichkeiten geschaffen werden. Diese Sorge wird, wie die Dinge in Deutschland nun einmal liegen, kaum noch der Landwirtschaft zufallen können, sondern fast allein der Industrie und dem Handel. Und da ist es nun die Pflicht einer weitschauenden und vernünftigen Regierung, daß sie diesen Erwerbszweigen die Wege ebnet, wo sie nur kann, sei es durch eine zweckentsprechende innere Gesetzgebung, sei es durch eine kluge und weltumfassende Diplomatie, die uns außerhalb der schwarz-weißroten Grenzpfähle neue Absatzgebiete für unsere Produkte erschließt. Wenn hier die Intelligenz und Energie aller berufenen Führer unseres Volkes einsetzt, so werden wir am leichtesten der problematischen Arbeitslosenversicherung entraten können.

Hundertundfünfzig Jahre deutscher Kunst

Zur Jahrhundertausstellung deutscher Kunst in Darmstadt

Von Frank E. Washburn Freund

Die von dem kunstliebenden Großherzog von Hessen mit Hilfe seines künstlerischen Beirates Professor Dr. G. Biermann ins Leben gerufene Jahrhundertausstellung deutscher Kunst der zweiten Hälfte des siebzehnten und des ganzen achtzehnten Jahrhunderts kann man von drei Standpunkten aus betrachten und wird, je eingehender man sie besichtigt, je mehr von ihrer Bedeutung nach allen drei Richtungen hin überzeugt. Sie soll einmal, und daran lag wohl dem Großherzog, dem Schirmherrn und Mäcen wahrhaft lebender und lebenspendender Kunst, am meisten, im Beschauer nicht bloß historisches und nationales Interesse erwecken, sondern ihm lebendige künstlerische Werte übermitteln. Und wie zu zeigen sein wird, tut sie das auch wirklich. Sie soll des weiteren die Quellen aufdecken, aus denen sich die verschiedenen Strömungen der deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts ergossen. Auf diese historische Entdeckung hatte man schon einige Jahre sehnsüchtig gewartet, seitdem so viel Neues und Unerwartetes

auf der Berliner Ausstellung der Kunst des neunzehnten Jahrhunderts erschienen war, und der verstorbene Lichtwark die Meinung ausgesprochen hatte, eine zusammenfassende Darbietung der vorhergehenden Kunst sei dringend erforderlich. Drittens kann man diese Ausstellung als die sehr wertvolle, ja notwendige Ergänzung zu der bisher allein genügend bekannten deutschen Kunst der Zeit von 1650 — bis 1800 — der Architektur des Barock und Rokoko und ihrer dekorativen Hilfskräfte — ansehen, die es endlich ermöglicht, die Malerei der damaligen Zeit in ihrem Zusammenhang und ihrer Entwicklung wie auch — und das ist das überraschendste und wichtigste Moment der Ausstellung — in zahlreichen individuellen Künstlererscheinungen kennen zu lernen.

Solche Künstlerpersönlichkeiten mit eigener Note tauchen schon in der frühen Zeit der in der Ausstellung zur Anschauung gelangenden Periode auf; und wir finden sie dann in den folgenden Zeiten auf allen Gebieten der Malerei: dem Porträt, der Landschaft, dem Tierstück und Reiterbild, dem Stilleben und auch dem kirchlichen Bilde. Da die kirchliche Kunst jener Zeit ihren Hauptausdruck in der Wandmalerei — großen Deckengemälden vor allem — fand, ist sie begreiflicherweise am spärlichsten in Darmstadt vertreten, und da sie gerade von süddeutschen Malern besonders gepflegt wurde, was sich aus konfessionellen Gründen leicht erklärt, so kommt es, daß im großen und ganzen die norddeutsche Malerei reicher auf der Ausstellung vertreten ist als die süddeutsche. Man hat aber doch einen hochinteressanten Saal kirchlicher Kunst in Darmstadt zusammengestellt, der unter anderen verschiedene Skizzen zu großen Gemälden, eine Reihe Statuen und Silbersachen und anderes mehr enthält und uns sehr wohl ein Bild dieser Kunst zu geben vermag. Unter den Statuen befinden sich mehrere eines bayerischen Bildhauers, des Balthasar Permoser (1651 bis 1732), die, wie z. B. der „Heilige Ambrosius", bei aller äußeren „Aufmachung" im Stile der Zeit eine ganz erstaunliche Vertiefung und Verinnerlichung zeigen und in der Durchmodellierung des Kopfes wie der Hände einen bedeutenden Meister verraten. Zu einer solchen Vereinigung, ja Versöhnung von äußerlichem und innerlichem war eben nur ein hervorragender und eigener Meister imstande. Aus ein paar anderen kirchlichen Künstlern — Malern — spricht auch schon ein besonderer Ton. Anton Franz Maulpertsch (1724 bis 1796) hat sich offenbar an Tiepolo geschult, wie ja überhaupt die kirchlichen Maler des deutschen Südens begreiflicherweise nach Italien zu tendieren. Aber wenn er auch in Venedig in die Schule gegangen — und charakteristischerweise bei dem schon eine neue Welt ankündigenden Meister, so verraten seine kühnen Skizzen aus der Kaiserlichen Galerie in Wien doch eine solche Macht der Bewegung und zugleich Ursprünglichkeit in der Wahl heller, wie Fanfarenstöße wirkender, ganz gegen alle überkommenen Regeln zusammengestellter, dabei mit einem wahren furioso hingesetzter Farben, daß von „Abhängigkeit" bei ihm eigentlich keine Rede mehr sein kann. So ist kein „Nachahmer" zu arbeiten imstande; so „schafft" nur ein Eigener. Man sehe sich daraufhin den wilden

Reitersmann mit Fahne an (A. 388), der auf seinem Riesenroß wie eine leiblich gewordene Vision unaufhaltsam daherstürmt, und folge der wie im Wirbelwind der Extase gesehenen und gestalteten „Himmelfahrt Mariae" (A. 387) von der Erde bis hinauf zu den unendlichen Höhen. Ein stillerer Meister, aber auch einer, der, was er darstellt, in sich erlebt und mit innerem und auch äußerem Auge selbst gesehen hat, statt nach Mustern zu arbeiten, ist der aus Breslau stammende Franz Karl Palko (1724 bis 1767), der in seinem „Leichnam des Heiligen Johannes von Nepomuk" (A. 469) aus dem Prager Rudolfinum ein wahres „Stimmungsbild" geschaffen hat. Die Landschaft, in der sich die Handlung begibt, ist deren Echo. Geisterhaft erhellt der Mond einer stürmischen Nacht die Szene und gießt sein volles Licht auf den Leichnam des Gemordeten. Wenn diesem Bilde auch der Sturm der Werke des Maulpertsch fehlt, so zeugt doch seine Pinselführung von einer feinfühligen, dem Charakter der darzustellenden Gegenstände nachgehenden, ja fast nervösen Hand, und sein Ton wirkt ganz „modern". Erwähnt muß hier auch noch werden der aus München stammende Januarius Zick (1732 bis 1797), der in vielen Werken als Eklektiker erscheint, dann aber, wie vom Geiste gepackt, die Schleier vor seinen Augen zerreißen sieht und malt, was sein entzücktes Auge und fast möchte man sagen sein überirdischen Tönen lauschendes Ohr ihm eingeben. So kommt ein Bild wie die „Geburt Christi" und gar die „Ölbergszene" zustande, in der man fast das künstlerische Fieber erkennt, das der gewordenen Vision nachpulst, um sie festzubannen, ehe sie schwindet. Und als letzter sei der mit Werken verschiedener Art in Darmstadt vertretene Hamburger Matthias Scheits (1630 bis etwa 1700) genannt, der in seinem „Christus und die Samariterin" ein sehr eigenartiges, trotz Anlehnung an italienische Typen und Formen gleichsam nordisch-protestantisches Bild geschaffen hat, in dem die Landschaft eine entscheidende Stimme spricht.

Bietet so schon die ihrer Natur nach konservativste Kunst Anklänge an eine kommende Zeit, wie viel mehr darf man dies auf den anderen Gebieten erwarten! Und man wird darin nicht enttäuscht. — Die Ausstellung beginnt mit der Zeit nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges, weil dieser einen nur zu scharfen Einschnitt in die ganze Kunst- und Kulturpflege innerhalb Deutschlands gemacht hat. Doch muß man nicht meinen, daß die Kunst nach dem Kriege nun ganz und gar auf neuen Grundlagen aufzubauen hatte. Mir will scheinen, als habe die Kultur als ganzes genommen zunächst durch den Krieg noch mehr gelitten als die Kunst. Letztere hatte ja schon vor dem Kriege sich gleichsam mit fremden Elementen vermählt, nur war sie damals stark genug gewesen, diese — vor allem die Einflüsse von der italienischen Renaissance her — vollständig zu verarbeiten, wie es den Geisteswissenschaften möglich gewesen war, das neue Wissen zu absorbieren und für Deutschland eine neue Geisteskultur daraus zu schaffen. Das deutsche Volk war damals eben kerngesund und reif, große Probleme zu erfassen und für sich zu lösen. Die künstlerischen

Einflüsse, von den Niederlanden her verstärkt, hielten auch nach dem Kriege an, und wenn sie es auch bewirkten, daß eine ganze Reihe von Malern mit gutem Talent zu Eklektikern oder Nachahmern eines bestimmten Meisters wurden, unter dessen Bann sie gelangten — ein solcher Eklektiker mit keinem geringen Malertalent ist z. B. Michael Leopold Willmann (1629 bis 1706) —, so brachten sie es anderseits doch zuwege, daß in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts der Geschmack ein erstaunlich hoher blieb und die Technik der Kunst nicht verwilderte. Und das war bei dem Sinken des allgemeinen Kulturzustandes von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Eine „selbständige" deutsche Kunst während der ersten Jahrzehnte nach dem großen Kriege würde nur ein wildes, rohes Chaos bedeutet haben und könnte jetzt höchstens als Illustration damaliger Zustände und ihrer Geistesverfassung nach ein gewisses kulturhistorisches Interesse beanspruchen. So aber gab es damals doch auf einer sicheren Grundlage eine gewisse Kunstpflege, die, wie das die späteren Zeiten beweisen, bedeutenden Talenten es nicht verwehrte, eigene Wege wenigstens anzubahnen und am Heraufführen einer neuen Zeit mitzuschaffen. Künstler jeder Art sind ja von ihrer Zeit und deren Geistesrichtung abhängig. In die wiederholt da und dort auftauchenden Versuche einer an den Brüsten der heiligen Natur selber von neuem genährten Kunst näherzukommen, greifen verschiedene übermächtige, die ganze Zeit, ihr Sinnen und Trachten, Denken und Fühlen und auch leibliches Sehen in Bann schlagende Einflüsse immer wieder ablenkend ein, und ihnen folgt naturgemäß die Hauptströmung. Aber die einzelnen Stimmen lassen sich nicht ersticken; wie Singvögel, ehe der Frühling kommt, einzeln da und dort ihr Lied zu singen beginnen, leise erst und fast schüchtern und wie selbst lernend, bis dann später, wenn die Zeit erfüllt ist, der ganze Chor jubelnd einstimmt, so auch hier; denn wem Gesang gegeben, der singt, ob mit Hilfe der Feder oder des Pinsels.

Jedoch sind es keineswegs diese frühen Schwalben allein, die uns berechtigen von einer deutschen Kunst jener Periode zu sprechen, wenn ihnen auch naturgemäß unser größtes Interesse und unsere Liebe gehört. Vielmehr kann man auf der Darmstädter Ausstellung klar und deutlich erkennen, daß durch das Wirken einer ganzen Anzahl von begabten Künstlern, die zum Teil sich in Lokalschulen zusammenreihen lassen, die Barock- und später die Rokokomalerei eine ebenso besondere nationaldeutsche Färbung annimmt, wie die Architektur dieser Zeiten. Und sie hat doch auch von fremden Einflüssen ausgehend und oft sogar von fremden Architekten geleitet, in den verschiedenen deutschen Ländern so Eigenartiges, dem genius loci Huldigendes und offenbar von ihm Gesegnetes geschaffen, daß man es kühn neben die gleichzeitigen Schöpfungen anderer Nationen stellen darf. Das dem so ist — in der Architektur wie in der Malerei — muß man letzten Endes doch wieder auf die trotz aller Abhängigkeiten von außen her — namentlich im ersten Teil des achtzehnten Jahrhunderts von Frankreich — besondere Art der Kultur in den deutschen Landen

zurückführen. Da ist vor allem auf das Aufkommen eines neuen Bürgerstandes mit neuen Ideen und neuen Wünschen hinzuweisen, das sich begreiflicherweise auf dem Gebiete der Malerei in der Entwicklung der Porträts vor allem kund tut. Aber sämtliche Gebiete der Malerei machen eine ähnliche Entwicklung durch, deren wichtigste Etappen jetzt zu verfolgen unsere Aufgabe sein wird.

Im Stilleben, dem Blumen- und Tierstück, in dem sich der Künstler durch die Art seiner Aufgabe der Natur selber am nächsten befindet, kann man denn auch die ersten Spuren eines Geistes entdecken, der sich danach sehnt — zunächst vielleicht noch ganz unbewußt —, ihm angelegte Fesseln zu sprengen, wie Dürer die Natur herausgureißen und so selber zu haben. Um die Entwicklungsreihe möglichst lückenlos zu gestalten, hat man offenbar einige köstlich feine Stilleben des eigentlich vor der hier behandelten Zeit lebenden und schaffenden Malers Georg Flegel (1563 bis 1638) ausgestellt. Er wirkte vor der Zeit der bekannten niederländischen Stillebenmeister, hat aber freilich sich seine besten Waffen in den Niederlanden geholt. Doch wie er die Natur ansieht, wie er mit feinem Geschmack seine Bilder zusammenstellt, wie er die Töne abzustimmen weiß, das ist sein Eigentum. Er blieb immer der Natur nahe, fühlte sich aber immer als ihr künstlerischer Vermittler. Über seinen Schüler Jakob Marrel hinweg kommen wir zu dem in der Ausstellung auch trefflich vertretenen Abraham Mignon aus Frankfurt (1640 bis 1679) und zu dessen Schülerin, der gelehrten Maria Sybilla Merian, ebenfalls aus Frankfurt (1647 bis 1717). Daß alle diese Künstler in einer selbständigen Reichsstadt wirkten, ist wohl nicht ganz zufällig. In einer solchen konnte — ähnlich wie in dem „bürgerlichen" Holland — eine Kunst gedeihen, die sich vor allem für das Haus eines Bürgers eignet. Mignon, vor allem aber die Merian schaffen im engen Anschluß an die Natur, jedoch zum Teil aus anderen Motiven als ein Flegel, nämlich aus einem wissenschaftlichen. Damit huldigen sie einer neuen, der Natur nicht mehr so naiv gegenüberstehenden Zeit. Die Merian führt zum Beispiel in einem kleinen Bildchen die Entwicklung des Seidenwurmes vor. Wie sie es tut, ist namentlich in der Farbengebung, aber auch in der Art, wie jeder Gegenstand durch die Pinselführung in seiner Erscheinung charakterisiert wird, wahrhaft künstlerisch; daran mag ihr selber aber wenig gelegen haben. Die Natur ist ein Studienobjekt geworden wie vieles andere, und selbst wo, wie bei ihr, das äußere Auge sah, schien das innere verschlossen. Die irdische Brust mußte erst wieder im Morgenrot gebadet werden. Und das geschah in der Landschaft, aber erst zu einer späteren Zeit. Von Stilleben und Blumenmalern, die ein offenes Auge für die Schönheit der Natur und dabei künstlerischen Geschmack besaßen, muß aus der gleichen Zeit noch der Blumenmaler Ottomar Elliger der Ältere (1633 bis 1679) genannt werden. So dann vor allem Franz Werner Tamm aus Hamburg (1658 bis 1724), der in mehreren prächtigen Stücken wohl fremdländische Schulung verrät, dann aber plötzlich mit einem Tierstück — einem

Paar schnäbelnder Tauben (A 665) — auftritt, das jedes „Einflußes" bar ist. Hier hat der Künstler, was er mit eigenem Auge gesehen, mit sicherer, dabei feinfühligster Hand auf die Leinwand gebracht, hat keine der Feinheiten in den Schattierungen des grauen Gefieders des Täuberich mit seinem metallisch funkelnden grünen Fleck am Halse unterschlagen, hat den prächtigen Kontrast des leuchtenden Weiß der Taube zu der dunkleren Färbung des Täuberich mit sicherem Blick hervorgehoben, hat das ganze Wesen der Tiere in einem Moment konzentriertesten Seins und nichts als dieses Wesen fixiert und so ein Werk zustande gebracht, das uns wie das eines großen Malers des neunzehnten Jahrhunderts anmutet. Ähnliches muß man von dem erstaunlichen Apfelstilleben Balthasar Denners (1685 bis 1749) sagen, das die Jahreszahl 1698 trägt, also mit vierzehn Jahren gemalt worden ist. Hält man dieses Werk, das genaue und dabei kühne „impressionistische" Naturbeobachtung mit einem wahrhaft erlesenen Farbengeschmack verbindet: man beachte z. B. das Fleisch der geschälten Äpfel, das Stoffliche der Decke, die für damals ganz neue, wie ein Morgenlied anmutende Harmonie heller, klingender Farben, das Rot der Schalen, das Weißrosa des Apfelfleisches, das helle Grün der Decke — hält man ihm die späteren Bildnisse Denners entgegen, auf denen er Strich um Strich jede Runzel getreulich abkonterfeit, so möchte man eine solche Metamorphose kaum für möglich halten. Erklärt wird sie zum Teil wohl dadurch, daß für die kühne Naturinterpretation der Jugendjahre keine gleich kühnen Augen sich damals fanden, für die anderen Werke aber die „Ähnlichkeit" in den Bürgerkreisen, für die Denner schuf, gern gesehen wurde. Und da die Kunst nach Brot gehen mußte, sah sich Denner genötigt zu malen, wie sein Publikum es wünschte. In diesem Zusammenhang ist es vielleicht geraten darauf hinzuweisen, daß wenn die damalige Kunst, die ja zum großen Teil eine Fürsten- und Hofkunst war, eine bloß bürgerliche gewesen wäre, statt allmählich eine bürgerliche zu werden, es ihr sicher nicht zum Vorteil gereicht hätte.

Daß das bürgerliche Element eine verhältnismäßig so geringe Bedeutung für die damalige Malerei besitzt, ist wohl auch der Grund für die verhältnismäßige Seltenheit des Genre- und Sittenbildes. Chodowiecki, der da vor allem zu nennen ist, gehört ja in seinem Schaffen erst der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts an. Von ihm sieht man auf der Ausstellung unter anderen zwei sehr reizende Interieurs, die echte Biedermeierstimmung atmen, und einige sehr feine Zeichnungen, so die eines sitzenden Mädchens. Einen Genremaler ganz eigener Art aber kann man hier doch kennen lernen, der aus Prag stammt und sich offenbar bei seinem venezianischen Zeitgenossen F. Guardi sozusagen selbst gefunden hat. Das ist Norbert Grund (1714 bis 1767), von dem in Darmstadt eine ganze Kollektion kleiner Bilder zu sehen ist, die durch den musikalischen Rhythmus, der in ihnen lebt — in der Art sowohl, wie eine Farbe, vor allem ein helles Rot, sich aus der oft perlgrauen Umgebung ab-

hebt, wie in dem so oft dargestellten Tanz Erwachsener und Kinder — etwas national Böhmisches zu besitzen scheinen.

Dem Tierstück, das in Darmstadt durch das besprochene Taubenpaar Tamms am glänzendsten und eigenartigsten vertreten ist und in den prächtigen Kühen auf der Weide (A. 305) von Wilhelm von Kobell (1766 bis 1855) den Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht, schließt sich das Reiter- und Schlachtbild an. Dieses verlangt vom Künstler von vornherein ein Verständnis und eine Vorliebe für Bewegung, also ein schnelles und sicheres Auge. Man kann daher erwarten, daß in ihm sich Künstlerindividualitäten kundtun, die über die damalige Zeit hinausweisen. Und das stimmt auch. Von G. Ph. Rugendas dem Älteren aus Augsburg (1666 bis 1742) finden sich in Darmstadt unter anderen ein „Reitergefecht", das eine dramatische Gruppierung aufweist und trotz des für ihn charakteristischen etwas trüben Tones dartut, daß Rugendas, der sein bestes in Schwarz-weiß-Blättern gegeben, auch auf malerische Momente wohl zu achten wußte, und außerdem auch eigene seiner sichergeschauten und flotthingesetzten Handzeichnungen. Johann Matthias Weyer (gestorben 1690) ist mit einer wuchtig konzipierten „Bekehrung Pauli" vertreten, deren Bewegung von einem energisch betonten, auch koloristisch stark hervorgehobenen Mittelpunkt sich nach allen Seiten ausbreitet, am stärksten nach dem Vordergrund hin, wo ein prachtvoller Schimmel unter seinem Reiter zusammengebrochen ist. Das Bild mag Wouwerman ins Gedächtnis rufen, ist aber dort das Ergebnis eigenen Könnens und zum Teil auch Sehens. Gutgelungene Reiterbilder finden sich auch da und dort in „Feldherrnporträts" als Teil des Hintergrundes und sind oft deren bester, eigenster Teil, der dem Bilde Leben und Bewegung verleiht. Eine solche Retterschlacht ist zum Beispiel auf Martin Meytens (1695 bis 1770) auch sonst manches sehr Gute bietendem großem Porträt des Kaisers Franz des Ersten aus dem Besitz des Kaisers von Österreich zu sehen. Von einem Schüler des vorher erwähnten Rugendas, dem Schwaben Johann Elias Riedinger (1698 bis 1769) kannte man bisher meist nur Schwarz-weiß-Blätter, die ihn als einen sicheren Beobachter der Tierwelt erweisen. Hier nun sieht man eine Lagerszene (aus den Städtischen Sammlungen Heidelbergs), die malerisch sehr eigenartig im Ton ist. Die im Vordergrund scheinbar absichtslos hingeworfenen Gegenstände — ein Degen und ein zusammengewürfeltes Tuch — kehren zwar auf so manchen Reiter- und Schlachtenbildern der Zeit wieder, beweisen aber welches Interesse am rein Malerischen in diesen Künstlern doch lebendig war, denn ihr einziger Zweck ist einen leuchtenden Farbenfleck an einer wichtigen Stelle anzubringen und ein die ganze Bildbeleuchtung vorteilhaft hebendes Licht aufzusetzen.

Eine solche Rolle spielt auch noch der Degen ganz vorn rechts auf dem Bild A. 759, einem „Kampf zwischen Kroaten und bayrischen Soldaten" betitelten Werke eines unbekannten Meisters, das mit zwei ähnlichen auch ausgestellten Stücken erst kürzlich ganz zufällig in Meran entdeckt wurde. Diese

drei Werke sind von geradezu erstaunlicher Vitalität. Auf ihnen scheint jeder Pinselstrich selber ein Säbelhieb zu sein, und ein jeder sitzt und charakterisiert, was er soll, vollkommen. Licht und Schatten sind auf das Kühnste verteilt, um die Gruppen energisch hervorzuheben. Und selbst jener Degen, von dem soeben die Rede war, erscheint nicht mehr Konvention, denn er gehört gleichsam ganz natürlich an seine Stelle, da hier ja so wie so Tote und Verwundete und ihre Sachen auf dem Boden herumliegen. Statt eine ganze Schlacht darzustellen, was mit diesen realistischen Mitteln niemals vollkommen gelingen könnte, wählt der wahrhaft bedeutende Maler jeweils eine charakteristische Episode und verlegt den Hauptkampf in den Hintergrund, in dem von hellem Licht umflossen eine ganze Kavalleriebrigade im Angriff daherspreng. In dieser Beschränkung zeigt sich der wahre Meister. Fast möchte man glauben, daß der Maler dieser Szenen selber das Kriegshandwerk geübt habe, selbst ein echter Reitersmann gewesen sein muß. Von dem ganzen Charakter der Bilder zu schließen, dürfte es sich um Darstellungen aus dem bayrischen Erbfolgekriege (1778 bis 1779) handeln; der unbekannte Meister hat also in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gewirkt.

Einen kühnen Reiterangriff schildert auch der Schweizer Salomon Geßner, Maler und Dichter zugleich, der sich hier ganz der vorgestellten Szene hingibt und sie mit einer offenbaren Freude an den blitzenden Lichtern und leuchtenden Farben und am Tumult der Bewegung wiedergibt. Er läßt gegen einen stationären Hintergrund von mächtigen, dunklen Bäumen die Kavalkade von links nach rechts vorüberrasen und hilft der Illusion stürmischer, unaufhaltsamer Bewegung noch dadurch nach, daß er sowohl links wie rechts keinen eigentlichen Abschluß macht, sondern das Andringen neuer Reiter links, das Fortsprengen anderer rechts andeutet. Dieses Bild allein schon beweist, daß Geßner, dem man bisher als Dichter wie Künstler nur ein kleines und sehr beschränktes Talent zugestanden hat, ein Mann war, der beim Schaffen weit über seine eignen Theorien hinausging, weil sich ihm, wenn er sich seiner Aufgabe hingab, Auge und Herz weiteten und die Natur in sich aufnahmen. Von ihm wird bald noch einmal als Landschaftsmaler die Rede sein. Hingewiesen sei hier wenigstens noch auf das Belagerungsbild des Georg Karl Urlaub aus Ansbach (1749 bis 1809), den Kampf der Hessen am Friedeberger Tor im Jahre 1792 darstellend, das aus dem städtischen Museum zu Frankfurt am Main stammt. In Klarheit der Gliederung, malerischer Anordnung und dabei scheinbar ganz spontanem Belauschen eines entscheidenden, mit sicherem Instinkt herausgespürten Augenblickes ist es ein Stück von hohem und eigenem Wert, das ganz eigentümlich an manches spätere Werk erinnert.

(Schluß folgt)

Der Mime zu Beſuch

Von Malecki-Sandatz

Ich war einmal — das iſt gottlob ſchon einige Zeit her und wird mir nicht mehr paſſieren — ein Theaterkritiker. Irgendwo in einer großen Stadt in Süddeutſchland. In der großen Stadt in Süddeutſchland nun hauſte auch ein großer alter Mime. Und dieſen großen alten Mimen, der die Gewohnheit hatte von Zeit zu Zeit in ganz regelmäßigen Intervallen auf vieles Bitten ſeiner angeblichen Anhänger zum letzten, aber auch wirklich zum allerletzten Male aufzutreten, wie das nun einmal die Gewohnheit großer alter Mimen iſt, den behandelte ich alſo ſo, wie man alte Mimen behandeln muß: mit hiſtoriſcher Liebenswürdigkeit.

Eines Tages nun nach einem ſeiner unwiderruflich letzten Abende läutete es in meinem Telephon.

„Hier iſt . . .“ Und ich betete meinen Namen herunter. „Wer iſt dort?“

„Ich!“

„Um Vergebung, wer?“

„Ich ſelber.“

„Sehr angenehm, nur intereſſiere ich mich nun einmal für Ihren Namen!“

„Ich ſelber.“ Und dann kam der Name. Ach und wie kam dieſer Name. Als akuſtiſches Phänomen durchliefen ſeine beiden Silben eine chromatiſche Tonleiter von mindeſtens zwei Oktaven. Als Kunſtleiſtung — und alles, was er ſprach, war Kunſtleiſtung — umfaßte er eine Welt. Dieſelbe etwa, die der unvergeßliche Kainz umſpannte, wenn er als Hamlet dem königlichen Ohm verſicherte, er habe zuviel Sonne. Nach dieſem Ereignis nun kam es zwiſchen uns zu folgender Auseinanderſetzung:

„Mein lieber junger Freund, Sie haben mich ſo verſtanden. Ich ſehe, Ihnen habe ich geſtern am meiſten gegeben. Ich muß heute noch zu Ihnen. Ich muß Sie umarmen!“

„Erbarmung!“ dachte ich. Denn ich bin aus Oſtpreußen.

Alſo: „Bitte Herr Geheimrat, bedenken Sie, ich wohne in einem Turm. Und vier Treppen. Und Ihr Alter!“

Waſſerſtrahl! Das hätte nie kommen dürfen.

„Alt? Mein lieber Freund bin ich denn alt? War ich denn geſtern abend vielleicht alt?“

Nun, der Mann war immerhin damals ſiebzig Jahre.

„Also, Herr Geheimrat, ich glaubte Sie nur auf die Mühe aufmerksam machen zu müssen. Ich wollte selbstverständlich . . ."

„Nein, mein lieber junger Freund, ich eile, Sie zu umarmen."

Und er eilte. Das heißt, er eilte nicht, denn er eilt nie. Er nimmt noch heute prinzipiell eine Pferdedroschke und läßt sie im langsamsten Schritt fahren. Denn ein Auto fährt so rasch, nicht wahr, und die Leute auf der Straße wollen schließlich doch von einer so bezwingenden Erscheinung etwas haben . . .

Und er kam. Die vier Treppen waren doch zu viel. Oben tauchte statt des otrikolischen Zeusgesichtes eine von Atemnot entstellte Greisenfratze auf — ich habe alles in der Erwartung besonderer Ereignisse durchs Guckloch der Tür beobachtet. Bevor er nun klingelte, erholte er sich zunächst und nahm dann einen gehörigen Anlauf. Sowie ihm geöffnet wurde (ich zog mich wohlweislich zurück), sprang er vermöge dieses Anlaufes als jugendfrischer Jüngling ins Zimmer.

„Wo ist er?" — „Den Herrn Doktor meinen Sie? Der kommt gleich." Meine alte Haushälterin ist in manchen Fällen wirklich ein unausstehlicher Brummbär.

Der Mime wollte sich offenbar zunächst im Zimmer umsehen. Zu diesem Zwecke blickte er (Don Carlos I, 5) über seine Schulter. Ich habe in einem Empireglasschrank schönes altes Porzellan aus einer längst verschollenen hanfischen Patrizierfamilie stehen. Dieses Porzellan geriet in die optische Axe des drohenden Mimenblickes. Mit einem neuen Sprung war er bei dem Schrank: „Nein diese Tassen. Das sind ja ganz meine Tassen!"

Der alte Drache verstand ihn falsch: „Erlauben Se man, das sind dem Herrn seine Tassen, der hat se von der Frau Großmutter, und wenn Se wegen der Tassen gekommen sind, dann können Se gleich wieder . . ."

Ich kam noch gerade zur Zeit, um einen Ausbruch zu verhindern.

Er war übrigens gar nicht mehr bei den Tassen: „Nein, diese Räume, diese wundervollen Räume. Mein lieber junger Freund, Sie wohnen im Olymp! Aber vor allem: lassen Sie sich umarmen!"

Und dann kam es wirklich so, wie ich es gefürchtet hatte. Haben Sie es mal gesehen, wenn ein Fürst einen anderen Fürsten von der Bahn abholt und es nachher in der Zeitung steht: „Die Monarchen umarmten sich zweimal auf das herzlichste." Nun, also gerade ebenso ging es bei dieser angekündigten Umarmung zu.

Und dann sprach er zu mir. Sprach lange und feierlich. So feierlich wie ein Bürgermeister bei der Einweihung einer Bedürfnisanstalt, wenn die herumgestellte Liedertafel soeben versichert hat, daß dies der Tag des Herrn sei. Oder so, wie man zu einem königlich bayerischen Staatsschuldentilgungsspezialkassabuchhalter spricht, dem man zum dreißigsten Dienstjubiläum den Luitpold vierter überreicht. Nur noch feierlicher, noch erhabener. Grollend und donnernd mit-

unter, daß ich schon glaubte, „es sei um meiner Sünden willen“. Und er war gerade daran zu versichern, daß der Künstler mit dem Dichter zu gehen habe, weil angeblich beide auf der Menschheit Höhen wandeln, da geschah plötzlich etwas Seltsames. Über das Mimengesicht lief in der höchsten Ekstase ein Zug peinlichen Erinnerns. Er tat wieder einen Jünglingssprung und war plötzlich am Fenster. Ich ihm nach. „Kutscher, wenden!“ Er rief es hinunter, zur Droschke, die unten auf ihn wartete. „Wenden!“ Ach mit welchem Schmerz in der Stimme!

Mir wurde die Sache begreiflich. Es war heiß draußen. Und die Sonne brannte auf die Kissen. Und wenn die Kissen sehr heiß eingeglüht sind und man setzt sich darauf, dann, nicht wahr . . .

„Wenden!“ Noch einmal flutete ein Meer von Empfindung auf den weißen Blechzylinder hinab. Der Mann aber, unbegreiflicherweise, verstand es nicht und drehte nicht die Kissen, sondern die ganze Droschke. „Nein, die Kissen wenden!“ „Die Kissen!“

Der Kutscher sah völlig verständnislos herauf. Drüben arbeiteten an einem Neubau ein paar Maurer. Die Maurer vermittelten sofort das Verständnis zwischen Olymp und Asphalt.

„Die Kissen sollst ihm drehen, daß er sich nicht, bald er sich naufsetzt, den . . . Rücken . . . verbrennt!“

Nehmen wir mal an, die Leute hätten wirklich „Rücken“ gesagt. In Wirklichkeit waren sie roh genug, sich trotz der Gegenwart des Erhabenen anders auszudrücken.

Das war zuviel. Ich war, wie gesagt, damals noch Kritiker und nicht, wie heute, selbst einer von der Komödie. Und so konnte ich mich damals nicht beherrschen und lachte dem beleidigten Zeus in das Gesicht.

„Pfui, wie dégoutant!“

Nun bitte ich Sie um alles in der Welt: dégoutant! Ich meine, das ist ein Wort, das man allenfalls denkt, aber doch nie im Leben sagt. Und denken tut es doch auch schließlich nur etwa ein Mediatisierter, der im Wartesaal einen Mann Messer und Gabel verwechseln sieht. Zugegeben aber, das Wort hat seine Bühnenwirkung. Der Mime also sagte es. Und dann, als er sah, daß ich noch immer lachte, hoffnungslos lachte und noch lange lachen würde, vergaß er die Rede und die Situation von vorher, verbeugte sich förmlich und kühl wie Clunstenberg vor Wallenstein und ging . . . Unten ratterte zornig die Droschke aus der Nähe des Unwerten.

Am nächsten Morgen hielt ich ein Billet in der Hand. Darauf stand geschrieben: „Lieber Doktor! Sie haben mir weh getan.“

Und dann kam der Name. Nur der Name. Der Name aber klang — beim bloßen Lesen schon — so vorwurfsvoll, als wenn Kainz der Unvergeßliche, seinem königlichen Oheim versicherte, er habe, im Gegenteil, zuviel Sonne . . .

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Zweisprachige Dichter. Seit Goethe den Begriff „Weltliteratur" geschaffen und als der sozusagen erste „gute Europäer" nicht die deutsche nur, sondern auch die fremde, die ausländische Kultur aufzufangen, in sich zu pflegen und zu verarbeiten begonnen hat — seit dieser Zeit eines beginnenden Kulturkosmopolitismus sehen wir die Völker Europas, voran die Deutschen, eifrig bemüht, nicht nur Bodenschätze und Werkstatterzeugnisse, sondern auch Literaturwerte auszutauschen. Dieser Austausch wird möglich durch Übersetzertätigkeit, die für eine Reihe von Leuten in allen Ländern zu einem Eigenberuf geworden ist. Wir sind heute so weit, daß wir nicht nur den Homer, den Dante, den Shakespeare, den Goethe in allen Haupt- und Nebensprachen lebendig wissen — vor nicht langer Zeit erst wurde in den Zeitungen über Faust-Aufführungen in japanischer Sprache aus Tokio berichtet —, sondern auch die kleinere literarische Gegenwart jedes Volkes Gemeingut aller werden sehen. Hervorragende Schriftsteller und Dichter, ja auch nicht-hervorragende, nur „populäre", nur von Sensationen emporgetragene sind heutigen Tages Menschheitsbesitz. Erlebten wir es doch, daß Bernhard Kellermanns Roman „Der Tunnel", der literarisch gesehen nicht mehr als besseres Mittelgut, stofflich betrachtet aber freilich echtestes Zeiterzeugnis ist, noch im Jahr seines Erscheinens in die englische, dänische, norwegische, schwedische, russische, polnische, lettische, spanische, französische, böhmische, holländische und ungarische Sprache übersetzt wurde! Ein redendes Zeichen für das geistige Zusammenwachsen der heutigen Kulturvölker. Aber nur eines von vielen! Den Werken der Dostojewski, Tolstoi, Maupassant, Shaw, Gerhart Hauptmann und vieler anderer Neuzeitlichen blühte nicht minder der Erfolg auf dem internationalen Markte. Und wir Deutschen, in Sachen des Kulturkosmopolitismus von jeher voran, besitzen oder besaßen ja eine eigene Zeitschrift, die nichts anderes als aus fremden Zungen übersetzte Dichtungen brachte.

Bei soviel allseitig sich geltend machender Neigung für fremdsprachliches Literaturgut ist eine Neuerung in der Herausgabe dieser Literatur, mit der der Tempelverlag den Anfang gemacht hat, so zeitgemäß wie dankenswert. Der Tempelverlag, dessen vornehm-künstlerisch ausgestattete und dabei bemerkenswert billige Klassiker bekannt sind, hat es unternommen, einige der bedeutendsten Werke der Weltliteratur in zwei Sprachen herauszugeben. Auf der linken Seite hat man den Urtext, rechts daneben die deutsche Übertragung. In dieser Anordnung sind der Homer und das Nibelungenlied, Shakespeares „Hamlet" und „Romeo und Julia", der „Sommernachtstraum" und das „Wintermärchen" „Othello" und „König Lear" bereits herausgekommen. Der Genuß der Lektüre dieser zweisprachigen Bücher ist ein ganz eigenartiger. Man kennt von der Schule, kennt von der privaten Lektüre her seine Odyssee, seinen Hamlet stellenweise auswendig, aber mehr dem Wortsinn als dem urtextlichen Worte selber nach. Nun schlägt man diese Stellen auf, geht diese und jene Szene durch, und da findet man zu seiner Freude die altvertraute Wortwendung, den entfallenen Vers gleich links nebenan wieder. Dies Wiederfinden leitet zu neuer Vertiefung. Man geht ganze Akte, ganze Gesänge von vorne an durch, vergleicht Urtext und Übersetzung, entdeckt neue Schönheiten, empfindet auch wohl Mängel der Verdeutschung, die man zu verbessern versucht, und indem man so mit den Teilen verwächst, wird das Ganze der Dichtung lieber und vertrauter. Das zweisprachige Buch führt tiefer in den

Geist des fremden Gedichtes hinein, weil es verführt, die dichterische Offenbarung an ihrem Ursprung aufzufangen.

Aber es kann auch anderen als rein ästhetischen Zwecken dienen, praktischen Zwecken. Das zweisprachige Buch kann dem Sprachenlernenden, der den Willen hat, über den Wortschatz des täglichen Gebrauchs hinauszukommen und in die geistigen Tiefen eines fremden Idioms, eines fremden Volkes einzudringen, ein trefflicher Helfer sein. Shakespeare ist keine leichte Lektüre, aber an der Hand der rechts stehenden Verdeutschung wird er auch dem Lernenden aufgehen. Und mit wieviel Gewinn! Die höchsten Dinge, wie die alltäglichsten, finden sich hier gesagt, der sprühendste Wortwitz wechselt hier mit den feierlichsten Akkorden, von breitester Prosa springt die Sprache in den streng disziplinierten Vers. Dabei welch unendliche Gedankenfülle, wieviel Spruchweisheit, vom Leben tausendmal bestätigt, in Formen geprägt, die nur dem Genie sich geben . . . Dies alles entdeckend, erlebend, dauernd in sich aufnehmend, beginnt der Lernende einzusehen, daß Englischsprechen — auf der Straße, im Hotel, im Geschäftsverkehr — und Englischlesen und -verstehen zweierlei Dinge sind.

An die Stelle des Erlernens der Konversationssprache tritt ein allmähliches Eindringen in die Literatursprache und in die ganze Kultur des Volkes, das diese Literatur erschaffen hat. Und manchem, der auf diesem Wege vorwärts schreitet, mag zuletzt die fremde Sprache wie eine gewonnene, herrliche Seele sein, aus der er nur zu schöpfen braucht, um Erquickung, Freude und Genuß zu haben.

Warum ist das zweisprachige Buch heute noch eine so seltene Erscheinung? Warum ist uns noch kein zweisprachiger Dickens, kein zweisprachiger Byron, warum noch nicht ein Dante, ein Voltaire, ein Daudet in dieser Doppelfassung, warum noch kein deutsch-französischer, deutsch-englischer Goethe und Schiller beschert worden? Der Unternehmergeist des deutschen Verlegertums hat hier, dünkt mich, ein großes und fast noch unbebautes Feld vor sich! Ein doppelsprachiges Buch hat auch einen doppelten Markt, oder wenigstens kann er ihm erworben werden, sollte man denken. Dabei läßt sich dieses Geschäft mit dem Idealismus, den wir unseren Werken so gerne ankleben, so schön verbinden. Was zögert das deutsche Verlegertum noch? Der Tempel-Verlag ist mit einem mustergültigen Beispiel vorangegangen. Unsere Zeit, die eine gemischt-sprachliche Kulturzone von einheitlicher Farbe bereits geschaffen hat und eine wirtschaftliche und politische Zone von der gleichen Farbe der Entschließung vielleicht noch einmal schaffen wird — unsere Zeit ist reif für fröhliche Nacheiferung.

Adolf Teutenberg

Naturwissenschaften

Der Streit um den Wert und die Bedeutung des sprachlichen und naturwissenschaftlichen Unterrichts an unseren höheren Schulen hat zu Vorträgen, Schriften und Vereinigungen mannigfache Veranlassung gegeben. Mitten hinein in diesen Streit greift der bekannte Münchener Schulmann **G. Kerschensteiner** mit seinem Buche **„Wesen und Wert des naturwissenschaftlichen Unterrichts"** (B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1914. 141 Seiten. Preis geb. 3,60 M.). Er stellt sich die schwere Aufgabe, den Streit zum Austrage zu bringen. Dazu ist zunächst eine streng wissenschaftliche Untersuchung nötig, die sich sowohl auf das Wesen des philologischen als auch des naturwissenschaftlichen Unterrichts erstreckt. Und die hat der Verfasser mit aller Gründlichkeit und Klarheit auszuführen versucht.

Unter den Erziehungswerten, die ein Unterrichtszweig vermitteln kann, ist die Erziehung zum logischen Denken der am nächsten liegende und auch der vornehmste. Deshalb wird auch immer, wenn von der Wichtigkeit der klassischen Sprachen für die Erziehung unserer Jugend die Rede ist, darauf hingewiesen, daß sie besser als jedes andere Instrument die Fähigkeit des Denkens im Schüler entwickeln. Der Verfasser spricht dieser stets wiederkehrenden Behauptung durchaus nicht alle Berechtigung ab. Er zeigt an einigen vollständig durchgeführten Beispielen, wie die Beschäftigung mit den klassischen Sprachen eine ganz ausgezeichnete geistige Zucht geben kann. Auf dieses „kann" ist besonderer Nachdruck zu legen. Denn nicht unter allen Um-

ständen wird die Beschäftigung mit den klassischen Sprachen diese Schulung bieten, sondern nur bei einem Betriebe, wie Kerschensteiner ihn andeutet und — das klingt als Unterton aus seinen Ausführungen heraus — wie er nicht immer von den Altphilologen gehandhabt wird. Kann nun der naturwissenschaftliche Unterricht eine gleiche Schulung gewähren und unter welchen Bedingungen? Mit der Beantwortung dieser Frage setzt der Hauptteil des ganzen Buches ein. Der Abschnitt ist überaus lehrreich und bis in alle Einzelheiten gründlich. Als Ergebnis findet der Verfasser, daß der naturwissenschaftliche Unterricht ein ebenso brauchbares Werkzeug für die formale Bildung abgeben kann wie die Beschäftigung mit den alten Sprachen, allerdings bei dem zurzeit möglichen Betriebe noch nicht bietet. Bis jetzt haben also die Naturwissenschaften nichts vor den klassischen Sprachen voraus. Nun haften aber den einzelnen Unterrichtszweigen noch andere Erziehungswerte an als die Ausbildung des logischen Denkverfahrens. Hier steht bei den Naturwissenschaften ein Plus. Wenn auch nicht zu verkennen ist, daß die Beschäftigung mit den alten Sprachen, wie die Anhänger stets betonen, zugleich moralische, ästhetische und gewisse intellektuelle der Beschäftigung mit der Geschichte der menschlichen Kultur entspringende Güter übermittelt, so handelt es sich dabei nicht um Erziehungswerte, sondern eigentlich nur um Erkenntniswerte, die jeder Wissenschaft anhaften. Natürlich können es nicht immer dieselben sein. Hier, glaube ich, werden die Altphilologen dem Verfasser nicht folgen wollen.

Das Plus auf seiten der Naturwissenschaften sieht Kerschensteiner in ganz bestimmten Erziehungswerten, welche dieser Unterrichtszweig teils mit anderen gemein hat, die ihm aber zum großen Teil allein zukommen. So übertrifft er allen fremdsprachlichen Unterricht dadurch, daß er uns mit dem Geiste der Gesetzmäßigkeit alles Naturgeschehens erfüllt und uns dabei zwingt, die Bausteine, das heißt die Begriffe, mit denen zur Erreichung dieses hohen Zieles gearbeitet werden muß, mit größter Präzision zu entwickeln. Wird dann der Inhalt dieser Begriffe richtig ausgenutzt, so wird auch stets ein einwandfreies Ergebnis bei dem Denkverfahren gezeitigt. Dieses Bewußtsein des Gelingens weckt das Gefühl der Verantwortlichkeit für die Ergebnisse der eigenen Arbeit. In dem Maße, wie es sich einstellt, erzieht der naturwissenschaftliche Unterricht den Schüler zur Gründlichkeit und peinlichen Genauigkeit im Denken und Arbeiten und entwickelt in ihm die für das Leben so überaus wertvolle Beobachtungsgabe. Die Ursache des Mißlingens wird der Schüler stets in sich selbst suchen, und je mehr Schwierigkeiten er infolge des in ihm erwachten Verantwortlichkeitsgefühls empfindet, desto größer ist die Ehrfurcht vor der geistigen Arbeit anderer.

Kerschensteiner deckt alle Erziehungswerte auf, die der naturwissenschaftliche Unterricht vermitteln kann, und untersucht von allen Seiten her, unter welchen Bedingungen diese Werte allein in Erscheinung treten. Diesem Hauptteil sind recht viele Leser zu wünschen. Wenn sie auch vielleicht nicht der Ansicht sein werden, daß durch diese Schrift der Streit „hie Philologie, hie Naturwissenschaft" zum Austrag gebracht worden ist, so werden sie doch wertvolle Winke für die Behandlung des Unterrichts finden, die Philologen sowohl als auch die Naturwissenschafter.

Ein Führer der Jugend nennt sich die naturwissenschaftliche Schülerbibliothek, welche Bastian Schmid bei Teubner herausgibt. In dem zwanzigsten Bändchen bespricht **K. Schreber „Hervorragende Leistungen der Technik"** (1913. 216 Seiten. Preis geb. 3M.). Bis jetzt liegt der erste Teil vor. Er gibt einen Ausschnitt aus den Leistungen des menschlichen Erfindergeistes und behandelt solche Teile der Ingenieurwissenschaft, die mit der Mechanik und der Wärmelehre in Zusammenhang stehen. Der noch ausstehende zweite Teil soll der Optik und der Elektrizität gewidmet sein. Wir sehen dem Techniker beim Brückenbau zu, lernen die Ausnutzung der Wind- und Wasserkräfte kennen und werden mit den gewaltigen Wärmekraftmaschinen der Gegenwart bekanntgemacht. Immer ist der Verfasser bemüht, beim Leser die zum Verständnis der gewaltigen Leistungen der Technik nötigen physikalischen Kenntnisse in Erinnerung zu bringen, ehe er die Anwendung der Aufgaben auf die Praxis bespricht. Reifen Schülern, die auch einfache

Grund- und Aufrißzeichnungen lesen können, wird eine gute Ergänzung zum physikalischen Unterricht geboten.

Das fünfundzwanzigste Bändchen derselben Sammlung hat den Titel „**Große Biologen**“ und stammt aus der Feder des Karlsruher Professors **W. May**. (1914. 201 S. Mit 21 Bildnissen. Preis geb. 3 M.). Der Verfasser gibt die Lebensbeschreibung acht großer Biologen des Altertums und der Neuzeit. Das ist nur eine geringe Zahl aus der langen Reihe der Forscher, die auf den Beinamen Anspruch machen können, der hier als Buchtitel gewählt ist. Nach den Überschriften der einzelnen Kapitel werden Aristoteles, Linné, Cuvier, Baer, Joh. Müller, Schleiden, Pasteur und Darwin behandelt. In Wirklichkeit bietet das Buch viel mehr. Denn der Verfasser setzt jeder Biographie eine Einleitung voran, in der die zu behandelnden Probleme jedesmal scharf herausgearbeitet werden. Hierbei finden die wissenschaftlichen Arbeiten vieler Forscher Erwähnung, die in der Kapitelüberschrift nicht genannt sind. So stellt das Buch einen Ausschnitt aus der Geschichte der Biologie dar. Es macht den Leser nicht nur mit dem oft wechselvollen Lebensgang der Forscher bekannt, welche der Jugend meist glänzende Beispiele geistiger und sittlicher Selbstzucht bieten, sondern lehrt auch den Weg kennen, auf welchem die tiefen Erkenntnisse gefunden wurden. Bei der Erwähnung der Katastrophenlehre Cuviers ist mir ein Widerspruch aufgefallen mit dem, was der Verfasser über den gleichen Gegenstand an einer anderen Stelle (Die Ansichten über die Entstehung der Lebewesen. Leipzig 1909. Seite 11) gesagt hat. Doch das nur beiläufig. Dem Buch ist weite Verbreitung zu wünschen.

Dr. Karl Schmitt-Wendel

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Dresdner Bank

Aktien-Kapital . . Mk. 200 000 000
Reservefonds . . Mk. 61 000 000

DRESDEN — BERLIN — LONDON

— BREMEN BRESLAU CASSEL FRANKFURT a. M. HAMBURG — HANNOVER LEIPZIG MANNHEIM MÜNCHEN NÜRNBERG STUTTGART

Altona, Augsburg, Bautzen, Beuthen O.-Schl., Bückeburg, Bunzlau, Cannstatt, Chemnitz, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Freiburg i. Br., Fulda, Fürth, Gleiwitz, Göttingen, Greiz, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Kattowitz, Königshütte O.-Schl., Leer, Liegnitz, Lübeck, Meißen, Plauen i. V., —— Spandau, Stettin, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau, Zwickau. ——

Annahme von Depositengeldern zur Verzinsung; An- und Verkauf von Wertpapieren, ausländischen Geldsorten, Devisen usw.
Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen; Ausstellung von Schecks und Kreditbriefen;
Diskontieren und Einziehen von Wechseln und Schecks; Beleihung börsengängiger Wertpapiere und deren Versicherung gegen Kursverlust im Falle der Auslosung; Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren; Beschaffung und Unterbringung von Hypothekengeldern, Vermögensverwaltungen, Testamentsvollstreckungen, sowie alle sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen.

Vermietung von Stahlkammern

Das vorderaſiatiſche Geheimnis

Von Dr. Karl Mehrmann

Beſſer als im Marokkoſommer des Jahres 1911 wird heuer bei den Vertragsverhandlungen zur Löſung des vorderaſiatiſchen Problems das diplomatiſche Geheimnis gewahrt. Dabei iſt heute die Zahl der Verhandelnden und Vertragſchließenden doppelt ſo groß als bei den Berliner Marokkoverträgen. Außer Deutſchland und Frankreich ſind auch Rußland und England beteiligt, und im letzten Augenblick haben ſogar Italien und ſchließlich ſelbſt Öſterreich-Ungarn Forderungen angemeldet. Das eine allerdings iſt der Unterſchied: während es ſich in Marokko um die Aufhebung der ſtaatlichen Selbſtändigkeit handelte, gilt es im Osmanenreiche den Verſuch, den Beſtand an Souveränität und Territorium zu konſervieren.

Der türkiſche Finanzminiſter Dſchawid Bey hat dieſen Stand der Dinge in der Kammerſitzung vom 4. Juli dieſes Jahres alſo bezeichnet: „Die Erhaltung der Integrität der Türkei iſt zu einem Faktor der europäiſchen Politik geworden.“ Daß es ſo um die Türkei beſtellt iſt und daß über ſie nicht marokkaniſch verhandelt wird, das ſchrieb der Miniſter — und offenſichtlich mit vollem Recht — der militäriſchen Widerſtandskraft zu, die das Osmanentum, trotz der Niederlagen bei Kirkiliſſe und Lüleh Burgas ſowie in Mazedonien und Epirus, durch die Wiedereroberung Adrianopels bewieſen habe. Denn dieſe Rekapitulation hat „den Europäern wieder Vertrauen zur Türkei eingeflößt“.

Die Folge dieſes Standes der Dinge iſt, daß die osmaniſche Frage in Europa wie in Vorderaſien nunmehr nicht ſo ſehr eine territorial- als eine wirtſchafts-politiſche iſt. Und wo ſie wie mit den armeniſchen Reformen doch ins ſtaatspolitiſche Gebiet hinübergreift, da entſpringt das Pochen Deutſchlands und Rußlands auf Teilnahme an der Reformtätigkeit den Anſprüchen der dort ein-

gelagerten Wirtschafts- und Verkehrsinteressen. Man weiß, daß die deutschen Bemühungen in den anderthalb Jahrzehnte langen diplomatischen Kämpfen eine lange Interessenlinie von Haidar Pascha gegenüber Konstantinopel bis in die Nähe des persischen Golfes geschaffen hatten. Östlich wie westlich von dieser geraden Route besaß Deutschland überdies Konzessionen. Rußland dagegen hatte im Jahre 1900 als Entschädigung für die deutschen Erfolge ein weitreichendes Vorzugsrecht auf Bahnbauten zwischen der nordpersischen Grenze und dem Schwarzen Meere erhalten. In all dieser Zeit aber waren die französischen Bemühungen an der Mittelmeerküste Türkisch-Asiens, so sehr sie auch einem tieferen Eindringen ins Land galten, im großen und ganzen über Ansprüche nicht hinausgekommen, und England begnügte sich mit dem Versuche, die Sperrung des Persischen Golfes gegen Machtgelüste jedes anderen Staates durchzusetzen. Im übrigen hoffte es als echte Wasserratte von der Mündung des Tigris und Euphrat den Doppelstrom hinauf bis zu den Öllagern Mesopotamiens zu bringen.

Es ist seit einiger Zeit bekannt, daß Deutschland und England ein Kompromiß geschlossen haben. Die deutsche Politik verlängert ihre Vorderasien von Norden nach Süden durchquerende Bahnlinie über Bagdad hinaus bis Basra und erhält durch die Schiffbarmachung des Zweistromes die ersehnte Berührung mit dem Indischen Ozean mittels des Persischen Golfs. Aber mit dem Aufgeben der einst so sehnlich begehrten Strecke nach Koweit hat Deutschland in die Köpfung seines ursprünglichen Bagdadbahnprojektes gewilligt. Und die maritime Alleinherrschaft Englands auf dem Golf schafft in diesem Becken des Indischen Ozeans schließlich einen ähnlichen Zustand, wie er zugunsten Großbritanniens bis ins letzte Jahrzehnt hinein im Nordseebecken des Atlantischen Meeres bestanden hat. Die Entschädigung, die England der Türkei und Deutschland für diese ihre Verzichte gibt, ist die volle finanzielle und Verwaltungsfreiheit auf der ganzen Bagdadbahnlinie. Die beiden Direktoren, die sich England noch vorbehalten hat, vermögen bei ihrer Minderzahl die Verwaltungsfreiheit nicht zu beschränken, sondern haben nur die Aufgabe der Kontrolle, daß die englischen Frachten nicht zugunsten der anderen Nationen benachteiligt werden.

In die Finanz- und Verwaltungsfreiheit der Bagdadbahn von jedem nichtdeutschen Einfluß haben auch die Franzosen gewilligt, die bisher noch das Recht kapitalistischer Beteiligung hatten. Durch eine außerordentlich glanzvolle Anleihepolitik hat dann die französische Republik ihr Bahnnetz von der Mittelmeerküste her erweitert. Sie hat im Nordwesten Kleinasiens von Smyrna bis Brussa fliegende Fäden zusammengeknotet und in Syrien über Homs einen Querstrich zur Bagdadlinie bis nach Mesopotamien gezogen. Dieser französische Erfolg, den Dschawid Bey in der türkischen Kammer am 4. Juli bekannt gegeben hat, wird aber noch übertroffen durch die Errungenschaften im Nordosten Anatoliens. Dort ist Frankreich in das Vorzugsrecht getreten, das Rußland im Jahre 1900 erworben hatte.

Dieser französische Erfolg sieht freilich auf den ersten Blick für uns gefährlicher aus, als er in der Tat ist. Wir sind durch ihn scheinbar zwischen zwei französische Bahnsysteme gebettet worden. Das östliche ist allerdings ein gemischt französisch-russisches. Das ändert aber an der Gefährlichkeit der Einklemmung der deutschen Linie nichts, solange der Zweibund in Kraft ist. Die Möglichkeit dieser Einengung — und das ist zuletzt der springende Punkt — bestand seit dem Augenblick, da Rußland sein Vorzugsrecht im Osten erhalten hatte. Kommen mußte diese Einklammerung des deutschen Interessengebietes früher oder später; sie wäre später gekommen, wenn das geldarme Rußland sie allein hätte ausführen sollen; sie kommt jetzt früher, da das reiche Frankreich auch hier seine Kapitalhilfe leiht. Im übrigen besteht hier aber immer noch eine Gelegenheit für Deutschland, auch seinerseits nach dem Osten hin seine Interessen zu erweitern. Denn da hier deutsche und russische Ansprüche in Grenznachbarschaft liegen, so ist die russisch-französische Systemgründung bis zu einem gewissen Grade von Deutschlands Zustimmung abhängig. Dschawid Bey erklärte am 4. Juli ausdrücklich, daß das türkisch-russische Abkommen von einer Verhandlung zwischen der Türkei und Deutschland abhänge. Bei einer nur einigermaßen glücklichen do-ut-des-Politik ist hier zweifellos noch mancher Vorteil für Deutschland zu erreichen.

Ein paar Zipfel des vorderasiatischen Geheimnisses sind gelüftet. Der am meisten in die Augen springende Eindruck ist unbestreitbar der, daß Frankreich in diesem letzten Abschnitt der Verhandlungen weit sichtbare Erfolge davongetragen hat. Deutschland scheint daneben nicht so glänzend abgeschnitten zu haben. Aber immerhin hat es die Sicherung aller seiner in anderthalb Jahrzehnten stückweise erreichten Errungenschaften bei allen seinen früheren Gegnern durchgesetzt.

Der blendende Koup Frankreichs erhöhte freilich das Prestige der Republik in Konstantinopel bis zu dem Gelöbnis ewiger Dankbarkeit durch Dschawid Bey. Aber wieweit die „Ewigkeit" des türkischen Finanzministers reicht, das läßt der Schlußsatz seiner Rede vom 4. Juli erkennen, der die Hoffnung auf dereinstige Abschüttelung alles fremden Kapitals von den türkischen Unternehmungen verriet. Und diese Hoffnung weckte den lebhaftesten Beifall der Zuhörer.

Peters und Pfeil, die Begründer von Deutsch-Ostafrika

Von Maximilian von Hagen

Deutsch-Ostafrika wurde erworben von einer Gesellschaft, deren Gründung auf die Initiative von Dr. Carl Peters zurückgeht*). Eines Pfarrers Sohn, geboren 1856 in Neuhaus a. E., war Peters nach unbefriedigenden Studien nach England gegangen, wo er sich für den Imperialismus begeisterte. Im Winter 1883 kehrte er von dort nach Berlin zurück, um den, wie er glaubte**), weltpolitischen Moment einer Eroberung Afrikas für Deutschland auszunutzen. Dabei brachte er die Buren, die eben erst über die Engländer gesiegt hatten und mit deren Führern er auch während ihrer Berliner Anwesenheit im Sommer 1884 Beziehungen anknüpfte***), für seine kolonialpolitische Rechnung in Anschlag. Er legte daher der Regierung ein vom Sambesi ausgehendes Kolonisationsprojekt vor, das „den dunklen Weltteil nach Norden und nach Süden aufrollen" wollte. Freilich fand er damit nicht nur hier, sondern auch beim Kolonialverein, dessen „praktische Wertlosigkeit" für seine Pläne sich bald erwies, wenig Verständnis†). Darauf faßte er nach umfangreicher literarischer Propagandatätigkeit bei Gelegenheit der Feier von Kaisers Geburtstag (22. März 1884) in Verbindung mit dem kaiserlichen Kammerherrn, Grafen Behr-Bandelin, die

*) Quellen und Literatur: Peters, Die Gründung von Deutsch-Ostafrika, Berlin 1906 = Wie Deutsch-Ostafrika entstand (Voigtländers Quellenbücher 37), Leipzig 1912; „Deutschnational", Kolonialpolitische Aufsätze, Berlin 1887. Pfeil, Zur Erwerbung von Deutsch-Ostafrika, Berlin 1907. Auch Lange, Reines Deutschtum, Berlin 1904, S. 261 ff. J. Wagner, Deutsch-Ostafrika, Geschichte der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, Berlin 1886. Busse, Die Begründung der deutschen Machtstellung in Deutsch-Ostafrika, Preußische Jahrbücher 58 (1886), 253 ff.

**) Gründung 38.

***) Wagner 22.

†) Gründung 36.

Gründung einer Gesellschaft ins Auge, die im Gegensatz zum Kolonialverein aktiv kolonialpolitisch vorgehen sollte, um die Auswanderung in eine deutsche Kolonie zu leiten. Schon am 28. März wurde dieser Gedanke in der „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" verwirklicht, und zwar in der ausgesprochenen Absicht der „Begründung einer Kolonialkompagnie nach britischem Muster" und insofern allerdings „gar sehr verschieden vom deutschen Kolonialverein"*), der diese Aufgabe in besserer Einsicht in die Nachteile derartiger kaufmännischer Ausbeutungspolitik, wie sie mit der Geschichte der britischen Handelskompagnien notwendig verknüpft ist, abgelehnt hatte. Es ist heute freilich kein Zweifel, daß der lange Zeit vielverspottete Kolonialverein mit dieser Haltung im Recht war. Dagegen war die auch von Bismarck verfolgte Nachahmung der Kolonialpolitik der britischen Kompagnien ein auf geschichtlicher Unkenntnis beruhender Fehler, der notwendig von einer staatlichen Kolonialpolitik wieder gut gemacht werden mußte**).

Trotzdem ist die Gründung der „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" Peters' bleibendes Verdienst. Sein größeres Verdienst — Graf Pfeil hält es mit Rückblick auf Peters' Gesamtleistung für sein größtes***) — ist freilich die Organisation und Finanzierung dieser Gesellschaft, durch die das geplante Kolonialunternehmen erst möglich wurde. Ihre aristokratische Verfassung, ein Ausschuß von wenigen, anfangs nur fünf bis sechs Personen, unter denen Peters, Referendar Jühlke, Graf Behr und der Redakteur der Täglichen Rundschau, Dr. Friedrich Lange, eine geschlossene Gruppe bildeten, sicherte ein tatkräftiges Handeln um so mehr, als Peters darin für lange Zeit eine diktaturähnliche Stellung einnahm.

Zuerst hatte er hier drei Aufgaben zu lösen: die Beschaffung eines entsprechenden Kolonisationskapitals, die Auffindung und Erwerbung geeigneter Kolonisationsdistrikte, über deren Wahl sich die Leiter der Gesellschaft anfangs ebensowenig klar waren, wie deren Mitglieder†), endlich die Hinlenkung der deutschen Auswanderung in diese Gebiete. Eine vierte Aufgabe war die Idee einer Verständigung mit den übrigen kolonialen Körperschaften zwecks Schaffung eines alle Kolonialvereine umfassenden Kolonisationsverbandes, der ein gemeinsames Vorgehen ermöglichen und doch den Einzelvereinen die wünschenswerte Aktionsfreiheit belassen sollte. Indes war diese Aufgabe von Peters angeblich††) nur in den öffentlichen Meinungskampf hineingeworfen worden, um die Gegner seiner Gesellschaft auf eine falsche Fährte zu leiten, während in Wirklichkeit kein maßgebendes Gesellschaftsmitglied angesichts der negativen, theoretisch werbenden,

*) Ebenda 40.

**) Vgl. z. B. J. K. Vietor, Geschichtliche und kulturelle Entwicklung unserer Schutzgebiete, Berlin 1913, S. 20 ff.

***) „Erwerbung" 58.

†) Vgl. Zimmermann, Geschichte der deutschen Kolonialpolitik, Berlin 1914, S. 118.

††) Gründung 51.

Stellung des Kolonialvereins zu einer aktiven Kolonialpolitik an die Erfüllung dieses Gedankens geglaubt haben will.

Wie dem auch sei, der Streit um diese letzte, scheinbar leichteste und schließlich doch ungelöste Aufgabe ermöglichte Peters die Durchführung der ersteren. In einer Abendversammlung der „Gesellschaft für deutsche Kolonisation", am 19. August 1884, hatte er es verstanden, die für eine Expedition nötigen Gelder flüssig zu machen. Als Teilnehmer der Versammlung ist selbst Graf Joachim Pfeil (geboren 1859 zu Neurode in Schlesien), sicher kein voreingenommener Bewunderer von Peters, noch heute voller Lob über die Geschicklichkeit, mit der Peters das durch schamlose Preßartikel mißtrauisch gemachte Publikum für seinen Plan gewonnen habe, noch dazu „nur auf die Sicherheit" der Expeditionsteilnehmer, da andere Garantien nicht gestellt werden konnten. Ausschließlich und rückhaltlos erkennt er daher noch heute Peters das Verdienst zu, den in ihm verkörperten Willen der von der Gesellschaft bestimmten drei Expeditionsmitglieder, Peters, Pfeil und Jühlke, seinen Zuhörern so aufgedrückt zu haben, daß sie sich bewegen ließen, einer Gruppe von jungen Leuten, von denen sich noch keiner in irgendwelcher hervorragenden Weise ausgezeichnet hatte, Gelder zur Verwendung für ein mindestens waghalsig erscheinendes Unternehmen anzuvertrauen. Wenn Peters dagegen seinen Expeditionskameraden Pfeil an der Hetze beteiligt glaubt, die von der oppositionellen Minorität der Gesellschaft angeblich aus Haß gegen seine Person in Verbindung mit der linksliberalen Presse (besonders im August und September 1884) in der Absicht unternommen worden sei, die Arbeit der (weil Graf Behr dabei war) „reaktionär" genannten Gesellschaft „pöbelhaft, um nicht zu sagen knotig" zu verhöhnen und zu diskreditieren und dadurch „womöglich das Ausland zu warnen, uns auf die Finger zu sehen"*) — so entbehrt diese Unterstellung gleich seinen anderen Angriffen auf Pfeils „illoyale" Haltung nicht nur jeder tatsächlichen, sondern schon jeder psychologischen Begründung, wie Graf Pfeil in seinem angegebenen Buche unwiderleglich bewiesen hat . . .

Durch einen Aufruf, der in dem unzweideutigen Satze gipfelte: „Jeder Deutsche, dem ein Herz für die Größe und die Ehre unserer Nation schlägt, ist aufgefordert unserer Gesellschaft beizutreten; es gilt, das Versäumnis von Jahrhunderten gutzumachen, der Welt zu beweisen, daß das deutsche Volk mit der alten Reichsherrlichkeit auch den alten deutschnationalen Geist der Väter überkommen hat!"**), durch diesen Aufruf gelang es Peters, trotz aller Schwierigkeiten, in drei bis vier Wochen das zu erreichen, was u. a. Bennigsen für eine Unmöglichkeit erklärt hatte***), nämlich die Aufbringung eines Kapitals von 65 000 Mark, das bald auf drei, später vier Millionen anwuchs†). Und dies schien genug für die ersten Er-

*) Gründung 47.

**) Ebenda 45.

***) Ebenda 50.

†) Die Zahlen siehe bei Busse 258 und bei Wagner 21, dazu Fabri, 5 Jahre deutscher Kolonialpolitik (Gotha 1889) S. 9, 36. Die Finanzierung der Kompagnie war eine Nach-

werbungen, wenn es auch viel zu wenig war zur Ausübung von Hoheitsrechten, mit denen die Gesellschaft später (27. Februar 1885) auf ihren Wunsch von Bismarck ausgestattet wurde. Von diesem Kapital übernahm das Direktorium der am 2. April 1885 neukonstituierten Kommanditgesellschaft „Carl Peters und Genossen" einen Hauptteil der Verantwortung, den anderen mußten die Abnehmer der Anteilscheine*) tragen, teils reiche Leute, die Aktien zu 5000 Mark à fonds perdu erhielten, teils Mitglieder der Gesellschaft, die Anteile zu 50 Mark übernahmen. Diese 50-Mark-Aktien wurden ausgegeben, um auch die kleinen Leute an dem Unternehmen nicht nur zu beteiligen, sondern sie bei günstigem Erfolg durch entsprechende Landvergütungen zur Auswanderung in die neue Kolonie zu verlocken. Naturgemäß stieß dieses Verfahren in der Öffentlichkeit auf großen Widerstand. In der Presse sprach man mit verständlichem Unmut davon, daß diese „Abenteurer" den Leuten das Geld aus der Tasche stehlen, nach Art berüchtigter Kolonisationsunternehmungen, wie sie schon Bamberger seinerzeit gegen die Verbindung von Kufferow und Hansemann ins Feld geführt hatte und wie sie auch der langjährige Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft und spätere Statthalter von Elsaß-Lothringen, Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg, zum Nachteil der kolonialen Idee von dem Petersschen Programm befürchtete**). Aber auch von einsichtigen Kolonialpraktikern wie Pfeil***) wurde eine beabsichtigte Auswanderungsleitung in unerforschte Gebiete als verfrüht und gefährlich erkannt und bekämpft.

Daher gestaltete sich die Erfüllung dieser dritten Aufgabe, die die Leitung der Auswanderung in die Kolonisationsgebiete der Gesellschaft betraf, am schwierigsten. Dabei hieß Peters eine unverantwortliche Überstürzung der Expeditionen und Siedlungsbestrebungen sowie der Stationsanlagen gut, während sie Graf Pfeil nur billigte, wenn sie sich selbst erhalten könnten, also nicht vor, sondern nach wirtschaftlichen Erfolgen. Außerdem verwarf dieser jede Anlage nach bureaukratischem Schema, da er alle dafür gemachten Ausgaben für unproduktiv hielt, weil sie, wie die Folgezeit bewiesen hat, ein bloßer Aufstand wegzufegen vermag†). Gegen diese Annahme hat freilich schon frühzeitig Peters' Afrika-Freundin, die Romanschriftstellerin Frieda Freiin von Bülow, polemisiert, indem sie die Schwierigkeiten darlegt, mit denen deutsche Stationsvorsteher „ohnmächtig gegen eine Zeit des Papiers und der Diplomatie" in den Kolonien zu kämpfen hätten, wenn sie verurteilt seien, standzuhalten und doch keine Aus-

ahmung der alten adventurers committees in etwas modernisierter Form (Gründung 52). Freilich war sie nach Peters' Rückkehr aus Afrika „fast gänzlich das Werk anderer, solcher Persönlichkeiten, die von der Notwendigkeit deutscher Kolonialpolitik durchdrungen, in dem Erfolg unserer Expedition den Weg erkannten, dieses politische Bedürfnis unseres Volkes zu befriedigen" (vgl. Pfeil 227).

*) Die Form der Anteilscheine siehe „Gründung" 58, 107.

**) Vgl. Oncken, Bennigsen II 521.

***) Erwerbung 155.

†) Pfeil, ebenda und 209 ff.

gaben zu machen, weil man an die Rentabilität ihrer Anlagen nicht glauben wolle*). Auch macht sie darauf aufmerksam, daß der durch Aufstände verursachte Ausgang mancher schönen Pflanzung kein Urteil über ihren Wert zulasse**). Ihr „Vaterländischer Roman aus unseren Tagen", betitelt „Der Konsul" (Berlin 1891), endlich zeigt, wohin es führt, wenn ein schaffensfreudiger, organisatorisch genial begabter Mann (= Peters) vom heimischen Bureaukratismus lahmgelegt und von seinem englischen Kollegen (= John Kirk) entsprechend übers Ohr gehauen, schließlich seinem besseren Wissen und Gewissen folgend, die Befehle der Berliner Politiker umgeht. Tatsächlich waren ja die Hemmungen, die Peters von vielen Seiten in den Weg traten, ein genügender Entschuldigungsgrund für das Fehlschlagen mancher seiner Unternehmungen. Denn unter der steten Kontrolle des Auswärtigen Amtes, das trotz Mangels jeder praktischen Kenntnis die Gesellschaft zur Betätigung drängte, war es kein Wunder, wenn das Streben nach Erfüllung aller Wünsche bei dem Mangel an genügender Muße zur Sammlung von Erfahrungen jene Politik nervöser „Überstürzung"***) zeitigte, die die Signatur der ersten Jahre ostafrikanischer Entwicklung bildet†). Übrigens hält Peters selbst††) eine Kritik dieser seiner durch die angedeuteten Gesichtspunkte gestörten kaufmännischen Berechnungen, besonders der in unüberlegtem Übereifer gemachten Anlagen mancher später wiederaufgegebenen Stationen, für berechtigt. Dagegen hält er seine allgemein-kolonialpolitischen Gesichtspunkte, von deren Durchführung seine Nachfolger keinen Gebrauch machten, auch seine Eingeborenenpolitik, noch heute aufrecht, obwohl diese sicherlich keinerlei Existenzberechtigung mehr besitzt. Pfeil urteilt auch über seine anderen kolonialpolitischen und -wirtschaftlichen Pläne scharf†††): „Ein wirklicher Politiker kennt eben die Kräfte seines Volkes und mutet ihnen nicht mehr zu, als sie zu bewältigen vermögen. Darüber hinauszugehen macht der Phantasie des Betreffenden wohl alle Ehre, stellt aber seiner politischen Urteilskraft kein glänzendes Zeugnis aus." Und er schließt daraus: „Dr. Peters wird ganz gewiß in der Geschichte unseres Volkes leben als ein Mann von hervorragenden Verdiensten um unsere koloniale Politik, sein Ruhm wird es vertragen können, daß er als gereifter Mann in ernsthaftem Tone noch Pläne darlegt, die man seiner Jugend vergeben konnte." . . .

Bezüglich der zweiten Aufgabe, der Beschaffung eines geeigneten Kolonisationsobjektes, dachte Peters, als die Regierung ihm auf eine dahingehende Anfrage vom 14. August 1884 durch Legationsrat Dr. Kayser Anfang September*†) mündlich antworten ließ, sie betrachte die Länder südlich des Sambesi

*) Wie sehr den ersten Kolonialbeamten die Sparsamkeit zur Pflicht gemacht wurde, zeigen die drastischen Bemerkungen Vietors a. a. O. 36.

**) Vgl. ihre „Deutsch-Ostafrikanischen Novellen", Berlin 1891.

***) Vgl. Vietor a. a. O. 39.

†) Vgl. Fabri, 5 Jahre 42, Pfeil 219.

††) Gründung 187 ff.

†††) Erwerbung 200.

*†) Zimmermann, Geschichte der deutschen Kolonialpolitik 119.

als britische Interessensphäre*), erst an Amerika, besonders Südbrasilien und Argentinien, dann auch an Portugiesisch-Ostafrika, wobei er freilich bald einsehen mußte, daß sich hier keine unabhängige nationale Kolonie realisieren ließ. Da warf der Superintendent der Berliner Transvaalmission, Dr. Merensky, das Mosammedesprojekt in die Diskussion**), das ein Gebiet nördlich der Lüderitzschen Südwestafrikakolonie in Portugiesisch-Angola betraf. Nicht nur Peters, sondern auch Graf Pfeil, der vor ihm nach einem neunjährigen Aufenthalt als Farmer und Forscher in Britisch-Natal die Kenntnisse der afrikanischen Verhältnisse und eine praktisch-kolonialpolitische Schulung voraushatte, unterstützten diesen Plan, um für das mühsam gesammelte Kapital endlich auch ein passendes Kolonisationsobjekt zu besitzen. Pfeil selbst hielt davon freilich wenig und hätte gern den Plan einer Erwerbung des heutigen Deutsch-Ostafrika mit Sansibar als Ausgangspunkt durchgedrückt, den er schon 1882 „fast in demselben Umfang" seiner späteren Verwirklichung in Fabris Missionszeitschrift zur Kolonisation empfehlen wollte, den aber der Redakteur damals als „zu kühn" zurückgewiesen hatte***). Er ordnete sich aber den Wünschen der Allgemeinheit unter, um das endlich gefundene Projekt nicht noch in letzter Stunde zu gefährden. Trotzdem wurde es noch in der letzten Sitzung der Gesellschaft für deutsche Kolonisation verworfen, nachdem dessen Ausführung dem Bureau der Gesellschaft „in irgendeiner Form" vom Auswärtigen Amt verboten worden war†), weil das Kolonisationsobjekt in portugiesischer Interessensphäre lag, nicht zuletzt auch, weil man nicht mit den soeben bekannt gewordenen Neuerwerbungen in Südwestafrika in Konkurrenz treten wollte. Unter der Hand wurde freilich auch dies alte Projekt im Auftrage der Gesellschaft von den Herren von Dewitz und Groschke weiter verfolgt, aber wegen der Ungunst der Lage schließlich völlig aufgegeben.††)

Erst jetzt wurde Pfeil „der geistige Urheber des Aktionsplanes" der Gesellschaft†††), indem er sein altes Projekt einer Kolonisation Ostafrikas mit besonderem Hinweis auf Usagara unter Berücksichtigung der Stanleyschen Schilderungen mit Nachdruck empfahl. Seitdem beginnt die Rivalität zwischen Peters und Pfeil, die sich erst vor kurzem auch literarisch entladen hat. Peters' Scharfblick erkannte die Verwertbarkeit dieser aller romantischen Kolonialbegeisterung baren Vorschläge und adoptierte sie nach Befragen Ernst von Webers „in voller instinktiver Erkenntnis, daß sie in jeder Beziehung geeignet waren, die großen Gesichtspunkte zu fördern, die ihm damals hinsichtlich dessen, was er selbst in Deutschland zu erreichen gedachte, vorschwebten"*†). In der Tat waren sie allein ge-

*) Gründung 36.
**) Ebenda 54.
***) Pfeil 32.
†) Peters 54, Pfeil 56.
††) Koschitzky, Deutsche Kolonialgeschichte (Leipzig 1887), II 322.
†††) Pfeil 58.
*†) Ebenda 125.

eignet, seinen in der Studierstube gefaßten Plänen, deren Unausführbarkeit er immer wieder hatte erleben müssen, endlich den lange gehofften praktischen Inhalt zu geben. Der Lauf der Dinge ließ ihn schließlich als ihren Urheber erscheinen. Kein Wunder, wenn Pfeil im Bewußtsein seiner Originalität nach zahllosen unberechtigten Angriffen von Petersscher Seite*) aus seiner vornehmen Reserve hervortrat**), obwohl er es auch da noch als „eine durchaus unwürdige Notwendigkeit" empfand, gegen einen Mann aufzustehen, mit dem zusammen er die größte und schönste Kolonie Deutschlands erwerben half. Im Interesse der geschichtlichen Wahrheit aber war es zweifellos seine Pflicht, seine verdunkelten Verdienste ins helle Licht zu rücken. Nachdem er persönliche Vorwürfe von Peters als unberechtigt zurückgewiesen, sicherte er sich denn auch für das historische Urteil in bezug auf die Erwerbungsexpedition seinen vollen und hinsichtlich der Richtunggabe für dieselbe den Hauptanteil, der bisher von Peters fast unbeschränkt in Anspruch genommen wurde***).

Indes ist Pfeil objektiv genug†), um anzuerkennen, daß bei der Verwirklichung eines Gedankens nicht die Frage nach seinem Ursprung das Kriterium für das Urteil abgibt oder wie es Peters (im „Tag" a. a. O.) ausgedrückt hat, daß man den intellektuellen Anteil nicht auf Kosten der tatenschaffenden Energie überschätzen darf. Wenn er sich aber als Teilnehmer der Expedition gegen die „Überhebung" einer Petersschen „Gründung" von Deutsch-Ostafrika wendet, so bringt er dafür historisches Material als ergänzenden und richtigstellenden Beitrag zu deren Darstellung in Peters' „Rückerinnerungen"††) bei, deren Vergleichung erst das Verständnis für eine Erkenntnis der Wirrnisse innerhalb der Gesellschaft ermöglicht. Außerdem liefert er mehrfach wertvolle Beiträge zu einer Charakteristik von Carl Peters†††), die bei aller Bitterkeit über erfahrene Kränkung und bei aller scharfen Replik gegen Petersche Angriffe doch als objektive Versuche anerkannt werden müssen.

Der springende Punkt aller Diskussionen, die hierbei entstanden sind, ist folgender: Peters, anfangs hin und her schwankend zwischen Theorie und Praxis, zwischen philosophischen Studien und akademischen Habilitationsplänen einerseits und der Absicht, in Chikago Schweinezüchter zu werden, war bei dem Unternehmen von Anbeginn der theoretische Kopf, der durch Beobachtungen vor allem der englischen Kolonialpolitik zu der Erkenntnis gelangt war, daß Deutschland der Kolonien bedürfe, und der für diese Erkenntnis mit seiner agitatorischen

*) Zuletzt in dessen „Gründung" 61 ff.

**) Pfeil 114, 141, 198.

***) Freilich hält Peters gerade den Pfeilschen Ausgangspunkt (Sansibar) für „das Schwächste" dieser Kolonialgründung, was er durch „wölfisches Umsichfressen" seit 1885 wieder habe ausgleichen wollen. Vgl. Peters, „Vor 25 Jahren", im Tag, Ausgabe B, vom 1. Februar 1910, jetzt auch in seinen Aufsätzen „Zur Weltpolitik" (Berlin 1912).

†) Erwerbung 227 ff.

††) Gründung 120.

†††) Erwerbung 50, 142, 227.

Begabung in Vorträgen und Aufsätzen rastlos tätig war. Pfeil erkannte in ihm sofort „den Menschen ungewöhnlicher Begabung, den vielgewandten Mann der Kombination, mit der Kraft, Menschen in Bewegung zu setzen, den Denker, aber auch den Mann der Tat." Er schloß sich ihm jedoch, „nicht weil überlegene Kenntnis in bezug auf unsere Tätigkeit ihn befähigten, uns ein eigenes Programm aufzuzwingen," sondern weil er „sobald Agitation in Frage kam, sich als Meister zeigte" und darum „in höherem Maße als irgend einer von uns anderen die Gabe besaß, die Menschen auf Gesichtspunkte zu einigen, diejenigen Elemente zu fördern, die sie stützten, die gegnerischen zu entkräften" — „mit selbstlosem Eifer" an und „in bewundernder Anerkennung seiner Kraft und in Erkenntnis, daß nur ihm es gelingen könnte, unsere Mitglieder zu bewegen, nicht nur ein Programm, sondern auch dessen Ausführung zu beschließen"*). Dabei ließ er sich aber, selbst zu sehr Persönlichkeit, nicht wie Peters' andere „loyale" Kolonisationsfreunde von dessen Herrennatur zum „Begleiter" oder „Genossen" seiner „Wahl" herabdrücken**). Denn er hielt sich für gleichberechtigt, wenn er auch Peters' Führerschaft auf der ersten Expedition anerkannte, weil schon nach der homerischen Erkenntnis einer doch Herr sein muß. Doch gibt er zu verstehen: „Wenn die Ländereien, die wir erwarben, nominell an Dr. Peters abgetreten wurden, so geschah das sicherlich nicht, weil er der alleinige Unternehmer, Ausrüster usw. der Expedition war, sondern weil aus Zweckmäßigkeitsgründen nur einer die Gesellschaft vertreten konnte, der in Wirklichkeit das Land . . . gehören sollte." Und weiter versichert Pfeil zu dieser Frage: „Wir haben uns auch während der Expedition, in deren Verlauf wir freiwillig die Führung des Dr. Peters anerkannten, als vollständig gleichberechtigte Mitunternehmer gefühlt und niemals zum Ausdruck kommen lassen, daß die Erwerbung das alleinige Verdienst oder die alleinige Arbeit von Dr. Peters sei***)."

Nach Pfeils Ansicht war dagegen Peters dauernd nur für die Agitation und Leitung in Europa an der Spitze der bald „Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft" genannten „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" geeignet. Pfeil aber fühlte sich nach seiner ganzen Vergangenheit durch greifbare praktische Ziele und durch genaue Kenntnis von Land und Leuten, Sprachen und Sitten Südafrikas, endlich auch nach seinen „Fähigkeiten und Neigungen", die einer repräsentativen Stellung in Europa widerstrebten, für eine praktische Tätigkeit auf afrikanischem Gebiete, insbesondere für die Verwaltung im Innern und für die Organisation eines wirtschaftlichen Betriebes geschaffen†). Peters dagegen hatte nach Pfeils Meinung „in allen Dingen, die sich auf unsere praktische Tätigkeit in den neuerworbenen Ländern bezogen, damals nicht weniger als alles zu lernen"; weshalb ihn auch das Mißgeschick verfolgte, daß „alles, was

*) Pfeil 50, 61.
**) Peters 60 ff.
***) Pfeil 72.
†) Ebenda 50, 59, 205.

er in Afrika anfing, wie es ja natürlich war, europäisch gedacht und getan wurde und deshalb erfolglos bleiben mußte"*). In der Tat: „niemals konnte an der Weiterentwicklung der Kolonie tätigen Anteil nehmen, als wer ihre Verhältnisse genau kennen gelernt**)."

Eine Zeitlang einigte man sich denn auch dahin, daß Peters in Europa, Pfeil in Afrika für eine Zentralstelle der Gesellschaft sorgten, während Jühlke in Sansibar die Jurisdiktion übernahm; denn „die Besitzergreifung mußte unter allen Umständen äußerlich kenntlich gemacht werden", wenn sie nicht von politischen Gegnern gefährdet werden sollte***). Indes, Jühlkes früher Tod und Pfeils Abberufung†), die aus unaufgeklärten, aber offenbar intriguenhaften Gründen geschah, machte Peters' Entsendung durch die Regierung nach Afrika nötig. Damit beging die Regierung einen offenbaren Mißgriff, da Peters sich an der Spitze der Verwaltung in Afrika als Politiker erwies, der von europäischen Voraussetzungen ausging und aus Mangel an Orts- und Menschenkenntnis sowie an der nötigen Selbstdisziplin und altruistischen Hingabe an die von ihm vertretene Sache versagen mußte: „Hätte seine Begabung einige Selbstdisziplin eingeschlossen, einigen guten Willen, andere anzuerkennen, auch wenn sie sich nicht zu seinen Kreaturen herabwürdigen ließen, dann stünde er mit aller Wahrscheinlichkeit heute an der Spitze unserer kolonialen Verwaltung in Deutschland, getragen von der willigen Gefolgschaft vieler Intelligenzen und Kräfte, die er sich dauernd entfremdet, wenn nicht zu erbitterten Gegnern gemacht hat††)".

Peters' Verdienste um die Gründung der ostafrikanischen Kolonie stehen trotz alledem für alle Zeiten fest. Es ist daher mehr wie billig, nicht in den Chorus der Antipetersclique einzustimmen, die nur seine Fehler sieht, ohne seine zweifellosen Erfolge zu betonen oder gar anzuerkennen. Mit gewissem Recht konnte Peters von ihr sagen†††): „In Deutschland hat man von Anfang bis zu Ende meine Maßnahmen zunächst lächerlich zu machen versucht; dann aber, wenn der Erfolg nicht mehr bestritten werden konnte, unternommen, mir die Originalität abzusprechen." Diesem Urteil der Mitwelt wird sich die Geschichte sicherlich nicht anschließen. Um aber zu zeigen, daß auch Peters' Verdienste nicht auf Kosten anderer übertrieben werden dürfen, ist eine historische Verwertung der Polemik seines Mitstreiters unentbehrlich. Allein jeder, der die Geschichte dieser Gesellschaftsgründung verfolgt, hat bei aller Einsicht in die Mängel und Fehler seines Führers den Eindruck, daß ohne ihn dem Unternehmen Gehirn und Wille fehlte. Wo die Vorstellungen dieses Hirnes falsche waren, kam — wenigstens im Anfang — sein richtiger Instinkt dazu, den

*) Ebenda 125, 199.
**) Ebenda 180.
***) Ebenda 79.
†) Ebenda 179 f.
††) Pfeil 142.
†††) Tag a. a. O.

richtigen Mann — eben Graf Pfeil — in die Lücke eintreten zu lassen. Die Ausführung des Ganzen aber bleibt ohne die Petersſche Energie ganz undenkbar.

Im Unterſchied zu den früheren deutſchen Kolonialgründungen war die Petersſche eine ohne vorhandene Intereſſen aus dem Nichts geſchaffene und nicht nur ohne, ſondern geradezu gegen den Willen des Reichskanzlers vorgehende Privatunternehmung, für die die jugendlichen Erwerber Gut, Blut und Ehre einzuſetzen hatten. Zwar gewährte Bismarck durch ſeine Reichstagsausführungen vom 26. Juni 1884 allen denen Reichsſchutz, die einwandfreie Landerwerbungen in unabhängigen Gebieten vornehmen wollten; und dies war ſicherlich eine Stütze, ohne die das Unternehmen von vornherein ein jugendliches, tollkühnes und ausſichtsloſes „Abenteuer" geblieben wäre, als das es von der Mitwelt*) angeſehen wurde. Trotzdem bleibt es ein großer Entſchluß, daß Peters als „Führer" auch gegen Bismarcks Willen die Sache riskierte — mag er auch erſt auf Pfeils Ermutigung**) ſeine Bedenken gegen eine der Regierung trotzbietende Handlungsweiſe aufgegeben haben, was er ſpäter verſchweigt***). Tatſächlich verweigerte ihm Bismarck Anfang September nicht nur den für das Sambeſiprojekt nachgeſuchten Schutz, ſondern entzog ihm auch ſpäter für den Fall der Ausführung eines anderen Kolonialprojektes ausdrücklich jeden ſtaatlichen Schutz. Natürlich hielt er auch, als er von dem heimlich gefaßten und durchgeführten Plan der „Geſellſchaft für deutſche Koloniſation" Kenntnis erhalten hatte, an dieſem ſeinen Entſchluß feſt. Die Expeditionsmitglieder erfuhren ſogar offiziell aus einem Bismarckſchen Telegramm an O'Swald in Sanſibar vom 8. November dieſe traurige Ausſicht gerade in dem Augenblick, als ſie afrikaniſches Feſtland betreten wollten†). Aber ſchnelles und rückſichtsloſes Handeln tat not, wenn man der Abſicht des Belgierkönigs, das Gebiet zwiſchen der Sanſibarküſte und dem Seengebiet dem Kongoſtaate anzugliedern, zuvorkommen wollte††). Um nicht völlig von den Berliner „Velleitäten" abhängig zu ſein, beſchloß Peters daher im ſchlimmſten Falle als letztes Ziel in der Klimax ſeiner Pläne, dieſes Gebiet wenigſtens dem damals allgemein für ein neutrales, internationales Koloniſationsunternehmen gehaltenen Kongoſtaate als deutſchen Flügel anzuſchließen†††). Offiziell antwortete Peters auf das Telegramm trotzig, daß er bitte, in Zukunft mit dem Abſchlagen einer Sache zu warten, bis er um etwas bitte*†): eine Form, mit der er ſich und ſeine Sache dem Auswärtigen Amte ſicherlich mißliebig machte. Denn es iſt kein Zweifel, daß ſie der Regierung Unrecht tat, da dieſe mit ihrer Haltung offenbar

*) So auch von Fabri, Fünf Jahre deutſcher Kolonialpolitik (Gotha 1889), S. 7.
**) Erwerbung 72.
***) Gründung 64.
†) Peters, ebenda, Pfeil 67.
††) Peters 66.
†††) Ebenda 90.
*†) Ebenda 65.

nur andeuten wollte, daß sie im Interesse eines guten Einvernehmens mit England nicht die Verantwortung für ein solches Wagnis übernehmen könne, und daß sie daher Kolonialprojekte, die in englische Interessensphären schnitten, ablehnen müsse. Daß Bismarck trotzdem ostafrikanischen Kolonisationsplänen schon damals nicht abgeneigt war, geht aus der gleichzeitigen Entsendung des Reisegeographen Gerhard Rohlfs als Generalkonsul nach Sansibar hervor*), dem ein Schreiben Kaiser Wilhelms vom 9. Oktober 1884 an den Sultan von Sansibar vorausging**). Diese Entsendung war von langer Hand vorbereitet und schon am 26. September, also zwei Tage nach der heimlichen Abreise von Peters und seinen Genossen, von Bismarck entschieden***). Zwar wurde das Rohlfssche Generalkonsulat offiziell nur darum an Stelle des O'Swaldschen kaufmännischen Konsulatspostens gesetzt, um den Abschluß eines Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsvertrages „zum Nutzen unserer Untertanen" mit dem Sultanat Sansibar durchzusetzen. Tatsächlich aber beabsichtigte Bismarck mehr: Rohlfs' Freude†), bei der Erwerbung einer ostafrikanischen Kolonie „noch mitwirken" zu können, wäre bei seiner Abfahrt von Wilhelmshaven (27. Oktober 1884) sonst unverständlich. Wahrscheinlich wollte der Reichskanzler die Petersschen Pläne in vorsichtiger diplomatischer Form gelöst wissen und war daher ungehalten, daß Peters diese Absicht in einer Weise durchkreuzte, die England nach Kenntnis der Sachlage leicht hätte verhindern können. Durch vorläufiges Schutzversagen vereitelte Bismarck denn auch ein vorschnelles Einschreiten Englands, das damals — noch vor Ausbruch des britisch-russischen Konflikts wegen Afghanistan — für Deutschland leicht verhängnisvoll werden konnte. Eine andere Auslegung des ominösen Telegramms an O'Swald, das Peters überhaupt unverständlich erscheint††), ist ohne intimere Aktenkenntnis heute unmöglich.

Zweifellos hat die selbständige Handlungsweise dem „Gründer" von Deutsch-Ostafrika für die Zukunft schwer geschadet: im Auswärtigen Amt hatte er bald viele Gegner. So kam es, daß noch später den Offizieren eine Teilnahme an Peters' Schutztruppe als koloniales Abenteuer liebevoll widerraten wurde†††); wenn dabei freilich auch zu berücksichtigen ist, daß Peters seine Offiziere bei Insubordinationen gegen ihre heimischen Armeevorschriften aus Kameradschaft schützte*†), was in Zukunft zu unhaltbaren Zuständen hätte führen können.

Daß Peters späterhin — d. h. nach seiner eigentlichen Tat der Gesellschaftsgründung und ersten „Erwerbungsexpedition" — stellenweise nur das Instrument in der Hand Größerer gewesen, deren „Anweisungen er zu folgen hatte"**†), ist

*) Günther, Rohlfs (Freiburg 1912), S. 217 ff.
**) Staatsarchiv 46, S. 118.
***) Günther, Rohlfs 330.
†) Ebenda 220.
††) Gründung 64.
†††) Rochus Schmidt, Deutsche Kolonialzeitung 1909, S. 721.
*†) Gründung 130.
**†) Pfeil 227.

zuzugeben, wenn mit diesen Größeren einer gemeint ist, der zugleich die Macht hatte, ihn stehen oder fallen zu lassen: Bismarck, der Schöpfer unseres Kolonialreiches! Ohne seine Unterstützung war er natürlich nichts, aber sonst brauchte Peters Größere nicht zu fürchten. Pfeil scheint außerdem an die Kapitalisten der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft zu denken. Wenn er aber meint, „ohne den Rückhalt einer kräftigen Organisation im Mutterlande" sei Peters „trotz seiner unbezweifelten Begabung nichts" gewesen, so vergißt er, daß gerade Peters sich diesen Rückhalt selbst geschaffen hatte, um nach seiner Tat nicht ins Nichts zurückzusinken. Daß dieser Rückhalt ihm schließlich zum Hinterhalt wurde, ist ein anderes Kapitel und gehört zu den tragischen Momenten, an denen Peters' Leben nicht ärmer ist als das des Grafen Pfeil.

Die energetische Naturauffassung

Von Prof. Dr. Richard Herbertz

Die Grenzboten haben sich wiederholt mit Wilhelm Ostwald und seiner Energetik beschäftigt. Insbesondere die sogenannte energetische Kulturphilosophie hat eine scharfe, aber berechtigte Ablehnung erfahren.*) Da erscheint es als eine Forderung der Billigkeit, auch der energetischen Naturauffassung einmal einige Worte zu widmen. Denn während der Versuch der Anwendung energetischer Prinzipien auf die Kulturerscheinungen ein Versuch mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekte ist, kann die energetische Naturauffassung als eine wissenschaftlich diskutable Hypothese angesehen werden. Das soll natürlich nicht heißen, daß sie bereits den Wert einer begrifflich einwandfrei begründeten und durch die Erfahrung hinreichend bestätigten Theorie hätte. Die energetische Hypothese leidet vielmehr noch an ganz erheblichen begrifflichen Mängeln und es lassen sich auch durchaus noch nicht alle Tatsachen der naturwissenschaftlichen Erfahrung mit ihr in Einklang bringen. Trotzdem darf und soll der Naturforscher und namentlich der Natur-Erkenntnistheoretiker, der die Grundbegriffe und Grundsätze des naturwissenschaftlichen Erkennens kritisch untersucht, sich ernsthaft mit der energetischen Hypothese beschäftigen. Denn es liegt im Wesen der naturwissenschaftlichen Hypothese, daß sie beständig im Fluß ist, daß sie sich beständig Abänderungen und Verbesserungen gefallen lassen muß, die durch

*) Vgl. Die Grenzboten 1911 Heft 33, 34, 35 und 1914 Heft 10 Seite 446.

den Fortschritt der Erfahrung und durch die logisch-erkenntnistheoretische Nachprüfung sich als notwendig erweisen. Die naturwissenschaftliche Hypothese ist ihrem Wesen nach „Arbeitshypothese". Sie läßt sich als solche einem Modell vergleichen, das ich mir zur Veranschaulichung und Erklärung eines bestimmten Zusammenhanges von Dingen, Vorgängen und Beziehungen konstruiert habe. Lerne ich diesem Zusammenhange angehörende neue Tatsachen kennen oder bekannte Tatsachen anders deuten, so daß das Modell nicht mehr paßt, so muß das Modell abgeändert oder unter Umständen ganz zum alten Eisen geworfen werden. Es ist eine der dringlichsten Forderungen des wissenschaftlichen Gewissens des Naturforschers, zu solchen Abänderungen oder Erneuerungen der Hypothese stets bereit zu sein und die Hypothese nicht erstarren zu lassen. Sind die Energetiker hierzu bereit, so ist es unsere Pflicht, ihre grundlegende Hypothese ernsthaft mit ihnen zu diskutieren. Dazu kommt, daß die bisher herrschende Grundannahme, als deren „Konkurrenzhypothese" die Energetik auftritt, die mechanistische Naturauffassung, an den gleichen prinzipiellen Mängeln leidet, wie die Energetik.

Es gibt, wie wir weiter unten ausführlich zeigen werden, eine Reihe von neuentdeckten Tatsachen, denen das mechanistische Modell bisher noch nicht gerecht zu werden vermochte. Und es stecken ferner im Mechanismus begriffliche Schwierigkeiten von grundsätzlich gleicher Art, wie diejenigen in der Energetik. Denn wie lautet der hauptsächliche prinzipielle Vorwurf, den der Natur-Erkenntnistheoretiker dem Energetiker macht? Er sagt: dein Fundamentalbegriff ist erkenntnistheoretisch nicht einwandfrei: denn entweder mußt du den Begriff der Energie so fassen, daß darin versteckt der Begriff der Masse, den du loswerden willst, wieder enthalten ist; oder aber die sogenannte Energie schwebt vollständig in der Luft, sie ist ein Erzeugnis metaphysischer Spekulation, mit dem sich in der Naturwissenschaft nichts anfangen läßt. Einen ähnlichen Vorwurf können wir aber auch gegen den Mechanismus erheben. Denn in der mechanistischen Naturauffassung gilt als grundlegend jener bekannte Newtonsche Grundsatz der Mechanik, der zugleich die Definition des Kraftbegriffes einschließt: jede Veränderung im Bewegungszustande eines Körpers (jede Beschleunigung) ist proportional der sie verursachenden Kraft und findet in der Kraftrichtung statt. Das ergibt die bekannte Definitionsgleichung: Kraft gleich Masse mal Beschleunigung. Von den drei Faktoren dieser Gleichung: Kraft, Masse, Beschleunigung — ist mir aber einzig und allein die Beschleunigung in der Erfahrung unmittelbar gegeben. Ich erfahre und beobachte einzig und allein, daß die Körper in der Natur Veränderungen ihres Bewegungszustandes erleiden. Daß diese Veränderungen durch Kräfte bewirkt werden, und daß es Massen sind, auf die diese Kräfte ihre Wirkungen ausüben, nehme ich nicht unmittelbar wahr, sondern erschließe ich erst aus den wahrgenommenen Tatsachen. Insbesondere die Masse erschließe ich aus den Erfahrungstatsachen der Trägheit und der Schwere. An der von mir empirisch festgestellten Trägheit

und Schwere der Körper erkenne ich, daß sie Masse besitzen, oder, umgekehrt ausgedrückt, weil die Körper Masse besitzen, sind sie träge und schwer. In philosophischen Fachausdrücken: Masse einerseits und Trägheit und Schwere anderseits verhalten sich wie Realgrund und Erkenntnisgrund. Von den drei Faktoren der Newtonschen Bestimmungsgleichung ist mir also der eine, die Beschleunigung, erfahrungsmäßig gegeben, der zweite, die Masse, ist auf Grund von Erfahrungstatsachen erschlossen. Die beiden genannten Faktoren zusammen bestimmen dann eindeutig den dritten: die Kraft. Das heißt: die Größe einer Kraft ist eindeutig bestimmt durch die Größe der Beschleunigung, die sie einer Masse von bestimmter Größe zu erteilen vermag.

Nun läßt sich aber der Begriff der Kraft aus den von uns wahrgenommenen Beschleunigungen auf grundsätzlich gleiche Weise erschließen, wie der der Masse. Es erscheint als grundsätzlich gleichberechtigt, aus der gegebenen Beschleunigung und der erschlossenen Kraft die Masse, oder aber aus der gegebenen Beschleunigung und der erschlossenen Masse die Kraft zu bestimmen. In der Gleichung $k = m \cdot b$ (Kraft gleich Masse mal Beschleunigung) kann ich ebensogut aus k und b den Begriff und Größenwert von m bestimmen, wie aus m und b den Begriff und Größenwert von k.

Daß die mechanistische Naturauffassung den letzteren Weg wählt, daß sie aus Beschleunigung und Masse die Kraft bestimmt, statt aus Beschleunigung und Kraft die Masse, ist in gewisser Hinsicht bloße Willkür. Gegen diese Willkür richtet sich der grundlegende erkenntnistheoretische Einwand gegen die mechanistische Naturauffassung. Man muß zugeben, daß dieser Einwand grundsätzlich als ebenso schwerwiegend erscheint, wie die Einwände, die sich gegen den Begriff der Energie als Grundbegriff der Naturwissenschaft richten lassen. Mechanistische und energetische Naturauffassung stehen also in dieser Beziehung prinzipiell auf gleicher Stufe. Es fragt sich jetzt nur noch, welche von beiden Annahmen das bessere Modell darstellt, d. h. welche von beiden die einheitlichere Beschreibung und Erklärung der naturwissenschaftlichen Erfahrungstatsachen ermöglicht. Kurz gesagt: welche von beiden Hypothesen ist die zweckmäßigere naturwissenschaftliche Arbeitshypothese? Hierüber läßt sich zurzeit noch kein abschließendes Urteil aussprechen. Adhuc sub judice lis est!

Auf jeden Fall erscheint es bei diesem Stand der Dinge als recht und billig, das naturwissenschaftliche Weltbild der nach ihrer kulturwissenschaftlichen Seite hin in dieser Zeitschrift wiederholt mit Recht scharf kritisierten Energetik einmal in großen Zügen auszumalen. Das soll nun im Anschluß an die Darstellung geschehen, die der geistreiche französische Energetiker Gustave le Bon in seinem auch in deutscher Übersetzung (bei J. A. Barth, Leipzig 1909) erschienenen Buch „Über die Entwicklung der Materie" gegeben hat.

Wir folgen im nachstehenden teilweise den geradezu spannend zu nennenden Ausführungen des französischen Gelehrten, gelegentlich in wörtlichen Wendungen. Wir gehen aus von der Frage: Lassen sich vielleicht die rätselhaften Erschei-

nungen, die beim Durchfließen der Elektrizität durch Gase stattfinden (Kathodenstrahlen, Röntgenstrahlen usw.), vergleichen mit den bekannten Vorgängen beim Strömen der Elektrizität durch Flüssigkeiten, bei der Elektrolyse? Diese letzteren Vorgänge sind der Reihe nach folgende: die Flüssigkeiten (verdünnte Säuren) werden durch den elektrischen Strom chemisch zersetzt. Die Zersetzungsprodukte nennt man Jonen, denn sie „wandern" mit dem Strom und zwar wandert das Wasserstoffatom der Säure stets vom positiven zum negativen Pol. Von entscheidender Bedeutung war nun die Entdeckung, daß, wenn bestimmte (in den bekannten Einheiten meßbare) Mengen von Elektrizität durch die Flüssigkeit geströmt waren, stets auch bestimmte, entsprechende Mengen von Zersetzungsprodukten, von Jonen, an den Polen ausgeschieden waren. Das drängte ohne weiteres zu dem Schluß, daß diese Jonen eben die materiellen Träger der Elektrizitätsmengen seien. Da ferner durch die gleiche Elektrizitätsmenge in jedem Falle auch die gleiche Menge von Jonen ausgeschieden wird, ganz unabhängig davon, welche Flüssigkeit zersetzt wird, so schloß man, daß jedes Jon stets auch das gleiche Elektrizitätsquantum trage. Dieses Quantum nahm man nunmehr als Einheit der Elektrizitätsmenge an und nannte es Elektron. Ein Jon ist also ein materielles Wasserstoffatom, beladen mit einem Elektron. Ungeheure Bedeutung würde nun die Jonenhypothese gewinnen, wenn man annehmen könnte, daß auch jene wunderbaren Erscheinungen bei den Gasen (Kathodenstrahlen, Röntgenstrahlen usw.) und alle die neuentdeckten, mit der Radioaktivität in Zusammenhang stehenden Tatsachen, die dem Physiker bisher so viel Kopfzerbrechen machten, gleichfalls auf der Aussendung von Jonen beruhen. Wir hätten dann anzunehmen, daß bei allen diesen Erscheinungen es sich um kleine materielle, mit gleichen Elektrizitätsmengen beladene Teilchen handle, die sich mit ungeheurer Geschwindigkeit durch den Raum bewegen.

Dieser Erweiterung der Jonenhypothese stand aber noch die Tatsache im Wege, daß es sich in den Jonen gerade um einen bestimmten materiellen Stoff, den Wasserstoff, handelt. Wären wir berechtigt, vom Wasserstoff und überhaupt von aller chemischen Bestimmtheit des Elektronträgers abzusehen und statt dessen ein materielles Uratom zu setzen, dann könnten wir dieses als einheitlichen gemeinsamen Träger aller elektrolytischen und radioaktiven Vorgänge, ja vielleicht überhaupt aller Vorgänge ansehen, die mit der so wunderbaren Naturkraft der Elektrizität irgendwie im Zusammenhang stehen. Es ist nun das unsterbliche Verdienst des Cambridger Physikers Thomsen, nachgewiesen zu haben, daß wir tatsächlich berechtigt sind, solche Uratome anzunehmen. Die in Frage stehenden Erscheinungen lassen sich einheitlich und eindeutig beschreiben, wenn man sie auf bestimmte gleichförmige Einheiten von Materie plus Elektrizität als ihre Träger zurückführt. Und zwar handelt es sich dabei um Einheiten, bei denen das Materiequantum, die Masse, fünfzehnhundertmal kleiner ist, als bei einem Wasserstoffatom. Ein solches Uratom, das also die gleiche Elektrizitätsmenge trägt wie ein Jon, aber eine fünfzehnhundertmal

kleinere Masse besitzt, als dieses, bezeichnet man seither als Elektron und nennt die ganze Theorie die Elektronentheorie. Die gegensätzliche Stellung dieser Theorie gegenüber der überlieferten mechanistischen Naturauffassung und ihre Bedeutung für unsere naturwissenschaftliche „Weltanschauung" überhaupt, leuchtet ein, wenn wir bedenken, daß durch sie jenes alte Dogma dahinsinkt, das zweitausend Jahre lang, von Lucrez bis Lavoisier, das naturwissenschaftliche Denken der Menschen beherrscht hatte, der Satz von der Unwandelbarkeit der Atome. Die Lehre von der Unveränderlichkeit der chemischen Elemente, der Glaube, daß deren Atome ganz einfacher, irreduzibler und unzerstörbarer Konstitution seien, jedes Element von bestimmter Qualität, von denen keine auf die andere zurückführbar sei, diese Grundüberzeugung unserer auf die mechanistische Naturauffassung sich aufbauenden Chemie, muß dahinfallen! Wir haben bis vor kurzem die Bestrebungen der alten Alchymisten verlacht, die aus anderen Stoffen Gold machen wollten. Heute dürfen wir nicht mehr lachen. Denn wir behaupten heute sehr viel mehr. Die Alchymisten wollten ein Element in ein anderes überführen, wir aber erklären, daß alle, vermeintlich irreduziblen, chemischen Elemente sich auf ein einheitliches Urelement, die Elektronen, zurückführen lassen. Unser Erkenntnistrieb erscheint durch diese „monistische" Naturerklärung, der zufolge es nur ein Urelement gibt, besser befriedigt, als durch den „Pluralismus" der alten Chemie mit ihren fünfundachtzig oder sechsundachtzig chemischen Elementen.

Die Anhänger der Elektronentheorie behaupten nun, daß es sich nicht nur bei der Elektrolyse, bei den radioaktiven Erscheinungen usw., sondern bei allen Vorgängen in der Körperwelt um Bewegungen von Elektronen handle. Und zwar ergibt die Theorie, daß es eine sehr merkwürdige Art von Bewegung ist, die wir hier voraussetzen müssen. Wir müssen nämlich annehmen, daß bei den Elektronen, die sich z. B. in den Kathodenstrahlen mit ungeheurer Geschwindigkeit durch den Raum bewegen, die Trägheit mit der Beschleunigung der Bewegung wächst. Die Trägheit der Elektronen und damit auch ihre Masse, müßte also eine Funktion der Geschwindigkeit ihrer Bewegung sein. Die Masse der Elektronen müßte zunehmen, wenn ich sie schneller bewegte. Das ist aber eine unmögliche Annahme! Daß ein Ding lediglich dadurch, daß ich es schneller bewege, an Materienmenge zunehmen sollte, ist ein unvollziehbarer Gedanke. Wenn uns also die Erscheinungen, die wir bei den Kathodenstrahlen beobachten, zwingen, die Masse der Elektronen als mit deren Geschwindigkeit wachsend anzunehmen, so folgt daraus, daß diese Masse nur eine scheinbare ist. Die Theorie vermag diese Folgerung zu stützen. Sie zeigt nämlich, daß sich alle Erscheinungen, zu deren Erklärung wir bisher Elektronen (also Elektrizitätseinheiten plus Masse) angenommen haben, vollständig erklären lassen, wenn wir die Gesetzmäßigkeiten dabei zugrunde legen, wie sie zwischen masselosen reinen Elektrizitätsmengeneinheiten obwalten würden. Aus den anziehenden und abstoßenden Kräften, die zwischen solchen reinen Elektrizitätsmengen wirksam sind, lassen sich alle jene

rätselhaften Naturerscheinungen in widerspruchloser und befriedigender Weise erklären. Wir erkennen, von welch ungeheurer Bedeutung diese Ausgestaltung der Theorie für unser gesamtes naturwissenschaftliches Weltbild ist, wie verhängnisvoll sie für die mechanistische Naturauffassung ist! Die Bausteine unseres Universums, die Elektronen, besitzen keine Masse. Sie sind reine Elektrizitätseinheiten. Elektrizität aber ist eine besondere Form von Energie. Die sogenannte Masse aber ist nichts als „kondensierte" Energie. Damit fallen die Grundpfeiler der mechanistischen Naturauffassung: einmal der Massebegriff selber, und dann auch die Erhaltungsgesetze (Satz von der Erhaltung der Masse und von der Erhaltung der Energie), die in der von der mechanistischen Auffassung verfochtenen Form jetzt nicht mehr gültig sind.

Denn der Gedanke ist jetzt physikalisch nicht mehr unmöglich, daß jene Energiekondensation, als welche sich die Masse dargestellt hat, so wie sie sich kondensiert hat,. sich dereinst auch wieder „dissoziiere", auflöse. Dann würde also Masse aus dem Weltall verschwinden und Elektrizität als ihr Zersetzungsprodukt zurücklassen. Es ist klar, daß mit solchen Vorstellungen das Weltbild der mechanistischen Naturauffassung endgültig verlassen ist. Wir gehen damit zu einer ganz andersartigen, einer „energetischen" Naturauffassung über. Diese stellt sich für Gustave le Bon in großen Zügen folgendermaßen dar: Ursprünglich hat der masselose, imponderable Lichtäther, gleichsam als ein ungeheures Energiereservoir, das Weltall erfüllt. Es ist das „Chaos", von dem der antike Mythos singt und den die alten Philosophen als „Quintessenz" aller Dinge annahmen. In ihm haben irgendwelche unbekannte, durch die menschliche Wissenschaft nicht weiter faßbare Kräfte jene Verdichtungen gebildet, die wir die Materie nennen. So bedeutet jedes materielle Atom ein Energiereservoir. Daß aus ihm scheinbar keine Energie in die materielle Welt ausfließt und daß in dieser also scheinbar das Energieerhaltungsgesetz im mechanistischen Sinne herrscht, liegt daran, daß die Auflösung der Atome in Energie — ihre „Dissoziation" — ungeheuer langsam vor sich geht. Wir können uns das materielle Atom vorstellen unter dem Bilde eines festverschlossenen Geldschrankes voll von Gold, aus dem wir stets nur winzige Goldmengen durch das Schlüsselloch herausziehen können. Wer einen solchen Geldschrank besitzt, ist enorm reich und doch zugleich arm. Er besitzt das Gold und kann es doch nicht in die Hände bekommen und verwerten. So sind auch wir Menschen mit unseren ungeheuren Energiereservoiren der Atome zugleich unendlich reich und doch arm. Denn wir besitzen die Energie und können sie doch nicht nutzbar machen. Der Gelehrte, der das Mittel finden würde, die Auflösung der Atome in Energie, die „Dissoziation der Materie" so zu beschleunigen, daß wir die dabei frei werdenden Energiemengen technisch nutzbar machen könnten, würde mit einem Schlage unser gesamtes Weltbild ändern. Die Menschen würden in der Materie selbst eine ungeheure Energiespenderin kostenlos zur Verfügung haben, die uns willig die erforderliche Arbeit leisten

würde. Das: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot verdienen," würde nicht mehr gelten. Der Unterschied zwischen reich und arm wäre aufgehoben. Es gäbe keine soziale Frage mehr .... Eine schwindelerregende Perspektive! ... Daß die Größe der Energiemenge, die im materiellen Atom steckt und durch dessen Dissoziation frei würde, dabei nicht übertrieben hoch veranschlagt ist, beweist die le Bonsche Berechnung. Sie zeigt, daß die Dissoziation etwa von einem Zweipfennigstück (2 g) eine Energiemenge von ungefähr 13,6 Milliarden Pferdekräften ergeben würde, also genug, um einen Güterzug von gewöhnlicher Länge $8^1/_2$ mal um den ganzen Erdball herum zu senden.

Wir Menschen sind nicht imstande, die Materie in technisch verwertbarer Weise zu dissoziieren. Die Natur aber, die die Materie sich aus Energie hat kondensieren lassen, kann sie auch wieder in solche dissoziieren. Im kleinen tritt uns dieser Dissoziationsprozeß bei den radioaktiven Erscheinungen entgegen, die daher eben dem „Satz von der Energieerhaltung" im mechanistischen Sinne widersprechen. Im großen aber vollzieht die Natur ebenfalls diesen Dissoziationsprozeß. Nur braucht sie dazu Jahrbillionen, geradeso wie die Kondensation Jahrbillionen in Anspruch genommen hat. Wie die Materie aus dem Äther entstanden ist, so wird sie auch wieder in ihn vergehen. Die Elektrizität ist ein Zwischenprodukt auf diesem Wege. Sie ist nicht mehr Materie und noch nicht Äther. Falsch ist der Grundsatz der mechanistischen Naturauffassung: Nichts entsteht, nichts vergeht. Wir müssen vielmehr sagen: Nichts entsteht, alles vergeht. Wie unser eigener menschlicher Leib aus Lichtäther gewoben ist, so daß wir im buchstäblichen Wortsinne „Kinder des Lichtes" sind, so auch alle anderen Körper in der Natur. Aus was die Welt gewoben ist, in das wird sie wieder aufgelöst werden. Aus dieser Auflösung, aus der „Dematerialisation der Materie" und der dabei frei werdenden Energie stammen Elektrizität, Sonnenwärme und überhaupt die meisten Kräfte im Weltall. Der Äther selbst aber ist die Wiege alles Seienden, das Chaos, aus dem das ganze materielle Dasein hervorgegangen ist, und auch das Grab, das Nirwana der Philosophen, in das alles körperliche Sein dereinst wieder versinken wird.

Hundertundfünfzig Jahre deutscher Kunst

Zur Jahrhundertausstellung deutscher Kunst in Darmstadt

Von Frank E. Washburn Freund

(Schluß)

Wir kommen nunmehr zur Landschaft. Doch vorher noch ein paar Worte über das Architekturstück. Es ist sehr auffallend, daß zu einer Zeit, in der die Architektur — im Barock sowohl wie im Rokoko — Triumphe über Triumphe feierte, die malerische Darstellung von Gebäuden und Innenräumen offenbar eine sehr kärgliche gewesen ist. Was die Ausstellung in dieser Hinsicht bietet und den gegebenen Verhältnissen nach wohl eben nur zu bieten vermag, ist in Quantität wie Qualität gering. Nur einige wenige kleine Bildchen mit Innenansichten können sich als malerische Leistungen sehen lassen, so z. B. des Genfer Christian Stoecklins (1741 bis 1795) „Freundschaftstempel" (A. 657) aus dem städtischen Museum in Frankfurt, der zugleich sehr interessant an die schwärmerische Zeit des achtzehnten Jahrhunderts erinnert. In diesem eigenartigen Stück phantasiert sozusagen ein Maler, der sein Auge an architektonischen Gebilden geschult hat, auf seine Weise über das Thema Architektur. Da die ganze Architektur der Zeit ja eigentlich eine Art persönliches Phantasieren war, woraus sie gerade ihren feinsten und blühendsten Reiz gewinnt, so ist diese Leistung in der Art wenn auch nicht im Geiste Piranesis gar nicht so weit von den Bauten des Rokoko entfernt, die ja auch fast der festen Erde und ihren Fesseln entschweben möchten. Daß der Architekturstücke so wenige sind, mag sich vielleicht daraus erklären, daß zuzeiten der Herrschaft der Architektur an ihre Darstellung im Bilde kaum gedacht wird, weil sie eben vor aller Augen und Geist lebt. In ihrer Verfallszeit aber läßt man sie sich gern auf Gemälden „malerisch" näher bringen.

Von der Landschaftsmalerei der in Darmstadt vertretenen Periode wußte man bisher zum Teil so gut wie gar nichts, zum Teil nur schlechtes. Aus dem Geist der Zeit wohl hatte man a priori geschlossen, daß ihr Sinn zu, ihr Herz tot gewesen, daß sie die Landschaft ringsum nicht zu sehen vermochte. Freilich

in der Poesie des achtzehnten Jahrhunderts kam sie verhältnismäßig früh zu Worte, aber, so hatte man gemeint, kein Maler ließ sich durch die Gesänge der Dichter anregen seiner Kunst ihr eigenstes Gebiet zurückzuerobern. Daß diese Ansicht nicht ganz den Tatsachen entspricht, beweist gerade die Darmstädter Ausstellung. Wahr freilich ist, daß für lange Zeit die Landschaft fast vergessen scheint, doch in einzelnen Künstlern da und dort lebt sie wieder auf; sie händigten gleichsam die heilige Fackel der Naturverehrung von Generation zu Generation. In einem der Darmstädter Säle hängt ein kleines Bild auf Kupfer von Johannes König, der nach 1665 gestorben ist. Von ihm glaubt man, daß er ein persönlicher Schüler Elsheimers in Rom gewesen. Das Bildchen heißt „Susanna im Bade", und ganz links vorn kniet auch Susanna, ein vorzüglicher Akt, in leuchtender Nackheit, und ihre hellen Gewande hängen ganz rechts an einem Ast, wie um dem Akt malerisch die Wage zu halten. Was das Bild aber fast zu einem Wunder in der damaligen Zeit macht, ist seine Waldlandschaft, ein geheimnisvoller, tiefdunkler Wald, über dem ein da und dort mit Bäumen bestandener, mattenreicher und burggekrönter Hügel sanft und breit emporsteigt. Der leuchtend blaue Himmel läßt an italienische Eindrücke denken, die ganze Stimmung aber hat etwas spezifisch deutsches. Das Werk gehört zu den Bildern, in denen — seit Altdorfer — der Deutschen Liebe und Sehnsucht zur Waldeinsamkeit Gestalt gewonnen hat.

Dann vergeht eine Zeit, in der die Landschaft nur als Hintergrund, schablonenhaft gesehen und durchgeführt, wie durch ein Hinterpförtchen in die hohen Hallen der Kunst zugelassen wird. Im Anschluß an fremde Muster freilich wird ihr da und dort, z. B. in Matthias Scheits schon erwähntem religiösem Bilde, auch in seinem „Wein, Weib und Gesang" und „Spaziergang", ferner in einigen Landschaften mit Staffage aus der Mark Brandenburg, die ein Schüler A. Pesnes, ein gewisser Dubois, geschaffen, eine wichtigere Rolle überwiesen, aber sie wird da fast wie etwas Fremdes behandelt. Einen andern Ton schlägt schon der ältere Brand, Christian Hilfgott (1693 bis 1756), an, der aus Frankfurt a. Oder stammte und später in Wien tätig war. In einem kleinen Genrebild auf Kupfer, das dem Herzog von Anhalt gehört, schildert er z. B. zwei Bauern oder Vaganten, die sich in einer Landschaft niedergelassen haben. Der eine liegt auf dem Rasen im Vordergrund, der andere schaut, in großer Silhouette dastehend, in die weit sich dehnende Ferne. Links steigt über einem Fluß ein Felsen mit überhängendem Gestrüpp auf. Dieses Stück ist schon mit eigenen Augen gesehen, seine Atmosphäre ist gefühlt; es spricht Freude an freier Natur und am Wandern daraus. Der Fels und das Gestrüpp beweisen eifriges Studium nach der Natur. In Landschaften seines Sohnes, Johann Christian Brand (1723 bis 1795), streiten sich deutlich zwei Seelen um die Herrschaft; die eine hat schon an dem vielen zum Verderben gereichenden Quell der Antike sich genährt — und zwar nicht aus erster Hand —, die andere sieht offenen Auges um sich. So kommt es, daß in „heroische Idealland-

schaften" öfters trefflich studierte Kühe gestellt werden, die auch malerisch dem Bilde zum Vorteil gereichen. Ähnliches läßt sich von anderen Malern der Zeit und auch schon früherer Jahre sagen, z. B. von Anton Feistenberger (1678 bis 1722), der auch in Wien tätig war.

Dann kommen wir zu einem Werk, das in seiner schlichten Intimität geradezu erstaunlich ist. Von 1742 bis 1765 lebte und schaffte in Wien ein junger Künstler J. Dorfmeister, der, kaum daß sein Auge den Schönheiten der Heimat sich erschlossen hatte, dahingehen mußte. Er gehört in die Reihe der oben erwähnten Waldeinsamkeitsmaler. Alle anderen Stimmen schweigen; nur die Heimat und der Wald sprechen ihre ewige Sprache zu ihrem Sohne, der sie versteht, und wie ein Ahnen kommender Freuden bricht das Sonnenlicht durch die Zweige. Ganz bescheiden nur erscheint der Mensch, repräsentiert durch eine kleine Gruppe rechts im Vordergrund. Im Thema war damit die Natur selber erobert. Maler wie Dorfmeister sind offenbar, wie einst schon Elsheimer, in die Wälder und Felder gezogen, haben sich dort von deren Stimmung vollgesaugt und sind dann in ihr Atelier zurückgekehrt, um die Vision auf die Leinwand zu bannen. Das Studium einzelner Phänomena, der Formation bestimmter Bäume und ihrer Zweige usw., half zur Verlebendigung; an ein eigentliches Freilichtmalen freilich dachte wohl noch niemand. Selbst eine viel spätere, wahrhaft „intime" Landschaft, die in ihrer ganzen Stimmung an die Kunst der Barbizonmeister denken läßt — Johann Friedrich Weitschens (1723 bis 1803) „ehemaliger Eichwald bei Querum, unweit Braunschweig," aus dem Jahre 1784 — ist wohl vor der Natur skizziert aber offenbar im Atelier dann etwas „arrangiert" und gemalt worden, wobei Constables berühmter „brauner Baum" — statt des blühenden Grün der Natur, auf das Constable schon in seiner Jugend ganz instinktiv aus war — dem Bilde eben ein etwas atelierhaftes Aussehen gibt. Seltsam ist es aber, daß Weitschens Landschaft, trotz eines gewissen Arrangements in der Placierung der Kühe usw., in ihrem scheinbaren Vermeiden einer „Komposition" viel näher der Natur bleibt als Constable in vielen seiner ausgeführten Gemälde, die noch im Aufbau an das große Muster, Claude Lorrain, anknüpfen. Und das gilt nicht bloß von Weitschens Bilde. Man darf sagen, daß die der Natur sich hingebenden deutschen Landschafter des achtzehnten Jahrhunderts im Ausschnitt selbständiger neue Wege wandelten als teilweise der spätere Constable, in der malerischen Ausführung dagegen mehr am alten hängen blieben als dieser. Aber selbst darin kommt ihm da und dort einmal einer nahe, und sei es auch nur in einem Teil eines Bildes, wie z. B. der in seinen Landschaften durchaus nicht gleichmäßig „moderne" Schweizer Aberli (1723 bis 1786), der in seinem „Oberhaslital", neben mehr schematisch Geschehenem, im Vordergrund eine Almhütte mit Wiese, ein paar Kühe und Figuren malt, wie sie „echter" und dabei durchgefühlter kaum zu denken sind. In diesem Ausschnitt ist, wie in Constableschen Skizzen, jeder Quadratzoll malerisch belebt, und wie bei ihm werden

lebhafte kleine Farbenflecke, ein Rot, ein Weiß benutzt, um die grüne Grundstimmung zu heben.

Diese „natürliche" Landschaft, die auch immer neue Stoffgebiete an sich zieht, ist, ebenso wie die „natürliche" Poesie der Zeit, auf keine bestimmte „Schule" beschränkt, wohl der beste Beweis, daß im Geistesleben der Zeit innerhalb der deutschsprachigen Länder gewisse Tendenzen ein solches Wirken ermöglichten, wie sehr auch andere kreuzende Strömungen immer von neuem Hindernisse erzeugten. Daß in Darmstadt die Schweizer — neben dem genannten Aberli ein Conrad Küster, ein Johann Caspar Huber u. a. — eine besonders starke Gruppe von Landschaftern zu bilden scheinen, ist wohl mehr dem zufälligen Umstande zuzuschreiben, daß sie in einem verhältnismäßig kleinen Raum vereinigt sind, während die Werke der anderen Landschafter vereinzelt da und dort hängen. Immerhin mag es kein Zufall sein, daß gerade aus der Schweiz eine größere Anzahl solcher Landschaften stammt.

Geholfen wurde der „natürlichen" Landschaft offenbar durch den Wunsch so mancher, Ansichten bestimmter ferner und auch naher Gegenden als ein Andenken an Reisen usw. zu besitzen; denn das bedeutete das Studium eines ganz bestimmten, seinen besonderen Charakter besitzenden Stückes Landschaft, was das Auge des Malers und Beschauers wesentlich beeinflussen mußte. Machten sich nur handwerklich schaffende Maler an solche Bilder, so entstanden „Veduten", Vorläufer unserer Photographien sozusagen. Aber wenn ein Künstler am Werk war, wie in so manchen in Darmstadt ausgestellten Stücken, so kommen Gemälde zustande, die je nach dem Temperament und der Schulung des Malers wohl in der Art ihrer Darstellung mal mehr nach der heroisch klassischen, mal mehr nach der romantischen Seite hinneigen, doch aber zur „natürlichen" Landschaftsschule gerechnet werden können. Solche Bilder sind u. a. Chr. G. Schützens (1718 bis 1791) „Weißenau bei Mainz"; Georg M. Kraus' (1737 bis 1806) „Ansicht von Weimar" und des Darmstädter Maler Heinrich Schmidts (1749 bis 1829) „Lager bei Groß-Gerau", ein fein luminöses Werk. Auch des Thüringer A. F. Rauschers (1754 bis 1808) Landschaften darf man hierher rechnen. Aus ihnen sprechen schon deutlich die erwachende Liebe, die Hingabe zur umgebenden Natur, die Wanderlust und romantisches Schwärmen. Sie muten uns an, wie ein allerdings etwas sanftes Echo zu Goethes Jugendlyrik, wie sehr Rauscher auch manchmal Felsen türmt und Wasserfälle zu Tal stürzen läßt.

Und all die Zeit hindurch hatte die Antike — freilich nicht sie selber, sondern nur Spiegelbilder von ihr, verändert je nach dem Auge und dem es dirigierenden Geiste verschiedenster, auch kaum zu den eigentlichen Quellen zurückgehender Beschauer, verzerrt oft genug wie Bilder in konkaven oder konvexen Spiegeln — einen mal an-, mal abschwellenden Einfluß auf das ganze Geistes- und damit Kunstleben der Zeit ausgeübt. In allen möglichen Verkleidungen tut er sich kund, findet in den „Akademien" starke Burgen, und in den Gelehrten und

den aus dem Gelehrtenstand hervorgehenden Poeten — man zögert, sie schon „Dichter" zu nennen — mächtige Helfershelfer. In einem Manne aber, Künstler und Dichter zugleich, geht der antike Geist eine eigenartige und sehr glückliche Einigung mit natürlicher Ursprünglichkeit ein: das ist der bereits früher erwähnte Salomon Geßner. Wie viele seiner Zeit — er lebte von 1730 bis 1788, meist in seiner Heimatstadt Zürich — stand er unter dem Bann der Schriften Winckelmanns, mit denen dieser im ersten Jahrzehnt der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts „nordische Griechen" zu schaffen unternahm. Aber Geßner ist wohl der einzige deutsche Maler der damaligen Zeit, der, was Winckelmann predigte, in die Tat umzusetzen verstand — nicht gerade im großen, doch aber eben im rechten Geist. Er schrieb einst im Jahre 1759 die Worte: „Bei den griechischen Bildhauern erlangt der Maler die sublimsten Begriffe vom Schönen und lernt, was man der Natur leihen müsse, um der Nachahmung Anstand und Würde zu geben." In seinen Schwarzweißblättern, die am meisten bekannt sind, besteht er wohl etwas zu sehr auf „Anstand und Würde", wenn er aber den Pinsel in die Hand nimmt und die Farben auf der Palette schimmern sieht, wenn er als Maler tätig ist, wird dieser Griechenschwärmer ein anderer. Da gelingen ihm einmal Werke wie jener von aller „Antike" ganz ferne „Reiterkampf im Walde" und dann wieder ganz wunderfeine Landschaftsidyllen wie das „Römische Bad" und „Am Brunnen", die beide dem britischen Generalkonsul in Zürich, Dr. H. Angst gehören. In diesen zwei kleinen Bildern hat Geßner seinem eigenen Ausspruch die weiteste Auslegung gegeben und ihn im Geiste nicht im Buchstaben befolgt. Vollgesaugt von dem hellen, klaren, künstlerischen Geist der wahren Antike — endlich der Griechen selber, nicht deren Surrogate — läßt er sein eigenes Künstlertum schalten, leiht wohl der Natur Schönheit, zum guten Teil aber, indem er geöffneten Auges und mit freier Seele die Schönheit aus ihr selber herausfühlt, herausholt und nun zu einheitlicher Stimmung verdichtet, wie es dem Dichter, dem Künstler gebührt. Das Fluten leuchtenden und warmen Sonnenlichts, er muß es selber gefühlt und gesehen, an dem kühlen Schatten muß er selber sich gelabt, am Brunnen dem Plätschern des Wassers selber gelauscht, in der schönen Pergola selber des Weines sich gefreut haben. Und all die eigenen Erlebnisse verdichten sich nun zu diesen Bildern, die, klein wie sie sind, eines ganzen Lebens Wirken und Wollen, eines ganzen Lebens Schöne umschließen. In ihnen erreichte Geßner hundert Jahre eher, was dann Böcklin von neuem für sich eroberte. Wenn man sagen kann, daß über diesen gemalten Idyllen Geßners die Sonne Homers lächelt, so ist das wahr, sie lächelt aber über ihnen nur, weil die alte und ewig junge Sonne selber dem Maler und Menschen Geßner gelächelt und er ihr Lächeln gesehen und auch verstanden hat. In diesen Bildern hat Geßner die Antike im echten Sinne „nachgeahmt", indem er nämlich in ihrem Geiste selbständig geschaffen hat. Die Antike ist vielen zu vielen Zeiten zum Prüfstein geworden. In jener Zeit haben die wenigstens

die Prüfung bestanden. Geßner ist, wenigstens in diesen Werken, als Sieger aus ihr hervorgegangen.

Daß eine so selbstbewußte, rationalistisch gesinnte Zeit, wie die in Darmstadt vertretene, in der Malerei ihren Hauptausdruck im Porträt findet, ist nur zu begreiflich, und daher schreibt sich denn auch dessen numerisches Übergewicht über die anderen Gebiete in den Darmstädter Ausstellungssälen. Werke wie Künstler dieses Genres aus jener Zeit sind auch schon bisher am besten bekannt gewesen, aber in Darmstadt kann man nun wie in einem Bilderbuch die Entwicklung des Porträts ablesen, kann bisher wenig bekannte Künstler an zum Teil zahlreichen und charakteristischen Werken aus unzugänglichen Privatsammlungen studieren und wohlbekannte von bisher fast ungeahnter Seite sehen. Und so rundet sich auch dieser Kunstzweig erst hier zum ganzen Bilde mit den richtigen Perspektiven, den deutlichen Details und dem vollen Gesamteindruck.

Am Anfang der Periode steht eine Reihe Künstler, die sich mehr oder weniger eng an die Niederländer anschließen, dabei aber doch genügend Vitalität besitzen, um nicht bloß nach einem abgelernten Schema Porträt auf Porträt herunterzustreichen. Vielmehr wird ihnen ihre Arbeit zum künstlerischen Ereignis, und darum lebt in den einzelnen Werken auch etwas Eigenes. Ein solcher Künstler ist vor allem Johann Kupetzky (1667 bis 1740), ist der bekannte Frankfurter Joachim von Sandrart (1606 bis 1688), ist ferner Johann Heinrich Roos (1631 bis 1685), auch als Tiermaler hochgeschätzt, dessen keckes Selbstbildnis ihn als einen Glücksritter schildert, als habe er schon im Dreißigjährigen Kriege mitgetan; sodann der Danziger Andreas Stech (1635 bis 1697), der Prager Carl Screta (1610 bis 1674) und so mancher andere. Von Balthasar Denner (1685 bis 1749) war schon einmal die Rede, und auch davon, daß er einem noch kleinlich und enggesinnten, gleichsam noch in Fesseln gehenden Bürgertum zu Willen malen mußte.

Bald aber nahm eine andere Kategorie von Porträtisten die weithinsichtbare Mitte der Bühne ein: die vielen Hofmaler. Die Zeit des französischen Einflusses, die Zeit der Perücken begann. Pomp und Haltung, Kleidung und Beigabe, alle zu einer Schablone vereinigt, erstickten das Menschliche und auch das Individuelle. Über diese peinliche Periode ist es am besten schnell hinwegzugleiten und sich erfreulicheren Erscheinungen zuzuwenden. Und solche tauchen auch früh genug auf. Aber auch unter den vielgeschmähten „Hofmalern" finden sich einige, die ihr Künstlertum durch ihre Werke beweisen, so der schon einmal erwähnte Meytens und der Wiener Hofmaler van Roy, den man erst wieder aus den Archiven hat ausgraben müssen, und dem ein stattliches Reiterporträt gehört, das früher unter fremdem Namen ging (A. 553). Ein Maler, den man bisher nur als „Hofmaler" gekannt und danach eingeschätzt hatte, A. Pesne, den sich Friedrich der Große aus Frankreich hatte kommen lassen, erweist sich hier durch eine Anzahl „bürgerlicher" Porträts schon als ein Vorläufer derselben; so namentlich in dem Porträt eines jungen Bürgermädchens in Strohhut

und schlichtem Gewande (A. 489). In anderen Stücken, den Porträts der zwei Künstler King, dem eines Miniaturmalers, und dem des Hofgärtners René Dahuron, nimmt er so manche Errungenschaft des Porträtisten der geistigen Elite des achtzehnten Jahrhunderts, Anton Graff, vorweg. Er lebte und schaffte nicht umsonst in dem Staate, dessen Herrscher sich als erster Diener desselben bezeichnete und bei aller Disziplin, die er verlangte und als notwendig erkannt hatte, jeden nach seiner Fasson selig werden ließ. Hier stecken — in der Richtung des Geistes — die Wurzeln, aus denen in Deutschland die bürgerliche Kultur erwuchs, und ihr folgte die Kunst, vor allem das Porträt. Daß diese Verbürgerlichung langsam, Schritt für Schritt vor sich ging, hing mit den deutschen Zuständen zusammen, dafür aber erobert sich die neue Art selbst die Fürsten und ihre Höfe.

Wie ganz anders steht es in dieser Beziehung um die gleichzeitigen Porträts der britischen Malerschule! Zwar auch in ihr finden sich von der Hand Reynolds, Opies und anderer „bürgerliche" Bildnisse von Gelehrten und sonstigen geistigen Größen; die Aristokratie aber, Männer wie Frauen, verlangen und erhalten ihr eigenes Genre, ein Genre, das ganz eigentümlich zwischen zwei Zeitaltern steht, der alten Zeit noch, der neuen schon angehört und, ob zum Guten, ob zum Schlechten, das Hauptcharakteristikum und den Hauptruhm der englischen Malerschule ausmacht. Nur ein Meister steht in seiner „Bürgerlichkeit" und auch seiner Männlichkeit den Deutschen ganz nahe, übertrifft sie freilich auch zugleich als Künstler, das ist der große Schotte Raeburn. Da wir einmal bei diesem Vergleiche sind, dürfte es von Interesse sein, darauf hinzuweisen, welche verschiedene Rolle im Porträt der zwei Nationen die Frau, besser gesagt die „Dame" spielt. Aus der deutschen Porträtkunst jener Zeit könnte man sie sich fast wegdenken, ohne daß diese dadurch einen charakteristischen Zug oder auch nur viel an Anziehungskraft verlöre. Nimmt man dagegen das Damenbild aus der britischen Malerei des achtzehnten Jahrhunderts, so raubt man ihr ihre schönste Zierde und ihr eigenstes Wesen! Und was außer jenen erwähnten „bürgerlichen" Porträts bliebe, würde nur wie Mondenschein wirken, der ja nur der Sonne sein Dasein verdankt. Viele der hohen Lords des Gainsborough und Romney in ihren herrlichen Atlaskleidern sind ja zuerst und zumeist Helden der Gesellschaft, deren Krönung die Dame ist. Das blieb der englischen Kunst als Erbe van Dycks, und ein Hogarth konnte es nicht ändern, weil die gesellschaftlichen Zustände dem Aufblühen einer solchen Kunst günstig waren. In Darmstadt spielt das Frauenporträt eine gar geringe Rolle, und, etwa von Johann Heinrich Schmidts (1749 bis 1829) reizvollem, locker gemaltem Porträt seiner jungen Gattin abgesehen, stammen die paar hübschen, ja pikanten Damenbildnisse daselbst von zwei Italienern, dem älteren und jüngeren Lampi, die bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein tätig waren. Im Oeuvre Anton Graffs finden sich mehrere gut charakterisierte, auch fein gemalte Frauenköpfe, aber eine besondere „Charme" sucht man in ihnen vergebens. Der eine Tischbein malt

sehr tüchtig eine gelehrte Frau. Der in Darmstadt mit zahlreichen Werken vertretene, noch gar nicht lange aus völliger Vergessenheit gezogene hannöversche Porträtist Johann Georg Ziesenis aber hat in seiner Gräfin Marie zu Schaumburg-Lippe, einem Pendant zu dem Gemälde ihres gräflichen Gatten, vielleicht das Frauenporträt geschaffen, das, trotz keineswegs retouchierter Darstellung der reizvoll individuellen, aber nicht gerade „schönen" Züge, durch die meisterliche Behandlung den größten Charme besitzt. Die Gräfin stützt sich leicht mit dem linken Ellbogen auf den hohen Sockel einer Vase, über den ihr Hermelinmantel herabhängt, so daß harte Kanten vermieden werden. Ihr rechter Arm fällt herab, und lässig und doch liebreich hält die schöne Hand eine Nelke. Das tiefausgeschnittene Kleid schmiegt sich eng um die Büste, so daß deren Formen mit dem hellen Nacken und dem klugen, feinen Gesicht sich wundervoll gegen die einen Ziergarten darstellende Landschaft des Hintergrundes abheben. Das ganze Bild ist in kühle, man könnte sagen jungfräuliche Farben getaucht wie im Gegensatz zu dem wahrhaftigen, fast etwas trutzigen Männerporträt des Grafen in seiner leuchtenden roten Uniform und dem kräftig charakterisierten, durch den dunklen Dreimaster noch besonders stark hervortretenden Gesicht, das auch wie das der Gräfin gegen den freien Himmel steht, während hier die Landschaft des Hintergrundes, dem männlichen Geiste des Werkes entsprechend, eine Hügelkette bildet.

Auf ein paar einzelne Künstler sei nun noch mit einigen Worten eingegangen. Von Ziesenis (1716 bis 1777), dem eben erwähnten, enthält die Darmstädter Ausstellung über dreißig Werke. Nicht alle sind bedeutend — auch ein Reynolds, ein Raeburn nickten manchmal ein, und gar nicht so selten —, zum Teil wohl, weil es dem offenbar vielbeschäftigten Manne öfters an Zeit gebrach. Wenn er sich aber einer Aufgabe annimmt, so tut er das mit einer wahren künstlerischen Hingabe. Er begnügt sich nicht damit, seine Modelle nach einer einmal gefundenen Formel zu charakterisieren, vielmehr richtet sich die Behandlung, die ganze Anlage und Ausgestaltung des Bildes, in Form wie Farbe, nach der jeweiligen Natur des Darzustellenden. So wird einmal eine warme, ein andermal wieder eine kühle Farbe, wie in dem prächtigen, ebenso kraftvollen wie schlichten Herzog von Braunschweig (A. 884) ein dunkles Blau, als Dominante der Farbenskala eingeführt; die Hintergründe wechseln, das Beiwerk, alles stammt letzten Endes aus der Art des Modelles, die der Maler mit sicherem Blicke erfaßt und künstlerisch sich gleichsam zu eigen gemacht hat. Darum wirken seine guten Porträts so individuell, so frisch und immer wieder neu und überraschend. Von einer „Manier" ist bei ihnen keine Rede.

Wenig bekannt, wenigstens in weiteren Kreisen, war bisher auch der Berliner Meister Georg David Matthieu (1737 bis 1778), der als feinfühliger Maler in seinem „Prinz und Gouverneur" (A. 395) den kleinen Prinzen als Hauptperson durch die Art der farbigen Behandlung der ihn umgebenden Partien ganz diskret in den Vordergrund rückt. Das Beiwerk: der Globus, die Land-

karten und Bücher huldigen der wissenschaftlichen Zeit, die die Menschen wie in einer geistigen Republik vereinigte. Über Matthieu ist vor kurzem eine Monographie bei Klinkhardt und Biermann erschienen.

Ein Männerporträt von größter Schlichtheit und dabei Kraft ist Joseph Kreutzingers „Graf Ferdinand Kinsky"; es könnte neben Reynolds berühmtem General in roter Uniform mit dem Schlüssel von Gibraltar in der Hand hängen und würde sich in Ehren halten. In ihm deutet nichts mehr auf das stereotype „Feldherrnbild" mit Stab und Karte zu Fuß oder zu Pferde. Von diesem Wiener Meister, der von 1757 bis 1829 lebte, ist leider kein zweites Bild in Darmstadt zu sehen.

So manches andere Werk könnte noch besonders behandelt werden, so z. B. J. Fr. A. Tischbeins „Fürst Friedrich von Waldeck", in dem die Entwicklung des Hof- und Fürstenporträts zum bürgerlichen, wie an einem Schulbeispiel abgelesen werden kann, weil es „bürgerlich" in der ganzen einfachen, fast puritanischen Aufmachung, im Hineinsprechen der heimatlichen Natur und sogar in der ganzen Tönung mit ihren milden, gedämpften Farben ist; wie überhaupt die Porträts der verschiedenen Tischbeins, denen mehr als ein ganzer Saal in Darmstadt eingeräumt worden ist, nicht bloß von diesem Gesichtspunkt aus Interesse erregen und verdienen. Es muß aber genügen, mit einigen Worten noch auf Anton Graff (1736 bis 1813) zu sprechen zu kommen. Als Porträtist der Gelehrten, Dichter und Künstler der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist er ja längst bekannt und gewürdigt. Trotzdem kann man auch durch bisher unbekannte Gemälde, die seiner Tätigkeit auf diesem Gebiete entstammen, manches über ihn hinzulernen. Zwei Werke aber vor allem, die einem anderen Kreise angehören, lassen ihn als einen viel umfassenderen Künstler von großen malerischen Qualitäten erkennen, das ist einmal das Bild dreier Kinder — eines Gräfleins und zweier Komtessen (A. 176) — aus dem Besitz des Fürsten Reuß j. L., das diese Hand in Hand verschlungen zeigt, bereit zu einem Reigen anzutreten. Ein zarter, dabei schalkhafter musikalischer Rhythmus klingt aus dem Bilde, ebenso hell und licht klingen die Farben der köstlich gemalten Gewänder: ein Weiß, ein duftiges Grau, ein blühendes Rosa; wie ein Mozartsches Menuett wirkt das ganze. Man darf vor ihm an Gainsborough denken, nur hätte dieser bei solchem Gegenstande nicht die Porträtwahrheit soweit getrieben, den zwei jungen Damen einen seltsam ältlichen Zug um Mund und Augen zu legen. Das zweite Bild (A. 172), das vom Künstler nicht verlangt, weibliche Charme zur Anschauung zu bringen, ist ein wahrhaft vollkommenes Werk seiner Art. In ihm stellt Graff den Fürsten Heinrich den Dreizehnten von Reuß ä. L., als Menschen und Soldat gesehen, in Uniform in eine Landschaft. Charakteristik, Haltung, aparte, dabei wundervoll zusammengehende und die Einheitlichkeit des ganzen Bildes hebende Farbenharmonie, machen es zu einem großen Porträt und schönen Gemälde, eine von nicht zu vielen Meistern und selbst von diesen keineswegs immer erreichte Vereinigung.

Dabei ist dieses Bild Graffs eigenstes Eigentum. In nichts verrät es eine auch nur leicht bewußte Abhängigkeit von anderer Seite. Es bedeutet einen Höhepunkt im deutschen Porträt des achtzehnten Jahrhunderts und weist diesem eine Stelle an, die nicht tiefer als die ist, auf der das parallel gehende Wirken anderer Nationen steht, wenn auch seine Qualitäten zum Teil verschiedene sind. Gerade das aber gereicht ihm wahrlich nicht zur Unehre, vermehrt vielmehr sein Interesse und seinen inneren Wert, denn es erweist es als den echten Ausdruck nationalen Wesens. Und so hat denn die Kunst auf manchen Um- und Abwegen, trotz mancher und eifriger Anleihen doch zuletzt ein nationales und eigenes Gepräge sich erworben.

Die Bedeutung des Porträts in der Malerei der Zeit wird einem in der Darmstädter Ausstellung noch besonders nahegebracht durch die von Uhde Bernays mit Sammeleifer und Umsicht zusammengestellte „Porträtgalerie des künstlerischen und geistigen Deutschlands". In ihr findet sich manch köstliches, manch kurioses Stück, so ein seltsam „modern" anmutendes, weil ganz auf sich gestelltes, alle Umwelt vergessendes, wie aus Schmerzen und Erkenntnissen geborenes Selbstporträt eines frühen Meisters, Ernst Dietrich André, der aus Mitau stammt und 1730 mit 50 Jahren in Paris stirbt; ferner das Selbstporträt des „Kammerdieners und Porträtmalers" Joh. Ch. Morgenstern (geb. 1697), das von der sozialen Stellung der Porträtmaler damaliger Zeit ein gar beredtes Zeugnis ablegt. Sieht doch noch Ziesenis auf seinem dunkelgehaltenen Selbstporträt wie ein mit seiner Stellung ganz zufriedener Kleinbürger aus, und er war doch ein vielbegehrter Hofmaler! Eine andere Sprache dagegen spricht das Selbstporträt des etwas späteren Fr. H. Füger (1751 bis 1818). Der Mann weiß, daß er ein Künstler ist (dabei war er wahrlich keiner der großen): sein lockiges Haar krönt ein wahrer Künstlerhut, ein Halstuch umgrenzt kokett das „schöne", fast aufs weiblich pikante hin gemalte Gesicht; ein faltenreicher Mantel hängt von den Schultern herab, und die Arme sind über der Brust derart gekreuzt, daß die eine die Handschuhe scheinbar lässig haltende Hand sichtbar wird. Kein Künstler kann mehr mit sich selber kokettieren, seiner besonderen Stellung und Art sich bewußter sein, als dieser Held des Pinsels. So sind namentlich die Selbstporträts der Künstler aus den verschiedenen Abschnitten der behandelten 150 Jahre in dieser reichhaltigen Porträtgalerie von hohem individuellen wie kultur- und kunstgeschichtlichen Interesse; ein jedes stellt gleichsam das Resultat einer neuen Drehung des Kaleidoskops dar.

Die anderen Abteilungen der Ausstellungen können nur gerade noch erwähnt werden. Man hatte den glücklichen Gedanken der Silhouette, die um die Goethezeit ja vor allem eine so bedeutende Rolle spielt, ein eigenes Kabinett einzuräumen; Professor Anton Kippenberg, der bekannte Leipziger Goethesammler, behandelt in der Einleitung zum Katalog den Gegenstand in seinen Hauptzügen.

Von der Plastik der Periode wurde eine Reihe charakteristischer Beispiele herangezogen. Reichhaltiger sind die Silberarbeiten vertreten, unter denen sich

Stücke nicht bloß aus den bekanntesten Stätten dieser kunstgewerblichen Tätigkeit, sondern auch aus den anderen finden. Viele dieser Arbeiten zeigen große Kunstfertigkeit, manche feinen Geschmack, der selbst den gerade für diese besondere Kunsttätigkeit nicht sehr passenden Stil der Zeit sich gleichsam zum Diener macht und so eigenartiges, feines und dem Material nicht geradezu konträres zuwege bringt. Ein solches Werk ist zum Beispiel der aus Schlesien stammende, maßvoll naturalistische Jagdbecher aus dem Besitz des Prinzen Biron von Curland (E. 34).

Welche wertvolle und für die damalige Zeit charakteristische Werke diese verschiedenen Abteilungen aber auch enthalten, die Darstellung der Entwicklung der Tafelmalerei in ihren verschiedenartigen Zweigen ist die vollständig gelungene Rechtfertigung der auf die wahrhaft bedeutsame Ausstellung gewandten großen Mühe und Arbeit und der Ruhmestitel ihrer Anreger und Veranstalter.

Überblickt man zum Schluß noch einmal das ganze Feld, so wird einem eines klar: die in ihrer Kunst zur Darstellung gelangte Zeit besitzt nicht mehr die starke, aber notwendig umgrenzte innere Sicherheit und Einheitlichkeit früherer Epochen, sondern weist schon in den sich kreuzenden und gegeneinander ankämpfenden Strömungen und mannigfachen, zum Teil nur halb oder gar nicht assimilierten Einflüssen eine Ähnlichkeit mit dem neunzehnten Jahrhundert auf. Deshalb auch gruppieren sich die „Kleinmeister" nicht mehr um einige große, alle anderen beherrschende und in ihrer Richtung bestimmende Meister, sondern machen zum Teil den Eindruck eines Heerhaufens, der auseinandergesprengt worden ist und nun auf allen möglichen Schleich- und Umwegen sich wieder zu sammeln sucht, während die größeren Meister im Bestreben sich selber zu behaupten und durchzusetzen einen großen Teil ihrer besten Kräfte verausgaben müssen, so daß ihre Größe oft mehr in dem Streben selber als im Erreichten zutage tritt, in dem Vorahnen und Anbahnen kommender Zeit, im Heraufführen der Sonnenrosse aus dem Dunkel der Nacht. An solchen Persönlichkeiten hat es jener Zeit, wie wir gesehen, nicht gefehlt. Sie sind die wahren Sterne der Darmstädter Ausstellung.

Wandern

Von Kurt Münzer

Es sind die grauen Himmel, die man lieben sollte. Blaue sind wie erfüllte Wünsche, leer, sehnsuchtslos, ohne Geheimnis oder Verheißung mehr. Aber hinter den grauen Himmeln wölben sich die blauesten, spielt das Licht in allen Farben, wartet die Glut, die Fülle, die Liebe der Sonne; sie sind Hoffnungen, Versprechungen, Ahnungen, Geheimnisse; sie verbergen noch das Herrlichste. Und Glück war niemals etwas anderes als Erwartung.

In Dunst und Nebel hinauszuziehen, in eine noch verheimlichte Welt, in ein Labyrinth von Schleiern, das ist fast schöner als das traumhaft schwere Wandern in Sonnenglut, auf weißen Straßen, Staubwolken hinter sich, ein Engel der Landstraße.

Ich nahm den Stock in die Hand und ein paar Münzen in den Hosensack, Stiefel an, den Filz auf, der schon in drei Gletscherspalten lag und mich einst rettete, als ich auf dem Sankt Bernhard einschneite und er, vom Kopf geweht, die Retter auf meine Spur brachte. Ein Pfiff dem Hund. Föhn, der Isabell, der Hirschhund, begleitet mich. Mehr brauche ich nicht. Den Stock zur Stütze, den Hund zum Schirm, eine Münze für die Not und Mut im Herzen und Kraft im Gebein. Es war eine böse Zeit. Mein Leben! dachte ich, spottete ich, verachtete ich, mein Leben! Keinen Heller wert, wenn nicht Liebe, Sehnsucht, Wünsche, Dummheiten darin wären. Was soll es! Tu es ab! Krämple dich um! Werde was anderes! Und da wußte ich es. Statt der Feder die Beine rühren. Was soll ich sein? Ein Wanderer durch die Welt! Jahraus, jahrein, wandern, wandern, nach namenlosen Zielen, auf unbekannten Straßen, gut Freund mit Wolken, Tieren, Pflanzen. Nächte im Stroh, unter flüsternden Bäumen, im duftenden Korn. Mit der Sonne auf, mit den Sternen schwärmen, mit dem Monde disputieren und den Fröschen lauschen. Nahrung nehmen von den Bäumen, Durst stillen an den kalten Quellen. Für einen halben Tag einen Kameraden von der Straße. Wer du? Ich der! Und Gruß und Gegengruß, Nachschauen und Weitergehen.

So zog ich aus, und auf der Straße liegt unsere Gesundheit, Freiheit, Seligkeit. Aber nicht auf den Straßen der Stadt, wo man niederschauen muß auf die Füße, achthaben auf den Weg, wo man den Kopf nicht heben darf zum Himmel, will man nicht überrannt werden. Da wird man bleich, weil

man sein Gesicht vom Lichte wendet, da vergißt man des Himmels Antlitz und seine wundervolle, reiche, tiefe Sprache, man vergißt Vögel, Blumen, Wolken und die Düfte der Erde. Nein, auf der Landstraße wächst das Kraut für unseren Kummer. Auf Straßen, die mit Ahorn, Kirsche, Birne, Eberesche, Pappel ins Unendliche locken, hügelauf und ab, an Städten vorüber, über Flüsse hinweg, durch Wälder, Wiesen, zwischen Gartenmauern.

Deutschland ließ ich, alte kleine Städte, Träume an der Eisenbahn, Dörfer und Flecken, vergessene Einsamkeiten unseres Jahrhunderts; das Gebirge kam, die Alpen, und ich stieg hinein, hinauf, Firnlicht blendete, Gletscher hauchten kalt, die dünnen Wälder des Engadins rochen nach Moos und Pilzen. Und dann kam die Straße nach Italien hinab. Von Nietzsches Wegen kam ich, — sein Haus in Sils Maria steht immer im Schatten —, ich erreichte Maloja am See, das Paradies der Einsamen. Segantini liegt da begraben in der Höhe, die er liebte. Und durchs Bergell hinab verließ ich den Norden. Früh, früh muß man aufbrechen. Kennt ihr die Sonne im Hochgebirge, wenn sie morgens aufgeht? Die so lieb und sanft und milde ist, daß man ihr ins kleine glänzende Gesichtlein sehen kann? Sie tut einem nichts, sie strahlt einen ganz sachte an. Und gerade ging sie über Maloja auf, wie ich den weißen Weg ins Tal hinunterstieg. Blauer Himmel, weiße Wolken, eine große graue über den Bergen des Julier, in der es regnete; und also stand in der Wolke, naß glühend, ein Regenbogen. Und wie ich tiefer und tiefer stieg durch das Stufen- und Terrassenland, war plötzlich die Höhe von Maloja eine schwarze Wand, die hoch das Tal sperrte.

Und noch einmal ging die Sonne mir darüber auf am hellen Himmel. Unten war er grün, unten über Chiavenna. Und dann auf halbem Wege, so plötzlich wie nirgends sonst, ist der Süden da. Promontagne heißt das Dorf, wo unversehens statt der Kiefer die Zypresse steht, statt der Lärche die Kastanie, statt der Kartoffel Wein und Pfirsich statt Tanne. Italien tut sich auf, süß ist die Luft, Musik durchklingt die Sprache. Und hinter Kirchen, Felsen, Wäldern liegt endlich Chiavenna, die zauberische Stadt, Italien am Fuß der beschneiten Alpen, singende Mädchen und dunkle Burschen, heiteres Leben in den Straßen, alle Wechselfälle des Daseins vor den Haustüren, malerische Brücken über dem schäumenden Bach, Katzen auf allen Schwellen und gute Blicke für den Wanderer. Die einzige Riesenmauer eines Palastes bräut in die Gassen hinein, ein Garten tut sich auf wie ein Blick in Sizilien, Rosen, Lorbeer, Oleander und Viburnum. Und schon pfeift ein Zug; die Eisenbahn ist da, die Postkutsche wird abgelöst, der Wanderer nimmt ein Billet, denn die Straße ist traurig öd, und nach einer Stunde öffnet sich der See von Colico.

Arm, nur im Besitz eines tapferen Herzens, wandert es sich am besten. Die Menschen sind gut, sie geben gern einem, der mit Lächeln bittet, eine Mahlzeit. Oder man leistet ihnen eine kleine Arbeit, man repariert die Uhr, die mit der Zeit nicht mitgehen will, man zeichnet ihnen schnell ihr Haus oder das

hübsche Gesicht der jüngsten Tochter, man weiß einen Rat für Hüftweh oder Kopfrose. Aber es ist immer schon genug, wenn man nur in ihrer Sprache von ihren Angelegenheiten redet; man darf nur den Fremden nicht spielen. Um meinen Hunger hab ich nie gesorgt, aber um des Hundes Magen. Föhn ist kein Vegetarier, er braucht sein Fleisch. Da ging ich mit ihm zu den Wirtshäusern, und ihr glaubt nicht, welche Freude es ist, für einen Kameraden zu betteln. Auch zeigte Föhn, was er kann; er ist dressiert wie nur ein Hund. Da gaben ihm die Köche eine Kufe voll, bis er sich für den Tag satt fraß. Eine Satte Milch durfte er auch oft ausschlecken. Aber einmal hatte er auch wunde Füße. Da lagen wir vierundzwanzig Stunden still, und der Dorfarzt schenkte mir Puder für die aufgeriebenen Sohlen. Am nächsten Tag war er gesund. Föhn liebt das Klettern wie ich. Auf einen Gletscher ist er mir sogar gefolgt, und seinetwegen mußte ich umkehren, denn ich hatte keine Socken ihm überzuziehen. So war ich nicht allein. Oft nachts, wenn mich der Regen in der Scheune nicht schlafen ließ, unterhielten wir uns. Was geben doch die Landstraßen für tiefe unaussprechliche Gedanken ein; nur den Tieren kann man sie verständlich machen, die der Natur noch nahestehen, aus der sie kommen. Der Hund lag da, horchte und schwieg, wie es der Weisen Art ist; und ich wußte mich bis auf den Grund verstanden.

Wir gingen durch Regen, Sturm und Sonnenglut. Eines war schöner als das andere, aber die Gewitter am schönsten. In den Bergen rollte es, als sollte alle Ordnung der Alpen auf den Kopf gestellt werden. Der Blitz leuchtete zu diesen Umwälzungen. Föhn drückte sich an mich, er ist empfindlich für Elektrizität. Nachts schliefen wir dann unter einem Baum, der noch tropfte. Es klang ganz süß, wie die Stimmen der leibhaftigen Nacht, es tropfte nah und fern; ein Bach gurgelte. Föhn vergalt mir und wärmte mich. Groß wie ein Mensch, aber wärmer und zärtlicher, drückte er sich an mich, und sein Atem ging wie ein mütterliches Wiegenlied. Es war ein Birnbaum, unter dem wir lagen, aber er trug noch keine Früchte. Einmal hatte ich eine Herbstnacht unter einem Apfelbaum verbracht. Es war eine unbewegte stille Luft, aber die ganze Nacht schüttete der liebe alte Baum seine Früchte auf mich nieder. Ich aß sie dankbar auf, und wenn ich einschlafen wollte, so klopfte ein neuer großer Apfel, goldgelb, auf meinen Leib und mahnte mich, für den Magen zu sorgen. Und heut waren es die kühlen großen Tropfen, die fielen und mich weckten.

Wer kennt das Glück, tagein, tagaus in silbernen Morgenfrühen zu wandern, naß von der Quelle, die die Nacht von einem abspülte, in Tau und Duft hinein. Man hört die schlaftrunkenen Stimmen der Vögel, entzückt sich am Orangerot, aus dem die Sonne steigt, die Berge schlafen noch, und plötzlich beleben sie sich. Rosa Blut fließt durch die Firne, rollt durch die Gletscher, ein Felsen speit Blut, ein anderer Gold. Die Welt erwacht. Auf einmal singen alle Vögel munter, weht das Gras, rufen die Hähne, Wolken ziehen schnell, als müßten sie die Nacht einholen, Menschen sind unversehens da, eine Sense

klingt, ein Ruf, Hunde bellen, und mein Hund, der den Weg hinabspringt, antwortet englisch breit. Denn er stammt aus einem Gut bei Devonshire.

Und wenn dann die Mittagsglut heranschleicht — o, wie herrlich lastet sie auf dem Nacken, wie preßt sie ihre Hände einem um die Stirn, versengt die Lippen, röstet die Haut. Wie im Traum wandelt man weiter, alle Poren offen, empfindet sich nicht mehr, ist ein Stück Tier, Natur, ein Teilchen All, das in die große Bewegung mitgerissen ist. Pan ist nicht tot, er verzaubert die Mittagsgänger. Glühend, tief durchsonnt, reif wie eine süße Traube, ausgelöscht als Mensch, nur noch Animal, sinkt man ins Gras, in einen Schatten an einem Quell. Schöner als Schlaf und Traum ist die Mittagsmüdigkeit, denn sie ist ein völliges Sichhingeben an ein Allgefühl, kein Rest vom Ichempfinden ist mehr da. Gras ist man, Wasser, Frucht, Sonnenstrahl, ein Lachen ist man, eine Träne, eine Verzückung der Welt. Man schlägt Wurzeln in die Erde, betet zu Ceres und Pan, und das Herz läutet den ewigen Frieden ein.

Die ganze Poebene ist ein Meer von Glut. Alleen von Maulbeerbäumen, unendliche Maisfelder und der Strom, der abends wie Blut fließt, der so feierlich zum Meere wallt, lautlos, nur das Uferschilf raunt. Und dann steigt man den Appenin hinan und hinab, geht durch Bolognas Bogenhallen und durch Steinwüsten, über leere Pässe und hört nachts die Eisenbahn sausen, die Lokomotiven so sehnsuchtsvoll pfeifen. Welch herrliches Wandern auf Italiens Straßen, wo Blumen zu unseren Füßen von den Hecken und Gartenmauern niederfallen, wo Feigen am Wege, Orangen, Trauben uns nähren. Die Kuppel von Florenz ist das eine Ziel, Pisas schiefer Turm das andere. Dann, eines Tages, steigt der Traum von Orvieto aus der Ebene, der Trasimenische See breitet stumm sein schwarzes Geheimnis hin. Und einmal leuchtet am Horizont ein weißer Streif, ein silbernes Licht: der Schnee auf dem Sorakte. Und die Campagna haucht heiß und feucht, und die Abendsonne vergoldet die Engelsburg.

Ihr Armen im Auto, im Zuge, ihr fahrt ja an der Welt vorüber. Die Erde wird für euch ein lebloses Panorama. Aber wer sie mit Füßen tritt und mißt, dem gehört sie. Könige sind nur symbolische Herren des Landes, der Wanderer besitzt Landschaft, Volk, erkennt die Seele der Natur und das Wesen der Menschen. Die Sonne auf seinem Gesicht, den Duft der Erde am Leib, die Freiheit des Tieres im Blick — wer kann ihm widerstehen! Die Götter alle lieben ihn; Aphrodite lächelt ihm. Er bittet etwa einen Bauern um ein Nachtlager. Im Umbrischen ist es. Und er bekommt das Häusel im Weinberg zugewiesen, auf einem sachten Hügel. Da geht er zur Ruh, nachdem er mit den Sternen gesprochen. Aber es pocht an die Tür. Wer ist es? Gioconda ist es, die Tochter des Bauern, jung, leicht wie ein Vogel. Sie hat das Lächeln ihrer berühmten Namensschwester, aber weit schöner ist es, denn es ist lebendig und ohne alle Zwiespältigkeit und rein zärtlich. Sie kommt wie ein Tierchen, furcht- und himmlisch schamlos, und lacht, als sie den Wanderer küßt. Und wie sie dann schläft, steht er auf. Mitternacht ist vorüber, und die Sterne wandeln

weiter, der abnehmende Mond steht hinter einem Campanile und lugt verständig um die Ecke. Und der Wanderer pfeift leise dem Hund, und sie wandern fort, von dem Häusel fort, den Weinberg hinab. Da sind hundert weiße Straßen offen, ziellos, namenlos, rätselhaft, hundertfach lockt die Welt, stumme Rufe, schweigende Romanzen klingen herüber, die Freiheit streicht als Wind über die Felder, der Mais duftet, ein Nachttier pfeift. Sie schläft noch, die Liebende; wenn sie die Sonne weckt, ist sie allein. Und der Wanderer lächelt einer anderen zu. Auf seinen Lippen singt ein neuer Name. Und er denkt an die Dichter der Liebe.

Aber ist er nicht selber Dichter und Maler, der Wanderer? Sieht er die Welt nicht neu, empfindet er nicht einziges und bleibt doch stumm? O seliges Schweigen der Wanderschaft! Man lernt die Sprache der Vögel und versteht die stummen Gedanken der Natur, den Sinn der Pflanzen und die Seele der Landschaft.

Als schon der Neuschnee in den Alpen fiel, kehrte ich um. Ich stieg über den Sankt Gotthard in den Norden zurück. Es war ein kalter, trüber, windiger Abend. Airolo war leer, leer der Paß. Soldaten wachten vor den Kasematten, und einzelne Arbeiter ruhten vom Tage, und der Sturm trocknete ihren Schweiß. Wie einsam, wie schauervoll ist dieser Berg, so kahl, immer von Lawinenresten bedeckt. Val Tremola, Val Tremola, Stätte unserer Sorgen. Aller Gram, der je uns verlassen, scheint hierher geflüchtet, in diese Gotthardschlucht, wo nichts sonst lebt, und sucht uns hier wieder auf. Alle Geister, die je in uns tobten, überfallen uns hier. Die Welt ist nackt im Val Tremola, ein Schneebach durchrauscht sie, hier hat Gott verzweifelt, als er die Welt schuf.

Ich erreichte die Paßhöhe, dieses öde schmale Hochtal, es war später Abend, Frost, und der dunkle See war bedeckt vom Eishauch. Aber das Hotel war voll, die Ställe voll, die Hospize voll. Es war ein Samstag, und aus Airolo und Hospental waren Vereine mit Kindern, Frauen, Liedern aufgebrochen, sich gegenseitig zu besuchen. Man gab mir ein Lager in der Autogarage mit zwanzig trunkenen Knechten. Da stand ich lieber auf und ging hinaus, um den See herum, und fand eine Nische im Fels; da legte ich mich hin, und der Hund wärmte mich. So lag ich in meiner letzten Wandernacht. Die Lichter in den Häusern erloschen, Lärm und Lieder verstummten, unter mir glänzte der See und oben Sterne, Sterne und ringsum der nackte Fels mit Schnee, der wie Tücher zur Mondbleiche dalag. An was alles dachte ich! O Nächte im Heu, Nachtigallen im Flieder, Mond zwischen Kastanien, Küsse im Weinberg, Blicke an Gartenzäunen, Sehnsucht, Sehnsucht auf allen Wegen. Nun lag ich da, mehr als zweitausend Meter über dem Tal, in einem Felsengrab, mit einem tief atmenden Hund. Wer wußte, wo ich bin? Keines liebenden Menschen Gedanke konnte mich hier erreichen. Ich war allein, ganz einsam. Und da erfand ich einen neuen Namen für das große Glück des Menschen: Einsamkeit. O Glück, o Glück, du Einsamkeit!

Bücher zur neueren deutschen Literatur

Von Dr. Karl Freye

Man kann nicht sagen, daß die heutige wissenschaftliche Literaturgeschichte sonderlich viele Werke schüfe, die den gebildeten Laien interessieren. Dabei wendet sich diese Wissenschaft doch auch hie und da schon ganz modernen Dichtern zu, die der unwissenschaftliche Literaturliebhaber aus seiner häuslichen Lektüre genau kennt. Aber sie bleibt in der Regel bei Einzeluntersuchungen stehen, schreitet selten zu Darstellungen vor. Und wenn man von dem echten Literarhistoriker verlangen soll, daß er selbst ein Stück Künstler ist und zu gestalten vermag, so bleibt kein anderes Endurteil übrig als: die heutige deutsche Literaturgeschichte ist trotz der unendlichen Fülle von Einzeluntersuchungen ganz erstaunlich unproduktiv. Da kann man sich denn nicht wundern, wenn andere von einem Felde Früchte zu sammeln suchen, das zwar unermüdlich beackert wird, aber von dem niemand erntet.

Als eine Art Folge des Mangels an darstellenden Arbeiten der deutschen Literaturgeschichte möchte ich es schon bezeichnen, daß es französische Schriftsteller nun bereits mehrfach unternommen haben, das Leben und die Werke deutscher Dichter im Zusammenhange zu bearbeiten. Bei dem nach Frankreich ausgewanderten Georg Herwegh mag man das ohne weiteres begreiflich finden. Aber es gibt auch französische Bücher über Grillparzer, über Jeremias Gotthelf und selbst über Jean Paul. Und wie das französische Grillparzer-Buch August Ehrhards, so ist nun auch jetzt die Rosegger-Biographie von A. Bulliod ins Deutsche übersetzt, in beiden Fällen von Moritz Necker (Peter Rosegger, Sein Leben und seine Werke. Leipzig, Verlag von L. Staackmann, 1913). Das ist bei wertvollen und gewissenhaften Werken ja auch durchaus angebracht, zumal wenn, wie der Übersetzer des Rosegger-Buches bemerkt, die deutsche Literaturwissenschaft „trotz gerechter und liebevoller Würdigungen des Dichters die gleiche Aufgabe noch nicht geleistet hat".

In Deutschland selbst aber ist infolge jenes Mangels an solchen literarhistorischen Büchern, die jeden gebildeten Menschen interessieren können, seit

längeren Jahren eine Art unwissenschaftlicher Literaturgeschichte sehr fröhlich gediehen. Die Fachgelehrsamkeit ist in der Regel zu vornehm, darstellen zu wollen, sie veranlaßt nur lange Reihen von Stil- und Quellenuntersuchungen, läßt die Reimkunst erforschen und die Fassungen vergleichen. Selbstverständlich ist ein Drittel dieser Schriften nützlich, vielleicht auch gut; der gebildete Laie aber liest keine davon. Er will Bücher, die zusammenfassen, die von jenen Einzelschriften höchstens die Quintessenz geben. Er hat nun einmal auch das Bedürfnis, Literatur über Literatur zu lesen, hat es leider viel zu sehr. Und diesem Bedürfnis kommt die unwissenschaftliche Literaturgeschichte entgegen. Sie stellt neben die Sammlungen der fachwissenschaftlichen Schriften ganze Reihen größerer Essays in Buchform, sie schreitet sogar zu großen Darstellungen vor, die das gesamte Werk, selbst das Leben dieses und jenes neueren Dichters umfassen sollen.

Nun, gelingt das einem Literaturfreund, der nicht zur engeren Zunft gehört, wirklich, so hat er sich eben als Dilettant einen Platz in der Wissenschaft errungen. Denn wissenschaftlich sind Werke ja doch nicht, weil sie aus der Feder oder der Schule dieses oder jenes Universitätsprofessors stammen, sondern wissenschaftlich ist jede unbestechliche Feststellung der Wahrheit, und wissenschaftlich bleibt sie auch, wenn der Feststellende obendrein noch schriftstellerisches, darstellendes Talent hat. Freilich ist die Vereinigung dieser Gaben außerhalb der Universitätskreise ebenso selten wie innerhalb; und wenn die Fachgelehrsamkeit unproduktiv genannt werden muß, weil sie sich in Hunderten von Einzelfeststellungen verliert, so ist die Literaturkritik der „Dilettanten" doch auch nicht eben produktiv zu nennen, denn sie will oft schon mit der Darstellung beginnen, wenn noch alle Vorbedingungen der Feststellung fehlen und bleibt daher in der Regel — unwissenschaftliche Literaturgeschichte.

Durch eine Reihe von literarhistorisch-kritischen Büchern, die zur Besprechung vorliegen, sind diese Betrachtungen veranlaßt; sie ergeben sich nicht etwa aus ganz besonders ungewöhnlichen Vorzügen oder Mängeln gerade dieser Schriften, aber sie bieten Gesichtspunkte für die Einordnung und Beurteilung der vorliegenden Leistungen.

Wilhelms Raabes Tod hat ein allgemeines Bemühen entfesselt, ihm gerecht zu werden, dem Volke das rechte Verständnis für ihn zu vermitteln. Die Zeit oder der Mann, der ihm wirklich gerecht wird, ist aber bisher kaum schon gekommen, die Aufsätze und Schriften über Raabe drohen ihm vielfach zu schaden, und zwar deshalb, weil sie ihn allzuoft überschätzen. Ein Rückschlag kann da sehr leicht kommen, und gerade wer Raabe schätzt, sollte sich hüten, die Tadler hervorzulocken. So finde ich den liebenswerten deutschen Mann wieder und wieder überschätzt in Heinrich Spieros Buch „Das Werk Wilhelm Raabes" (Xenien-Verlag zu Leipzig, 1913). Da gibt es eine Menge Urteile, denen direkt widersprochen werden muß. Hier ist Raabe viel zu sehr als Künstler hingestellt (S. 65 und 173), hier werden die Dichter,

an denen er gemessen werden soll, wiederholt falsch gewählt. Denn Raabes Treue in der Lebensdarstellung kommt durchaus nicht der Otto Ludwigs „völlig gleich" (wie S. 65 behauptet wird), und von einem „kristallklaren" Gestalten (S. 136) kann höchst selten bei ihm die Rede sein. Es ist ein gewaltiger Irrtum, wenn er seiner „tragisch-großen Gestaltungskraft" nach als „mächtige Dichtererscheinung" neben Hebbel gestellt, wenn er „unser größter Erzähler schlechthin" genannt wird (S. 165 f.). Da will mir ein Urteil wie das von Erich Everth in seiner Broschüre „Wilhelm Raabe" (Xenien-Verlag zu Leipzig) schon eher gefallen: „Als Künstler ist Raabe etwa Storm kaum gleichzustellen und vielleicht auch Fontane nicht — er überragt sie aber beide als menschliche Gesamterscheinung." Literaturgeschichte ist aber freilich auch die zuletzt genannte Schrift noch nicht; und die Zeit für eine objektive Darstellung Raabeschen Wesens ist scheinbar noch nicht da. Zunächst erwarten wir die ausführliche Biographie, an der Wilhelm Brandes arbeiten soll.

Ganz anderes als über Spieros Raabe-Schrift darf man über desselben Autors großes Werk vom gleichen Jahre sagen: „Detlev von Liliencron, sein Leben und seine Werke" (erste und zweite Auflage, verlegt bei Schuster u. Loeffler in Berlin und Leipzig. Mit 68 Bildern) ist ein Buch, bei dem man sich für das erste beruhigen darf, das auf Jahre hinaus den Deutschen eine gute Liliencron-Biographie bieten wird. Es ist hier das geleistet, was man zunächst einmal wünschen durfte: ein für den Dichter Begeisterter, ein genauer Kenner seiner Persönlichkeit, vertraut mit der Methode biographischer und literarhistorischer Forschung, hat schnell und glücklich den Mittler zwischen dem Leben und Schaffen dieses Dichters und seinem Volke abgegeben. Es ist ganz selbstverständlich, daß bei einem so vom Leben hin und her Geworfenen wie Liliencron nicht jetzt schon jedes Jahr des Daseins in gleich helles Licht gerückt werden kann; vielleicht wird manches — wie die amerikanische Zeit — immer halb im Dunkel bleiben. Und Spiero selbst meint, daß aus bestimmten Jahren bereits jetzt viel zu viel Briefe Liliencrons veröffentlicht sind, die durch Wiederholung nebensächlicher Dinge ein schiefes Bild liefern. Die Spieroschе Biographie gibt jedenfalls schon heute ein gutes Gesamtbild des Dichters*), und ich will ihr keinerlei behagliche Breite zum Vorwurf machen. Aus der nahen persönlichen Bekanntschaft mit Liliencron hat der Biograph die Fähigkeit anschaulicher Gestaltung gezogen, und man glaubt den Freiherrn von Poggfred vor sich zu sehen, wenn gelegentlich erzählt wird „von den Poggfred-Träumen, wie sie jeder kennt, der mit Liliencron über Land ging und dem er dann aus der Ecke einer kahlen Gaststube, unablässig sprechend, phantasierend, jedem Schmetterling auf die Flügel schauend, ein Zauberschloß schuf". Es ist eine ganz andere Sache, wenn in dieser umsichtigen Biographie der Enthusiasmus auch einmal zu viel sagt, als wenn in jenem räsonnierenden Buch über Raabe

*) Erwähnen will ich, daß O. J. Bierbaum den auch von Spiero erwähnten Besuch Liliencrons bei Wilhelm Jensen in München bestreitet.

wieder und wieder der Gesichtspunkt falsch gewählt wird. Spieros „Liliencron" ist gewiß noch kein abschließendes Werk — wie sollte man ein solches unmittelbar nach des Dichters Tode geben können? — aber bereits eine anerkennenswerte biographisch-literarhistorische Leistung. Die Züge eines speziell Liliencronschen dämonischen Leichtsinns, der in einem Moment plötzlich die ganze Existenz auf das Spiel setzt, werden in dieser Biographie zwar nur angedeutet, aber doch nicht verwischt; ein starker Ton wird auf den tiefen Ernst gelegt, der in des Dichters Wesen jenen Leichtsinn wieder ausglich. Leichtsinnig freilich ist Liliencron mehr als einmal gewesen; sein Freund Richard Dehmel singt über des Dichters Beamtenlaufbahn:

„Im Amtskreis des Hardesvogts Liliencron
hatten dreizehn Gastwirte abwechselnd Tanzkonzession —"

Und mag man dies Konzessionerteilen noch milde Duldsamkeit nennen, so ist doch die Menschenfreundlichkeit jedenfalls eine höchst gefährliche Sache, die den Premierleutnant Liliencron einmal veranlaßt hat, seine Begleitmannschaften, statt auf die Ronde, in Meßbuden und auf den Tanzboden zu führen. In der Gesamtheit des Liliencronschen Charakters mit seinen Kontrasten aber liegt etwas wunderbar Anziehendes. Der Leichtsinnige war ein tiefer Mensch, und der wunderbare Ernst, der aus seiner (bei Spiero wiedergegebenen) unvergleichlich schönen Totenmaske spricht, ist kein Zufall.

Über Dichter, die unter uns leben, werden eigentlich biographisch-literarhistorische Leistungen nur selten geliefert werden können, und so ist es wohl verständlich, daß in einem neu vorliegenden Buch über Thomas Mann, das Wilhelm Alberts darbietet, nur wenige Umrisse von Daten und äußeren Tatsachen gegeben werden. „Thomas Mann und sein Beruf" nennt Alberts seine Schrift (Xenien-Verlag zu Leipzig, 1913) und deutet damit gleich an, daß er nicht nur darstellen, sondern ganz bestimmte Behauptungen aufstellen und für sie kämpfen will. Einerseits führt er uns in Manns eigene Anschauung von seinem Künstlerberuf ein; darüber hinaus aber legt Alberts dar, was er für Manns künftigen Beruf, für seine künftige Pflicht hält, in welcher Richtung er ihm eine künstlerische Entwicklung wünscht. Den größeren Teil der gedankenreichen Arbeit liest man mit lebhaftester Zustimmung; die Darstellung des Skeptikers Mann, die Vergleichung mit Gedanken Schopenhauers und Nietzsches, mit der künstlerischen Art Flauberts und Fontanes ist Alberts vortrefflich gelungen. Der kleinere Schlußteil, die Konstruktion einer bereits angebahnten Entwicklung Manns zum Positiven, Unsatirischen, zur Art Goethes hin, hat mir jedoch ebenso große Zweifel erweckt. Gerade das letzte Werk Thomas Manns, die Novelle „Der Tod in Venedig", als dekadentes Kunstprodukt ein Meisterstück, zeigt wieder die absolute, geradezu stellungslose Skepsis dieses glänzenden Schriftstellers. Dekadent-pessimistische Erörterungen des Schlusses widersprechen in dieser Novelle direkt optimistisch-kräftigen Stellen

des Anfangs, und nach der eigentlichen Weltanschauung des Autors fragt man sich ganz vergebens. Ich glaube nicht zu viel zu sagen: Thomas Mann hat zuletzt keine Weltanschauung. Die Skepsis ist seine Seele, und eine Entwicklung zum Positiven müßte bei ihm auf etwas völlig Gemachtes hinauslaufen, das jeder Windhauch umstoßen könnte. So halte ich es schon für verfehlt, wenn Alberts von dem „tiefen, unzerstörbaren Gehalt" der Buddenbrooks, deren negativ-satirischen Geist*) er doch so bekämpft, zu sprechen vermag. Dieser imponierend angelegte, in langen Partien mit glänzender Künstlerschaft ausgeführte Mannsche Roman, dessen literarische Bedeutung feststeht, — er erweist sich am Schluß als so gehaltlos und unfruchtbar, daß man auf lange Stunden all das Amüsante, Treffende, Geistvolle, ja fast Ergreifende vermißt, was er im einzelnen gab. Oder wenn man einen Gehalt in ihm finden will — so bewahre ein gutes Geschick das deutsche Volk vor der willigen Anerkennung dieses Gehalts! Denn es ist ja nicht, wie Alberts einmal äußert, naturalistisches Prinzip, wenn Thomas Mann auf ergreifende Partien seines Werkes abstoßende und ekle (wie Tony Buddenbrooks Heiratsentschluß, Thomas Buddenbrooks Tod und Begräbnis) folgen läßt, sondern: Kälte, Skepsis, ja viel gefährlicheres, ein dekadenter Geist hat diese Kontraste geschaffen. Auch Gerhart Hauptmanns „Friedensfest" stellt den Verfall einer Familie dar; aber nicht in Hauptmanns grüblerischer Wärme, sondern erst hier in Thomas Manns skeptischer Kälte liegt eigene Dekadenz des Darstellers. Gewiß ist es die feinste und vornehmste Art der Dekadenz, verbunden mit höchster Meisterschaft der Darstellung, ja auf lange Partien hin verbunden mit künstlerischem Pflichtbewußtsein. Aber wir glauben, daß in einem ganzen Jahrhundert deutschen Bürger- und Patrizierlebens denn doch mehr positiver Wert liegt, als ihn Thomas Mann hier allen Generationen seiner Familie Buddenbrook (den gesund-robusten ebensowenig wie den angekränkelten) zuerteilt. In den Buchläden des Auslandes werden die Buddenbrooks als ein echter Spiegel deutschen Lebens angepriesen — kein Zweifel, daß wir dagegen zu protestieren haben! Das braucht uns nicht zu hindern, das glänzende Können dieses ersten Romanschriftstellers (nicht -dichters) unserer Zeit anzuerkennen. Was hat er für Szenen und Situationen geschaffen! Man denke nur an den unvergeßlichen Moment: der kleine Hanno Buddenbrook, der letzte des Geschlechts, bewacht als ernster Hüter die Tür, hinter der sein frühgealteter Vater das Testament macht; oder auch: derselbe Hanno zieht einen sauberen Strich unter seinem Namen in der Familienchronik, weil er meint, nun komme ja nichts mehr. Oder man denke auch an die Feinheit, mit der der immer mehr (und freilich bis zum ärgerlich läppischen) verflachenden Tony Buddenbrook bis ins beginnende Alter die paar Sätze in den Mund gelegt werden, die sie in der einzig inhaltsvollen Periode ihrer Jugend aufgeschnappt

*) Thomas Manns ironische Kälte erinnert stellenweise an Heinrich Heines Art oder Unart: „Heute nacht ist er heimgegangen!" sagte der Konsul bewegt und ergriff die Hand des Bruders, die einen Regenschirm hielt. „Er, der beste Vater!"

hat. Und trotzdem: ein deutscher Autor brauchte dieser glänzende Schriftsteller nicht unbedingt zu sein; er hätte ebenso gut etwa in Frankreich geboren werden können, und dort würde man ihn wohl ausschließlicher bewundern als bei uns. In Deutschland wird es mit der Schätzung Thomas Manns wohl immer bleiben, wie Alberts in seinem Buch einmal äußert: „Die einen fühlen sich auf das lebhafteste angezogen und erklären etwa, sie hätten die Buddenbrooks mit dem Gefühl der Trauer aus der Hand gelegt, es wäre ihnen gewesen, als müßten sie von einem teuren Freunde Abschied nehmen. Die anderen sprechen mit allen Zeichen des lebhaften Abscheus von diesen Werken . . . Was ist das für eine seltsame Vorliebe für das in Zersetzung Begriffene, für das Angefaulte? Es geht von diesen Büchern ein Verwesungsgeruch aus. Der Rosenstock in ‚Königliche Hoheit' mit seinem Moderduft ist symbolisch für diese ganze Kunst. Und vielleicht haben die Einsichtigsten und Weitherzigsten eine Mischung beider Ansichten in sich verspürt." Auf diesen letzten Satz Alberts möchte ich den Ton legen.

Thomas Mann ist der Autor der skeptischen Zurückhaltung, der sich selten so entschieden äußert, daß man sagen kann, dies sei nun auch des Autors persönliche Meinung. Welche Gegensätze in der Literatur unserer Zeit decken wir auf, wenn wir neben ihn den stets entschiedenen Richard Dehmel stellen! Nicht wie in anderen Zeiten ein Dramatiker, sondern ein Lyriker hat es in unserer Gegenwart übernommen, den Willen der Zeit auszusprechen, der Richtung gibt; und nicht etwa ein politischer, sondern ein erotischer Lyriker mit sozialem Einschlag. Auch Dehmels Epos „Zwei Menschen" bleibt doch stürmisch vorgelebte Lyrik und ist trotz seiner einheitlichen „Romanzen"-Form nur ein Schritt weiter auf dem Wege seiner früheren Gedichtbücher, die auch stets eine Gesamtanlage aufwiesen. Die mehrfache Herausgabe Gesammelter Werke Dehmels, die eingetretene Unterbrechung seines Schaffens hat nun auch Bücher über ihn hervorgerufen, von denen mir Emil Ludwigs Schrift „Richard Dehmel" (Verlag S. Fischer, Berlin) vorliegt. Sie ist aphoristischer und manierierter als die besprochenen Arbeiten über Raabe, Liliencron und Mann, tritt auch anspruchsvoller auf. Dabei ist sie allerdings nicht kritiklos enthusiasmiert und gibt, unter Einstreuung zahlreicher Gedichtproben, in andeutender Art so ungefähr ein Umrißbild des Dehmelschen Schaffens. Ludwig stellt seinen Helden sehr hoch: „Nietzsche war kein Übermensch. Aber Dehmel ist der Mensch, der dem Schicksal gewachsen ist." Von einem allmählichen Abbrechen des Dehmelschen Schaffens will er nichts wissen: „Es lügt, wer ihn erloschen nennt . . . . Weil er reif geworden, klagen sie, er blühe nicht mehr."

Das Buch Ludwigs ist unter den heute genannten am wenigsten „Literaturgeschichte", will es natürlich auch gar nicht sein. Es ist als „Stimme der Zeit" lediglich ein Beitrag für eine künftige Betrachtung Dehmels. Ihr Publikum müssen solch gut ausgestattete Bücher aber doch immer finden, auch

wenn sie nicht gerade viel Zweck haben. Und man ist immer wieder geneigt zu fragen, warum sich nicht die zünftige Literaturgeschichte viel mehr auf modernes Gebiet begibt, wo sie in ruhigen sachlichen Abhandlungen Fühlung mit der Gegenwart und dem Publikum gewinnen könnte.

Nun gewiß, es ist immerhin berechtigt, wenn die Wissenschaft sich im allgemeinen hütet, geistige Erscheinungen der Gegenwart gleich registrieren zu wollen; sie würde dabei oft irren, oft sogar den Schaffenden schaden. Aber die Berührung zwischen Literaturwissenschaft und Volk mangelt ja nicht nur auf modernem Gebiete. Denn wo haben wir die abschließenden Bücher über Dichter, deren Bedeutung für das Volk längst feststeht? Wo ist die künstlerisch empfindende Monographie über Clemens Brentano oder Wolfram von Eschenbach, die man als solides und doch lesbares Buch dem denkenden Laien in die Hand geben könnte? Die Gegenwart kann sich nicht erschöpfen in nutzloser Wiederholung von Dichterausgaben. Sie werden alle gekauft. Ein Publikum aber ist auch vorhanden für literarhistorische Darstellung. Wo ist -- abgesehen von den vielen kurz überblickenden Literaturgeschichten — ein wissenschaftlich wertvolles literarhistorisches Buch der letzten zwanzig Jahre, das allgemeines Aufsehen erregt, von dem eine Lebenskraft wieder ins Volk übergegangen wäre? Man wird vielleicht einige Bücher über Dichter und Literaturperioden nennen wollen — vielleicht aber gerade solche, die von Philosophen oder sogar von Dichtern geschrieben sind. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, vermittelt zwischen Volk und Dichtung nicht die wissenschaftliche Literaturgeschichte; sie, die unsere nationale Dichtung verwaltet, ist vielmehr ihrer darstellenden Kraft nach für unser Volk so gut wie tot. Diese Zurückhaltung mag sehr vornehm sein, mag aus ganz besonders wissenschaftlichen Prinzipien hervorgehen, aber ehrenvoll ist sie nicht. Freilich, wer will andere Literaturhistoriker aus der Erde stampfen? Gewissenhaftigkeit, Methode kann geschult und bis zu gewissem Grade anerzogen werden; die Fähigkeit darzustellen und zu vermitteln aber bleibt zuletzt doch — Talent.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Rechtsfragen

Ein Vorkaufsrecht des Staates in der Zwangsversteigerung. Drei Hypotheken sind auf dem Hause: die erste gab eine Bank, die zweite ein Kapitalist, die dritte stellt ein Restkaufgeld dar oder sie ist von Verwandten gegeben, um den Betrieb eines Geschäftes zu ermöglichen. Die Zinsen sind immer pünktlich gezahlt. Plötzlich wird die zweite Hypothek gekündigt. Der Hausbesitzer ist anfangs ganz sorglos. Die ist ja sicher. Nach einiger Zeit beginnt er sich nach einem neuen Gläubiger umzusehen. Er fragt bei diesem und jenem an und überall findet er verschlossene Türen. Es ist, als ob sich alle gegen ihn verschworen hätten. Es kommt zum Zwangsverkaufe. Der zweite Hypothekarier ist der einzige Bieter und erwirbt das Grundstück für wenig mehr als den Betrag der ersten Hypothek. Der dritte Hypothekarier, dem die Mittel fehlten, um mitzubieten, ist sein Geld los, der Hausbesitzer sein Eigentum und für alle Zeiten hängen ihm noch die persönlichen Schulden an, obgleich der Wert des Pfandgegenstandes vielleicht den Betrag der Hypotheken überstieg. Es ist die Ansicht vertreten worden, daß im letztgenannten Falle der frühere Eigentümer dem Hypothekarier, der das Grundstück zu billig erworben hat, die exceptio doli entgegenhalten könne (vgl. die Verhandlungen des 30. Deutschen Juristentages 1910). Mit dieser rechtlichen Konstruktion ist aber nicht viel erreicht; denn selbst, wenn sie zutreffend ist, was noch bestritten wird, hilft sie dem Schuldner nicht gegen den dritten Hypothekarier und gibt diesem auch sein Geld nicht wieder. Auch der Staat hat einen Nachteil: er erhält nicht die dem wahren Werte des umgesetzten Gegenstandes entsprechenden Abgaben und Kosten.

Zur Gesundung der Verhältnisse, wie sie hier geschildert sind, hat man verschiedene Vorschläge gemacht; z. B. hat sich hier unter behördlicher Mitwirkung eine Genossenschaft gebildet, die dem Hypothekengläubiger gegenüber die Ausbietungsgarantie übernimmt. Die Erfolge des Unternehmens lassen sich erst in einigen Jahren übersehen. Soviel steht aber ohne weiteres fest, daß sein Arbeitsfeld ein beschränktes sein und bleiben muß, daß es über sogenannte zweite Hypotheken nicht hinausgehen kann und dem Grundstückseigentümer sehr schwere Bedingungen hinsichtlich der zu leistenden Abträge auferlegen muß.

Es sei daher gestattet auf eine bisher m. W. unbeachtete gesetzgeberische Möglichkeit hinzuweisen, nämlich dem Staate das Recht zu geben, in jeder Zwangsversteigerung in das Höchstgebot an Stelle des Meistbietenden einzutreten, ohne daß er mitgeboten zu haben braucht. Schwebt diese Möglichkeit über dem Hypothekarier, so wird er stets die eigene Hypothek herausbieten, wenn er den Wert des Grundstücks für ausreichend erachtet. Tut er es nicht, so ist es sein Schade, weil die ihm verbleibende persönliche Schuld doch meistens wertlos ist, und der Staat hat damit ein Mittel in der Hand, nicht nur all-

mählich ein volkswirtschaftliches Übel zu beseitigen, sondern auch die Beträge zu gewinnen, die ihm gebühren, und Grund und Boden zum wahren Werte zu erwerben.

Das letzte hat seine Bedeutung nicht nur für die Städte, sondern namentlich auch für die innere Kolonisation. Die Berechtigung des Staates, bei Zwangsversteigerungen mitzubieten, führt leicht zu einer unangebrachten Preissteigerung und ist wegen der Schwerfälligkeit des Apparates in den seltensten Fällen praktisch.

Daß ferner auch die Enteignung auf die Dauer den Aufgaben der inneren Kolonisation nicht gerecht zu werden vermag, braucht den Lesern der Grenzboten nicht näher dargelegt zu werden. Sie ist und bleibt nur für Ausnahmefälle anwendbar und wirkt unter allen Umständen politisch ungünstig.

Auf die Notwendigkeit, sie durch ein Vorkaufsrecht zu ersetzen, ist auch von anderer Seite hingewiesen worden, vom Senatspräsidenten Flügge im Tag. Sein Vorschlag geht dahin, dem Staate ein ganz allgemeines Vorkaufsrecht — also auch bei freiwilligen Verkäufen — einzuräumen, und zwar nicht zu dem vom Käufer gebotenen Preise, sondern zum gemeinen Wert. Es soll nicht verkannt werden, daß damit ein Mittel gewonnen würde, das für die Zwecke der inneren Kolonisation von weitergehender Wirkung sein würde als das von mir vorgeschlagene. Auf der anderen Seite stehen ihm aber doch schwere Bedenken entgegen: der Herr Verfasser will es selbst nur auf landwirtschaftlich genutzte Grundstücke angewendet wissen. Es fehlt ihm also jede Bedeutung für die Stadt. Seine Ausdehnung auf diese würde eine solche Erschwerung des Handels bedeuten, daß auf irgendwelche Bereitwilligkeit bei den Parlamenten nicht zu rechnen wäre. Eine verschiedenartige Behandlung von Stadt und Land wirkt ferner in politischer Beziehung niemals förderlich und ihre Durchführung würde zu vielen verstimmend wirkenden Prozessen führen, in denen die Entscheidung naturgemäß immer zu spät kommen würde. Auch die Ermittlung des gemeinen Wertes wird bei denen, die schon hofften, teurer verkaufen zu können, selten das Gefühl der Dankbarkeit erwecken. Endlich ist nicht zu ersehen, was beim freihändigen Verkaufe aus den Hypothekengläubigern werden soll, wenn der gemeine Wert niedriger ist als die Belastung.

Aus allen diesen Gründen glaube ich, daß der hier vertretene Vorschlag den Vorzug verdient. Bei seiner näheren Ausgestaltung wird sich noch manche Frage ergeben, über die sich streiten läßt. Einige wenige Andeutungen möchte ich nur noch geben, wie ich mir die Sache denke: vor der Anberaumung eines jeden Versteigerungstermins gibt der Richter der zuständigen Behörde Nachricht, so daß diese sich schon ein Bild von dem Werte des Grundstücks machen und, wenn sie dann das Höchstgebot erfährt, sofort sich über den Eintritt erklären kann. Um diesem Erfordernis gerecht werden zu können, muß eine Lokalbehörde zuständig und es muß eine gewisse Summe verfügbar sein. Die verschiedenartigen Zwecke, die mein Vorschlag verfolgt, lassen vielleicht nicht überall dieselbe Instanz als geeignet erscheinen. Bald ist es ein weiterer, bald ein engerer Kreis von Personen, der ein Interesse an dem Erwerbe des Grundstücks durch den Staat hat. Dem läßt sich auf zweierlei Weise Rechnung tragen: entweder das Eintrittsrecht wird dem Reiche, dem Staate und dem Kommunalverbande nebeneinander verliehen, dergestalt, daß sie, wo sie miteinander konkurrieren, in der genannten Reihenfolge einander vorgehen, oder auch das Recht wird dem Staate verliehen mit der Berechtigung, es für gewisse Bezirke auf andere Körperschaften widerruflich zu übertragen.

Sollte der Gedanke, den ich hier, von anderer Seite angeregt, veröffentlicht habe, Anklang finden, so wäre zu wünschen, daß das Reich ihn zum Gesetz erhöbe, nicht ein Bundesstaat. Die Einheit des Reiches erfordert es, daß eine so einschneidende Bestimmung für alle Deutschen gleich sei, auch wenn verfassungsmäßig die Möglichkeit eines Partikulargesetzes gegeben und die Aussicht auf Annahme im preußischen Landtage vielleicht größer wäre als im Reichstage. Daneben würde den Bundesstaaten ein breiter Raum für den Erlaß von Ausführungsbestimmungen verbleiben müssen.

Dr. Schäfer

Soziologie

Soeben hat die **Deutsche Gesellschaft für Soziologie** an dreiundsechzig Fakultäten deutscher und schweizerischer Universitäten und Fachhochschulen folgende von Goldscheid, Sombart und Tönnies gezeichnete Eingabe gerichtet, die die Förderung der Soziologie an den Hochschulen zum Ziele hat:

Der 31. Deutsche Juristentag, der im Jahre 1912 in Wien stattfand, empfahl die Aufnahme der Soziologie in den Lehrplan des juristischen Studiums. Ebenso schlug der österreichische Ausschuß für Verwaltungsreform eine dreistündige obligatorische Vorlesung über Soziologie für jeden Juristen vor.

Diese von zunehmender Beachtung der Soziologie zeugenden Äußerungen veranlaßten die Wiener Soziologische Gesellschaft zu Eingaben an die österreichischen Universitätsfakultäten, die die Einführung der Soziologie als Lehrfach anregten. Als Erfolge sind zu begrüßen, daß die philosophische Fakultät in Wien und die staatswissenschaftliche in Graz einstimmig beschlossen haben, entsprechende Gesuche an das Ministerium zu richten.

Danach erachtet die Deutsche Gesellschaft für Soziologie den geeigneten Zeitpunkt für gekommen, auch die deutschen und schweizerischen Universitäten, technischen und anderen Fachhochschulen nachdrücklich auf die fortschreitende Erkenntnis der Bedeutung der Soziologie und zwar sowohl der allgemeinen Gesellschaftslehre als auch der induktiven Erforschung der Tatsachen des sozialen Lebens aufmerksam zu machen.

Die Soziologie hat sich der Idee nach als Wissenschaft durchgesetzt. In Amerika, Frankreich, Holland und Finnland sind Lehrstühle dafür an den Universitäten begründet, anderswo wenigstens Lehraufträge erteilt worden. Mehrere Gesellschaften und Zeitschriften großen Stils sind ausschließlich für soziologische Untersuchungen entstanden. Und eine im Jahre 1911 von der Internationalen Vereinigung für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie veranstaltete Enquete ergab in den Antworten von vierundzwanzig Gelehrten verschiedener Länder und Fächer die entschiedene Befürwortung eines deutschen (oder auch internationalen) Institutes für soziologische Forschung.

In der Tat liegen die Gründe für Errichtung besonderer Professuren wie für sonstige Förderung soziologischer Studien vom Standpunkt der verschiedenen Wissenschaften zutage. Im allgemeinsten Interesse erscheint es wünschenswert, besonders die Philosophie auf die sozialen und sittlichen Probleme hinzulenken, um sie für das Leben fruchtbarer zu machen. Auch muß nachdrücklich auf die wachsende Bedeutung der Sozialpädagogik hingewiesen werden. Stark und deutlich haben die Nationalökonomie und die Statistik die Notwendigkeit ihrer Orientierung an einer tieferen Erkenntnis des sozialen Lebens ausgesprochen. Ist doch die unterfertigte Gesellschaft im Jahre 1909 unter unmittelbarer Mitwirkung hervorragender Nationalökonomen und Statistiker gegründet worden. (Die Statistiker haben inzwischen noch eine gesonderte Gesellschaft als „Abteilung" der Deutschen Gesellschaft für Soziologie gebildet). Diese Beteiligung muß als bedeutsames Anzeichen bewertet werden zugunsten der Auffassung, daß die Nationalökonomie in der Soziologie ihr eigentliches wissenschaftliches Fundament zu legen nicht umhin kann, wie zu wiederholten Malen Gustav von Schmoller ausgesprochen hat, noch im Jahre 1911 mit den Worten: „Die heutige allgemeine Nationalökonomie, wie ich sie verstehe, ist philosophisch-soziologischen Charakters." Und die Statistik, heute nur als generelle Methode oder als Anhängsel der Nationalökonomie geachtet, wird, als soziologische Wissenschaft verstanden, ihre Kraft und Bedeutung besser zu behaupten, reicher zu entfalten vermögen. Ihr notwendiger Zusammenhang mit der Soziologie hat, außer durch jene Gründung, auch in der Fachliteratur deutliche Anerkennung gefunden. (G. von Mayr: „Statistik und Gesellschaftslehre"). Praktische Statistik fällt für Mayr mit Gesellschaftslehre als Erforschung der sozialen Massen zusammen; er unterscheidet davon die Soziologie im engeren Sinne als direkt auf Beobachtung der sozialen Gebilde und deren Lebensbetätigung abzielend. In dem Maße wie die Bedeutung der Nationalökonomie und Statistik auch im Lehrplane der verschiedenen Fach-

hochschulen und für die Bildung des angehenden Ingenieurs und Industriellen, des Kaufmanns, Landwirtes, Chemikers zunimmt, entsteht auch auf diesen Gebieten das Bedürfnis, mit der Soziologie Fühlung zu gewinnen. Vollends die Geschichte, besonders die Kulturgeschichte, wird mehr und mehr mit den Hilfsmitteln soziologischer Begriffe und statistischer Forschungen betrachtet und untersucht werden. Dies gilt ganz besonders für die Religions- und Kirchengeschichte, wie es schon in dem großen Werke von Troeltsch (die Soziallehren der deutschen Kirchen und Gruppen) sich ankündigt, und auch sonst ist gerade die theologische Fakultät vielfach beflissen, sich soziologisch zu orientieren, sofern es ihr um Wirkungen auf das soziale Leben, und, zu diesem Behuf, um dessen bessere Erkenntnis zu tun ist. Das gleiche gilt, obschon in anderer Absicht, von der Medizin: die „soziale" Medizin entwickelt sich als ihr jüngster Zweig, und insbesondere die Pathologie aller Lebensprozesse, die mit dem Nervensystem und so mit dem geistig-sittlichen Leben der Menschen zusammenhängen, findet sich nicht nur auf statistische Methodik, sondern auf soziologische Erkenntnis als ein unerläßliches Hilfsmittel hingewiesen; ebenso kann die Hygiene, die als gesellschaftliche und staatliche Aufgabe unbedingt anerkannt ist, sich nur vermöge solcher Forderungen wirksam entfalten. Insbesondere wird der sich rasch ausbreitende Gedanke der Rassenhygiene und Eugenik soziologische Kritik und Kontrolle immer mehr herausfordern. Die Jurisprudenz endlich hat durch die Rechtsphilosophie und allgemeine Staatslehre eine alte Beziehung zu den Theorien des sozialen Lebens, und es ist aus vielen Anzeichen deutlich erkennbar, daß sie gerade neuerdings zu diesen Problemen sich zurückwendet, nachdem diese lange Zeit durch eine rein historische Art der Betrachtung verschüttet gewesen sind. Hier ergeben sich auch mit der philosophischen Ethik notwendige Zusammenhänge.

Die Probleme der Soziologie können aber den Studierenden der Rechte, wie die Erfahrungen der letzten Jahre zeigen, außer durch Abhaltung besonderer Vorlesungen über Soziologie auch in der Weise nähergebracht werden, daß der Rechtsunterricht selbst, insbesondere auf dem Gebiete des Privat- und Strafrechts, statt wie bisher überwiegend historisch und logisch-formalistisch mehr rechtssoziologisch gestaltet wird. Das Recht wird dann als soziale Tatsache, als Ausdrucksform und Funktion einer bestimmten privatwirtschaftlichen, volkswirtschaftlichen, sozialethischen Entwicklungsstufe des menschlichen Lebens dargestellt und untersucht. Bei dieser Betrachtungsweise ergibt sich von selbst, daß die Zwecke und die Wirkungen der Rechtsnormen und Rechtsinstitute in den Vordergrund treten, und dadurch wird das Verständnis für die praktischen Lebensaufgaben des Rechts wesentlich gefördert, die Anschaulichkeit und Lebenswahrheit des Rechtsunterrichts erhöht.

Man darf mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit voraussagen, daß die Soziologie den ihr gebührenden Platz im höheren Unterrichtswesen erobern und behaupten wird. Fraglich ist nur, wo und wann die gegenwärtigen Lehrkörper und die Unterstützung der Regierungen ihr diesen Platz einräumen werden.

Diese Entwicklung nach ihren Kräften zu fördern, wird die Gesellschaft, ihrem Zwecke gemäß, sich dauernd angelegen sein lassen; sie glaubt daher dem Vertrauen Ausdruck geben zu dürfen, daß diese Anregung verständnisvolle Aufnahme finden und praktische Folgen zeitigen wird: handelt es sich doch um eine hohe Aufgabe geistig-sittlicher Kultur, und auf deren Pflege sich zu besinnen haben die deutschen Hochschulen heute, wenn je, in ihren Überlieferungen wie in den Forderungen des Tages die stärksten Beweggründe.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Nationalpolitik und Staatspolitik

Bad Gaſtein, den 25. Juli 1914.

Von Zeit zu Zeit werden wir Deutſchen unbarmherzig vor die Erkenntnis geſtellt, daß die Politik des Deutſchen Reiches, alſo die deutſche Staatspolitik, im ſchroffen Widerſpruch zu deutſcher Nationalpolitik ſteht. Von Zeit zu Zeit wird es uns zum Bewußtſein gebracht,. daß die kaltblütig und folgerichtig durchgeführte nationale Politik, jene imperialiſtiſche Kulturpolitik, die die Führer unſerer nationalen Verbände nach innen und außen bewußt erſtreben, die die breiten Schichten unſeres gebildeten Bürgertums und auch die großen Maſſen unbewußt erſehnen, in direktem Widerſpruch zu den Bedürfniſſen der deutſchen Staatspolitik ſteht. Das Schlagwort nationale Wirtſchaftspolitik wird für uns ein Anachronismus. Das Beſtreben unſerer Staatspolitik uns ſatt und reich und zufrieden zu machen, ſchwächt die deutſche Nationalität, weil es die bodenſtändigen und mit der Hand arbeitenden Schichten, auf denen die Stärke und Zukunft eines jeden Volkes beruht, auflöſt und an ihre Stelle fremdſtämmige, bei uns die Polen, gelangen läßt, die Mehrzahl der Emporgekommenen aber zur Verweichlichung zwingt. Beſteht dieſer Widerſpruch ſchon in der allgemeinen Wirtſchaftspolitik des Deutſchen Reichs, ſo wird in unſerem Zuſammenhange das, was heute als „nationale Induſtriepolitik“ oder als „nationale Agrarpolitik“ geht, geradezu zur Lüge. In einem Volk, das ſoviel volksfremde Arbeitskräfte nötig hat, wie das Deutſche, um ſeine mobiliſierten Geiſteskräfte zu betätigen und ſeine Anſprüche an Wohlbehagen zu befriedigen, kann unter der Herrſchaft gleichen Rechts für alle weder Agrarpolitik noch Induſtriepolitik national ſein. Wäre ſie

national, so hätten die Sozialdemokraten recht von Klassenstaat und Klassenpolitik zu sprechen, dann müßten die deutschen Schichten vor anderen nichtdeutschen bevorzugt werden. Tatsächlich ist aber das Umgekehrte der Fall: die deutscheste Schicht der Reichsdeutschen, alles das, was Schmoller seinerzeit als den neuen Mittelstand bezeichnet hat, die Staats- und Privatbeamten, die Offiziere und Unteroffiziere, die Lehrer und Pastoren, die geistige Elite des Volks, diese Millionen deutscher Staatsbürger werden geradezu zurückgesetzt zugunsten der rein wirtschaftlich arbeitenden Klassen, die sowohl in ihren Unterschichten wie in ihren Spitzen nicht ohne weiteres der deutschen Nationalität zuzurechnen sind, — diese infolge ihrer wirtschaftlichen oder auch nur finanziellen Abhängigkeit vom Auslande, jene als Zugehörige zu andern Nationalitäten, als Polen.

Diese Beurteilung der Lage des Deutschtums in Deutschland findet ihren lebhaften Ausdruck in allen jenen Organisationen, die das Wort „völkisch" auf ihr Panier geschrieben haben, nachdem das Wort „national" einen durchaus unnationalen Inhalt bekommen hat. Ich stimme, so will es mir scheinen, hierin mit den Führern der deutsch-völkischen Verbände überein. Weiter stimme ich mit ihnen überein, wenn ich meine, daß die Wirtschaftspolitik nicht national sein kann, solange mit ihr nicht Hand in Hand eine objektive rücksichtslose Züchtungs- und demokratische Bodenpolitik geht. Aber unsere Ansichten werden sich schon da trennen, fürchte ich, wo die praktische Durchführung der als notwendig erkannten Maßnahmen beginnt. Es ist ohne schwere Schädigung des deutschen Volkstums ein Ding der Unmöglichkeit, den reichsdeutschen Unternehmer aus dem internationalen, die Welt umspannenden Verbande mit seinen Rücksichten und Abhängigkeiten herauszuschälen, es ist weiter unmöglich, den Polen heute noch zu unserem Industrie- oder Agrarsklaven zu machen, weil jene international gebundenen und international kämpfenden und konkurrierenden Industriellen und Landwirte in ihren Betrieben nur intelligente, selbständig denkende Arbeiter, nicht aber stumpfe Sklaven brauchen können. Wir sind national (völkisch!) abhängig geworden durch unsre Wirtschaft, und unser Nationalstaat genanntes Reich ist augenscheinlich nicht befähigt, uns aus dieser Abhängigkeit zu befreien. Wir können uns keine Sklavenvölker mehr unterjochen, ohne uns selbst für den kurzen Traum, Herrscher zu sein, kulturell zu opfern. Wir können in dem heutigen Deutschen Reich nur einer Wirtschaft dienen, die wir vielleicht aus dem einen Grunde als national bezeichnen dürfen, weil wir Anteil haben an der Verteilung der Gewinne aus ihr.

Seit der teilweisen Einigung der deutschen Nationalität im Reich ist ihre Bedeutung in allen andern europäischen Ländern faktisch zurückgegangen: seit den 1880er Jahren ziehen wir, teils durch die russische Regierung gezwungen, teils freiwillig unsre Kolonisten aus Rußland zurück; seit 1872 ist das Deutschtum in Galizien, das dort bis 1866 den Ton angab, zur geduldeten Schicht herabgesunken; in Ungarn kämpfen die Schwaben einen Verzweiflungskampf; in Bosnien mit seinen 25000 deutschen Beamten, gibt es keine staatliche höhere deutsche Schule; in Österreichisch-Schlesien ist es möglich geworden, daß die Deutschen, ähnlich wie im Mittelalter oder neuerdings in Rußland die staatlosen Juden, gehetzt werden, ohne daß der deutsche Nationalstaat Mittel anwenden kann, solche Vorkommnisse ein für allemal zu verhindern. Das Reich in der Organisation, wie Bismarck sie geschaffen hat, erfüllt die Hoffnungen, die vor fünfzig Jahren in diesen Heften gehegt wurden, nicht! Nationalpolitik und Staatspolitik gehen bei uns nicht Hand in Hand und das völkisch-kulturelle muß hinter dem staatlichen zurückstehen. Der wirtschaftende Staat macht sich wohl die hervorragenden wirtschaftlichen Eigenschaften des deutschen Stammes mehr und mehr nutzbar und sucht sie durch seine Einrichtungen im Innern, wie Schule und Heer, weiter zu entwickeln, aber national-deutsche Politik treibt er nicht! Er kann sie nicht treiben, weil er aus Selbsterhaltungstrieb bei uns zwischen den wirtschaftlichen Verbänden hin- und herlavieren muß, ebenso wie der Habsburgische zwischen den Nationalitäten in Österreich-Ungarn laviert.

Ich möchte diese Sätze gerade im Zusammenhang mit den Vorgängen in Serbien dem folgenden Aufsatz des Herrn Major Dr. von Szczepanski vorausschicken und zugleich an meine eignen früheren Ausführungen über Habsburgs Sorgen (Heft 27) und über das polnische Problem (Heft 26) erinnern. Die serbisch-österreichische Krise ist keine habsburgische Sorge allein, sie ist eine deutsche Sorge! Sie sollte alle Deutschen einmal veranlassen, die inneren Hader ruhen zu lassen und über den heimischen Zaun zu blicken, ob da nicht doch Verhältnisse eingetreten sind, die zum starken Betonen des Nationalen, zu Taten für das Volkstum auffordern.

George Cleinow

Politische Betrachtungen zur Tat von Serajewo

Von Dr. von Szczepanski, Major a. D.

Seitdem der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand einem Mordanschlag erlegen ist, dessen politische und persönliche Beweggründe man weniger in anarchistischen als in nationalistischen Auffassungen zu suchen sich gezwungen sieht, ist für die Politik der Donaumonarchie das schwierige Balkanproblem noch drängender geworden. Als im Oktober 1812 der Balkanbund gegen die Türkei losschlug, erwarteten viele Freunde Österreich-Ungarns, daß es durch Besetzung des Sandschak — womöglich gerechtfertigt durch ein selbstbesorgtes Mandat der Türkei — von vornherein eine Trennung der serbischen und montenegrinischen Streitkräfte herbeiführen und so die räumliche Grenzvereinigung dieser beiden Völker vorbeugend zu verhindern wissen werde. Allerdings hatte es, vornehmlich aus militärischen Rücksichten, den Eigenbesitz des Sandschak schon früher verschmäht. So hat denn das Bewußtsein, dort für sich selbst nichts wollen zu dürfen und dennoch durch solches prohibitive Vorgehen vielleicht die russischen Waffen auf sich zu ziehen, damals jede energische Aktion verhindert, während auf dem Balkan fortgesetzt die wichtigsten Entscheidungen, die Österreichs Machtstellung nicht unberührt ließen, sich abspielten. Als Ursache jener Zauderpolitik der Regierung wird in der österreichischen Presse jetzt vielfach die Verbindung mit dem Deutschen Reiche genannt: von dort her seien warnende, eben der Besorgnis vor der russischen Waffenmacht entsprungene Einflüsse gekommen. In Wahrheit dürfte höchstens ein Hinweis erfolgt sein, daß Österreich-Ungarn für eine kräftige Außenpolitik militärisch doch nicht fertig genug war. Aber auch dann noch bleibt immer die Frage offen, inwiefern die Regierung in Wien sich gezwungen sah, von eigener, selbständiger Entschließung abzusehen und den Ratschlägen des mächtigsten Dreibundgenossen zu folgen. Man muß wohl eher annehmen, daß noch andere Überlegungen mitsprachen und vor allem die Befürchtung vorlag, auf dem Balkan zugleich in Reibungen mit dem anderen Dreibundgliede, mit Italien, zu geraten — und dieses Er-

gebnis aktiven Auftretens österreichischerseits konnte natürlich auch in Berlin nicht erwünscht sein. Würde aber dann nicht mehreres darauf hindeuten, daß es für Österreich-Ungarn innerhalb des Dreibundes schwer ist, selbständige europäische Politik zu treiben?

Die Gründe für die hier berührte Schwierigkeit liegen doch wohl nicht im Dreibundverhältnis, sondern bei diesem Bundesgliede selbst. Eben das beweist der in Serajewo vollführte Mordanschlag, welcher in dem Opfer ein politisches System treffen wollte, das für die Donaumonarchie eine Zukunft zu haben schien. Es ist ja jetzt müßig, zu raten und abzuwägen, ob Erzherzog Franz Ferdinand als Kaiser in der Politik rein dynastische oder klerikale, ob er trialistische oder imperialistische Wege gewandelt wäre. Das eine scheint jedoch sicher, daß jeder von ihm gewählte Weg nur ein Mittel hätte sein sollen, um das Ländergebilde der österreichisch-ungarischen Monarchie zu dem zu machen, was es, geschichtsphilosophisch angesehen, eigentlich noch nicht ist: zu einem Staat. Zur Idee eines Staates gehört nämlich, nach Ranke, „das Bewußtsein nicht allein eines äußeren, sondern auch eines inneren Zusammenhanges," gehört die Sicherheit, daß Regierungswille und Volkswille nicht erst an den Wendepunkten der Geschichte eines Reiches, sondern in dessen täglichem innersten Leben stets wieder sich begegnen. Nun ist aber trotz des gemeinsamen Staatsoberhauptes die Verfassung der Donaumonarchie nicht nur föderativ, sondern sogar in Hervorbringung des Staatswillens durchaus dualistisch. Man braucht sich nur des Einflusses zu erinnern, den die Interessen der Ungarn auf die Gestaltung des Wehrwesens im Reich mitausübten. Aber abgesehen von diesem verfassungsmäßigen Dualismus, besteht er praktisch auch in der österreichischen Reichshälfte, wo in Fragen der inneren Politik die Regierung Franz Josefs stets wieder in die Lage kam, die Nationen gegeneinander ausspielen zu müssen und, so oft dieses Manöver mißglückte, von dem berühmten § 14 Gebrauch zu machen, der ihr das Recht zu zeitweiliger, fast absolutistischer Verwaltungsweise gibt.

Gewiß hat nun gerade der äußere Anschluß an das Deutsche Reich dazu geführt, daß in der inneren Politik die Neigung herrscht, das slawische Element zu bevorzugen. Die scharfen Gegensätze in Cisleithanien zwischen Deutschen und Tschechen stärken wiederum den politischen Wert der transleithanischen Stimmen bei allen Regierungsmaßnahmen. Aber deren unabhängigere und einflußreiche Stellungnahme zu allen großen Willensfragen des Staatslebens ist noch auf andere Weise historisch erwachsen. Die selbständige und europäisch bedeutende Macht Österreichs begann einst erst mit der Wiedereroberung von Ungarn, und durch Mäßigung in seinen nationalen Forderungen nach dem Feldzug von 1866 hat eben dieses Ungarn die eigenstaatlichen Interessen nur fester neben und innerhalb derer der Gesamtmonarchie aufgepflanzt. Und nun sehen wir das madjarische Volkstum mit den österreichischen Nordslawen nicht ungern im Bunde gegen das deutsche Element im Reiche, während es anderseits in einem gewissen Gegensatz zu den Südslawen steht. Alles dies verwirrt

und erschwert die Verhältnisse für die gemeinsame Staatsleitung, besonders wenn es sich um Lebensfragen auf dem Gebiet der auswärtigen Politik handelt.

Daneben bleibt es eine geschichtliche Erfahrung, daß die politisch ungünstigen Verhältnisse eines Landes infolge mangelnder Staatseinheit durch das Geschick und die Willenskraft einer starken Persönlichkeit gewendet und glücklich geleitet werden können. Warum hätte beispielsweise Franz Ferdinand einst den kirchlichen Gegensatz des römisch-katholischen zum orthodoxen Bekenntnis nicht zu Hilfe nehmen sollen, um unter diesem Zeichen die drei großen Völker der Monarchie, Deutsche, Tschechen und Ungarn, gegen die Südslawen zu führen? „Wo Waffen und Idee einen Bund schließen, sind sie immer unwiderstehlich gewesen" — und wenn der religiöse Gedanke die genügende Zugkraft in unserem Zeitalter nicht mehr fände, so war noch immer der imperialistische, das weltwirtschaftliche Motiv, verfügbar. Insofern also ist der Serajewoer Anschlag folgerichtig erdacht, als eine Persönlichkeit beseitigt wurde, die man für tatkräftig genug halten durfte, um aus dem Zustand der Abwehr, in dem die Donaumonarchie unter Franz Josef den Südslawen gegenüber sich verhielt, zum Angriff überzugehen. Nun hat der politische Mord seine sehr lange, alte und interessante Geschichte, aus der viel Wissenswertes und Nachdenkliches sich herausheben ließe. Hier sei nur darauf aufmerksam gemacht, daß das Zeitalter der Aufklärung auch der politischen Mordlust für fast ein Jahrhundert Einhalt getan hatte. Sie beseitigen hat es nicht gekonnt, wohl aber ihre schlimmsten Folgen, denn es verringerte den politischen Wert der Einzelpersönlichkeit. Mit der Verbreiterung und Vertiefung der Ideen über Menschheit und Staat ist die Entwicklung der Ereignisse von dem Dasein einzelner Männer unabhängiger geworden. Ideen lassen sich nicht mehr mit dem Menschen totschlagen; hemmen kann der Mord, keineswegs aber vernichten was dem geschichtlichen Fortschritt entgegenreift. So ist auch mit Franz Ferdinand nur ein einzelnes Leben hinweggerafft, das vielleicht nicht einmal ein wesentliches Moment in der Geschichte bildet; es ist aber nicht der politische Zustand aus der Welt geschafft, aus dem die Zukunft sich gestaltet.

Dieser dürfte den Bestrebungen der Serben nicht günstig sein. Von den nächsten Nachbarvölkern werden weder die Türkei noch Bulgarien diesem gehaßten Gegner beispringen. Rußlands Mobilisierungskünste mögen eine moralische Rückendeckung geben — warum es hier an einem ernstlichen Eintreten für Serbien doch fehlen dürfte, wird noch zu erörtern sein. Rumänien, das zwar Rußland sich politisch genähert hat, wird kaum einem Unternehmen entgegentreten, das sich zur Aufgabe stellt, die Gefahr eines großserbischen Reiches, dessen Anfänge im dem geplanten Zusammenschluß Serbiens mit Montenegro sich zeigen wollen, zunächst einmal gründlich zu beseitigen. In Bukarest erstrebt man doch ein bestimmtes Maß von Vorherrschaft oder wenigstens von Schiedsherrschaft auf dem Balkan, wo aber die Machtverhältnisse doch so liegen, daß jede etwaige Machtverschiebung zugunsten Serbiens oder des diesem befreundeten Griechenlands den rumänischen Staat in den Hinter-

grund drängen und schließlich in ernste Abhängigkeit von Rußland bringen könnte. Deshalb hat eigentlich auch Rumänien das größte Interesse daran, daß die albanischen Zustände geordnet und jene beiden Balkanstaaten gehindert werden, dort fortgesetzt das Feuer zu schüren oder gar schließlich an albanischem Territorium selbst sich zu bereichern. Den Griechen dürfte bei Verfolgung solcher Absichten auch Italien im Wege stehen — und wenn man in Wien verstände, mit Rom über eine radikale Lösung der albanischen Frage sich zu einigen, könnte Österreich-Ungarn wohl mit Aussicht auf Erfolg das Schwert gegen Serbien sprechen lassen. Die Furcht vor Rußland, dem man zutraut, es werde Österreich-Ungarn in den Arm oder gar in den Rücken fallen, scheint unbegründet. Auch im Deutschen Reich herrscht vielfach die Meinung, die russische Regierung suche den Krieg in Europa. Eingeweihte dagegen wissen, daß beispielsweise während der Balkankriege das nahe verwandtschaftliche Verhältnis der bei der Londoner Konferenz beglaubigten Vertreter Deutschlands, Österreich-Ungarns und Rußlands mehrfach dazu beigetragen hat, in ernsten Augenblicken die Formen des Meinungsaustausches zu mildern und der Erhaltung friedlicher Beziehungen unter den großen Mächten ehrlich zu dienen — ein diplomatisches Stück, das doch nur bei entsprechendem Willen der Regierungen durchführbar war. Und auch das angeblich gegenteilige Verhalten des so schnell verstorbenen russischen Gesandten in Belgrad, Herrn v. Hartwig, der seiner Regierung am besten zu dienen glaubte, wenn er den südslawischen Ansprüchen den Rücken steifte, beweist doch nur, daß eben die Entscheidung über Krieg und Frieden nicht in den Händen der Diplomaten, sondern in denen der Staatsmänner liegt. Ein Staatsmann wird glückhafte äußere Politik meist nur dann treiben, wenn er sie in Einklang hält mit der Staatsidee; die aber zwingt das russische Reich keineswegs, einer Hemmung des serbischen Selbstbewußtseins und Brandlegens Einhalt zu tun.

Einige Blätter nun suchen die voraussichtliche Friedensgeneigtheit des Zaren mit der Solidarität der Herrscher vor der Idee des skruppellosen Königsmordes zu begründen. Sie prophezeien auf dieser Basis sogar eine Annäherung der drei europäischen Kaiserreiche, die sich dann also als ein Angstprodukt dynastisch-legitimistischer Weltanschauung gegenüber dem Radikalismus von Anarchisten und Nationalisten darstellen würde. Unbedingt verabscheuungswürdig sind selbstverständlich solche feigen Meuchelmorde wie der, welcher in Serajewo verübt wurde. Die Sicherung des Lebens der Herrscher ist aber eine polizeiliche Aufgabe, deren Unterstützung durch diplomatische Vereinbarungen notwendig werden kann; schwerlich aber darf sie zur politischen Tendenz im Staatsleben gemacht werden. Für den Staat und die Staatsidee leben, denken, sterben — das ist eben Königshandwerk, das hat Friedrich der Große alle Monarchen gelehrt, und darum darf es als gleich ehrenvoll gelten, ob einer von ihnen auf dem Schlachtfelde oder in Ausübung seiner hohen Friedenspflichten einem Gegner fällt und den Zoll des Lebens zahlt. Gehen wir aber von diesen gefühls-

mäßigen Betrachtungen zu den Fragen der praktischen Politik zurück, so muß man sich doch sagen, daß eine plötzliche engere Verbindung mit Rußland sehr wahrscheinlich die soeben gebesserten Beziehungen des Deutschen Reiches zu England lockern würde. Innerhalb der großen politischen Konstellation — Dreibund gegenüber Dreiverband — weisen aber alle unsere realen Interessen auf ein ungetrübtes Verhältnis zum Inselreich, ohne daß wir deshalb unfriedliche Gesinnungen gegen den östlichen Nachbar hegen müßten. Nun sind ja Rückversicherungen keine ungewohnten Züge mehr auf dem Schachbrett der Diplomatie, nur sollten sie nicht den Anschein einer Schaukelpolitik erwecken, sondern Ausdruck und Zeichen selbstsicherer Stärke sein. Natürlich hat niemals irgendein föderatives System der auswärtigen Politik Anspruch auf ausschließliche oder unveränderliche Geltung. Ein mächtiger Staat wird vielmehr nur solche Verbindungen festhalten oder aufsuchen, die ihm jene Bewegungsfreiheit gewährleisten, welche zur zweckdienlichen und fortschreitenden Entfaltung der in seinem Innern tätigen Kräfte nötig ist. Es kann also nicht nur die Ähnlichkeit des Verfassungs- und Regierungssystems bei solcher Wahl entscheiden; es sprechen auch soziale und kulturelle Fragen mit. Nun beruht in Rußland die innere Entwicklung doch noch immer auf dem Moment des Zwanges, in England, das in seinen politischen Einrichtungen doch so konservativ im Sinne von Beständigkeit ist, auf dem der Freiheit. In Österreich-Ungarn wird, wie schon erwähnt, der innere Fortgang durch das Mittel des Ausgleichs erstrebt. Im Deutschen Reich möchte man ein Element der Erziehung als denjenigen Faktor erkennen, der die Staatseinheit festigen, die Staatsgröße fördern will. Die theoretischen Folgerungen für die Bündnispolitik dieser Staaten ergeben sich daraus von selbst.

Der praktischen Staatskunst der europäischen Großmächte ist durch die Tat von Serajewo die nicht leichte Aufgabe nahegelegt, unter sicherer Wahrung des allgemeinen Friedens die politischen Ruhestörer endlich unschädlich zu machen. In dem gegenwärtigen Zeitalter der Friedensbewegung hängt von dem Gelingen für eine universalgerichtete Geschichtsbetrachtung die Beantwortung der Frage ab, ob die einstige romanisch-germanische Staatengemeinschaft, die heute als Kulturgemeinschaft fortbesteht, einer Entwicklung zu europäischer Geltung fähig ist.

Zur Geſchichte der Entwicklung der Arbeitgeberorganiſationen in den Kulturſtaaten der Gegenwart

Von Heinrich Göhring

Als Quellen zu dieſer Arbeit dienten: Mitteilungen des Königlichen Kommerzkollegiums in Stockholm, „Arbeidsmarkedet“ in Chriſtiania, Statiſtisk Aarbog 1903, Kobenhavn, Meddelanden fran K. Kommerskollegii afdelning för arbetsſtatiſtik, 1904, Nr. 1, Stockholm, Ninth Annual Abſtract of Labour Statiſtics of United Kingdom 1901/1902 des Board of Trade (Labour Department), London 1903, Maſſachuſetts Labor Bulletin, März 1904, Bulletin de l'Office du Travail, Novemberheft 1904, Bollettino della Lega induſtriale, Torino 1907, Jahresbericht der Abteilung für Induſtrie für das Jahr 1910 (Petersburg 1911) und für das Jahr 1911 (Petersburg 1912), Reichsarbeitsblatt, Berlin Jahrg. 1903 bis 1913, Deutſche Arbeitgeberzeitung, Berlin, Schweizeriſche Arbeitgeber-Zeitung, Zürich und verſchiedene andere mehr.

Viel ſpäter als in den Kreiſen der Arbeitnehmer iſt man in denen der Arbeitgeber zu der Einſicht gekommen, Vereinigungen zum Schutze gegen die mächtig heranwachſenden Gewerkſchaften der Arbeiterſchaft ins Leben zu rufen. Ja in der Regel hat es erſt erheblicher Streikbewegungen bedurft, um den Unternehmern die Notwendigkeit von Gegenorganiſationen zum Zwecke der Abwehr vor die Augen zu führen. Anlaß zur Gründung von Arbeitgeberorganiſationen, wie man ſie zurzeit antrifft, hat das Jahr 1890 gegeben, welches ſich durch ein ganz enormes Anſchwellen der Streikbewegung beſonders auszeichnete. Es entſtanden die Verbände der deutſchen Metallinduſtriellen, der Verein der Kupferſchmiedereien, der Verein der Zigarrenfabrikanten von Hamburg und Umgegend; im Jahre

1892/1893 erhielt der deutsche Buchdruckerverein der veränderten Sachlage entsprechende Umformung. Anlaß gab hier der große Streik im deutschen Buchdruckergewerbe von 1891. Es entstanden ferner der Verein der Töpfer in Dresden, der Verein der Brauereien Berlins und Umgegend, der Verband der Textilindustriellen von Chemnitz und Umgegend und viele andere mehr.

Diese Organisationen waren unter sich sehr verschieden. Zumeist waren sie lokaler Natur und auf eine Wirksamkeit am Orte oder in der nächsten Umgebung berechnet wie die genannten Verbände der Tabakfabrikanten Hamburgs, der Textilindustriellen von Chemnitz, der Töpfer in Dresden und der Brauereien Berlins. Teilweise erstreckten sie aber ihre Wirksamkeit über ganze Gebiete unseres Vaterlandes, wie etwa der Verein der Kupferschmiedereien. Eine regere Fühlungnahme untereinander konnte man zuerst unter den Verbänden der deutschen Metallindustriellen beobachten. Hier findet man schon gemeinsam unterhaltene Bureaus und andere Einrichtungen vor. Eine andere Art der Unterscheidung der Unternehmerorganisationen von einander bildete die Stellung zu der Arbeitsnachweisfrage. Schon der Gesamtverband Deutscher Metallindustrieller, welcher sich im Jahre 1891 aus den Verbänden der deutschen Metallindustriellen, dem Verein der Kupferschmiedereien und dem Verein Deutscher Eisengießereien bildete, gab die Parole zur Gründung obligatorischer von den einzelnen Bezirksverbänden zu erhaltender Arbeitsnachweise als Kampfmittel heraus, welcher auch die Verbände der deutschen Metallindustriellen bis auf den Verband der braunschweigischen Metallindustriellen zustimmten. Diese letzteren sowie die Arbeitgeber im Brauereigewerbe von Berlin und dem Töpfergewerbe von Dresden stellten sich in puncto der Arbeitnachweisfrage auf den Standpunkt der paritätischen Beteiligung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern.

Eine bestimmte Form der Pflichten der Mitglieder der Arbeitgeberorganisationen findet man in den Satzungen einer der ältesten deutschen Vereinigung, nämlich des Vereins der Kupferschmiedereien Deutschlands, welche mit der Bildung von Bezirksvereinen begann nachdem im Jahre 1889 schon ein reges Fachblatt ins Leben gerufen worden war. Auf der Hauptversammlung zu Hannover am 10. Mai 1891 wurden die Satzungen des Vereins festgelegt. Nach diesen Satzungen wurde als Zweck des Vereins formuliert „die Wahrnehmung der Interessen der Kupferschmiedearbeitgeber und der pflichtmäßigen Fürsorge für das Wohl der Kupferschmiedearbeitnehmer;" diesem Zweck wird gedient „durch Maßregeln zur Hebung des Kupferschmiedegewerbes wie namentlich zur besseren Ausbildung der Lehrlinge, gemeinsamer Abwehr unberechtigter Ansprüche der Arbeitnehmer, geeignete Einwirkung auf die Arbeitgeber zur Erfüllung der berechtigten Wünsche der Arbeitnehmer, Vereinbarungen mit Rohstofflieferanten, Vereinigungen mit anderen Verbänden, welche gleiche oder ähnliche Ziele verfolgen." Ferner wird besagt, daß der Verein in Bezirksvereine gegliedert ist, welche, soweit die Satzungen des Gesamtvereins nicht Bestimmungen darüber enthalten, ihre Angelegenheiten durch besondere Satzungen regeln. Jedes

Vereinsmitglied ist verpflichtet, unter keinen Umständen Kupferschmiedegesellen Arbeit zu geben, welche bei einem Vereinsmitgliede unberechtigterweise die Arbeit niedergelegt haben, bzw. in Ausstand getreten sind, solange ihnen nicht durch den Bezirksvorstand die Mitteilung zugegangen ist, daß die betreffenden Arbeiter wieder eingestellt werden dürfen. Ferner ist es Sache der Bezirksvereine, die nötige Sicherheit für die Erfüllung dieser Verpflichtung seitens ihrer Mitglieder zu beschaffen, wenn nötig durch Einforderung eines zu hinterlegenden Geldbetrages, der bei Nichterfüllung der Vorschrift dieser Paragraphen ganz oder teilweise an die Vereinskasse fällt. Die Frage, ob eine Arbeitseinstellung als berechtigt oder unberechtigt anzusehen ist, ist von dem Bezirksvorstande auf Anzeige des betreffenden Vereinsmitgliedes unter genauer Prüfung der Verhältnisse nach Pflicht und Gewissen zu entscheiden. Bei dieser Entscheidung hat, sobald es sich um einen allgemeinen Ausstand handelt, das unmittelbar betroffene Mitglied, wenn es dem Bezirksvorstande angehört, keine Stimme bei der Entscheidung. Die von einem Ausstand betroffenen Vereinsmitglieder haben sofort bei Ausbruch des Ausstandes dem Bezirksvorstande eine namentliche Liste der ausständigen Arbeiter zu übergeben. Erkennt der Bezirksvorstand den Ausstand als unberechtigt an, so hat derselbe

a) die Namen der ausständigen Arbeiter sofort den Mitgliedern des Bezirkes mitzuteilen;
b) dem Vereinsvorstande umgehend eine Abschrift des Verzeichnisses der ausständigen Arbeiter zu übersenden.

In dem Verzeichnis sind die Personalien der ausständigen Arbeiter möglichst genau anzugeben. Der Vereinsvorstand hat die ihm zugehenden Ausstandslisten schleunigst in einer der Mitgliederzahl entsprechenden Anzahl von Exemplaren an die übrigen Bezirksvereine zu entsenden. Bei Ausständen von größerem Umfange hat der Vereinsvorstand mit Hilfe der Bezirksvorstände alle diejenigen Maßregeln zu ergreifen, welche zur Bekämpfung des Ausstandes geboten erscheinen. Sämtliche Vereinsmitglieder sind verpflichtet, den ihnen bekanntgegebenen Anordnungen des Vereinsvorstandes in solchen Fällen unverzüglich Folge zu leisten. Es ist die Pflicht des Vereinsvorstandes wie aller Bezirksvorstände, in Ausstandsfällen nach Möglichkeit auf eine gütliche Beilegung des Ausstandes hinzuwirken. Ist ein Ausstand erloschen, bzw. beigelegt, so haben der Vereinsvorstand und die Bezirksvorstände auf möglichst schnellem Wege durch Mitteilung an die Vereinsmitglieder die Aussperrung der Arbeiter aufzuheben.

Über diesen Nachrichtendienst bei Streiks und Aussperrungen ist nun die sozialdemokratische Partei- und Gewerkschaftspresse von jeher mit aller ihr zu Gebote stehenden Schärfe zu Felde gezogen. Leider wird hierbei ganz vergessen, daß die Unternehmer hier zu ihrem eigenen Schutze und nur in gewissen Fällen ein Verfahren anwenden, das die Gewerkschaften der Arbeiter in bedeutend schärferer Form schon viel früher angewendet haben und auch jetzt noch anwenden.

Lange bevor eine wirksame Organisation der Arbeitgeber bestand, konnte man schon in den Zeitschriften der Gewerkschaften und zwar fast in jeder Nummer die Namen einer Reihe von Arbeitern lesen, die von den einzelnen Verbänden verfehmt waren.

Die in den vorgegebenen Satzungen des Vereins der Kupferschmiedereien Deutschlands gegebenen Aufgaben waren aber leichter und wirksamer zu erfüllen, wenn den Unternehmern der Arbeitsnachweis zur Verfügung stand d. h. wenn derselbe von ihnen errichtet war und demnach auch nur ihre Interessen zu vertreten hatte. In diesem Sinne wurde auch auf der Zweiten Hauptversammlung zu Dresden am 22. Mai 1892 beschlossen, der Organisation von Arbeitsnachweisen näher zu treten und besonders die dem Königreich Sachsen angehörenden Mitglieder stimmten dem Vorschlag samt und sonders bei. Den Bezirksverbänden wurde aufgegeben, die Errichtung von Arbeitsnachweisen auf die Tagesordnung ihrer Versammlungen zu setzen und zu veranlassen, daß ein jedes Mitglied die Arbeitsnachweisstellen des Vereins benutzen muß und gleich benutzen kann. Nachdem in den einzelnen Bezirken entweder Arbeitsnachweisstellen in Betrieb gesetzt, oder Vorbereitungen zur Errichtung von solchen getroffen worden waren, konnte in der gemeinsamen Sitzung des Zentralvorstandes und der Vorsitzenden der Bezirksvereine am 1. März 1894 der Beschluß gefaßt werden, daß von diesem Termine ab unter keinen Umständen die Arbeitsnachweise der Arbeitnehmer mehr benutzt werden dürfen.

Einen wirksamen Einfluß auf den Zusammenschluß des deutschen Unternehmertums hat nun der große Krimmitschauer Streik, der von Mitte 1903 bis Januar 1904 währte, gehabt. Er hat gezeigt, wie außerordentlich zweckdienlich eine straffe Organisation der Arbeitgeber zu wirken vermag. Wenn nun auch der Gedanke einer allgemeinen deutschen Arbeitgeberorganisation schon vor dem Krimmitschauer Streik bestanden hat, so hat doch dieser Kampf und die dabei gemachten Erfahrungen wohl zu einer Beschleunigung des Zusammenschlusses wesentlich beigetragen. Die Verwirklichung des Gedankens sollte denn auch bald erfolgen. Schon auf der Generalversammlung des Bayerischen Industriellenverbandes Ende 1903 zu München wurde die Zweckmäßigkeit eines allgemeinen deutschen Arbeitgeberbundes als Hauptpunkt der Tagesordnung betont. In den meisten anderen deutschen Arbeitgeberorganisationen herrschte genau dieselbe Stimmung zugunsten einer großen Einheitsorganisation.

Einer der denkwürdigsten Tage in der Geschichte der Arbeitgeberbewegung ist der 17. Januar 1904, als zu Berlin im Hotel Kaiserhof von Vertretern der gesamten deutschen Industrie der Plan zur Gründung eines allgemeinen deutschen Arbeitgeberverbandes festgelegt wurde. Ein Bild von der Art und Weise der Zusammensetzung bzw. des Zusammenschlusses geben die Hamburger Nachrichten der damaligen Tage: „Es hat sich gezeigt, daß die Notwendigkeit des Zusammenschlusses der Arbeitgeberschaft einstimmig anerkannt wird, und wenn nach irgendeiner Richtung hin noch Zweifel bestanden, so erstreckten

sie sich allein auf die Auswahl der Durchführung des großen Planes zu ergreifenden Mittel. Allerdings muß der Wunsch, die Organisation der Unternehmer vollkommen einheitlich zu gestalten, auf Grund der in letzter Zeit gemachten Erfahrungen zum mindesten als verfrüht gelten. Man hat sich davon überzeugt, daß es den obwaltenden Verhältnissen mehr entspricht, wenn die geplante Organisation den partikularen Interessen des Unternehmertums Rechnung trägt, in der an Stelle des ursprünglich in Aussicht genommenen zentralistischen Prinzips das föderalistische zur Durchführung gelangt. Die deutsche Arbeitgeberschaft ist demnach in folgende Hauptgruppen einzuteilen:

1. die zum Zentralverband gehörigen Industriezweige;
2. das Handwerk;
3. die sachlich organisierten deutschen Arbeitgeberverbände, wie z. B. der Gesamtverband Deutscher Metallindustrieller;
4. die lokalen (gemischten Arbeitverbände, nach Art des Arbeitgeberverbandes von Hamburg-Altona).

Einen Abschluß fanden die Einheitsbestrebungen der deutschen Unternehmer in der am 12. April 1904 zu Berlin erfolgten Konstituierung der „Hauptstelle Deutscher Arbeitgeberverbände". Da in dieser Zentralisation der „Zentralverband Deutscher Industrieller" die leitende Stellung einnahm, war es ganz natürlich, daß sich hier nur die Verbände der Großindustrie anschlossen. Um nun aber denjenigen industriellen Kreisen, welche andere wirtschaftliche Bestrebungen verfolgen als der Zentralverband Deutscher Industrieller und auch den kleineren Arbeitgeberverbänden sowie den Vereinigungen der Handwerker eine Organisation zu schaffen, wurde auf Veranlassung des Gesamtverbandes Deutscher Metallindustrieller in einer Versammlung der außerhalb der Hauptstelle Deutscher Arbeitgeberverbände stehenden wirtschaftlichen und Arbeitgeberverbände am 17. Mai 1904 im Kaiserhof zu Berlin die „Freie Vereinigung von Arbeitgeber und wirtschaftlichen Verbänden" ins Leben gerufen. Gemäß ihren Satzungen sollte diese Vereinigung die auf eine Gesamtorganisation der Arbeitgeber Deutschlands gerichteten Bestrebungen unterstützen, indem sie für ihre Mitglieder einen gemeinsamen Kartellvertrag mit der Hauptstelle Deutscher Arbeitgeberverbände abzuschließen sucht, wobei für eine angemessene Vertretung der Freien Vereinigung gesorgt sein muß. Die einstweilige Geschäftsführung wurde dem Gesamtverband Deutscher Metallindustrieller übertragen. In der Folge machte sich nun in der Freien Vereinigung das Bedürfnis geltend, die Vereinigung fester zu gestalten. Es wurde daher in der Vertrauensmännersitzung vom 23. Juni 1904 zu Berlin beschlossen, die Freie Vereinigung zu einem Verband unter dem Namen „Verein Deutscher Arbeitgeberverbände" mit eigener Geschäftsleitung und eigenen Satzungen, die sich an die der Hauptstelle anlehnen, auszubauen.

Nach der definitiven Gründung dieser beiden Zentralen hat nun auch die Organisation des deutschen Unternehmertums von Jahr zu Jahr bedeutende

Fortschritte gemacht. Die früher häufig obwaltende Rücksichtnahme auf kleinliche Nebenfragen machte der Einheitsidee immer mehr Platz. Über die tatsächlichen Erfolge bzw. Fortschritte, die die deutsche Arbeitgeberbewegung nach der Verwirklichung der Einheitsidee gemacht hat, gibt ein Einblick in die Praxis Auskunft. So berichtet das Reichsarbeitsblatt, Jahrg. 1909, daß von 869 Arbeitgeberverbänden zu Beginn des Jahres 1909 155 vor dem Jahre 1900, 142 in den Jahren 1900 bis 1903 und 572 seit dem Jahre 1904 gegründet wurden. Nach dem Reichsarbeitsblatt, Jahrg. 1912 bestanden in Deutschland zu Beginn des Jahres 1912: 103 Reichsverbände, 461 Landes- oder Bezirksverbände und 2521 Ortsverbände mit 132485 Mitgliedern und 4378275 Arbeitern. Der Verein Deutscher Arbeitgeberverbände hatte zu Beginn des Jahres 1910 schon allein 50000 Mitglieder mit 1600000 Arbeitern und die Hauptstelle Deutscher Arbeitgeberverbände hatte zu derselben Zeit 6589 Mitglieder mit 1027818 Arbeitern.

Eine der größten Zentralisationen des deutschen Unternehmertums ist der im Jahre 1899 in das Leben gerufene „Deutsche Arbeitgeberbund für das Baugewerbe", welcher sich im Jahre 1909 dem Verein Deutscher Arbeitgeberverbände angeschlossen hat und zu dieser Zeit 25 Landes- oder Bezirksverbände mit 496 Ortsverbänden und insgesamt 20930 Mitgliedern umfaßte. Besonders hervorzuheben sind dann noch der „Gesamtverband Deutscher Metallindustrieller" mit zu Beginn des Jahres 1910 2960 Mitgliedern und 489300 Arbeitern. Aus der Zahl der Landes- oder Bezirksverbände waren zu Beginn des Jahres 1910 einige der bedeutendsten: Bayerischer Industriellen-Verband mit 624 Mitgliedern und 180000 Arbeitern, Verband Sächsischer Industrieller mit 4500 Mitgliedern und 500000 Arbeitern, Arbeitgeberverband Unterelbe mit 11500 Mitgliedern und 153000 Arbeitern, Landwirtschaftlicher Zentralverein mit Ausschuß für die Arbeiterfrage mit 786 Mitgliedern und 30000 Arbeitern, Zechenverband mit 91 Mitgliedern und 338870 Arbeitern, Arbeitgeberverband für den Bezirk der nordwestlichen Gruppe des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller mit 140 Mitgliedern und 151397 Arbeitern, Verband Süddeutscher Textilarbeitgeber mit 158 Mitgliedern und 78533 Arbeitern usw.

Auch in puncto des Ausbaues der inneren Einrichtungen konnte man die eifrigste Tätigkeit in der Organisierung des deutschen Unternehmertums erblicken. Während z. B. nach dem Mitgliederverzeichnis des Vereins Deutscher Arbeitgeberverbände nach dem Stande vom 1. August 1908 73 Arbeitgeberarbeitsnachweise bestanden, waren nach dem Stande vom Jahre 1911 schon 218 zu verzeichnen.

Auch die Streikversicherung macht erfreulicherweise immer mehr Fortschritte in der deutschen Arbeitgeberbewegung. Das Reichsarbeitsblatt, Jahrg. 1911, berichtet hierüber u. a., daß von den ermittelten Mitgliedern von Arbeitgeberverbänden im Jahre 1911 47328 Mitglieder mit 2315159 Arbeitern im Falle von Arbeitseinstellungen Geldunterstützung erwarten können. Gegenüber der

vorjährigen Übersicht werden hier 20228 Mitglieder mit 362679 Arbeitern mehr als versichert nachgewiesen. Wenngleich ein erheblicher Teil von diesem Mehr auf das Baugewerbe entfällt, ein anderer Teil auf bessere Berichterstattung zurückzuführen ist, so verbleibt doch noch eine wesentliche Steigerung, die der Ausbreitung des Streikversicherungsgedankens zuzuschreiben sein wird.

Einen Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung stellt das Jahr 1913 dar. Hier erfolgte ein weiterer bedeutender Schritt in der Organisierung der deutschen Unternehmerschaft. Am 5. April 1913 haben sich nämlich die beiden führenden Zentralen, der „Verein Deutscher Arbeitgeberverbände" und die „Hauptstelle Deutscher Arbeitgeberverbände", die bisher auf verschiedenen Wegen dem gleichen Ziel zustrebten, in der „Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände" zusammengefunden, und es steht zu erwarten, daß die segensreichen Folgen dieser von allen einsichtsvollen Verfechtern der Organisationsidee befürworteten Kräftevereinigung sich binnen kürzester Frist in reichem Maße bemerkbar machen werden.

Gleichwie die Arbeitervereinigungen Österreichs vielfach nach dem Muster der deutschen Gewerkschaften eingerichtet worden sind, ist die Gegenbewegung der Arbeitgeber Österreichs ebenfalls nach dem entsprechenden deutschen Vorbilde zustande gekommen. So wurde nach deutschem Muster im Jahre 1906 die „Hauptstelle österreichischer Arbeitgeberverbände" ins Leben gerufen. Bis zur definitiven Konstituierung und Eröffnung des Zentralbureaus am 1. Januar 1907 führte der „Bund österreichischer Industrieller" im Einvernehmen mit den anderen Zentralen und industriellen Körperschaften die Geschäfte. Über zwanzig selbständige Branchenverbände sowie über zehn Landessektionen und mehrere Ortsgruppen des Bundes haben sich hier bei der Gründung angeschlossen. Die Hauptstelle österreichischer Arbeitgeberverbände will gerade wie die deutsche Hauptstelle in erster Linie keine Kampfesorganisation, sondern nur eine Abwehr- und Schutzorganisation sein, die den Frieden pflegen will, solange sich dies mit der Stellung des Unternehmers vereinbaren läßt, die aber eine scharfe Waffe darstellen soll, wenn der Friede durch frivole Agitation zerstört wird. Weiterhin will die Hauptstelle die Schaffung von Einrichtungen zur Förderung der Unternehmerinteressen (Arbeitsnachweise, Normalien für den Tarifvertrag, Rechtsschutz in prinzipiellen Fragen, Einführung der Streikklausel usw.). Dies soll bewirkt werden: durch Schaffung neuer fachlicher Arbeitgeberorganisationen, Ausbau der bestehenden Vereinigungen usw.

Etwas später als die Gründung der Hauptstelle erfolgte diejenige des „Österreichischen Arbeitgeber-Hauptverband", einer Zentralisation ähnlich dem Verein Deutscher Arbeitgeberverbände in Deutschland.

Zweck und Ziele der ungarischen Arbeitgeberbewegung stimmen mit dem der deutschen und österreichischen Arbeitgeberverbände überein: es wird auf die Regelung der Arbeitsvermittlung mit Hilfe eines eigenen Nachweises hingewirkt, Normalarbeitsordnung, Arbeitslohnstatistik, Schutz der Arbeitswilligen, Arbeits-

lohnberechnung usw. bilden auch hier die Programmpunkte. Wenn die ungarische Arbeitgeberbewegung noch nicht in dem Maße entwickelt ist, wie dies der Fall sein sollte, so liegt es wohl in erster Linie daran, daß die ungarische Industrie mit erheblichen wirtschaftlichen Schwierigkeiten verkehrs- und zollpolitischer Art zu kämpfen hat, daß ferner die Verteilung der Betriebe über ein sehr weites Gebiet, gleichwie in Österreich, auch starke Verschiedenheiten arbeitspolitischer Art bedingt, und daß schließlich die parteipolitischen Kämpfe der letzten Jahre das Interesse der beteiligten Kreise in anderer Hinsicht vollkommen absorbierten. Eine der stärksten Arbeitgeberorganisationen ist der „Landesverband ungarischer Eisenwerke und Maschinenfabriken", der im Jahre 1911 83 Fabrikunternehmungen mit 88000 Arbeitern umfaßte.

Die Anfänge der Errichtung von Schutzorganisationen der Unternehmer in Großbritannien und Irland gegen die stetig mächtiger heranwachsenden Vereinigungen der Arbeiter gehen bis zum Jahre 1875 zurück, wo die erste Arbeitgeberschutzvereinigung ins Leben trat. Im Jahre 1893 bestanden nach dem Bericht der Royal Commission of Labour schon 70 Arbeitgeberorganisationen. Infolge größerer Arbeiterbewegungen haben diese Vereinigungen und zwar hauptsächlich in der Maschinenindustrie ganz beträchtlich zugenommen. Im Jahre 1902 war die Zahl der Arbeitgeberorganisationen in Großbritannien und Irland auf 848 angewachsen und im Jahre 1909 waren 220000 Mitglieder in 1400 Arbeitgebervereinen vereinigt.

Bis vor noch nicht allzulanger Zeit war der organisierte englische Arbeiter kein Freund von Streiks und Lohnkämpfen, wenigstens nicht in dem Maße, wie z. B. die Anhänger der freien Gewerkschaften in Deutschland (1906: England 486 Arbeitsstreitigkeiten, Deutschland 3480 Streiks). Man zog damals in der Regel den Weg zweckmäßiger Verhandlungen den Streiks vor. Als bestes Mittel zur Beilegung von Streitigkeiten zwischen Unternehmern und Arbeitern wurden die Einigungsämter von Schiedsgerichten bezeichnet, wie sie in dem englischen Gesetz über die Entscheidungen von Interessenstreitigkeiten vom Jahre 1896 vorgesehen sind. Diesem Gesetz entsprechend besteht in dem Gewerbeamt (Board of Trade) eine Zentralstelle, die den Zweck hat, die Bildung von Einigungsämtern anzuregen.

Leider ist nun in den letzten Jahren infolge des Vordringens des Anarchismus in der Arbeiterbewegung Großbritanniens und Irlands die Sachlage in dieser Hinsicht eine andere geworden. Der geringe Einfluß, den die Einigungsämter in England zurzeit besitzen, wird durch die stetig wachsende Zahl der Arbeitsstreitigkeiten bewiesen. Man nehme nur die großen Arbeitskämpfe, die Großbritannien und Irland in den letzten Jahren allein schon im Bergbau, im Transportgewerbe und in der Eisen-, Maschinen- und Schiffbauindustrie zu bestehen gehabt haben. In England hat nun die enorme Streikbewegung der letzten Jahre wenigstens einen guten Erfolg, wenn man so sagen will, gezeitigt und zwar in Gestalt der im Jahre 1913 zu London erfolgten

Gründung des „Schutzverbandes englischer Arbeitgeber" (United Kingdoms Employers Defense Union), dessen Kampffonds allmählich bis zu einer Milliarde Mark angehäuft werden sollen.

Der erste Schritt der Arbeitgeber in den Vereinigten Staaten in Nordamerika bezüglich ihrer Organisation war die im Jahre 1886 gegründete „Stove Founders National Defense Association" (Nationale Vereinigung der Ofenfabrikanten). Bei der Gründung traten von 225 bestehenden Unternehmungen in der Branche nur vier der Organisation bei. Nach fünfjährigem Bestehen führte diese Vereinigung einen Kollektivvertrag mit der Vereinigung der Gießer ein und dehnte diese Praxis auch auf die Vereinigungen der anderen in dieser Industrie tätigen Arbeiter aus. Am 26. Januar 1898 erfolgte zu New York die Gründung der „National Founders Association" (Nationale Gießerei-Unternehmer-Vereinigung) und im Jahre darauf und zwar am 21. August 1899 entstand zu New York die „National Metal Trades Association" (Nationale Vereinigung der Metallverarbeitungsindustrie). Die 300 Mitglieder der letzteren Vereinigung beschäftigten bei der Gründung etwa 50000 Arbeiter und die 500 Mitglieder der an sie angeschlossenen lokalen Vereinigungen etwa 40000. Zur selben Zeit traten auch die Schiffahrtsunternehmer an den großen Seen zur Wahrung ihrer Interessen zusammen und gründeten die „Dock Messagers Association", deren Zweck sein sollte, mit der Vereinigung der Angestellten dieser Unionen etwa nötige Vereinbarungen zu treffen. Ebenso haben sich im Buchdrucker- und Bekleidungsgewerbe starke Unternehmervereinigungen gegenüber den dort besonders starken Verbänden der Arbeiter gebildet. Die Praxis des Kollektivvertrages hat sich in mehreren Industrien eingebürgert, so in den Bergwerken, in der Metallverarbeitungsindustrie, im Buchdruckereigewerbe und verschiedenen anderen mehr. Im Jahre 1909 waren in den Vereinigten Staaten von Nordamerika etwa 300000 Unternehmer in 220 Vereinigungen vereinigt.

Ein weiteres Mittel zum Schutze der Arbeitgeber in den Vereinigten Staaten ist im Jahre 1903 auch in Gestalt von Streikversicherungen angebahnt worden. Im Jahre 1908 ist man hier auch der Einheitsidee in der Arbeitgeberbewegung näher getreten. Der in diesem Jahre gegründeten Zentralstelle traten fünfundzwanzig der größten Zentralorganisationen sofort bei der Gründung bei.

Da bei den Arbeitsstreitigkeiten in den Vereinigten Staaten vielfach auf beiden Seiten mit allen nur möglichen Mitteln gekämpft wird und diese Kämpfe sich mitunter durch große Brutalitäten auszeichneten, bemühte man sich von verschiedenen Seiten, Vereinigungen zur Abschwächung der Arbeitsstreitigkeiten zwischen Arbeiter und Unternehmer zu errichten. So verdankt die am 17. Dezember 1901 ins Leben gerufene „Civic Federation" den großen Arbeiterunruhen ihre Entstehung. Diese Civic Federation soll eine Vereinigung zur Verhütung der Streiks und Arbeitsstreitigkeiten und eine Förderung der Harmonie zwischen Kapital und Arbeit darstellen.

Gleich wie in verschiedenen anderen Ländern ist in Frankreich trotz der gesetzlichen „Maßregeln" zur Erhaltung des sozialen Friedens in den letzten Jahren der Gegensatz zwischen Arbeiter und Unternehmer immer mehr verschärft worden. Last not least haben auch hier die eifrigen Bemühungen der gesetzgebenden Kreise, sich bei den Arbeitern beliebt zu machen, ihr möglichstes getan (vgl. das Gesetz über die eingeschriebenen Seeleute beispielsweise). Es war wohl daher ganz in der Ordnung, daß die Arbeitgeber den Vereinigungen der Arbeiter auch ihrerseits Vereinigungen entgegensetzten. Nach den vorliegenden Berichten stieg die Zahl der Arbeitgeberfachvereine und ihrer Mitglieder von 2609 Vereinen und 185099 Mitgliedern im Jahre 1902 auf 3612 Vereine und 315271 Mitglieder im Jahre 1907.

Über die inneren Einrichtungen der französischen Arbeitgeberverbände berichtet das Bulletin de l'Office du Travail, Septemberheft 1903 u. a., daß von insgesamt 911 ermittelten Vereinen 204 Stellenvermittlungsbureaus unterhielten, außerdem 193 Fachbibliotheken, 96 Unterstützungskassen auf Gegenseitigkeit, 26 sonstige Unterstützungskassen, 70 Unterrichtskurse bzw. Fachschulen, 19 Pensionskassen, 8 Darlehnskassen auf Gegenseitigkeit, 9 Vereinigungen zur Versicherung gegen Unfälle, 5 Konsumvereine, 182 Fachorgane usw. Eine der wichtigsten Einrichtungen ist auch hier die Versicherung der Entschädigung im Streikfalle. Schon 1903 bestanden in Frankreich fünf solcher Streikunterstützungskassen. Nach einer Abhandlung, die G. Blondel im Januar 1909 in der Revue Economique Internationale veröffentlichte, entstanden die ersten französischen Arbeitgeberversicherungen, wie leicht begreiflich, im industriereichen Norden des Landes.

Einen gewissen Abschluß erreichte diese Bewegung in der Errichtung der „Caisse mutuelle industrielle et commerciale" mit dem Sitze in Paris. Der Zweck dieser Zentrale ist, die Arbeitgeber gegen die finanziellen Verluste, die ihnen aus Arbeitseinstellungen oder sonstigem Bruch des Arbeitsverhältnisses durch die Arbeiter erwachsen, zu versichern, sofern sie in den entstandenen Konflikt gemäß den Bestimmungen der Versicherungspolice und in Übereinstimmung mit den Weiterungen der darin bezeichneten Personen verfahren sind.

Die älteren Unternehmerorganisationen in Italien waren durchweg wirtschaftlicher Natur und befaßten sich nicht mit der Frage der Regelung des Arbeitsverhältnisses zwischen Arbeiter und Unternehmer. Erst seit 1901 trat infolge der heftigen und vielfach tumultarischen Streikbewegungen eine Wendung ein. Es erfolgte die Gründung meist lokaler Verbände in der Form von reinen Branchenverbänden oder gemischten Vereinigungen. Nach den vorliegenden Berichten reichen die Verbände in der Baumwoll- und Seidenindustrie am weitesten zurück. Im Jahre 1893 bzw. schon im Jahre 1872 entstanden die „Associazione dell' industria delle sete in Italia" mit dem Sitz in Mailand und die „Associazione fragli industriali cotomeri" ebenfalls mit

dem Sitz in Mailand. Die Regelung des Verhältnisses zwischen Arbeiter und Unternehmer ist aber auch hier erst nach dem Jahre 1901 in die Satzungen aufgenommen worden. Bedeutende Unternehmerorganisationen, die damals entstanden, bilden die Papierindustrie, die Lederindustrie, die Gerberei usw. Der typische Arbeitgeberverband ist der „Verband der Industriellen von Menza" (1903 gegründet). Diese Organisation ist durch den Zusammenschluß der Verbände der Hutfabrikanten und der Webereien, welchen sich später noch die Unternehmer der Holz- und Metallindustrie angliederten, entstanden. Im Jahre 1905 umfaßte diese Vereinigung 60 Firmen mit 10000 Arbeitern. Im Jahre 1902 wurde der „Verband der Eigentümer der graphischen Betriebe" mit dem Sitz in Turin gegründet; im Jahre 1904 entstand die „Organisation der Unternehmer in der Metallindustrie in der Provinz Ligurien", welche die eisenverarbeitenden Betriebe und die Schiffswerften umfaßte und 1905 20 Betriebe mit 13478 Arbeitern vereinigte. Früher schon, im Jahre 1898, war der „Verband der Metallindustriellen" von Mailand entstanden. Erwähnenswert ist ferner noch der „Verband der Eisenkonstruktionswerkstätten und Kupferschmiedereien" in Mailand, welcher 1903 gegründet wurde und 60 Betriebe mit 1377 Arbeitern umfaßte. Entsprechend dem Vorgehen der Arbeitervereinigungen mehren sich in neuester Zeit, neben einer großen Zahl von Neugründungen, auch die Bestrebungen, die lokalen und territorialen Verbände zu zentralisieren. Diese Bestrebungen haben im Jahre 1906 für die Baumwollindustrie zu einer Zusammenfassung in der „Unione industriali cotoniere" geführt, welche die Industriellen aller Branchen der Baumwollindustrie (Spinnereien, Walkereien, Bleichereien, Färbereien) vereinigen will und ihren Sitz in Mailand hat. Auch in der Metallindustrie haben derartige Zusammenschlüsse stattgefunden, so die „Lega industriali" in Turin. Im Jahre 1907 machte sich in Mailand eine Bewegung bemerkbar, die darauf ausging, alle Arbeitgebervereinigungen Italiens zu zentralisieren; es sind derselben im Laufe des Jahres 1907 bereits 27 Verbände mit rund 6000 Unternehmern, welche etwa 400000 Arbeiter beschäftigen, beigetreten.

Wie in der Industrie, so haben sich auch die landwirtschaftlichen Arbeitgeber zu „Associazione agriaria" vereinigt, wie z. B. die landwirtschaftlichen Arbeitgeber in den Bezirken von Pavia in der „Associazione degli agricoltori pavesi" mit 300 Betrieben, von Vercelli (1901 gegründet) mit 380 Betrieben usw. Im Jahre 1909 sollen in Italien in der Industrie und Landwirtschaft zusammen etwa 400 Arbeitgeberorganisationen mit 65000 Mitgliedern gezählt worden sein.

Auch der Frage der Streikversicherung ist man in Italien näher getreten. So haben in letzter Zeit zwei berufliche Zentralverbände, und zwar die „Federazione nazionale fra i costruttori edilizi" in Mailand und die „Federazione delle associazioni fra gli industriali delle arti grafiche",

gelegentlich ihrer Generalversammlungen die Errichtung von Streikentschädigungskassen beschlossen.

Über die russische Arbeitgeberbewegung sind die vorliegenden Berichte sehr mangelhaft. Jedenfalls haben die dortigen Organisationen, wie die einzelnen Unternehmer selbst, ständig unter den vielen politischen Kämpfen zu leiden. Hierzu kommt noch die große Streiklust der anarchistischen Arbeiterorganisationen. Bedeutendere Unternehmervereinigungen bilden hier die Metallindustrie, die Textilindustrie und das Buchdruckergewerbe. Über die Einrichtung von Entschädigung bei Arbeitsstreitigkeiten liegen folgende Berichte vor. In der Generalversammlung vom 6. November 1906 wurde für die Mechanische Abteilung der Gesellschaft von Fabrikbesitzern und Fabrikanten, St. Petersburg, eine Instruktion zu den Satzungen beschlossen, die unter anderem auch Bestimmungen über Streikentschädigung enthält. Ähnliche Einrichtungen beschlossen die Unternehmer im Moskauer Industrierayon, die Gesellschaft der Typo-Lithographien in Moskau und verschiedene andere mehr.

Die Organisation der Unternehmer in Schweden beschränkte sich bis Ende vorigen Jahrhunderts auf Handwerker und kleinere Industrielle, die sich zur Wahrung ihrer gemeinsamen Berufsinteressen zu Handwerksvereinigungen (Handtverksföreningen) zusammenschlossen. Infolge des großen Aufschwunges der Arbeiterorganisationen sowie der wachsenden Streiklust (Schweden ist bekanntlich nach Deutschland das streiklustigste Land der Erde) machte sich gar bald eine Organisierung der Großindustrie notwendig und es entstanden Unternehmerorganisationen in der Papier- und Buchdruckereiindustrie, in der Mühlenindustrie, im Brauereigewerbe, in der Zigarrenfabrikation und verschiedenen anderen mehr. Aber auch die Handwerksvereinigungen genügten bei der stetig sich steigernden Macht der Arbeiterorganisationen keineswegs mehr. Die Handwerker Schwedens sahen sich daher gezwungen, ungeachtet ihrer Zugehörigkeit zu den lokalen Handwerksvereinigungen Landesfachverbände bzw. Arbeitgeberverbände allgemeinen Charakters zu errichten. Im Jahre 1904 bestanden hier schon entsprechende Vereinigungen der Bäcker, Malermeister, Schneidermeister, Tischlermeister und Uhrmacher.

Nach den vorliegenden Berichten umfaßte die Organisation der Unternehmer Schwedens im Jahre 1911 5500 Mitglieder mit 250000 Arbeitern. Zentralisiert ist die Arbeitgeberbewegung Schwedens in drei Hauptverbänden, und zwar „Centrala arbetsgifvareförbundet“ (Zentraler Arbeitgeberverband), „Sveriges verkstadsförening“ (Schwedische Werkstattvereinigung) und „Svenska arbetsgifvareföreningen“ (Schwedischer Arbeitgeberverein). In neuester Zeit hat nun auch Svenska arbetsgifvareföreningen (Sitz Stockholm) eine Streikversicherung eingerichtet.

So unvollkommen und zerrissen wie die Organisationen der Arbeiter sind in Belgien auch die Organisationen der Arbeitgeber. Anders verhält es sich in den Niederlanden. Hier steht den Arbeiterverbänden eine gut organisierte

Arbeitgeberschaft gegenüber. Besonders gut organisiert sind hier die Juweliere, die Tabakfabrikanten, die Reeder, die Glashüttenbesitzer, die Käsefabrikanten und verschiedene andere. Auch die holländischen Bauunternehmer sind gut organisiert. In der Hauptorganisation war im Jahre 1909 etwa die Hälfte aller Bauarbeitgeber vereinigt. Außer dieser Hauptvereinigung bestehen noch eine ganze Reihe örtlicher Organisationen, welche sich aber bei wichtigen Angelegenheiten nach dem Willen der Landesorganisation richten. Von der straffen Disziplin in der niederländischen Arbeitgeberbewegung kann noch manche Unternehmerorganisation anderer Länder lernen. So wurde beispielsweise die Glashütte von De la Roue, die ihren kontraktlichen Verpflichtungen gegenüber den anderen Glashüttenbesitzern nicht eingehalten und den Arbeitern günstigere Bedingungen bewilligt hatte, auf Veranlassung der Vereinigung der Glashüttenbesitzer vom kontraktlichen Schiedsgericht zu 15000 Franken Strafe verurteilt.

Gegenüber der auf sozialistischer Basis stehenden Arbeiterbewegung in Dänemark steht eine kampferprobte Arbeitgeberschaft, die sich ihres schwierigen Standes wohl bewußt ist. Verwunderlich ist nur, daß die Arbeitgeber in der Eisen- und Metallindustrie, welche doch in anderen Ländern wie Deutschland, England, der Schweiz u. a. m. sehr gut organisiert sind, teilweise dem Organisationsgedanken noch fern stehen. So standen noch im Jahre 1904 eine ganze Reihe von Betrieben der dänischen Eisenindustrie, und zwar vornehmlich die Werftbetriebe außerhalb der Unternehmerorganisation. Nach den vorliegenden Berichten wurde im Jahre 1896 in der „Arbeitgebervereinigung" ein Verband begründet, der zwar anfänglich vorwiegend aus Angehörigen des Baufaches bestand, innerhalb der nächsten Jahre aber auch Organisationen anderer Berufe aufnahm. Eine andere Vereinigung von Arbeitgebern wurde in der „Faellesrepresentationen for dansk Industri og Heandvaerk" begründet, welche die lokalen Handwerks- und Industrievereine sowie eine größere Zahl Gewerbevereine umfaßt und über ganz Dänemark verbreitet ist. Diese beiden großen Vereinigungen Dänemarks traten dem Einheitsgedanken in der Arbeitgeberbewegung bald näher und es entstand im Jahre 1899 die „Dansk Arbejdsgiver- og Mesterforening" mit Sitz in Kopenhagen (Dänische Arbeitgeber- und Meistervereinigung), welche auch in neuerer Zeit dem Gedanken der Streikentschädigung näher getreten ist.

Die Unternehmerorganisationen der Schweiz schlossen sich am 13. Februar 1908 in Zürich zu dem „Zentralverband schweizerischer Arbeitgeberorganisationen" zusammen und dieser Zentrale gehörten im Jahre 1909 bereits sieben Verbände der Industrie an, deren Mitgliederfirmen etwa 86000 Arbeiter beschäftigen, fünf Berufsverbände mit etwa 67000 Arbeitern und der Verband schweizerischer Arbeitgeber mit 4100 Arbeitern. Eine der wirksamsten Arbeitgebervereinigungen der Schweiz ist der „Arbeitgeberverband schweizerischer Maschinenindustrieller", welche nach dem überaus heftigen Streik in der Rohrschacher Maschinenindustrie ins Leben gerufen wurde.

Zu bemerken ist noch von der schweizerischen Arbeitgeberbewegung, daß der Zentralverband schweizerischer Arbeitgeberorganisationen in seinen Satzungen die Errichtung einer Streikkasse vorgesehen hat.

Zum Schlusse sei hier noch der Arbeitgeberzentrale Norwegens, der „Norsk Arbeidsgiverforening" (Norwegische Arbeitgebervereinigung) mit Sitz in Christiania und der Arbeitgeberzentrale Finnlands, des „Allmänna finska arbetsgifvareförbundet" (Allgemeiner finnländischer Arbeitgeberverband), welche beide ebenfalls die Streikversicherung ihrer Mitglieder in ihre Programme aufgenommen haben, Erwähnung getan.

Infolge der immer größeren Ausdehnung der Streik- und Ausstandsbewegung der organisierten Arbeiter und vornehmlich der sozialdemokratischen und anarchistischen Arbeiter über die Gebiete mehrerer Länder, werden die Arbeitgeber ohne Frage gezwungen, den Gedanken internationaler Vereinigungen, wie sie die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter schon seit Jahren besitzen, näher zu treten. So wurde beispielsweise infolge der Ausstände der Seeleute und Hafenarbeiter verschiedener Länder in den letzten Jahren 1909 die „International Shipping Federation Ltd." gegründet. Dieser Verband (Sitz in London), welcher die Rechtsform einer Art von Aktiengesellschaft besitzt, setzt ihre Mitglieder aus den Reedervereinen von England, Holland, Belgien, Deutschland, Dänemark und Schweden zusammen. Deutschland ist durch den „Zentralverein Deutscher Reeder" vertreten. Zweck dieser Organisation ist in erster Linie das gemeinschaftliche Zusammenwirken der Reedereien der verschiedenen Länder in allen Fragen des Verhältnisses zwischen Unternehmer und Arbeiter. Ferner sollen aber auch alle anderen Fragen von internationaler Bedeutung berücksichtigt werden. In der Hauptsache will der Verband eine Gewähr dafür schaffen, daß bei Arbeitsstörungen, die an den Verhältnissen des betroffenen Hafens wenig interessierten ausländischen Trampreedereien, d. h. die Reedereien für wilde Fahrt (ohne feste Linien), sich dem gemeinsamen Vorgehen der übrigen Reeder anschließen. Zu diesem Zwecke übernimmt es die Vereinigung, durch Beschaffung von Arbeitern und Gewährung einer Entschädigung für Zeitverlust der ausländischen Trampschiffe gegen die Folgen einer Arbeitsstörung zu schützen. Die Geschäftsführung der Vereinigung ist einem General Council anvertraut, zu welchem England sechs und die übrigen Staaten je zwei Delegierte stellen.

Von der künstlerischen Aufgabe der Wissenschaft

Von Prof. Dr. Wilhelm Martin Becker

Die allgemeine Ansicht der heutigen Zeit weiß von einem grundsätzlichen Unterschied zwischen Wissenschaft und Kunst*). Nach ihr befaßt sich die Wissenschaft mit der fortgesetzten Anhäufung erkannter Tatsachen; die Kunst dagegen bietet in ihren Werken den Ausdruck des innersten Lebens ihrer Zeit. Die Wissenschaft könnte man hiernach als die additive Geistestätigkeit begreifen, insofern sie zu dem früher Gewußten Neuerkanntes hinzufügt, die Kunst als eine prokreative, da sie ohne Rücksicht auf früher Geschaffenes ein Neues hervorbringt. Die Wissenschaft wäre zeitlich unabhängig, weil sie objektive Wahrheiten sammelt, die Kunst nur aus ihrer Zeit begreiflich und in der Hervorbringung ihrer Werke subjektiv bestimmt.

Es kann nicht geleugnet werden, daß diese Entgegensetzung den Anschein für sich hat. Insbesondere pflegt man die Fortschritte der Naturwissenschaften und der darauf beruhenden Technik als augenfällige Argumente für das additive Wesen der Wissenschaft anzuführen. Entdeckung reiht sich an Entdeckung, Erfindung an Erfindung, der Stoff wächst zusehends, und mit Bienenfleiß arbeiten Tausende von Gelehrten an der weiteren Vermehrung des Gewußten. Auch auf die Fortschritte der geschichtlichen Erforschung vergangener Zeiten könnte man hinweisen, wo neue Inschriftenfunde, neue Grabungen, neue Urkundeneditionen die Menge der Kenntnisse fortgesetzt bereichern.

Aber hier muß man schon eine Einschränkung machen. Wenn die eingangs erwähnte Zielsetzung für die Wissenschaft unserer Tage gilt, so ist dies doch

*) Als Beleg diene folgende Äußerung des Straßburger Kunsthistorikers Dehio in einem kürzlich gehaltenen Vortrage: „Die Geschichte der menschlichen Phantasiearbeit, der Kunst, verläuft in wesentlich anderen Formen als die Geschichte der auf Verstand und Wissen beruhenden Geistestätigkeit. Diese ist fortlaufende Addition; das Zeitmaß des Fortschrittes wechselt wohl zwischen schnell und langsam, aber immer ist es Fortschritt. Die Fortschritte der Wissenschaft und Technik lassen sich sozusagen kapitalisieren, die Fortschritte der Kunst nicht. Oder doch nur insoweit, als sie zugleich Wissen und Technik sind. Die Kunst muß immer wieder von vorn anfangen, denn ihre Aufgabe ists, das wechselnde innere Leben der Zeit als Bild auszukristallisieren . . ." (Steinhausens Archiv für Kulturgeschichte, Bd. XII S. 1).

früher nicht immer so gewesen. Frühere Zeiten pflegten eben nicht die Wissenschaft um ihrer selbst willen, auch nicht um durch Addition einen wissenschaftlichen Fortschritt zu erzielen, sondern um außerwissenschaftlicher Nützlichkeit willen. Wie lange hat nicht die Chemie dem Durst nach Gold, die Astronomie dem Streben nach Enthüllung der Zukunft, die Geschichtsforschung der Verherrlichung der Kirche und des Staatswesens, der Rechtfertigung ererbter oder erstrebter Zustände gedient.

Die enge Verbindung, in der die reinen und die angewandten Naturwissenschaften stehen, zeigt, daß auch heute noch Zwecke bei der Forschung mitsprechen, die im Grunde unwissenschaftlich sind, weil sie nicht einfach unsere Kenntnisse vermehren, sondern auf ihre Ausbeutung hinauslaufen. Verschieden war demnach je nach Ziel und Zweck zu verschiedenen Zeiten die Methode der Forschung, die Auswahl der von ihr berührten Objekte, verschieden also die Auffassung von Wichtigem und Unwichtigem. Aus dem Hereintragen dieses letzteren Prinzips, des Wertprinzips, ersieht man leicht, daß es sich bei der Wissenschaft nicht um eine Addition ermittelter Tatsachen handelte und zum Teil noch handelt, sondern daß eine qualitative Verschiedenheit dabei mitspricht, die man vielleicht populär als vom „Geist der Zeit" diktiert bezeichnen kann.

Dieses mitwirkende Agens bildet eine der Brücken, die entgegen der anfangs angeführten Behauptung Kunst und Wissenschaft in Verbindung halten. Ein innerhalb des Zeitgeistes, der nur die Grundfärbung angibt, auch noch stark subjektiv bestimmtes Prinzip — mithin dem Wesen nach dem künstlerischen verwandt — wirkt hier in der wissenschaftlichen Arbeit mit.

Wie stark das eigentlich künstlerische Empfinden bei der Auswahl des Arbeitsgebietes in dem einzelnen Forscher tätig ist, das wird wohl in vielen Fällen ihm selbst nicht bewußt. Mancher feinempfindende Student wird durch eine ästhetische Anziehung auf sein spezielles Studiengebiet gelockt; ihn fesselt z. B. die Schönheit des organischen Lebens — aus dem man ja geradezu „Kunstformen in der Natur" gesammelt hat — oder der ästhetisch befriedigende Eindruck einer vollendet zweckmäßigen Maschine, oder auch das farbenreiche Bild einer vergangenen Epoche, der Wohlklang einer fremden Sprache oder die ungeheuere Tragik des menschlichen Geschehens und Sinnens.

Es wäre wohl der Mühe wert, bei der Erforschung der Lebensgeschichte von Geistesarbeitern stets die Frage aufzuwerfen, inwieweit die Wahl ihrer Stoffe und Arbeitsgebiete ästhetisch bestimmt war; ein wichtiger Aufschluß für die Erkenntnis ihres Wesens wäre hiermit immer gegeben.

Wahrscheinlich würde sich bei diesen Untersuchungen auch herausstellen, daß solche wissenschaftliche Menschen, die der ästhetischen Anziehung gefolgt sind, ihr künstlerisches Empfinden auch in der Form ihrer Produktionen an den Tag legen. Denn hier, in der feinabgewogenen Art des Ausdrucks, in der Harmonie des Stils liegt natürlich eine der künstlerischen Aufgaben, die dem Vertreter

der Wissenschaft gestellt sind. Glänzende Beispiele ihrer Lösung sind zur Genüge bekannt.

Aber weit über diese im Gesamtverlauf der Geistesgeschichte vielleicht minder wesentlichen, weil von mehr persönlichen Bedingtheiten abhängigen Erscheinungen führt eine andere Erwägung. Wozu häufen wir denn eigentlich wissenschaftliche Kenntnisse an? Sind sie nur ein Spiel des Intellekts? Ist ihre Kapitalisierung Selbstzweck? Heute sieht es oft so aus. Und doch sagt schon Demokrit: „Nicht nach Fülle des Wissens soll man streben, sondern nach Fülle des Verstandes." Aus den Kenntnissen wächst die Erkenntnis, das wollen wir doch nicht vergessen. Auch da, wo wir der Grenzen des gegenwärtigen Erkenntnisstandes innewerden, oder wo wir die Grenzen der überhaupt möglichen Erkenntnis erfühlen, verzichten wir, von einem inneren Bedürfnis getrieben, nicht auf ein vollständiges Bild des Weltganzen und des Weltgeschehens, sondern wir bereiten uns, und zwar jeder ganz persönlich, eine Weltanschauung. Hierbei bilden die Ergebnisse der Wissenschaft einen wesentlichen Teil des objektiven Materials — neben den durch Geburt, Umwelt und Erleben dargebotenen Beständen. Das Formprinzip bei dem Bau der Gesamtanschauung dagegen ist ein subjektives und gehört als solches — bei aller zeitgeschichtlichen Bestimmtheit — nur dem Individuum an.

Diese auf Grund des jeweiligen Standes der Wissenschaft subjektiv gestalteten Gesamtanschauungen sind doch jedenfalls in nicht geringerem Maße als die Kunstwerke dazu bestimmt, „das wechselnde innere Leben der Zeit auszukristallisieren," nur daß sie das nicht in der symbolisch abgekürzten und objektiv greifbaren Form des Bildes tun, sondern in der Sphäre des Inneren, sei es im vollen Lichte des Bewußtseins, sei es auch im halbbewußten gefühlsmäßigen Leben. Hier liegt also die künstlerische Tätigkeit des Menschen in der Ausgestaltung seines Innern als eines in sich die Widersprüche und Unvollkommenheiten der Erfahrung auflösenden lebendigen Ganzen. Greifbarere Form aber erlangt diese innere Gestaltung bei den Menschen, denen es gelingt, die erreichte Harmonie nicht nur in die Helle des eigenen Bewußtseins zu heben, sondern sie auch andern zum Ausdruck zu bringen, indem sie ihr Dasein zu einem Kunstwerk gestalten, ihre Harmonie den anderen vorleben, oder indem sie die Resultate ihres Wesens in Gestalt eines logisch geschlossenen philosophischen Systems darlegen.

Gerade die großen Weltanschauungssysteme sind ja in erster Linie als Kunstwerke zu werten, obgleich ihre Träger die wissenschaftliche Erkenntnis ihrer Zeit in sich aufgenommen und verarbeitet haben und hiermit als die Blüte des wissenschaftlichen Menschen anzusehen sind. So mündet die Wissenschaft in die Kunst aus. Die Geschichte dieser Erscheinungen aber ist die eigentliche Kulturgeschichte der Menschheit.

Hier nun liegt, wie ich meine, letzter Zweck und Wert unserer wissenschaftlichen Forschung, insoweit er nicht im Bereiche der unmittelbaren Verwertbarkeit

gesucht werden kann. Die Wissenschaft soll nicht toter Reichtum in der Truhe sein, nicht nutzlos wie eine verschlossene Bibliothek, sondern sie ist dazu bestimmt, in den Seelen der Menschen das bauen zu helfen, wonach menschliche Geistesarbeit immer strebt, eine geschlossene Gesamtanschauung vom Sein, verkörpert im Innern des Subjekts, das sich hierdurch zum Kunstwerk gestaltet.

Man könnte sich denken, daß alle aufgehäufte Wissenschaft verschwände, daß mit unserem Zivilisationskreis auch unsere Kulturerrungenschaften dahinsänken — dennoch hätte die Wissenschaft ihren Zweck erfüllt, indem sie mitgewirkt hätte, die höchste Blüte geistig-seelischen Lebens im Menschen auf den verschiedenen Stufen seines Werdens immer wieder zu ermöglichen. Für den Anhänger des Gedankens vom additiven Fortschritt der Wissenschaft wäre aber mit dem Eintritt jener Katastrophe alle bereits geleistete wissenschaftliche Arbeit umsonst gewesen.

Wohl bei den wenigsten Menschen gelangt diese Selbstgestaltung zu einem Abschluß, der in unverrückbarem Kreis Stellung nimmt zu allem Sein und Geschehen; ein solcher Abschluß kann zu einer Verknöcherung führen, zu einem „ich verstehe die Welt nicht mehr" gegenüber den neu andrängenden Erscheinungen. Zunächst aber bleibt diese Arbeit im Flusse, und die Erlebnisse innerer und äußerer Art helfen noch täglich daran gestalten, nur daß die Grundlinien festliegen; wichtig ist, daß die Aufnahmefähigkeit, die Inbrunst des Suchens nicht erlischt. Hier haben wir auch ein Ziel der Erziehung; sie soll hinführen zu dem Wissen, daß diese innere Vollendung Lebensaufgabe des geistigen Menschen ist; sie soll Wahrheitssucher bilden, d. h. Sucher der für das Individuum bestimmenden Harmonie. Dies ist Persönlichkeitserziehung, denn diese Aufgabe ist auch eine sittliche. Sie umfaßt Streben nach Geistesbildung und sittliches Streben, beides nicht von außen hervorgebracht, sondern innerlich erwachsen.

Oft wird hierbei das Vorbild solcher Menschen, die der abgeklärten Gestaltung näher gekommen sind, maßgebend für andere, noch unfertige. Jeder in sich geschlossene, harmonische Mensch kann und soll für andere ein Führer sein, eine Schule bilden. Ob aber die Suchenden in einer Weltanschauung, in einem philosophischen System, in einem vollendeten Menschen das Kunstwerk erkennen, das hängt von tiefsten Anlagen ihrer eigenen Individualität ab. Man könnte wohl von einer angeborenen oder innerlich erwachsenen Affinität, einer Wahlverwandtschaft reden. Auf solchen unsichtbaren Beziehungen beruhen die engsten Zusammenschlüsse, hier liegen die wahrhaft organischen, weil vom Leben geschaffenen und Leben zeugenden Verbindungen; hier könnte die natürliche Gliederung der Nation um ihre natürlichen Führer im Geiste entstehen, wenn sie nicht fortwährend durch äußerliche Rücksichten und vorgefundene Konventionen gehemmt würde. Das öffentliche Leben, das in kleinlichem Parteienzank und Parteienschacher zu versinken droht, wieder auf die Höhe eines Kampfes der Weltanschauungen zu heben, wird diese Selbstgestaltung der zu Führern berufenen Persönlichkeiten erst ermöglichen.

Hier liegen die Elemente zu einer Neubelebung unſerer verflachenden Geſelligkeit, die Möglichkeit zur Herausſtellung einer innerlichen Kultur der Perſönlichkeit an Stelle des Dandytums, das ſich heut oft mit dieſem Worte brüſtet. Hier aber auch eine Mahnung an die Nichtsalswiſſenſchaftler; was Schiller zu den Künſtlern ſagt:

„Was in des Wiſſens Land Entdecker nur erſiegen,
Entdecken ſie, erſiegen ſie für euch.
Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euern Armen erſt ſich freun,
Wenn ſeine Wiſſenſchaft, der Schönheit zugereifet,
Zum Kunſtwerk wird geadelt ſein —“

es ſpricht auch heute noch zu den Künſtlern des Menſchentums.

Herbert George Wells

Von Beda Prilipp

Herbert George Wells leidet gleich anderen engliſchen Proſadichtern, die ihren Landsleuten und der europäiſchen Welt Gedankenwerte zu bieten haben, unter den ſchwierigen Verhältniſſen, die bei uns gerade für die führenden Geiſter der engliſchen Literatur beſtehen. Oberflächliche Sprachkenntnis läßt ſelbſt manchen ernſtgerichteten Leſer nach der drüben in Maſſen produzierten leichten Unterhaltungsliteratur greifen; ihre anmutig geſchliffenen Dialoge genügen völlig dem aus irgendeinem Grunde gefühlten Bedürfnis der Sprachauffriſchung und beſchweren das Denkvermögen nicht weiter. Ihnen gegenüber treten die Autoren, die in ihrem Werk die Höhepunkte des engliſchen Geiſteslebens widerſpiegeln, zurück. Sie erheben größere Anſprüche. Sie verlangen geiſtige Mitarbeit von ihren Leſern und künſtleriſches Verſtändnis von ihren Überſetzern. Und in dem löblichen Bemühen, das wirklich Wertvolle in deutſcher Übertragung weiten Kreiſen zugänglich zu machen, iſt durch unberufene Hände viel geſündigt worden. Beiſpielsweiſe haben die deutſchen Ausgaben der Meredith-Romane von Felix Paul Greve in ihrem geiſtloſen Sichanklammern an den Buchſtaben alles getan, um das Leben des Originals zu erſticken und das Verſtändnis des unbequemen Stils zu erſchweren.

Herrn Felix Paul Greve ſind ja leider auch die Romane der früheren Periode H. G. Wells' verfallen. Daher möge ſich der Leſer, dem jene Über-

setzungen von ungefähr zu Händen gekommen sind, nicht wundern, wenn das Urteil dieser Ausführungen dem seinen widersprechen mag. Ein überaus fruchtbares Schaffen, das sich gleichwohl fast stets interessant gibt, wird hier ganz spontan und offenherzig zum Ausdruck einer Persönlichkeit, die analytisch und phantastisch gleichmäßig begabt, nach innen schauend das Geheimnis der Umwelt, nach außen spähend das Mysterium des Ich zu entdecken strebt. Dabei geht Wells, nach der Menschen Weise, mancherlei wunderlich gewundene Pfade. Aber er besitzt den Mut, sich zu ihnen zu bekennen und in späteren Werken Übertreibungen oder Irrtümer unumwunden zuzugeben. Denn der Einschlag in jedem Buche, das er geschrieben hat — einige geistvolle short stories der Frühzeit abgerechnet — ist stets die Frage, die die Menschheit bewegt seit Anbeginn: „Was ist unseres Lebens Sinn? Wohin treibt unser heimischer Erdball im unaufhaltsamen Flug der Äonen? Ist sein Endziel Vernichtung oder winkt ihm die Strahlenkrone des tausendjährigen Reiches?"

Die Antwort auf diese Frage hat sich im Verlauf des zwanzigjährigen Schaffens, auf das Wells zurückblicken darf, mehrfach verändert. Und wenn wir den Phasen dieser Entwicklung folgen, die seine Schriften fast hüllenlos offenbaren, so grüßt uns aus ihnen das Zweifeln und Sorgen und Sehnen und Jauchzen eines wohlbekannten Wesens — des „modernen Menschen". Dieser allbeliebte Sündenbock mit dem dehnbar schattenhaften Umriß, dem wir allerlei persönliche Unzufriedenheiten und Unzulänglichkeiten aufzupacken lieben, gewinnt nun allerdings in seinem Spiegelbild, in der Persönlichkeit des britischen Dichters feste, mannhafte Gestalt. Denn schon jener Bekennermut, von dem vorher die Rede war, ist gerade kein verläßliches Charakteristikum des „modernen Menschen" — so sehr es der Inhalt seiner Bekenntnisse auch sein mag.

Wells kommt aus den Reichen der exakten Wissenschaft zur Literatur. Des Darwinisten Huxley Schüler ist er gewesen und hat das dort Erlernte zu Resultaten umgewandelt, denen gegenüber der Meister seiner Unzufriedenheit wohl recht drastischen Ausdruck gegeben haben möchte. Die ersten Schriften weisen deutlich auf wissenschaftliche Experimente hin, wobei sich die Grenzen des Erweisbaren, des Möglichen und des rein Phantastischen in ähnlicher Weise verwischen, wie sie etwa beim Übergang vom Mineral zu Pflanze und zu Tier von der neueren Naturwissenschaft beobachtet worden ist. 1898 bereits meldet sich in dem Roman „The Time Machine"*) der werdende Sozialphilosoph. Im Gemüt des Helden, des „Zeitreisenden", hat sich eine tiefe Unzufriedenheit mit den drei Dimensionen des Raumes herausgebildet; es gelingt ihm, als vierte die der Zeit zu entdecken. Außerdem erfindet er eine Maschine, mit der man „in der Zeit" reisen kann. Auf diese Weise wird es ihm möglich, die Stufe der Menschheitsentwicklung im Jahre 802701 zu beobachten: der Traum von der schrankenlosen Ausdehnungsmöglichkeit des menschlichen Intellekts ist

*) Sämtliche Hauptwerke Wells' sind in der Tauchnitz-Ausgabe erschienen.

ausgeträumt. Die Wissenschaft hat mit den lebensfeindlichen Mächten der Krankheitserreger und mit der klimatischen Unbill aufgeräumt. Darob hat sich ein durch keine Widerstandsentwicklung mehr gestählter Menschentypus herausgebildet, der in Kinderspielen ein paradiesisches Dasein vertändelt. Ein unterirdisches Maschinensystem von wundersamer Vollkommenheit nimmt alle Lebensmühsal von diesen zarten, gedanken- und seelenlosen Geschöpfen — bis auf eine, bis auf das groteske Ende, das in der Nacht auf sie lauert. Denn diejenigen, die in der Tiefe jene Maschinen bedienen — das Proletariat von einst — hat sich in umgekehrter Richtung vom Menschentypus entfernt. Ihre Augen sind dem Licht entfremdet und sie sind bis zu dem Grade vertiert, daß sie die Bewohner der Oberwelt als rechtmäßige Beute und Nahrung betrachten.

Auf ein ähnliches Ende deutet der in früherer Zukunft spielende Roman „When the sleeper wakes" hin. Das phantastische Rahmenwerk ist hier stark beschränkt und der Gedanke der sozialen Entwicklung tritt schärfer hervor. Doch deutet die Scheidung in Ober- und Unterwelt auf ein ähnliches Sinken von einstiger Höhe und erträumten Idealen, und die Schilderungen der „Bewohner des Abgrundes" fügen alle Elemente eines irdischen Inferno zu einem außerordentlich packenden Gemälde zusammen.

Vielleicht war es die Ablehnung weiter Kreise, die Dichtungen dieser Art als phantasievollen Unsinn beiseite zu schieben gewohnt sind, die Wells bald darauf veranlaßt hat, seine ernst zu nehmenden Bücher über die Weiterentwicklung des Menschengeschlechts zu schreiben. Es sind fünf Werke, die die Richtlinien geben und die durch dichterische Zwischenstationen gleichsam ergänzt werden: „Anticipations of the Reaction of Mechanical and Scientific Progress upon Human Life and Thought", „Mankind in the Making", „A modern Utopia", „New Worlds for old" und „First and last Things".

Es war vorauszusehen, daß ein so regsamer Geist wie Wells auf dem tragischen Tiefpunkt nicht verharren würde, zu dem ihn, wie oben angedeutet, seine Theorien über die den menschlichen Intellekt unterdrückende Herrschaft der Maschine führten. Auch im dumpfsten Hirn glimmt ja — und eben dieses in tiefster Lebensnacht — wie ein nie sterbender Funke der verhüllte Gedanke: „Dies kann das Ende nicht sein!" Er quillt aus dem Unbewußten und wird oft nicht bis in das klare Tagesdenken gelangen. Aber er kann zum Baumeister einer Welt werden — einer Welt, so fest gefügt und mit so unerschütterlichen Mauern eingehegt, daß sie über allem persönlichen Leid als Hochburg, als Zuflucht steht. Im späteren Schaffen unseres Dichters sehen wir nun das Gedankenfünkchen konstruktiv an der Arbeit. Zunächst ist es noch ein Tasten, das die Befreiungsmöglichkeiten wiederum in ein starres Schema einzwängt, Platos Weltverbesserungsversuche praktisch zu wiederholen wünscht und darüber vergißt, mit den Schwankungen von Individualitäten und Temperamenten, mit den unausrottbaren Instinkten und Rassenerbteilen zu rechnen, deren Zusammenwirken in einem menschlichen Gemeinwesen größeren oder selbst

kleineren Umfangs die geforderten Uhrwerkfunktionen unmöglich machen. Solche Entgegnungen liefen als Antwort auf die „Anticipations“ wie ein Kleingewehrfeuer durch die englischen Zeitschriften und Zeitungen: es gab eine Fülle des Kommentars, wie sie die Bücherwelt da drüben in Jahrzehnten nicht erlebt hatte und Mr. Wells schrieb in all dem Lärm geruhsam seine Entgegnungen, verteidigte sich nach besten Kräften, wehrte Mißverständnisse ab und — lernte. „Mankind in the Making“, das ein Jahr später erschien, brachte, in größerem Umfang angelegt, den Ausbau des früheren Buches nebst einigen Modifikationen. Auch hierbei sah sich Wells sogleich von Eifernden umgeben, die auf zahlreiche Unmöglichkeiten hindeuteten. Der Schauplatz des dritten Buches also ward wieder in das Reich des Unwirklichen verlegt: „Das moderne Utopien“ ist ein Schwesterstern unserer Erde, ihr an Antlitz und Leben wundersam gleich, nur daß ihre Bewohner von uns ausgibig gelernt haben, wie man es nicht machen muß. Hier finden sich die ersten deutlicheren Spuren von des Dichters Neigung zum Sozialismus, einem Sozialismus freilich, der mit unserem deutschen kaum mehr als den Namen gemein hat und von Wells auch ganz absichtlich als „socialism“ von „Sozialismus“ unterschieden wird. Die Bewohner Utopiens also haben eine dezentralisierte Regierungsform, eine Art Republik als Vorbedingung alles Fortschrittes anerkannt. Sie haben die Scheidung von Aristokratie und niederen Massen zwar nicht abgeschafft, aber sie haben alle Herrschaft von Goldes Gnaden beseitigt. Sie haben die Aufnahme in die Reihen der Herrschenden — von Wells nach japanischem Vorbilde Samurai genannt — zur Angelegenheit der persönlichen Entscheidung gemacht, abhängig von der Unterwerfung unter einen scharf umrissenen ethischen und sozialen Kodex und von einem bestimmten Grade körperlicher Tauglichkeit.

Das hohe Maß von Selbstverantwortlichkeit, das dieser Reformgedanke der herrschenden Kaste auferlegte, begegnete überraschendem Beifall. Nach der konkreteren Ausgestaltung seines vordem nur flüchtig umrissenen Ideals fand sich Wells von einer Schar begeisterter Jünger umgeben, die bereit waren, die Samuraiidee sogleich in das Praktische umzusetzen, wobei natürlich äußerliche Nebensachen eine bedeutende Rolle spielten. Er sah nicht ohne Verlegenheit, wie er später bekennt, „die Ideale, die er in die Ferne des Universums jenseits des Sirius projiziert hatte, in Gestalt von jungen Mädchen und jungen Männern auf sich zukommen.“ „Er sah aus nächster Nähe individualisiertes menschliches Sehnen, menschliche Ungeduld, menschliche Eitelkeit und menschliches Kameradschaftsbedürfnis“. Wiederum wie vordem mußte er auf den Unterschied zwischen dem Buchstaben und dem Geiste hinweisen und erklären, daß die Samurai ebenso wie die „neuen Republikaner“ der früheren Werke nur Anregungen zum Nachdenken und zu Entwürfen neuer Erziehungsformen, nicht aber Vorbilder sein sollten, denen man nachleben könne.

Wie das auf Wells gewirkt hat und wie er es nutzt, zeigt sich sehr bald. Sein nächstes Werk bringt die Auseinandersetzung mit dem Sozialismus und

die Verkündigung des „socialism“. „New Worlds for old“ beginnt mit einem poetischen Umblick in die irdische Heimat; der schweifende Geist hat sich heimgefunden von seiner Fahrt zu fernen Sternen und in kaum geahnter Zukunft dämmernden Äonen. Er rechnet entschiedener mit den Tatsachen des realen Lebens, und wenn er auf ihnen das Luftgebäude eines Ideals aufrichtet, so geschieht es aus dem tiefen Bedürfnis nach Glauben. Die Religionen scheinen ihm zu erdenfremd, um solchem Bedürfnis genüge zu tun. Was er mit eigenen Händen errichtet, trägt den Stempel seines Denkens, pulsiert mit dem Schlage des Menschenherzens. Doch hören wir ihn selbst:

„Mit jedem Jahre stellt sich das Leben in zunehmendem Maße als ein Schauspiel unerschöpflichen Interesses dar, voll von sich ewig entfaltender, sich stets vertiefender Schönheit — ein mächtiges Schlachtfeld für hohes Wagen und immer strebendes Verlangen. Doch sind die höchsten Augenblicke dieses wechselnden Aspekts am schwersten belastet mit der Forderung, sich zu mühen, mit der anspornenden Not unbefriedigten Mangels. Diese Schatten und Schmerzen und Schwankungen verdunkeln jedoch keineswegs, wenigstens für meine Augen, das kolossale Gemälde, vielmehr möchten sie seine Herrlichkeiten in strahlenderes Licht rücken. Alle bösen und häßlichen Lebensphasen wirken auf mich wie eine Herausforderung, als etwas, das nicht zu ignorieren, sondern leidenschaftlich zu bekämpfen ist als gebieterischer Ruf, der alles wecken möchte, was an Kraft und Mut in meinem Wesen lebendig ist.

Schön sind Welt und Leben — doch nicht als bleibende Wohnstatt, sondern als Arena. Ja, wahrlich eine Arena zwischen leuchtenden Vorhängen von Meer und Himmel, zwischen Bergen und weiten Ebenen mit der zarten Pracht von Blattwerk und Blütenkrone und Feder, mit weichem Pelz und dem glänzenden Wunder der lebenden Haut geziert und tönend vom Donner und dem Liede der Vögel. Aber eine Arena trotzalledem, in der müßige Zuschauer keinen Platz finden, in der man wollen und handeln, sich entschließen, zuschlagen und abwehren muß — um binnen kurzem die Schranken zu verlassen.“

Ein Blick auf die Geschichte lehrt nun den Beschauer, daß diese Arena „kein wirrer und zielloser Konflikt von Individuen“ ist. Vielmehr macht sich ein Etwas bemerkbar, das unaufhörlich an der Arbeit ist, eine Kausalitätsordnung herzustellen, aus Wirrsal zur harmonischen Schönheit zu führen. Diese strebende und schaffende Kraft nennt Wells „Good Will“. Den Hauptbeweis für sein Wirken als mächtigsten Faktor menschlichen Fortschrittes findet der Autor im Aufzeigen alles dessen, was im Erdenleben besser geworden ist; nur eine einseitige Betrachtung der Lebensbedingungen früherer Zeitalter kann diese Erkenntnis streitig machen.

Um dieser mächtigen und wohltätigen Kraft die schwersten Hindernisse aus dem Wege zu räumen, wünscht Wells eine kommunistische Staatsordnung, deren Einzelheiten, in dem Buche sehr eingehend dargelegt, hier in einem Satze zusammengefaßt sein mögen: „Die Hauptaufgabe der sozialen Staatswissenschaft

muß darin bestehen, daß die Gemeinde ohne Gewalttat und ohne Aufschub nach und nach ordnungsgemäß allen Grundbesitz zurücknimmt, daß Verkehrswesen, Nahrungsaustellung nebst allen allgemeinen menschlichen Bedürfnissen ihr obliegen, gleichzeitig auch die Erziehung der heranwachsenden Generation, soweit sich die Eltern hierzu untauglich erweisen." Wells denkt an einen langsamen, organischen Übergang, durch den sich der durch unlauteren Wettbewerb zur Herrschaft gekommene „Geist der Gewinnsucht" (spirit of gain) in den „Geist der Dienstwilligkeit" (spirit of service) umwandeln soll. Jegliche Gedanken des jähen Umsturzes, die sich in der bei uns herrschenden Richtung unwillkürlich mit dem Begriff Sozialismus verbinden, lehnt Wells aufs entschiedenste ab; er bringt auch eine scharfe Kritik der Theorien Marx' und Bebels, denen er dauernde Lebensfähigkeit abspricht. Das Dogma des Klassenkampfes und alles, was damit zusammenhängt, verlegt den Schwerpunkt seines Wirkens zu sehr auf das destruktive Element. Es hat keine klaren aufbauenden Prinzipien, die ihm die rechte Stoßkraft geben könnten. Dennoch kann man sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß trotz der betonten Milde das neue Regierungssystem ohne Zwangsmaßregeln nicht wird bestehen können. Dieser Zwang wird hauptsächlich diejenigen treffen, die, in der Starrheit eigensüchtiger Zwecke verschlossen, das Grundprinzip „einer für alle" nicht annehmen wollen. Denn dieses ist Fundament und Krone des Wellsschen Staatsgebäudes.

Um seiner Entstehung bis in die Wurzeln nachzugehen, dürfen wir nicht in neueren oder älteren sozialistischen Systemen nachforschen. Vielmehr gibt darüber ein späteres Buch Wells' Aufschluß — eine Zusammenstellung seines philosophischen, sozialen und religiösen Glaubensbekenntnisses, das er „First and Last Things" genannt hat. Dort findet sich die Vertiefung des vorher charakterisierten Gedankens des wirkenden guten Willens in der Annahme eines „collective mind of mankind", eines Menschheitsgeistes, dessen Analogie wir verstreut da und dort begegnen, ich erinnere nur an die vergessene Philosophie Gustav Theodor Fechners. Solche Analogien dürfen uns hier nicht kümmern, weil die Synthesis von Wells' Gesamtwerk deutlich zeigt, daß er diesen Gesichtspunkt zur Betrachtung und Wertung der Menschheitsgeschicke selbst gefunden hat:

„Die wesentliche Tatsache in der Geschichte des Menschen ist das langsame Entfalten eines Bewußtseins der Gemeinschaft mit seinesgleichen, der Möglichkeiten eines Zusammenwirkens, die zu kaum geahnter Kollektivkraft führt. Es zeigt sich so das werdende Verständnis für eine Synthesis der Gattung, für einen allgemeinen Zweckgedanken, der sich aus der gegenwärtigen Verwirrung heraushebt. In diesem Erwachen der Gattung lebt und webt unser persönliches Dasein — ein Teil davon, der unaufhörlich dazu beisteuert. Unser individuelles Sein ist nicht so ganz in sich verschlossen, wie es den Anschein hat. Zwischen dir und mir, die wir unser Denken verschmelzen, sowie zwischen uns und dem Rest der Menschheit ist ein Etwas, ein Wirkliches, das sich durch uns

emporhebt und weder du noch ich ist, das uns versteht und mich und dich zu gegenseitigem Gedankenspiel benutzt — so wie mein Daumen und Zeigefinger gegeneinander spielen, während ich diese Feder halte und schreibe ... Ich sehe mich selbst im Leben als Teil eines großen physischen Wesens, das der Schönheit entgegenstrebt und, nach meinem Glauben, ihr entgegenwächst; und ich sehe mich als Teil eines großen geistigen Wesens, das der Weisheit und Macht entgegenstrebt und, nach meinem Glauben, ihr entgegenwächst." Wells bringt auch eine biologische Begründung dieser seiner Glaubensformel, eine Begründung, die der wissenschaftlichen Kritik kaum standhalten könnte.

Wir müssen unterscheiden: es handelt sich hier um keine wissenschaftliche Theorie, sondern um ein Glaubensbekenntnis. Das läßt sich nicht begründen. Es ist da — ein organisches Gewächs, das zum Menschen gehört wie sein Leib, das unsichtbare Reich, in dem seine Seele sich heimfindet. Wohl kaum ein Dichter hat wie Wells alle Gebiete menschlichen Wissens mit so rastlosem Fleiß durchforscht, bis er diesen Ruhepunkt fand. Ein Ruhepunkt für immer — für alle Erdenzeit, die diesem reichen Leben noch vergönnt ist? Das Wort „Selbsterlösung" drängt sich in den Sinn des Fragers, mit allem Stolz, den es in sich schließt und aller Unzulänglichkeit. Eine Glaubensformel wie jene, liegt schon jenseits des reinen Verstandes, wiewohl er an ihr bauen half. Und um dieser Mithilfe willen mag sie sich vergänglich erweisen — eine Brücke nur zu höherer Erkenntnis. In seinem jüngsten Buche sagt Rathenau: „Sinnlos, zufällig und ungerechtfertigt bleibt jegliches Leben und Lebenswerk, wenn es sich auf die Kräfte des rechnenden und planenden Geistes stützt; und hierin liegt der tiefe, transzendente Trost des Daseins, daß der selbstbewußte Verstand seine letzte Aufgabe darin findet, sich selber zu beschränken und zugunsten tiefinnerer, geheimnisvoller Kräfte zu entsagen, die wortlos unser Gemüt berühren."

* * *

Während der Sozialphilosoph in Wells aus den Beziehungen von Mensch zu Mensch, aus Gemeinsamkeitswirken und feindseligem Auseinanderstreben in jahrelanger stiller Arbeit den Gedanken eines bewußt zur Vollkommenheit strebenden Menschheitsgeistes entwickelt, vollzieht sich der Werdegang des Romanciers in umgekehrter Richtung. Er beginnt mit der Darstellung eines etwas schematischen, mehr denkenden als fühlenden Menschentyps und schließt mit der Entdeckung der Persönlichkeit. Das klingt zunächst ein wenig absurd und bedarf der näheren Begründung.

Der Wells der früheren Periode stellt in die Mitte der Geschehnisse fast immer ein empfangendes und reflektierendes Subjekt, das mehr die Rolle des Kommentators spielt, als daß es handelnd oder umwandelnd in die Ereignisse eingriffe. Wir erfahren vom „Zeitreisenden" nicht mehr, als daß er über echten Pioniermut verfügt und daß er vortrefflich und spannend erzählen kann. Noch mehr im Nebel verschwimmt die Persönlichkeit des „Schläfers" (When the

Sleeper wakes). Selbst Schrecken oder Verwunderung über Enthüllungen der Menschheitsgeschichte, die nur ein kühn beschwingter Geist ins Bereich der Möglichkeit ziehen wird, kommen aus dem Erleben jener kontemplativen Helden nur als ein mattes Echo von Regungen zu uns, die wir unserem eigenen Innern verwandt fühlen können.

Das ändert sich erst, sobald Wells den Fuß auf die feste Erde, in die wohlbekannte Umwelt von heute setzt, und er tut es in seinen Romanen eher als in seinen philosophischen Schriften, die stets auf dem Fundament des Erwiesenen und Erprobten die Luftgestalten des Problematischen aufzurichten streben. Vielleicht liegt in der anmutigen Alltagsidylle „Love and Mr. Levisham" eine leise Selbstverspottung allzuhoch fliegender Ideale, die man gerade zu Beginn dieser Laufbahn, zur Zeit der noch nicht bewußt ermessenen Kraft für wahrscheinlich halten kann. Es ist die Geschichte eines jungen Lehrers, der sich in Zuversicht auf die seiner wartende große Karriere sein Leben auf Tag und Stunde einteilt, um dann den ganzen schönen Stundenplan durch das plötzliche Auftauchen der Liebe in Gestalt eines kleinen Mädchens über den Haufen geworfen zu sehen. Er schließt eine rasche Ehe mit einem mittellosen Typfräulein und wird sehr bald gezwungen, auf alle hochfliegenden Pläne zu verzichten und für Weib und Kind um Brot zu arbeiten. Aber er tut es fröhlichen Herzens in der Erkenntnis, daß dies werdende junge Leben, das aus der Liebe der Eltern ins Dasein wächst, unendlich viel wichtiger für die Menschheit ist, als alles, was der ehrgeizige Herr Levisham künftig zu leisten sich vorgesetzt hatte. Es klingt hier schon leise, dem Autor vielleicht nicht ganz bewußt, die Idee von den hohen, dem Einzelwesen nicht kenntlichen Zielen der Gattung hinein, die Wells dann sieben Jahre später als Lebensprogramm aufgezeichnet hat.

Wir können an den Romanen der nächsten Jahre — Ausflüge in das abseits liegende Märchenland der Wissenschaft — vorübereilen und auch nur flüchtig in das groteske Spiegelbild der Übermenschentheorie blicken, das uns aus dem ganz utopistischen Roman „The Food of the Gods" (Züchtung eines Riesenmenschentyps mit entsprechend gesteigerten Gehirnfunktionen) entgegenschaut. „Kipps", der Roman des Handlungsgehilfen, zeigt sodann den Autor schon mitten in seinen sozialistischen Studien. An ihrer Hand steigt er tiefer hinab in das „vie vivante", und die Gestalten, die er schafft, entwickeln sich aus Ideenträgern mehr und mehr zu wirklichen Menschen.

Indessen ist der Theoretiker in ihm zu mächtig, um sich jemals ganz zu verleugnen. Er zeichnet gewöhnlich die Richtlinien; das Gewirk aber, das die Zwischenräume füllt, gewinnt mit den Jahren zunehmender Reife mehr und mehr an überzeugender Lebensechtheit. Es lag nahe, daß derselbe Theoretiker, der die Durchsetzung falscher Werte auf dem Weltmarkte als verderblichsten Auswuchs des Gewinnsuchtsgeistes verdammt, die Romantik des modernen Handels zum Gegenstande einer Dichtung machen würde, wobei der Begriff

„Romantik" in ironischen Gänsefüßchen zu denken ist. Wells kommentiert hierzu: „Das Plakatwesen hat eine Revolution in Handel und Industrie herbeigeführt; es ist im Begriff, die ganze Welt umzuwälzen. Der Kaufmann von ehedem pflegte sich mit Annehmlichkeiten zu plagen; der moderne schafft Werte. Er braucht sich nicht zu plagen. Er nimmt einfach etwas Wertloses — oder beinahe Wertloses und macht etwas Wertvolles daraus. Zum Beispiel nimmt er Senf — so ganz alltäglichen Senf. Und dann fängt er an zu reden, zu schreien und zu singen: „Smiths Senf der beste." Er schmiert das mit Kreide an die Wände und schreibt es den Leuten in die Bücher, kurzum — der Satz erscheint überall. Und siehe da, der Senf ist der beste!"

Das Zitat ist aus dem kürzlich auch in das Deutsche übersetzten Roman „Tono-Bungay", der in fesselnd humoristischer Art den Werdegang eines gleichnamigen Reklamepräparats erzählt, eines jener Lebenselixiere, in deren Herstellung die moderne Chemie ihren Ehrgeiz findet. Wiederum zeigen die handelnden Personen, daß der Dichter, der sie erstehen ließ, in immer innigere Fühlung mit dem Leben kommt. Schon wagt er auch die weibliche Psyche, ein von ihm bisher nur scheu betretenes Seelenland, zu charakterisieren, wenngleich in den drei Frauengestalten dieses Romanes nur die Resultate des inneren Erlebnisses, nicht die Entwicklung, gegeben werden.

Allerlei verstreute Bekenntnisse weisen darauf hin, daß den Dichter tatsächlich die Scheu vor unbekannten und, einmal gerufen, nicht wieder zu bannenden Mächten zurückgehalten hat. „Der Traum der Staatenbaukunst geht auf die Anfänge der Weltgeschichte zurück", sagt er im „neuen Machiavelli", „doch hat er in Romanen eine zu geringfügige Rolle gespielt." Wells' erste Romane sind ja nun nichts anderes als solche dichterischen Versuche einer „Staatenbaukunst"; sie sind es ganz im Sinne der alten Welt, die Wohnungen des Geistes fast ausschließlich nach dem Gedanken- und Gefühlsmaßstab der Männer einrichtete und es der anderen Hälfte der Menschheit überließ, sich nach besten Kräften mit dem Fertigen abzufinden. Im „New Machiavelli" sieht sich nun ein organisatorisches Genie zum ersten Male der andern Macht gegenüber, die ihm im vollen Waffenschmuck einer großen Leidenschaft naht. Der Roman ist als Lebensbeichte eines Mannes gedacht, der, wie Machiavell, „den Gedanken an das Weib gleich seinen bestaubten Kleidern draußen ließ, wenn er in sein Studierzimmer schreiben ging. Doch unsere moderne Welt ist mit der Ahnung der gewaltigen, erst halb zum Ausdruck kommenden Bedeutung der Frauen belastet. Sie stehen nun gleichsam unter den silbernen Leuchtern und reden, während Machiavelli schreibt, bis er die Feder hinlegt und sein Thema mit ihnen diskutiert . . . Diese allmähliche Entdeckung der Beziehungen der Geschlechter als ein Ding von kollektiver Tragweite habe ich mit meinem Staatsentwicklungsgedanken zu mischen. Die langsame Verwirklichung jener Bedeutung, die sich draußen in der Welt vollzieht, hat ihre genaue Parallele in meinem eigenen Leben. Ich habe zuerst die Frauen ignoriert; sie kamen zu mir als

etwas Überraschendes, etwas mit meinem Ehrbegriff im Widerstand Stehendes. Zögernd und spät und nach manchem Mißerfolg erst schätzte ich die Kraft und Schönheit der Liebe zwischen Mann und Weib und erfuhr, wie aus ihr eine wehrfeste Anschauung der Weltordnung erstehen kann. Die Liebe hat mich zum Scheitern gebracht, weil meine Laufbahn ohne Rücksicht auf jene Möglichkeit und deren Wert geplant war. Machiavelli aber, so deucht mir nun, ließ beim Betreten seines Studierzimmers nicht nur die lebendige Erde draußen, sondern auch ihre Seele, von der er nichts ahnte . . ."

Eine leise Befremdung will den deutschen Leser angesichts solcher Bekenntnisse befallen. Um sie ganz zu verstehen, muß man wohl im Auge behalten, daß die englische Literatur von heute jegliche scharfe Beleuchtung der Geschlechtsbeziehungen noch ebenso meidet, wie es die frühviktorianische getan hat. Es ist ein stillschweigendes Übereinkommen des guten Tons, an so gefährliche Dinge nicht zu rühren, und die Psychologen unter den Dichtern wie Hardy, Meredith, die das volle Menschentum in ihrer Darstellung erschöpfen wollen, bedienen sich bei diesen Fragen eines eigenen, den Sinn mehr verhüllenden als klar beleuchtenden Stils, der den nur Neugierigen schreckt und den tiefer Denkenden anzieht. Doch dieses Verfahren widerspricht zu sehr der analytischen Klarheit von Wells Denkweise, die sich auch äußerlich seinem Stil aufprägt. Und sobald einmal die bedeutsame Frage: „Wie steht es um die zukünftige Entwicklung der Beziehungen zwischen Mann und Weib?" in ihm aufgetaucht ist, sucht er sie auch furchtlos von allen Seiten zu beleuchten, ohne freilich zu einem voll befriedigenden Ergebnis gekommen zu sein. Denn wiewohl der Psychologe in Wells während der Darstellung des eigentlichen Konflikts nur das allen logischen Erörterungen fremde Leben der Leidenschaft mit den beiden Trägern der Handlung lebt, so dämmert doch in der darauffolgenden Stille stets die Frage nach dem „Warum?" — analog dem Erleben der eigenen Persönlichkeit. Bei Wells wird eine Abrechnung daraus. In „Tono-Bungay" führt den Helden eine Schicksalsfügung zu der Geliebten der Kindheit, nachdem sich seine Ehe als ein Irrtum erwiesen hat und geschieden ist. Und in der rasch wieder erwachten Leidenschaft zu der jungen Aristokratin erfährt er, daß einzig in dieser Verbindung seines Liebeslebens Erfüllung liegt. Aber Beatrice kann ihm nicht als Lebensgefährtin folgen; sie hat sich, um auf den gewohnten Luxus nicht verzichten zu müssen, einem alternden Standesgenossen hingegeben und hat nicht die Kraft, diese Beziehungen zu lösen, besonders da ihr, nach dem Zusammenbruch des Tono-Bungay-Schwindels, ein Leben voll Kampf und Entbehrung bevorstehen würde. Hier also ist es das Weib, das gewogen und zu leicht befunden wird.

Im „New Machiavelli" wird als Trägerin der Schuld die verdammende Gesellschaft bezeichnet, die zwei starke Menschen verfehmt, weil ihre Neigung sie zueinander zwingt gegen Gesetz und Sitte, und weil sie zu stolz sind, sich heimlich anzugehören. Was Wells bei dieser Gelegenheit über die Verächtlichkeit der lichtscheuen Sünder sagt, die vom Richterspruch frei bleiben, sofern sie nur

den Skandal vermeiden, ist von Einsichtsvollen oft ausgeführt worden. Nur hat noch keiner ein Heilmittel dagegen gefunden, aus dem nicht die Rückkehr in ein ethisches Chaos drohte. Und wenn Wells' neuer Machiavell mit dem Gedanken einer Umformung des Sittengesetzes auf der Grundlage des Matriarchats spielt, so dürfen wir den Dichter nicht völlig mit seinem Helden identifizieren, aus dem hier die Bitterkeit des Gescheiterten, auf der Höhe des Lebens zur Untätigkeit Verurteilten redet. Jedenfalls bringt das jüngste Werk „The Passionate Friends" bereits eine Weiterentwicklung des früheren Standpunktes.

Es ist ein wundervoll reiches und tiefes Buch, wie es nur ein Dichter schreiben kann, der allen Wirklichkeiten und Möglichkeiten des Lebens ins Auge gesehen hat. Auch der alte Lehrsatz des Fanatikers, das „Alles oder Nichts", das in Krisen der Leidenschaft wie in anderen ernsten Lebensfragen so oft Selbsttäuschungen herbeiführt, wird hier unter die Lupe des Zweifels genommen. Denn es geht eben selten oder nie um „alles oder nichts", sondern fast immer um „das eine und das andere". Das wird kein Wahrheitsliebender bestreiten können, der die Wandlungsfähigkeit der menschlichen Psyche im Auge behält.

„The Passionate Friends" ist ein hohes Lied der Leidenschaft; sein Inhalt, die Behauptung der schicksalgewollten Bestimmung zweier Individualitäten für einander, die sich vereinigen müssen, auch wenn sie sich anderweit verbunden haben. Es geschieht hier wie in „Tono-Bungay"; nach jahrelanger Trennung begegnen sich die Jugendgespielen wieder, das Mädchen nun die in der Gesellschaft gefeierte Gattin eines mächtigen Finanzmannes, und beide fühlen sich sogleich von der alten Leidenschaft befangen. Aber hier schon setzt mit seiner Kontrastwirkung die Parallele ein — eine andere Glücksmöglichkeit taucht für Stratton, den Helden, auf in Gestalt einer noch unerschlossenen Mädchenknospe, die von ihm erst die Entfaltung zum vollen Menschentum erwartet.

Und auch diese Liebe, die sich auf vollkommenem Vertrauen aufbaut und den Reiz der Wesensgleichheit durch den des Gegensatzes ersetzt, gibt einen reinen Zusammenklang. Das zeigt die Erfahrung, nachdem Stratton durch das Dazwischentreten des Gatten jener von Anbeginn geliebten Lady Mary auf Jahre aus England verbannt worden ist und bei der Heimkehr die in Treuen wartende Ruth heiratet. Der Zufall führt die Liebenden von einst noch einmal zusammen und nunmehr droht ein Skandal, da der Gatte Lady Marys nicht glauben will, daß man ihn diesmal nicht betrogen habe. Die Dame aber, um Strattons Laufbahn nicht zu gefährden, nimmt Gift. Und damit schließt ein Erlebnis, das nach dem Willen der im Instinkt redenden Naturgewalt der Inhalt eines Daseins sein sollte — es schließt, vom Menschenwillen zur Episode umgewandelt, denn Strattons Eheglück bleibt durch diese Katastrophe unerschüttert.

Das Fazit liegt sehr nahe, wiewohl Wells es diesmal noch nicht gezogen hat. Der zynische Satz Schopenhauers: „Jeder Mann liebt jede Frau, falls

er nicht anderweit gefesselt ist . . .," erweist sich als ein Umweg. Vielmehr hat die Vergeistigung des Naturtriebes erst die komplizierte Situation geschaffen, jene Spaltung zwischen Sinnen und Geist, die auch das Begehren zwiespältig macht. Was wir jetzt durchleben ist ein Übergang, ein Wachsen voller Schmerzen — aber doch ein Wachsen, an dessen Ziel eine höhere Staffel der Vergeistigung winkt. Etwa wie Schiller sang:

„Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron . . ."

Irgendwie scheint das für unsere Zeit wahrer noch, als es damals gewesen ist. Und die Richtung von Wells' Gesamtwerk weist darauf hin, daß auch er diesen Weg gehen wird.

Vom Baedeker und Kunstgenuß auf Reisen

Von Richard Freyen

Ich habe immer den Standpunkt vertreten, daß neben der deutschen Musik, den Schiffen des Lloyd und der Hapag, neben dem preußischen Leutnant und dem Schulmeister, der Baedeker zu den Ruhmestiteln der deutschen Kultur gehört. Zwar haben ihn die anderen Nationen tüchtig nachgeahmt und ausgeschrieben, aber erreicht hat ihn keiner. — Und wenn man die Entwicklung der roten Bücher verfolgt, so sieht man, daß die Herausgeber nach Kräften bemüht sind, Schritt zu halten mit der modernen Kulturentwicklung, was bei dem immer mehr sich beschleunigenden Tempo derselben keine Kleinigkeit ist. Das tut Baedeker nicht bloß in dem Sinne, daß er alle Änderungen der Statistik, alle äußeren Daten usw. aufs genaueste ändert, er berichtet z. B. meist die Einwohnerzahl bis auf die Einer genau, damit ja auch das jüngstgeborene Baby berücksichtigt ist: Versailles hat 54982 Einwohner, keinen mehr, keinen weniger! Welche Beruhigung für alle Besucher der springenden Wasser! — Nein, er trägt auch den gesteigerten Bildungsansprüchen insofern Rechnung, als er sich nicht damit begnügt, sich bei historischen Angaben über Bauten und Sehenswürdigkeiten bei dem ersten besten der herumlaufenden Fremdenführer zu erkundigen, sondern er befragt die ersten

Kunstgelehrten, und schon erheben sich die neuesten Auflagen Baedekers zu der imponierenden Sachlichkeit und wissenschaftlichen Gründlichkeit von akademischen Handbüchern und Nachschlagewerken. — Eine grandiose Entwicklung! Fertig geprägt findet man bei allen Bildern, die man gesehen haben muß, nicht nur die sachliche Analyse, sondern auch die Werturteile und hat, wenn man sie sich möglichst wörtlich zu eigen macht, die beruhigende Gewißheit, daß man einen garantiert guten Geschmack vertritt, da nach Ausweis der Einleitung der Verfasser besagter Angaben Professor an der Universität Soundso und womöglich Geheimer Regierungsrat ist.

Was ich vom Baedeker im allgemeinen gesagt habe, gilt im besonderen z. B. vom Baedeker von Spanien und Portugal. Hier hat ein so ausgezeichneter Gelehrter wie Carl Justi die kunsthistorische Einleitung und wohl auch die sonstigen Angaben besorgt, und ohne jede Ironie kann man sich, ob man Fachmann ist oder nicht, der Gediegenheit des kunsthistorischen Wissens freuen, das man für 12 Mark neben den Stadtplänen und Angaben über Hotels und Speisehäuser kauft.

Und dennoch kann man auch hier Skeptiker sein. Man kann fragen: entspricht wirklich diese detaillierte Beschreibung aller kunstwissenschaftlichen Details noch den Zwecken eines Reisehandbuches, das nicht nur für Kunstgelehrte, das für alle Reisenden bestimmt ist? Zwar kann man antworten, wer zu sehr Banause sei, um den Wert jener Angaben zu würdigen, der könne sie ja einfach weglassen! Dann würden jene Angaben also nur eine unnötige Belastung für die Mehrzahl der Reisenden darstellen. Aber man kann die Sache auch von anderen Gesichtspunkten aus betrachten. Man muß bedenken, daß viele Reisende, wenn sie ein Reisehandbuch benutzen, sich in sklavische Abhängigkeit davon begeben und nur das sehen oder wenigstens zu sehen glauben, was dort vorgezeichnet ist. Die Gefahr liegt nun darin, daß der wissenschaftlich gehobene Baedeker dem Durchschnitt der Reisenden Dinge zumutet, denen der Bildungsgrad der lodenbekleideten, mit Operngläsern bewaffneten Globetrotter nicht im geringsten gewachsen ist, daß er infolgedessen eine unausstehliche Interesseheuchelei und Scheinbildung großzieht und den Leuten den letzten Rest von selbständigem Sehen und Beobachtung noch raubt, der ihnen in unserem beschulmeisterten Dasein geblieben ist. Viele Leute gewöhnen sich, nur dem nachzulaufen, was im Baedeker genannt, womöglich mit einem Stern versehen ist. Alles andere scheint ihnen wenig oder gar nicht sehenswert. Baedeker aber betrachtet die ganze Welt als ein großes Museum, eigens bereitet, um von Fremden mit oder ohne Brille bestaunt zu werden. Das mag für manche Dinge recht schön sein, bedeutet aber im ganzen einen Verzicht auf alles Lebendige. Denn jedes Museum ist mehr oder weniger eine Totenkammer, aus dem der Verständige zwar die Züge des Lebens herauslieſt, die der Mehrzahl der Reisenden aber niemals lebendig wird. Statt daß nun die Reisenden, aus Handwerks- und Gewerbebanden befreit, die Welt mit unbefangenen Blicken anschauen, lassen

sie sich durch das Reisehandbuch gängeln, sehen Multa, aber nicht Multum und bringen auch von ihren Reisen nur ein banales, unpersönliches Allerweltswissen mit nach Hause, von dem ihnen im Grunde nichts zum wirklichen Erlebnis geworden ist. Denn zum Erlebnis wird uns nur das, was unserem innersten Wesen homogen ist, von diesem aus innerem Bedürfnis heraus aufgenommen und verarbeitet ist. Es geht im Geistigen wie im Körperlichen: Stoffe, auf die wir keinen Appetit verspüren und die wir nicht verdauen können, sind nur unnötiger Ballast und schaden der Gesundheit. So, wie sich unsere Reisehandbücher zu Kompendien der Kunstgeschichte entwickeln, verleiten sie in der Tat viele Menschen zur Aufnahme von Material, das ihrem ganzen Wesen nicht adäquat und darum wertlos, ja schädlich ist.

* * *

Ich hatte jüngst auf einer Spanienreise Gelegenheit in Fülle, diese Baedekerkultur an lebenden Modellen zu studieren. Dabei ist Spanien noch nicht einmal ein Fremdenland, nicht wie Italien oder die Schweiz überflutet von Leuten, die dagewesen sein wollen. Aber vielleicht fällt darum der Baedekerreisende doppelt unangenehm auf, weil dies Land noch nicht sich selber als Museum oder ein großes Etablissement zur Fremdenausbeutung ansieht, wie andere Gegenden. Die Kirchen wirken hier noch als Kirchen, man fühlt, sie sind nicht Prunkräume und Ausstellungen von Kunst- und Luxusgegenständen, man sieht, hier wird noch inbrünstig gebetet. Man fühlt hier auch, der Sombrero und die Mantilla und andere Nationaltrachten werden nicht getragen, um von den Fremden als urwüchsig, originell und volkstümlich bewundert zu werden, man trägt sie nicht, weil es der Verkehrsverein unterstützt und Preise aussetzt für das urwüchsigste und volkstümlichste Kostüm; hier in Spanien pfeift die große Menge auf den Fremden, sieht ihn, ohne den Kopf nach ihm zu drehen, durch die Straßen wandern und an alten Palästen läuten, die Baedeker empfiehlt. Man lebt hier noch das eigene Leben, setzt es noch nicht als ein im Hinblick auf Fremde arrangiertes Kostümfest oder Theater an. Am deutlichsten empfindet man das in den Kirchen, diesen wundervollen, dämmerdunklen, mystischen Räumen, die der Spanier seinem inbrünstigen, glut- und früher so oft auch blutvollen Kultus erbaut hat. Wie verständnislos wirken jene Fremden gerade in diesen Hallen, die sie bestaunen oder neugierig absuchen, und deren tiefsten Akkord sie niemals vernehmen.

Ich denke an einen Morgen im Dom von Sevilla. Ich war schon zu früher Morgenstunde auf der Giralda, dem wunderbaren Glockenturm der Kathedrale gewesen und hatte die spanischste der spanischen Städte von oben her in all ihrer Lichtfülle gesehen. Dann war ich hinabgestiegen, hatte ein wenig in dem stillen Orangenhof, der zur Kathedrale gehört, gerastet und darüber nachgedacht, wie schade es sei, daß das Christentum nie darauf kam, die Natur einzubeziehen in ihre kirchliche Architektur wie diese Mauren es taten, die ihren

Moscheen einen schattigen, von springenden Brunnen bewässerten und von blühenden Orangenbäumen durchdufteten Hof beigaben, in dem man sich sammeln konnte, ehe man dem Heiligsten nahte. Die Kathedrale von Sevilla, die an Stelle einer alten Maurenmoschee erbaut ist, hat einen solchen Hof noch bewahrt.

Dann betrat ich die gewaltigen Pfeilerhallen der gothischen Kathedrale. Ich ließ die Rhythmik dieser imposanten Architektur auf mich wirken, freute mich des gedämpften und mystisch gebrochenen Sonnenlichts, das hier und da in die dämmerigen Hallen brach. Ich sah den Zug der weißen Kleriker hin und her wallen, lauschte dem Orgelspiel, das sich seltsam brach in den überwölbten Gängen und hörte eine spanische Predigt über die sieben Schmerzen der Maria, die mir mehr Aufschlüsse gab über Zurbaran und Murillo, als es lange kunsthistorische Erörterungen getan hatten. Kurz, ich verlebte eine Stunde echter Feierlichkeit in diesem imposanten Bau, der hier inmitten der lichtesten Sonne Europas einen Raum geschaffen, indem sich friedlicher Glanz und nordische Mystik gar seltsam mischen.

Und in dieses Milieu nun entläßt Baedeker seine Reisenden. Ich sah sie in ganzen Haufen kommen, denn die „Heilige Woche" Sevillas war nahe, die neugierige Gaffer aus allen Teilen der Welt versammelt. Und nun sehe man sie an, wie sie in diesen Räumen umherwandeln, mit Baedeker, Notizbuch und Opernglas! Von Kapelle zu Kapelle geht es, von Statue zu Statue, von Bild zu Bild, rastlos mit gewaltsamer Neugier und ohne jedes tiefere Verstehen.

Ich habe später mit solchen Leuten oft gesprochen und der Eindruck war immer der gleiche: daß sie im Grunde gar nichts wirklich gesehen hatten, daß sie nur im Handbuch nachgeschlagen hatten und dann weitergegangen waren — ohne sich überhaupt nur bewußt zu werden, daß sie in einer Kirche waren. Vom Gottesdienst selber, der doch die Seele jeder Kirche ist, hatten sie meist überhaupt nichts gesehen, ja sie hatten ihn meist nur als störende Beigabe und Hemmnis empfunden. Aber sie hatten bis zur äußersten Ermüdung jede Statue, die Baedeker nennt, in Augenschein genommen, mit dem Erfolge, daß ihnen alles schon nach wenigen Stunden in der Erinnerung durcheinander rann. Dabei waren es zum Teil feine und kluge Leute. Aber sie schworen auf Baedeker und sahen nur das, was er nennt. Als ob es auf der Welt nichts anderes gäbe als Statuen und bemalte Leinwand! Und diese Museumsperspektive übertrugen sie auf das ganze Leben! Man muß wirklich zuweilen mit vielgereisten Menschen sprechen, um zu erfahren, wie wenige Menschen es gibt, die mit ihren Sinnen etwas anzufangen wissen, wie dieselben Urteile, die meist einem Buche entnommen sind, oft wörtlich weitergegeben werden, gedankenlos ohne Nachprüfung. Goethe sagt einmal irgendwo, daß die meisten Menschen nur das sähen, was sie bereits wissen. Mir scheint es so zu sein, daß die meisten Leute nur das auf ihren Reisen sehen, was im Baedeker steht. Ja, das schlimmste ist, diese einseitige Einstellung auf Kunst und künstlerische Dinge beherrscht sie so, daß alles andere ihnen nicht der Mühe wert erscheint.

Und keiner bedenkt, daß von all den Einzelheiten so wenig bleibt und daß nur das uns zum Erlebnis wird, wozu ein inneres Bedürfnis treibt. Baedeker aber behandelt die Menschheit, als bestünde sie aus nichts als Kunsthistorikern, die sich für wenig mehr als Stilzusammenhänge interessieren. Und dabei kannte ich Leute, die in Sevilla waren und nicht oben auf der Giralda gestanden haben, jenem wundervollen Turm, der in den blauen Himmel des Südens hineinragt und von dem man ein Bild der Sonnenstadt tief unter sich hat, das menschlich mehr wert sein könnte als alle Holzschnitzereien der Kapellen im Dom.

* * *

Ich habe dieselben Beobachtungen überall gemacht, wo ich mit reisenden Kirchenbesuchern zusammentraf und mit ihnen sprach über das, was sie sahen. So denke ich an einen Sonntagmorgen im Dom von Barzelona. Es war Hochamt gerade, tausende von Kerzen durchglühten die ehrwürdige Nacht der gothischen Hallen, monoton klang das Rezitativ der Messe aus dem Chor, dann hub die Orgel an, und in feierlicher Prozession bewegten sich die weißen, blauen und roten Gewänder der Priesterschaft durch den Raum. Kreuze blitzten golden auf im Kerzenlicht, gestickte Banner wallten und der Weihrauch dampfte. Ich saß beiseite und betrachtete die Gesichter der Mönche. Welche Fülle von Leben, welche Mannigfaltigkeit der Physiognomien: der stumme, blasse Gelehrte ging da neben dem finstern Eiferer, aus dessen düstern Augen noch etwas vom Abglanz des Inquisitionsfeuers flammte; breite, derbe Bauerngesichter bewegten sich da neben den feinen, blassen, müden Gesichtern, denen man alten Adel ansah; dann kamen dicke behäbige Herren und solche, die nach den schwarzverschleierten Mädchen lugten, die in den Stühlen knieten. Den Abschluß bildeten singende Chorknaben, Lausbuben, wie sie Murillo gemalt hat, die man in weiße Meßhemden gesteckt hatte, und die sich knufften, während sie das Ave Maria sangen und die Weihrauchfässer schwenkten. Dann verschwand das Ganze in der Tiefe der Halle, und der ferne Gesang ließ die feierliche Stille dicht um uns nur tiefer spüren. Mir war, als hätte ich einen Blick hineingetan in versunkene Jahrhunderte, deren Leben hier weiter lebte in diesen dunklen Räumen, durch deren bunte Glasfenster die Sonne kaum in mattem Abglanz gelangte.

Hier traf ich einen Herrn, den ich von früher kannte, auch einer von denen, die die Welt als ein für sie eingerichtetes Raritätenkabinett ansehen. Kaum hatte er mich begrüßt, so begann er bereits seinem Zorn Luft zu machen über die infame Dunkelheit, die in den spanischen Kirchen überhaupt, im Dom von Barcelona aber ganz besonders herrsche. Vergeblich suchte ich ihm klar zu machen, daß gerade in diesem mystischen Halbdunkel der Zauber dieser Kirchen läge, daß der fromme Spanier gerade in dieser von wenigen Kerzen oder bunten Lichtern durchbrochenen Dämmerung die Nähe der Gottheit spüre. Der Herr

zuckte die Achseln. Was lag ihm daran! Er war nur mißmutig darüber, daß er einige der Sterne Baedekers nicht in vollem Glanze gesehen hatte. Für alles das, was nicht im Baedeker stand, fehlte ihm der Blick. Brummend zog er sich daher bald zurück.

Ich aber stand noch lange und sah, wie die Prozession zurückkam und sich in dem so seltsam mitten in die Kirchen Spaniens hineingebauten Chor sammelte. Auch ich habe zuerst gefunden, was Baedeker sagt, daß die Raumwirkung der Hallen durch diesen Chor zerrissen werde, und dachte an die Art der Russen, den Ikonostas mitten hineinzustellen in ihre Kirchen. Inzwischen habe ich begriffen, wie die Spanier dazu gekommen sind. Für den Spanier ist eben die Kirche nicht bloß Raumwirkung, wie für den kunstgebildeten und religionsfremden Reisenden aus dem Norden. Für ihn gehört der ganze Kultus dazu. Ihm ist die Kirche ohne Gottesdienst noch lange keine Kirche, und erst im lebendigen Ministrieren der Priesterschaft, für die dieser Chor erst geschaffen ist, bekommt die Kirche ihre Seele. Die Ste. Chapelle in Paris, die Sixtina in Rom mögen große Kunstwerke sein: als Kirchen betrachtet sind sie seelenlos. — Das aber heißt die Dinge der Welt verstehen; sie so zu erfassen, wie und wozu sie geworden sind. Eine Kirche versteht man nur dann, wenn man sie als Kirche betrachtet. Baedeker aber, der uns mit einer Unmasse von überflüssigstem Detail überschüttet, führt alle die, die sich seiner Leitung anvertrauen, in eine gelehrte und trockene Wüste, in der von Leben keine Spur mehr zu finden ist.

* * *

Es ist nicht bloß mit dem Betrachten von Kirchen so. Alles wird durch Baedeker auf Kuriositäten abgesucht. Liegt irgendwo eine belanglose Maurenburg am Berge, so erzählt er ihre Geschichte, fährt man über das Schlachtfeld von Vittoria oder von einem noch weniger bekannten Scharmützel, so muß er das dem harmlosen Reisenden sofort vermitteln. Aber für die großartigen Einsamkeiten der kastilischen Hochebene, für die unbeschreiblichen Sonnenaufgänge hinter der schneebedeckten Sierra Guadarania hat er keine Linie übrig. In der Tat sind auch die meisten Reisenden bei Nacht diese Strecken gefahren, weil es da „nichts" zu sehen gibt. „Nichts" aber heißt nach Baedeker: keine Kuriositäten. Wir haben neuerdings in der Malerei gelernt, daß nicht Naritäten malenswert sind, sondern ganz andere Dinge. Wir müssen dies auch ins Leben übertragen. Wir müssen erst lernen, mit eigenen Augen zu sehen, — dann wird man vielleicht gerade dort, wo Baedeker schweigt, das Sehenswürdigste finden. Dann wird vielleicht jede Fahrt zu einer unendlichen Folge schöner und in ihrer Stimmung in der Seele haftender Landschaftsbilder.

* * *

Indessen möchte ich mit allem Nachdruck betonen, daß mir nichts ferner liegt, als Baedeker selber schlecht zu machen. Im Gegenteil, ich habe die größt-

mögliche Hochachtung vor der enormen geistigen Arbeit, die in den kleinen Bänden aufgespeichert ist, und seit Jahren besitze und benutze ich fast alle Teile des gesamten Werkes. Wogegen ich mich an dieser Stelle gewandt habe, ist nicht das Werk selber, sondern eine allerdings weitverbreitete falsche Benutzung desselben, wobei freilich nicht verschwiegen werden kann, daß manches im Werke selber diese herbeiführt. Ein Werk wie Baedeker könnte im höchsten Grade erzieherisch wirken. Es tut das auch, aber oft nach falscher Richtung. Indem es etwas einseitig die kunsthistorische Betrachtung bevorzugt, allzulange bei Details- und Kuriositäten verweilt und überhaupt zuviel gibt, so daß es das eigene Sehen des Reisenden zum Teil fast überflüssig macht, kann das vortreffliche Werk auch schaden.

Wenn ich mich nicht täusche, tritt in den neuesten Ausgaben in manchem eine Wandlung ein. So ist überaus lehrreich und anregend die stärkere Betonung geologischer und morphologischer Betrachtung der Landschaften. Freilich das Letzte und Tiefste in allem Reisen, die eigene originelle und persönliche Erfassung von Menschen, Dingen und Ländern, die kann ein Reisehandbuch nicht lehren. Wohl aber kann es durch falsche Einstellung, durch zu große Verwöhnung und Hervorhebung unwesentlicher Dinge dem entgegen arbeiten. Daß das Baedeker zuweilen tut, kann nicht bestritten werden.

Rate ich nun einen anderen Baedeker zu schreiben? Nichts liegt mir ferner. Ich rate nur jedem, daß er sich freimache von der einseitigen Baedekerperspektive und mit eigenen Augen sehen lernte, und zwar die Welt mit dem Leben darinnen, nicht aber ein künstlich daraus gemachtes Museum. Ich möchte das Paradoxon wagen, daß nichts weniger sehenswert ist als die Sehenswürdigkeiten. Was von einer Reise am tiefsten bleibt, sind doch die großen Stimmungen, nicht die Einzelheiten. Ich möchte die Wette machen, daß von all den Reisenden, die die ganze Baedekerastronomie absolviert haben, die meisten in ein paar Jahren recht wenig wissen von den tausend Details, die sie im Schweiße ihres Angesichts abgesucht haben. Aber ich bin sicher, daß, wer immer es erlebt hat, niemals den orangenblütendurchdufteten Morgen aus der Erinnerung verlieren wird, den man hoch auf der Giralda in Sevillas lichtblauem Himmel verbracht hat, niemals auch den mystischen Zauber des Doms von Barcelona vergessen wird, oder den Sonnenaufgang über der rostbraunen Heide von Neukastilien, auch wenn Baedeker davon nichts zu sagen weiß.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politik

Evangelische Polen in Posen und Schlesien. In Nr. 14 des 71. Jahrgangs dieser Zeitschrift hatte ich von den Polen in Ostpreußen berichtet. Inzwischen sind bruchstückweise vom Königlichen Statistischen Landesamt in Berlin die Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dezember 1910 veröffentlicht. Für Ostpreußen hat sich ein sehr erfreulicher Rückgang der polnischen Sprache ergeben. Zu polnischen Mundarten (also zum Polnischen, Masurischen und Kassubischen) bekannten sich insgesamt nur noch 263 527 Personen oder 122,3 vom Tausend der sich auf 2 064 175 belaufenden Einwohnerschaft. Deutsch und polnisch als Muttersprache redeten 22 649 Personen oder 11,0 ‰.

Während also die Doppelsprachigen um 6637 oder 3,1 ‰ gewachsen sind, haben sich die Polen um 30 828 Seelen oder 22,6 ‰ seit der vorletzten Zählung von 1905 gemindert. Es ist bekannt, daß die Polen in Ostpreußen überwiegend evangelisch, nur zu einem Fünftel bis einem Viertel katholisch sind.

Man hat allgemein die Vorstellung, daß es nur in Ostpreußen altansässige evangelische Polen gäbe. Dem ist aber nicht so; auch in den Regierungsbezirken Posen, Breslau und Oppeln lebt eine erhebliche Anzahl evangelischer Polen.

Es gibt hier zwei räumlich getrennte Verbreitungsgebiete. Das größere umfaßt die vier südposener Kreise Ostrowo, Adelnau, Schildberg, Kempen, die mittelschlesischen Kreise Namslau und Großwartenberg bis in den Kreis Brieg hinein und die oberschlesischen Kreise Kreuzburg und Rosenberg. Das kleinere Gebiet ist der österreichischen evangelischen Bekenntnisinsel Bielitz—Biala benachbart, es umfaßt die Kreise Pleß und Rybnik.

Man zählte im Regierungsbezirke Posen:

Im Jahre	evangelische Deutsche	evangelische Polen	evangelische Doppelsprachige
1880 . . .	271 497	13 639	1375
1900 . . .	280 144	11 897	863
1905 . . .	298 422	10 736	weniger als 710
1910 . . .	318 387	9 151	1037

Wir sehen also in zwanzig Jahren einen erheblichen Rückgang der evangelischen Polen auf zwei Drittel ihres früheren Bestandes. Woher kommt dies? Wir haben es mit einer starken Verdeutschung zu tun. Ich habe selbst fast sieben Jahre lang in Südposen gelebt und kenne die Verhältnisse aus eigener Anschauung dort genau. Die Verdeutschung erfolgt ganz allmählich und für die Beteiligten unmerklich durch die deutsche Schule, durch Sachsengängerei, Eintritt in häusliche Dienste bei deutschen Familien und Arbeit bei deutschen Unternehmern. Von den älteren Leuten verstehen manche kaum ein deutsches Wort; unter der Jugend nehmen deutsche Sprachkenntnisse erfreulich zu. Geistliche, Lehrer und andere auf dem Lande einflußreiche Personen bemühen sich, daß die evangelischen Polen wirtschaftlich, zum Beispiel in den Genossenschaften, und gesellschaftlich, in Vereinen

(Kriegervereinen), ihren Anschluß bei den Deutschen finden. Bei Wahlen, namentlich den öffentlichen Wahlen gehen die evangelischen Polen in der Regel mit den Deutschen mit. Ich habe von Landtagswahlen aus evangelisch-polnischen Dörfern gehört, wo die Einwohner die wenigen Deutschen ihres Urwahlbezirks zu Wahlmännern wählten. Die von polnisch-katholischer Seite beliebte Verquickung von katholisch und polnisch hat somit das Gute, daß sich die evangelischen Polen von den katholischen abgestoßen fühlen.

Man zählte im Jahre 1900 an Evangelischen:

im Kreise	Deutsche	Polen	Doppelsprachige
Ostrowo	5 873	717	38
Adelnau	2 111	4 140	206
Schildberg	2 313	4 420	24
Kempen	2 982	2 015	96
Zusammen	13 279	11 292	364

Im Jahre 1905:

im Kreise	Deutsche	Polen	Doppelsprachige
Ostrowo	6 080	797	weniger als 60
Adelnau	3 392	3 909	weniger als 26
Schildberg	2 983	4 026	weniger als 207
Kempen	3 608	1 630	weniger als 122
Zusammen	16 063	10 362	415

und 1910:

im Kreise	Deutsche	Polen	Doppelsprachige
Ostrowo	7 318	859	Die Anzahl der evangelischen Doppelsprachigen ist bisher nicht veröffentlicht.
Adelnau	4 000	3 656	
Schildberg	4 822	2 822	
Kempen	3 885	1 422	
Zusammen	19 525	8 779	

Diese vier Kreise bilden die evangelische Diözese Schildberg, deren Superintendent in Neu-Skalmierschütz wohnt. In fast allen ihren Kirchen finden regelmäßig polnische Gottesdienste statt. Die Geistlichen sind jedoch ebenso wie in den anstoßenden Kreisen Schlesiens sämtlich deutsch. Im Sommer 1911 starb in Neumittelwalde (Regierungsbezirk Breslau) der letzte evangelische Geistliche, der sich der Muttersprache nach zu den Polen zählte. Es ist wiederholt von deutscher Seite eine Einschränkung des evangelisch-polnischen Gottesdienstes angeregt worden. Man muß darin jedoch vorsichtig und zurückhaltend verfahren, denn die evangelischen Polen sind fast ausnahmslos treue Preußen. Die katholischen Polen, voran die Gazeta Ostrowska des Buchhändlers Rowinski in Ostrowo, versuchen bisher vergeblich die evangelischen Polen in das polnische Lager herüberzuziehen. Als in Ostrowo vor längerer Zeit die Garnison vermehrt wurde, ließ man zugunsten des Militärs monatlich einmal den polnischen Gottesdienst ausfallen. Sofort benutzte die Gazeta die Gelegenheit, die polnische Bewegung auf die Evangelischen zu übertragen. Den Bemühungen der Geistlichen gelang es die evangelischen Polen zu beruhigen. Von selbst tritt das Polnische in Predigt und Amtshandlungen mit den zunehmenden deutschen Sprachkenntnissen zurück, wie z. B. im Pfarrsprengel Latowitz bei Ostrowo. Ein Zwang von oben würde nur einen Widerstand auslösen. Die Verwaltungssprache, insbesondere der kirchlichen Gemeindevertretungen ist natürlich deutsch. In der von der Ansiedlungskommission gegründeten Gemeinde Raschkow und in der neuen Grenzbeamtengemeinde Neu-Skalmierschütz ist der Gottesdienst ausschließlich deutsch. Die stärkere Zuwanderung evangelischer Deutscher in die gemischtsprachigen Kirchengemeinden wird dazu beitragen, daß das Polnische mehr zurücktritt. Leider hat die Ansiedlungskommission in den

vier Kreisen mit Ausnahme der Umgebung von Raschkow wenig besiedelt. Es gibt in der Diözese Schildberg keine Stadt, die überwiegend deutsch oder auch nur überwiegend evangelisch wäre. Die Evangelischen haben die Überzahl in etlichen Landgemeinden. Hier gibt es sogar einige, in denen schon allein die evangelischen Polen die Mehrheit haben. Eine der größten Landgemeinden im Kreise Adelnau ist Schwarzwald. Er hat zwei protestantische Kirchen, eine gehört zur Landeskirche, die andere den Altlutheranern. Daher kommt es, daß im Kreise Adelnau außer den in der amtlichen Statistik als Evangelische bezeichneten Personen es noch weitere 36 Deutsche und 246 Polen gibt, die als sonstige Christen aufgeführt sind. Im Kreise Ostrowo gibt es in Schwachwalde deutsche Baptisten.

Der Rückgang der übrigens kinderreichen evangelischen Polen beruht größtenteils auf Verdeutschung, weniger auf Abwanderung. Im Kreise Ostrowo erklärt sich ihre Vermehrung dadurch, daß in der Südostecke des Kreises eine Berliner deutsche Bankgenossenschaft und Polen Ländereien aufgeteilt und aus den benachbarten Schildberger Ortschaften auch evangelische Polen, z. B. in Prosnau, angesiedelt haben.

Im Regierungsbezirke Breslau gab es unter den Evangelischen:

im Jahre	Deutsche	Polen	polnisch und deutsch Sprechende
1890	886 659	17 613	4443
1900	951 216	14 141	2742
1905	997 442	12 143	weniger als 3517
1910	1 037 448	8 955	3429

Im Gemeindelexikon für 1905 sind die polnisch und deutsch Sprechenden nicht von den sonstigen doppelsprachigen Evangelischen getrennt. Die Ziffer der deutsch und polnisch Sprechenden ist beträchtlich geringer als 3517, weil es in Schlesien nicht nur doppelsprachige Polen, sondern auch Tschechen gibt. Im allgemeinen sind in dieser Abhandlung unter den doppelsprachigen Evangelischen nur diejenigen polnischer und deutscher Muttersprache gemeint. Für den Breslauer Regierungsbezirk fehlen bisher in den Veröffentlichungen des preußischen Statistischen Landesamts die Mitteilungen über die Sprache in den Kreisen bei der letzten Volkszählung. Das neue Gemeindelexikon für die Zählung von 1910 enthält nur die sechs Regierungsbezirke Allenstein, Danzig, Marienwerder, Bromberg, Posen und Oppeln.

Man zählte an Evangelischen in den Kreisen im Jahre 1900:

	Deutsche	Polen	Doppelsprachige
Namslau	14 741	3 313	405
Groß-Wartenberg . . .	18 203	9 818	802
Brieg (Stadt und Land) .	48 234	1 056	330
Zusammen .	81 178	14 187	1537

und 1905:

	Deutsche	Polen	Doppelsprachige
Namslau	14 959	2 533	413
Groß-Wartenberg . . .	19 394	7 120	weniger als 1415
Brieg (Stadt und Land) .	49 338	872	674
Zusammen .	83 691	10 525	2502

Das Schwinden der evangelischen Polen im Regierungsbezirke Breslau ist noch stärker als im Bezirke Posen. Das liegt natürlich daran, daß das Polentum in Mittelschlesien sehr schwach ist und in deutscher Umgebung schneller verdeutscht als in Kreisen, wo die Polen die Mehrheit haben.

Die evangel. Polen des Regierungsbezirks Oppeln sind, wie erwähnt ist, in zwei Gebiete getrennt. In dem ganzen Bezirke zählte man

im Jahre	Deutsche	Polen	Doppelsprachige
1890	101 835	35 188	1908
1900	126 641	32 365	3153
1905	138 906	33 239	weniger als 2003
1910	151 689	28 373	3492

Am stärksten ist das evangelische Polentum im Kreise Kreuzburg, wie nachfolgende Zahlentafel zeigt. Es gab:

im Kreise im Jahre 1900	Deutsche	Polen	Doppelsprachige
Kreuzburg	13 360	18 258	875
Rosenberg	2 221	3 546	190
Pleß	3 569	4 913	169
Rybnik	2 275	1 327	41
Zusammen	21 425	28 044	1 275

im Kreise im Jahre 1905	Deutsche	Polen	Doppelsprachige
Kreuzburg	14 869	18 077	652
Rosenberg	2 127	3 622	71
Pleß	4 486	5 320	86
Rybnik	2 728	1 489	21
Zusammen	24 210	28 508	830

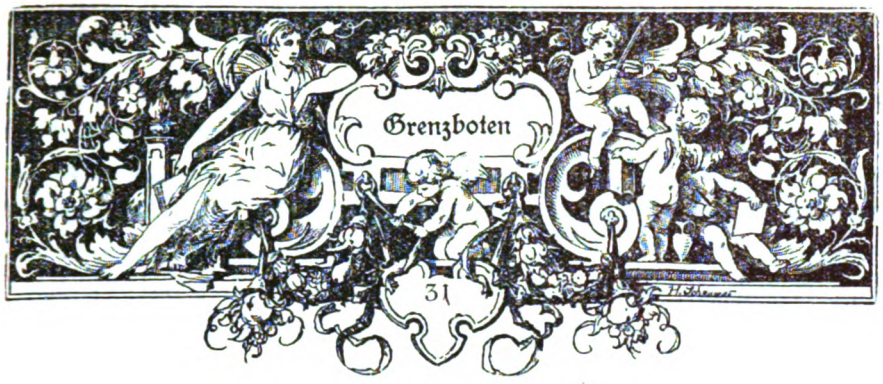
im Kreise im Jahre 1910	Deutsche	Polen	Doppelsprachige
Kreuzburg	17 073	14 936	Aus dem Gemeindelexikon nicht ersichtlich
Rosenberg	2 749	2 879	
Pleß	4 653	5 400	
Rybnik	3 630	1 585	
Zusammen	28 105	24 800	—

Während in den Kreisen Kreuzburg und Rosenberg die evangelischen Polen erheblich zurückgegangen sind, haben sie im Pleß-Rybniker Gebiet nicht unbedeutend zugenommen. Die Zunahme ist aber hier auch nicht auf Kosten der Deutschen geschehen, denn diese sind viel mehr gewachsen.

Die beiden Kreise Rosenberg und Kreuzburg bilden zusammen einen Reichstagswahlkreis. Trotzdem der Wahlkreis überwiegend polnisch ist — er zählte im Jahre 1905 unter 100 327 Einwohnern nur 27 821 Deutsche und 1635 Doppelsprachige —, ist er seit langer Zeit im Reichstage konservativ vertreten. Dies erklärt sich nur dadurch, daß fast sämtliche evangelische Polen für den deutschen Kandidaten eingetreten sind. Die Polen hatten bei der letzten Wahl große Anstrengungen gemacht, um ihren Kandidaten durchzubringen. Sie hatten auch eine neue Zeitung gegründet. Hoffentlich bleiben jedoch die evangelischen Polen bei ihrer guten Staatsgesinnung und ihrer Freundschaft für das deutsche Volk.

R. Baumgarten

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.



Deutſchland und der neue Krieg

Salzburg, den 29. Juli 1914

Die Würfel ſind gefallen! Die habsburgiſche Monarchie hat den Krieg gegen Serbien erklärt, hat die Feindſeligkeiten gegen den tückiſchen Feind begonnen. Als geſtern in früher Abendſtunde die Nachricht davon in den Straßen Salzburgs bekannt wurde, war es, als fiel ein Alp von allen Gemütern. Sowohl in Bad Gaſtein wie hier waren in den letzten Tagen Zweifel aufgetaucht, ob nun die öſterreichiſch-ungariſche Diplomatie wirklich ernſt machen und dem durch den Fürſtenmord von Serajewo unerträglich gewordenen Zuſtande ein Ende bereiten würde. Man war beunruhigt, da Kaiſer Wilhelm angeblich ſeine Nordlandsreiſe nicht abbrach, und wenn man auch nicht annehmen wollte, daß Kaiſer Franz Joſef vor den drohenden ruſſiſchen Rüſtungen zurückweichen würde, ſo fürchtete man doch das plötzliche Auftauchen „höherer Intereſſen“, die man im beſcheidenen Untertanenverſtande nirgends zu erkennen vermochte. Die Meldungen von der Verſicherung der deutſchen und dann auch der italieniſchen Bundestreue hatten zwar die Hoffnungen geſtärkt, daß es kein Zurück mehr geben könne, aber die Erfahrungen mit der öſterreichiſch-ungariſchen Diplomatie in den letzten Jahren waren doch zu bitter geweſen ... Eduard Greys Rede und die erſten Gerüchte von ſeinem Vermittlungsverſuch zwiſchen Rußland und Öſterreich-Ungarn vertieften den Peſſimismus. Um ſo größer iſt nun die Erleichterung. Man fühlt hier ganz

allgemein und in allen Schichten und bei allen Nationalitäten: es ist eine Schicksalsstunde für die Monarchie, für jeden Österreicher und Ungarn, in der alle innerpolitischen Gegensätze zurücktreten müssen; sei es selbst um einen Zusammenstoß mit Rußland, sei es um den Weltkrieg — jeder Angehörige der Doppelmonarchie ganz persönlich kann nur gewinnen durch reinlichen Austrag, durch Entscheidung der Waffen.

Und so stehen die Dinge auch für uns Deutsche im Reich!

Dieser Waffengang Österreich-Ungarns ist ein Zusammenstoß der deutschen und ostslawischen Kulturen, wie der Mord in Serajewo ein Angriff dieser Kultur auf die unserige bedeutete. Soviel Edles in den Slawen steckt, soviel edle Anlagen ihnen die Natur gegeben, sie sind überall da entartet, wo das Joch der Tataren auf ihnen durch Jahrhunderte gelastet hat und mongolisches Blut sich in ihnen festsetzte. Russen und Serben fühlen sich einander gerade dadurch am meisten verwandt. Serbien konnte darum, aus der Gemeinsamkeit des Blutes heraus, das gefügigste Werkzeug der russischen Panslawisten mongolischer Abstammung werden. Mit diesen Entarteten kann es keine Gemeinschaft der Polen und Tschechen und Slowenen geben, die ihre Ureigenheiten einst so tapfer gegen die Türken verteidigt hatten, und dann befruchtet von der römisch-germanischen Kulturgemeinschaft entfalten konnten. Der Mord von Serajewo hat die Linie grell beleuchtet, wo sich die europäische Kultur von der asiatischen scheidet. Von diesen in der Geschichte der Jahrhunderte wurzelnden Gesichtspunkten aus gehören wir Deutsche heute, auch ohne das vorhandene formelle Bündnis, an die Seite der Völker der Habsburgischen Doppelmonarchie. Im wohlverstandenen Interesse unserer eigenen nationalen Zukunft und unseres Ansehens in der Welt können wir heute nicht abseits stehen, wenn der große Kulturkampf zwischen Europa und Halbasien beginnt.

Ob dieser Kulturkampf tatsächlich beginnt oder schon begonnen hat, steht freilich noch dahin. Es liegt in Rußlands Hand, ob es das Einzelereignis in die Kette des ganzen Kampfes spannen will, indem es den Serben gegen Österreich-Ungarn beispringt oder nicht. Die Regierung der Habsburgischen Monarchie betrachtet den Feldzug gegen Serbien zunächst nur unter dem engen Gesichtspunkt einer privaten Angelegenheit der beiden zunächst beteiligten Staaten. Es ist darum auch schon der Ausdruck „Strafexpedition" gefallen, und heute versichert ein halbamtliches Kommuniqué an die Presse, Österreich-Ungarn beabsichtige nichts weiter als die Desinfizierung eines Brandherdes, die Ausrottung der großserbischen Propaganda. Die Frage ist, ob Rußland

sich wird zurückhalten können, ohne sein Prestige unter den Balkanvölkern ein für allemal zu verlieren. Schon im vorigen Jahre sprach sich ein Serbe Bosniens mir gegenüber dahin aus, daß Rußland im Falle eines österreichisch-serbischen Zusammenstoßes einfach mitun müsse, weil es sich durch seinen Gesandten Hartwig viel zu tief in die großserbische Propaganda eingelassen habe; die serbische Regierung würde in ihrer Not dem Volke gegenüber gezwungen werden, Dokumente preiszugeben, aus denen hervorginge, wer geführt habe. — Nun ist ja Herr Hartwig vom Kampfplatz abgetreten; wird aber Herr Ssasonow dem Drängen der Ssuchomlinow und Genossen in der Regierung standhalten können, wenn er sich entschließen wollte, die gesamte Tätigkeit Hartwigs öffentlich zu desavouieren?! Rußland befindet sich mit seiner Balkanpolitik in einem tiefen Sumpf: ob es Frieden hält und damit die Lokalisierung des österreichisch-serbischen Streits möglich macht, ob es eingreift und damit die Völker römisch-germanischer Kultur zum Kampfe zwingt, immer wird es als der Protektor des Fürstenmordes von Serajewo dastehen. Und darin liegt die große Gefahr für den europäischen Frieden, der auszuweichen wir Deutsche im Reich keine Veranlassung haben. G. Cleinow

Frankreich und Italien

Von Oberregierungsrat Dr. E. Jacobi

Vor einiger Zeit erschien in der Action française, dem Organ der royalistischen Jugend Frankreichs, ein Artikel, in dem ausgeführt wurde, wie anders sich die Geschicke Frankreichs gestaltet hätten, wenn nach 1848, anstatt Napoleon dem Dritten, ein König aus einer der alten französischen Königsfamilien, ein Bourbon oder Orleans auf dem Thron Frankreichs gesessen hätte. Dabei wurde Napoleon dem Dritten vor allem zum Vorwurf gemacht, daß er die alte Politik der französischen Könige seit der Renaissance, die in der Einheit Deutschlands und Italiens die größte Gefahr für Frankreich gesehen habe, verlassen und direkt dazu beigetragen habe, diese für Frankreich so verderbliche Entwicklung der beiden Nachbarn zur Einheit herbeizuführen. Von Deutschland wollen wir hier absehen, was aber Italien betrifft, so ist es allerdings merkwürdig, wie alle Regierungen Frankreichs im neunzehnten Jahrhundert den italienischen Einheitsbestrebungen mindestens gleichgültig, meist aber feindlich gegenüberstanden; ein Standpunkt, den eben erst Napoleon der Dritte 1859 verließ. Durch Napoleon den Ersten hatte die Idee der italienischen Einheit, die seit den Tagen Lorenzos von Medici und Machiavells nur ein Traum gewesen war, zum ersten Male greifbare Gestalt angenommen. Der Vizekönig von Italien, der König von Rom, das waren Titel, die in den Herzen aller italienischen Patrioten widerhallten. Die napoleonischen Gebilde waren ja noch nicht die Erfüllung, aber sie waren ein verheißungsvoller Anfang. Und der Held Napoleon war ja selbst ein Italiener. Mit seinem Sturze sank alles wieder dahin. Die alte Zerrissenheit und Kleinstaaterei stieg aus der Versenkung hervor. In Parma, Modena, Florenz erschienen von neuem die kleinen Fürsten, im Norden saßen die Österreicher, in Bologna zog der päpstliche Legat wieder ein. Die ersten Versuche von italienischer Seite, diesen Zustand der Dinge zu ändern, fielen in das Jahr 1820, wo gleichzeitig in Neapel und Piemont revolutionäre, und gegen Österreich gerichtete Bewegungen ausbrachen. Als sich darauf die zur heiligen Allianz verbündeten Monarchen von Österreich, Preußen und Rußland zuerst in Troppau, dann in Laibach versammelten, um Schritte gegen die Revolution in Italien

zu beschließen, trat die französische Regierung Ludwig des Achtzehnten durch ihre Gesandten auf jenen Kongressen den Tendenzen der heiligen Allianz durchaus bei und befürwortete energisch alle Schritte zur Niederschlagung der revolutionären Bewegungen in Italien, die die eben hergestellte Ordnung der Dinge bedrohten. Unter dem Beifall der französischen Regierung stellten die Österreicher die Ordnung in Neapel und Piemont wieder her. Die französische Kammeropposition bekämpfte zwar diese Politik, es stellte sich aber bald heraus, daß sie, zur Macht gelangt, genau dieselbe befolgte. Durch die Julirevolution 1830 wurden die Bourbons gestürzt, und die bisherige Opposition ergriff unter Louis Philipp von Orleans die Zügel der Regierung. Die Julirevolution fand in Italien Widerhall. In Modena, Bologna, Parma brachen Aufstände aus. Ein Teil des französischen Volkes jubelte diesen Bewegungen zu, als aber Österreich fest erklärte, der Revolution entgegentreten zu wollen, beschloß die eben ans Ruder gelangte liberale französische Regierung, wie sich General Sebastiani in der Kammer ausdrückte, das österreichische Einschreiten gegen die italienische Revolution zwar keineswegs gutzuheißen, sich demselben aber auch nicht zu widersetzen. In noch viel energischerer Weise vertrat diesen rein französischen Standpunkt Kasimir Perim, der bald darauf Ministerpräsident wurde. Er erklärte laut, das französische Blut solle nur für Frankreich fließen. Die mittelbare Unterstützung, die den italienischen Aufständen bisher von Frankreich aus zuteil geworden war, ließ er sofort einstellen. Italienische Flüchtlinge in Lyon und Marseille, die von dort in Italien einbrechen wollten, wurden unter polizeiliche Aufsicht gestellt, um sie an der Ausführung ihres Vorhabens zu verhindern. Als dann die Österreicher in Parma und Modena einrückten, und schließlich auch den Rest der italienischen Bewegungen in der Romagna erstickten, ließ die französische Regierung sie ruhig gewähren. Im Jahre 1832 nahm sie dann vorübergehend allerdings, wenigstens anscheinend einen anderen Standpunkt ein. Als in den päpstlichen Staaten erneut Unruhen ausbrachen, und die Österreicher Bologna wieder besetzten, griff Frankreich plötzlich ein. Am 23. Februar ging ein Landungsgeschwader vor Ancona vor Anker und besetzte unter dem Jubel der Bevölkerung die Stadt. Die französische Regierung war aber weit entfernt, durch diese Besetzung etwa den Anfang zu einer Beseitigung des Kirchenstaats, eines der Haupthindernisse der italienischen Einheit, machen zu wollen. Man wollte nur nicht Österreich allein in Italien schalten lassen, und der öffentlichen Meinung einige Genugtuung verschaffen. Bis Oktober 1838 dauerte die Besetzung. Dann, als die Österreicher ihrerseits die Romagna geräumt hatten, zog sich auch Frankreich wieder zurück und gab Ancona dem Papst wieder. Unter den Vorwürfen, denen das Julikönigtum je länger je mehr ausgesetzt war, spielte von da ab die schwächliche italienische Politik und die Preisgabe Anconas eine große Rolle. Man hätte demnach erwarten können, daß nach der Februarrevolution von 1848 und der Proklamierung der Republik diese nunmehr kräftig für die Einheit und Unabhängigkeit der „lateinischen

Schwester" eingetreten wäre. Wirklich ließ man auch zuerst die italienischen Flüchtlinge auf französischem Boden gewähren, und duldete es, daß von Frankreich aus eine kleine Freischar im April 1848 in Savoyen einfiel. Als diese aber dort sofort wieder vertrieben wurde, bekümmerte man sich nicht mehr um sie. Ebenso hütete sich der damalige Minister des Auswärtigen, Lamartine, wohl, irgendwie das Vorgehen des Königs von Sardinien, Karl Albert, gegen Österreich zu billigen. Im Gegenteil unterhandelte er lediglich mit Österreich, indem er hoffte, durch diplomatische Verhandlungen die Lombardei an Sardinien, und dafür Savoyen an Frankreich zu bringen. Ein tatsächliches Eingreifen fand jedoch nicht statt. Es wurde allerdings unter einem der tüchtigsten französischen Heerführer, dem in Algier bewährten Marschall Bugeaud, eine „Alpenarmee" aufgestellt, die aber nicht die geringsten Anstalten machte, die Alpen zu überschreiten. In der Kammer trat vor allem Thiers entschieden gegen jedes Eingreifen Frankreichs in die italienischen Verhältnisse auf. Das einzige Interesse Frankreichs war nach seiner Meinung, eine Eroberungspolitik Österreichs zu verhindern und Sardinien nicht gänzlich fallen zu lassen. Da aber Österreich nicht an Eroberungen denke und Sardinien nicht weiter bedrohe, so entfalle jeder Grund für ein aktives Vorgehen. Dementsprechend beschloß denn auch die Volksvertretung der Republik, der Regierung freie Hand zu lassen und sie nur zu ermächtigen, „einen Teil Oberitaliens zu besetzen, wenn sie dies zum Schutze der Integrität des sardinischen Gebiets und der Ehre Frankreichs für erforderlich halte". Von einem Eintreten für die Einheit Italiens war keine Rede mehr. Im Gegenteil wurde bald darauf von der französischen Republik eine Unternehmung mit bewaffneter Hand in Italien ins Werk gesetzt, die direkt gegen die italienischen Einheitsbestrebungen gerichtet war. Auf Antrag Odilon Barrots, des ehemaligen Führers der Opposition gegen die Bourbonenregierung, wurde die Bewilligung eines Kredits von 1 200 000 Franken beschlossen, bestimmt für die Entsendung eines Expeditionskorps unter dem Befehl des Generals Oudinot gegen Rom, wo der Papst vertrieben und von Garibaldi und Mazzini die römische Republik ausgerufen war. Um den Papst wieder einzusetzen, erschienen nun die Truppen der französischen Schwesterrepublik in Civitavecchia. Am 30. April 1849 vor Rom angelangt, wurden sie dort mit Kartätschen begrüßt und mußten Rom mittels längerer Kämpfe gegen die italienischen Republikaner erobern, um es dann dem Papst wieder auszuliefern. Seitdem blieb die Aufrechterhaltung der weltlichen Macht des Papstes mit Hilfe der französischen Waffen ein Fundamentalsatz der französischen Politik. Als Napoleon der Dritte 1859 vorübergehend die traditionelle französische Politik verlassen hatte, erschrak er selbst vor den Folgen seiner Taten, und versuchte den ins Rollen gekommenen Stein wiederaufzuhalten. Es gelang ihm auch noch, Savoyen, das ja schon Lamartine begehrt hatte, und Nizza den Italienern zu entreißen, aber sonst ging die Einheitsbewegung über die Grenzen, die er ihr hatte ziehen wollen, unaufhaltsam hinweg. So blieb denn nur der Schutz Roms übrig. Im Interesse dieses

Schutzes taten noch einmal die Chassepots bei Mentana Wunder, und erst nach Sedan gab der Abzug der französischen Besatzung Roms den Italienern den Weg zur Krönung ihrer Einheit frei.

Die dritte Republik konnte die Einheit Italiens nicht mehr hindern. Die war nun Tatsache. Die alte Politik Frankreichs, die nach der Action française seit dem Mittelalter gegen eine Erstarkung Italiens gerichtet war, setzte sie aber fort. Das geeinte Italien mußte, nachdem es einigermaßen im Innern gekräftigt war, seine Blicke auf die südliche Küste des Mittelmeeres richten. Da kam ihm 1882 die französische Republik in Fortsetzung der Politik Karls des Zehnten und Ludwig Philipps durch die Besetzung von Tunis zuvor. Eine Ausbreitung Italiens am Nordrande Afrikas sollte verhindert werden. Soweit war man konsequent. Italien mußte vorläufig zurückweichen und am Roten Meere suchen, was es am Mittelländischen nicht finden konnte. Seine geringen Erfolge bei seinen dortigen Unternehmungen und seine Niederlage gegenüber den Abessiniern verführten dann die französischen Staatsmänner zu einer Unterschätzung der italienischen Leistungsfähigkeit. Diese Unterschätzung und die blinde Gegnerschaft gegen Deutschland trübte ihnen den Blick und ließen sie die Inkonsequenz begehen, den Italienern, um sie vom Dreibund abzuziehen, und um Deutschland in den Marokkohändeln ihrer Unterstützung zu berauben, freie Hand in Tripolis zu lassen. Das war derselbe Fehler wie der Napoleons des Dritten im Jahre 1859. Mit der italienischen Besetzung von Libyens erhielt man einen sehr viel gefährlicheren Nachbar im Mittelmeer, als es Deutschland am Atlantischen Ozean in Südmarokko je gewesen wäre. Und man merkte ja auch bald diesen Fehler. Ein Savoyen und Nizza als Kompensation zu verlangen, war diesmal nicht mehr möglich. Aber mit der größten Eile und Energie ging man daran, den unbequemen Nachbarn wenigstens den Weg nach Süden zu verlegen. Die Oasen im Süden von Fessan, Borku und Tibesti wurden schleunigst besetzt. Der wirtschaftliche Wert dieser Gebiete ist gering, die Verbindung mit den französischen Kolonien von Westafrika sehr schwierig, aber man mußte den etwaigen Ansprüchen zuvorkommen, die Italien auf die Rechtsnachfolge der Türken, die ebenfalls Ansprüche auf Borku erhoben, gründen konnte. Inzwischen ist diese Gegnerschaft in ein neues Stadium getreten. Italien hat von England die Erklärung erhalten, daß die Oasen von Kufra als in die italienische Sphäre fallend anerkannt werden. Damit wird Borku und Tibesti auch von Nordosten von italienischem Territorium umfaßt. In Frankreich hat man infolgedessen den Plan gefaßt, dies gefährdete Gebiet zu einer besonderen Kolonie, unter einem eigenen Generalgouverneur zu erheben, während es bisher dem Generalgouverneur von Französisch-Äquatorial-Afrika unterstand. Die Schaffung einer selbständigen Kolonie mitten in der Wüste hat nur einen Sinn, wenn man sie als eine strategische Position betrachtet, die den Widerstand gegen ein etwaiges italienisches Vorrücken zum Tschad organisieren soll. Auf die Dauer wird diese Position allerdings wohl

kaum zu halten sein. Die ganze französische Kolonie Äquatorial-Afrika ist ein unglückliches Gebilde. Einen Teil davon hat man ja schon dem Marokkowahn geopfert, indem man ihn an Deutschland abtrat. Der Rest ist nun zwischen Belgisch-Kongo, Deutsch-Kamerun, Englisch-Sudan und Italienisch-Tripolis eingekeilt. Die italienischen Kolonialzeitungen erklären ja ganz offen, daß Italien sich bis zum Tschad ausdehnen müsse. Das kann nur auf Kosten des nördlichen Teiles der Kolonie geschehen. Dieser Teil gravitiert wirtschaftlich durchaus nach Tripolis und wird ihm zweifellos eines Tages zufallen.

Die französische Politik, Italien niederzuhalten, ist wie in Europa so in Afrika endgültig gescheitert.

Die Dominien des Pazifik und die britische Reichsverteidigung

Mitten in der Machtsphäre der ostasiatischen Völker gelegen, wirtschaftlich wenig entwickelt und schwach bevölkert, mit großen, schwer zu verteidigenden Küstenlinien ausgestattet und unzureichenden Verteidigungsmitteln versehen, fühlten und fühlen sich die englischen Kolonien des Pazifischen Ozeans nicht nur durch das Erstarken Japans, sondern auch durch ein allmähliches Vordringen anderer Mächte in ihrer Nachbarschaft, wie der Vereinigten Staaten, aber auch Deutschlands und Frankreichs, in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung bedroht. Nach der in den Pazifischen Dominien Großbritanniens herrschenden Ansicht durfte das Mutterland nicht dulden, daß andere Nationen sich in der Südsee festsetzten. Die Vertreter dieser Dominien warfen daher der englischen Regierung vor, daß sie nicht rechtzeitig gehandelt und schließlich zu spät zugegriffen habe, um die den Kolonien drohende Gefahr abzuwenden. Dieses passive Verhalten der Regierung des Mutterlandes gab den ersten Anstoß zu einer nachhaltigen Mißstimmung zwischen dieser und seinen entferntesten Kolonien, die auch in den letzten Monaten wieder lebhaft zutage trat.

Als am 17. März dieses Jahres der Erste Lord der Admiralität, Mr. Churchill, bei Einbringung des Flottenetats die Kolonien mit Selbstverwaltung wegen ihres angeblich geringen Entgegenkommens bei der Aufstellung einer Reichsflotte scharf angriff, rief er einen Sturm der Entrüstung in den Dominien, besonders in den am entferntesten liegenden, dem Commonwealth und Neuseeland, hervor. Der Ton, der seitens der verantwortlichen Minister dieser Kolonien sofort ab-

gegebenen Gegenerklärungen, war daher auch nichts weniger als imperialistisch und weist deutlich auf eine der englischen Regierung recht unangenehme Entwicklung der Beziehungen des Mutterlandes zu diesen Kolonien hin.

Die Dominien mögen von ihrem Standpunkte aus nicht Unrecht haben, denn gerade die Kolonisation der australischen Inselwelt beweist, wie inkonsequent die englische Kolonialpolitik des neunzehnten Jahrhunderts gewesen ist. Nur widerwillig entschloß sich England zur Einreihung eines Teiles Neuguineas in seinen Kolonialbesitz, und nur dem unermüdlichen Streben des neuseeländischen Premierministers Seddon ist es zu verdanken, daß die Cook-Gruppe und andere Inseln von England annektiert wurden. Anderseits hat England es verstanden, die Hilflosigkeit der Dominien im Pazifik für sich auszunutzen. Australien und Neuseeland zahlen bereits seit 1887 Geldbeiträge für die englische Flotte, wofür England den Schutz in den australischen Gewässern übernehmen sollte.

Im Jahre 1902, nachdem das Vordringen Frankreichs, Deutschlands sowie der Vereinigten Staaten in Polynesien und das Erstarken Japans die australischen Einzelstaaten zu einem Staatenbund zusammengeführt hatte, suchte die englische Regierung die Frage der finanziellen Beteiligung an den Flottenausgaben des Mutterlandes neu zu regeln. Mit Ausnahme von Kanada (vgl. hierzu den Aufsatz von Navalis in Heft 32 u. 33 von 1913), dem die vom Mutterlande in Aussicht gestellten Gegenleistungen nicht genügten, ließen sich alle anderen Dominien zur Zahlung fester Beträge bestimmen und zwar verpflichtete sich

Australien . .	zu	4,1	Millionen Mark
Neuseeland . .	„	0,8	„ „
Kapkolonie . .	„	1,0	„ „
Natal . . .	„	0,7	„ „
Neufundland .	„	0,6	„ „

Der Commonwealth steht also trotz seiner schlechten Finanzlage an erster Stelle. Seine imperialistischen Empfindungen erfuhren aber eine starke Abkühlung, als das Mutterland mit dem gefürchteten Japan, dem man in Australien und Neuseeland während des Krieges mit Rußland einstimmig eine Niederlage gewünscht hatte, ein Bündnis einging, das das Prestige der weißen Rasse im Osten herabsetzte und dessen weitere Folgen eine Verringerung der Seestreitkräfte zugunsten einer Vereinigung der englischen Flotte in der Nordsee waren.

Die Mißstimmung über das Verhalten des Mutterlandes führte schließlich im Commonwealth, wo die Macht der Arbeiterpartei immer mehr zunahm, zu dem Entschluß, eine eigene Flotte zu gründen, was die englische Regierung auf der Kolonialkonferenz 1907 noch bekämpft hatte, 1909 aber doch zugeben mußte.

Neuseeland dagegen, in dem bis dahin der britische Imperialismus eine stärkere Stütze als im Commonwealth fand, hielt 1908 an dem Flottenbeitrag für das Mutterland weiter fest und erhöhte diesen sogar auf 2 Millionen Mark.

Der Versuch der englischen Regierung, bei der Reichsverteidigungskonferenz 1909 von den Kolonien mit Selbstverwaltung eine größere finanzielle Unterstützung für den Ausbau der Flotte zu erlangen, scheiterte. Sie schlug daher einen anderen Weg ein und suchte die im Pazifischen Ozean gelegenen Dominien zu bewegen „Flotteneinheiten" aufzustellen, die unter englischem Kommando stehen sollten. England wollte für Ostindien eine solche Flotteneinheit (ein Panzerkreuzer, drei kleine Kreuzer, sowie Torpedo- und Unterseeboote) selbst aufstellen, während Kanada, Neuseeland und der Commonwealth je eine solche ins Leben rufen sollten.

Kanada lehnte eine derartige Beteiligung an einer Reichsflotte ab und beschloß ein kleines Geschwader, das lediglich den Bedürfnissen der Kolonie dienen sollte, zu bauen. Neuseeland dagegen kam in seiner bisherigen Bereitwilligkeit dem Mutterlande erneut entgegen und verpflichtete sich einen Panzerkreuzer für die Reichsflotte zur Verfügung zu stellen.

Der Commonwealth dagegen hielt an den bisherigen Selbständigkeitsbestrebungen fest. Er erklärte sich zwar bereit, eine Flotteneinheit aufzustellen, doch soll diese, wie schon erwähnt, unter seinem Kommando und nicht unter dem der englischen Admiralität stehen.

Im Jahre 1910 befaßte sich der Senat mit der Regelung der Frage der Kommandoverhältnisse der neu zu schaffenden Flotte. An ihrer Spitze soll der Naval Board stehen, dessen Mitglieder der Generalgouverneur beruft und der auch den Marinekommandanten und die Offiziere der Flotte ernennt. Im allgemeinen sollen die britischen Dienstvorschriften und die Instruktionen der Reichsadmiralität auch für die australische Marine Anwendung finden.

Was jedoch die australische Marine im Kriegsfalle anbelangt, blieben die imperialistischen Wünsche unerfüllt, denn die Regierung des Commonwealth weigerte sich, bindende Versprechungen in dieser Hinsicht zu geben.

Inzwischen hat sich nun die australische Flotte kräftig entwickelt. Die Regierung scheint an dem beabsichtigten Programm, bis 1913 acht Panzerkreuzer, zehn geschützte Kreuzer, achtzehn Zerstörer und zwölf Unterseeboote herzustellen, festzuhalten.

Im Jahre 1913 waren der Schlachtkreuzer Australien und der kleine Kreuzer Sydney und einige Unterseeboote fertiggestellt und der kleine Kreuzer Brisbane, sowie die Zerstörer Swan, Derwent und Torrens auf der australischen Werft zu Sydney auf Stapel gelegt worden. Der Verteidigungsminister hat bei dieser Gelegenheit öffentlich ausgesprochen, daß man alle australischen Schiffe selbst bemannen und unter eigenem Oberbefehl behalten würde.

In Cockburn Sound bei Fremantle ist ferner ein Flottenstützpunkt errichtet worden, der eine Werft und ein Schwimmdock größter Abmessung erhalten soll.

Nach Äußerung des Premierministers werden in den Jahren 1914 bis 1916 ein Großkampfschiff, drei Zerstörer, zwei Unterseeboote und ein Depotschiff auf Stapel gelegt werden. Das im März 1913 in Geelong errichtete Naval College, das zunächst achtundzwanzig Kadetten aufnahm, soll gegebenenfalls auch den neuseeländischen Offiziersatz mit ausbilden.

Die Neuseeländer sind zwar weit entfernt davon, ihr Schicksal mit dem des Commonwealth zu verbinden, wie schon früher das Scheitern eines australisch-neuseeländischen Zollbündnisses bewiesen hat. Trotz der Beisteuerung von zwei Millionen Mark zum Chinesischen Geschwader und trotz des Geschenkes des Panzerkreuzers Neuseeland an das Mutterland, scheint in Neuseeland die Flottenpolitik eine andere Richtung einzuschlagen, indem man zur australischen Flotte eine Division stellen will. Wie sehr die neuseeländische Regierung wegen der Nichthaltung des von England gegebenen Versprechens, den Schutz in den australischen Gewässern ausüben zu wollen, verschnupft ist, zeigt sich in den Worten des Premierministers Massey, der offen erklärte, daß Neuseeland sein bisheriges Verhalten England gegenüber ändern müsse.

Bei der nächsten Reichsverteidigungskonferenz, an der wie 1911 die Premierminister der Dominien unter dem Vorsitz des englischen Premierministers teilnehmen, wird sicherlich von den Vertretern der Kolonien mehr wie bisher betont werden, daß die Dominien ihre Seestreitkräfte nach ihrem eigenen Bedarf auszubauen gedenken, und daß diese Kolonien, wie die Vertreter der kanadischen Regierung dies schon offen ausgesprochen haben, nicht gewillt sind, in einen Krieg des Mutterlandes hineingezogen zu werden, den sie nicht gebilligt haben. Die schwierige Frage der Verleihung einer gleichberechtigten Stimme bei der Kontrolle der auswärtigen Politik des Reiches wird auch hier nicht unerörtert bleiben.

Wenn man den Verlauf der Ereignisse und Verhandlungen der letzten Jahre überblickt, kann als Tatsache hingestellt werden, daß die englische Regierung trotz der eifrigsten Agitation der Imperialisten mit der beabsichtigten Reichsflotte Fiasko gemacht hat. Die Seestreitkräfte der Dominien, besonders des Commonwealth werden, wenn sie auch nach englischen Vorschriften ausgebildet werden, der Flotte des Mutterlandes an Wert kaum jemals gleichkommen. Angesichts ihrer geringen Stärke werden sie nicht geübt sein, im Verbande zu fechten, auch wird ihr Offizierkorps dem der Flotte des Mutterlandes nicht gleichwertig sein.

Die englische Regierung wird sich daher die Frage stellen müssen, ob sie auf die Dauer an ihrer Konzentrationspolitik festhalten kann oder ob sie sich zu Entsendungen von Teilen ihrer Flotte zur Unterstützung der Kolonialflotten entschließen muß.

In viel höherem Maße als die Flotte haben sich die Landstreitkräfte Australiens und Neuseelands in den letzten Jahren entwickelt. Für die Verteidigung dieser beiden Kolonien einer Großmacht mit einem stehenden Heere

gegenüber, reichen sie aber trotzdem nicht aus, da die geringe Bevölkerungsstärke und die schlechte Finanzlage die Heeresstärke ungünstig beeinflussen.

Die Einwohnerzahl des Commonwealth wird auf nur 5,3 Millionen geschätzt, von denen 4,7 Millionen Weiße sind. Neuseeland hat dagegen nur 1,05 Millionen Einwohner, darunter etwa nur eine Million Weiße. Bedenkt man, daß der Flächeninhalt Australiens vier Fünftel desjenigen von Europa, und derjenige Neuseelands die Hälfte des Flächeninhalts von Deutschland ist, so muß die geringe Bevölkerungszahl geradezu lächerlich erscheinen. Trotz aller Bemühungen gelingt es aber den Regierungen der beiden Dominien nicht, einen zahlreichen Auswandererstrom in diese menschenleeren Gebiete zu lenken, da das wirtschaftliche Leben durch den sozialistischen Absolutismus eingeschnürt wird.

Noch weniger aber als die Arbeiter werden die Unternehmer angesichts der nur für die Arbeiter zugeschnittenen Gesetzgebung angelockt. Ausländische Kapitalisten legen daher nur ungern ihr Geld in australischen Unternehmungen an, wie z. B. folgende Zahlen zeigen: Von den in den Jahren 1909 bis 1911 auf dem Londoner Geldmarkt erhobenen 128 20 Millionen Mark gingen nur 560 Millionen nach Australien, dagegen 2100 Millionen Mark nach Kanada, das außerdem von anderen europäischen Gläubigern Geld erhält, während Australien hauptsächlich auf England angewiesen ist. Letzteres bedarf aber wegen seiner ungeheuren Schuldenlast dauernd fremden Kapitals.

Ungünstig für die Verteidigung des Commonwealth ist ferner der Umstand, daß die Bevölkerung des Landes sich nur auf verhältnismäßig kleine Teile des Landes zusammendrängt, während fast das ganze mittlere Australien und der Norden noch unbesiedelt und unerschlossen sind. Solange das Nordterritorium mit dem Süden nicht durch eine Überlandbahn verbunden ist, ist eine wirksame Verteidigung dieses Gebietes gegen eine feindliche Landung überhaupt ausgeschlossen und selbst auch dann noch sehr erschwert, wenn eine solche Verbindung hergestellt ist. Um große Truppenmassen auf einer durch wüstenartiges Gebiet führenden Bahnlinie zu befördern, sie während des Transportes und nach der Entladung zu verpflegen und gefechtsfähig zu erhalten, bedarf es besonders kostspieliger, schon im Frieden vorzubereitender Anordnungen, die man in Australien kaum erwarten darf.

Immerhin ist durch Umwandlung des Nordterritoriums in Bundesgebiet ein weiterer Schritt für das Zustandekommen dieser strategisch so wichtigen und von Lord Kitchener so dringend empfohlenen Bahn getan worden.

Aber auch in den übrigen Teilen Australiens fehlt es, wie ein Blick auf die Karte ohne weiteres zeigt, an Querverbindungen zu den von der Küste nach dem Inneren verlaufenden Eisenbahnen. Diese Erscheinung ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß die verschiedenen Staaten des Commonwealth ihre Bahnlinien ganz unabhängig voneinander und ohne die gegenseitigen Verbindungen zu beachten, anlegen. Aber selbst innerhalb der einzelnen Staaten sind sie nicht systematisch nach einem bestimmten Plan, sondern lediglich den jeweiligen

Verkehrsbedürfnissen entsprechend ausgebaut worden. Eine Vereinigung der an und für sich schwachen Streitkräfte an dem am meisten bedrohten Punkt der Küste ist daher in kurzer Zeit nicht möglich, so daß ein landender Gegner die einzelnen Gruppen des schwachen Heeres nacheinander zu schlagen vermag.

Am meisten hemmend für eine gedeihliche Entwicklung der Verteidigungseinrichtungen des Commonwealth sind die schon erwähnten finanziellen Schwierigkeiten, denn die Verschuldung sämtlicher Staaten erreicht die außerordentliche Höhe von 4500 Millionen Mark oder 1180 Mark auf den Kopf der Bevölkerung.

Auf diesem schwachen Fundament ist nun das australische Landheer aufgebaut worden.

Auf der Reichsverteidigungskonferenz 1909 beschlossen die Dominien, ihre bis dahin recht mangelhaft organisierten Miliztruppen nach englischem Vorbild umzuformen. Auf Wunsch der Regierung des Commonwealth bereiste Lord Kitchener, nachdem er das Kommando über die englisch-indischen Truppen niedergelegt hatte, das Bundesgebiet und erteilte Ratschläge, wie die Neuorganisation des Heeres zu gestalten sei. Sein Rat gipfelte, wie nicht anders zu erwarten war, darin, daß das Heer vermehrt und besser ausgebildet werden müsse.

Seinem Ratschlage entsprechend wurde 1911 mit der Umformung des Heeres unter Leitung englischer Offiziere sowohl im Commonwealth als auch in Neuseeland begonnen.

Die Wehrverfassungen der Commonwealth als auch Neuseelands beruhen auf dem Milizsystem, das jedem männlichen Einwohner die Ausbildungspflicht im Frieden und die allgemeine Wehrpflicht im Kriege auferlegt.

Man unterscheidet in beiden Dominien eine Jugendausbildung und eine mehrjährige Ausbildung der Erwachsenen in der aktiven Miliz. Im Commonwealth trat das neue Gesetz mit dem 1. Juli 1911 in Kraft. Nach der Neuorganisation rechnet man auf rund vierhundertdreiundachtzigtausend Knaben, die als Kadetten ihrer Dienstpflicht zu genügen haben und den Grundstock für das eigentliche Bürgerheer bilden sollen. Die Kadetten werden in zwei Klassen, die „Junior Cadets" vom zwölften bis vierzehnten Lebensjahr, und die „Senior Cadets" vom vierzehnten bis achtzehnten Lebensjahr eingeteilt.

Die Ausbildung der „Junior Cadets"*) erstreckt sich auf gymnastischen Unterricht von täglich mindestens einer Viertelstunde, Anfangsgründe des Marsches, Schießen mit dem Zielgewehr, Schwimmen, Laufübungen und erste Hilfeleistung bei Unglücksfällen. Diejenigen, die mehr als drei englische Meilen von dem Übungsplatz entfernt wohnen, sind von der Teilnahme dispensiert. Die Schulen, deren Leiter sich zur Übernahme des militärischen Unterrichts für ihre Zöglinge bereit erklärt haben, erhalten staatliche Beihilfe zur Anlage von Schießständen, Beschaffung der Munition usw.

*) Siehe Loebells Jahresberichte 1912.

Für die „Senior Cadets", die in einhundertundzwanzig Köpfe zählende Kompagnien formiert sind und im Dienst Uniform tragen, ist die jährliche Dienstzeit folgendermaßen geregelt: vier ganztägige Übungen (drills), d. h. von nicht unter vier Stunden Dauer, zwölf halbtägige, nicht unter zwei Stunden, vierundzwanzig Abenddrills, nicht unter einer Stunde. Die letzteren beiden können durch feldmäßige Übungen von mindestens achtundvierzigstündiger Dauer ersetzt werden. Außerdem gibt es Paraden und Appells, an denen aber die Teilnahme freiwillig ist. Die ganze Ausbildung trägt mehr den Charakter des Sports als den eines wirklichen militärischen Dienstbetriebes.

Im Jahre 1912 erhielten achtundachtzigtausend, im Jahre 1913 zweiundneunzigtausend „Senior Cadets" eine militärische Ausbildung und man kann annehmen, daß in wenigen Jahren die Zahl einhunderttausend erreicht wird.

Mit dem Beginn des achtzehnten Lebensjahres treten die „Senior Cadets" in das Bürgerheer über, dem sie bis zum vollendeten sechsundzwanzigsten Lebensjahre (drei Jahre aktiv, dann in der Reserve) angehören.

Zur Ausbildung des Bürgerheeres besteht die sogenannte permanente Miliz, die die regulären Truppen darstellt (Stärke 1912/13: zweihundertein-undsiebzig Offiziere, zweitausendvierhundertachtundvierzig Mann).

Die Ausbildung der aktiven Miliz beträgt jährlich für die Artillerie und Pioniere fünfundzwanzig Tage, hiervon siebzehn hintereinander im Lager, für die übrigen Waffen sechzehn Tage, davon acht hintereinander im Lager. Die Übungstage, soweit sie nicht zu den Lagerübungen gehören, werden in halbtägigen oder abendlichen Drills erledigt. Dafür werden den Mannschaften hohe Entschädigungen gewährt: im ersten Rekrutenjahr drei Schilling, in den folgenden Jahren vier Schilling für jeden vollen Übungstag. Die Verheirateten oder Leute mit eigenem Haushalt bekommen außerdem für die Lagerzeit noch eine besondere Entschädigung, die sich für die Artillerie und Pioniere auf zwanzig, für die übrigen Waffen auf zehn Schilling beläuft.

Nach einem Ende 1913 veröffentlichten Jahresbericht der Generalinspektion des australischen Heeres über das Etatsjahr 1912 und 1913 war das Bürgerheer rund dreiunddreißigtausend Offiziere und Mannschaften stark. Nach Abschluß der Neuorganisation im Jahre 1919 rechnet man auf acht ausgebildete Jahrgänge, die rund hundertachtundzwanzigtausend Mann Feldtruppen ergeben. Hinter diesen stehen als Reserve die „Junior Cadets" sowie alle nicht zum Bürgerheer gehörenden männlichen Einwohner vom 18. bis zum 60. Lebensjahr.

Wenn man bedenkt wie minderwertig trotz allen Eifers die Ausbildung des Bürgerheeres sein muß, wie schwer sich ein solches Heer mobil machen läßt, und wie ungeübt die einzelnen Teile sind, im großen Verbande zu fechten, zeigt sich deutlich wie wehrlos das Land einem regulären Heere, wie z. B. dem Japans gegenüber sein muß.

Dasselbe trifft auch für Neuseeland zu, dessen Wehrverfassung ganz der des Commonwealth entspricht. Während in letzterem das neue Wehrgesetz auch

die Zustimmung der Arbeiterpartei fand und ohne Schwierigkeit in Gang gesetzt werden konnte, hatte die Regierung in Neuseeland anfangs mit großen Reibungen zu kämpfen. Im Jahre 1912 waren rund achtundzwanzigtausendsiebenhundert Milizsoldaten, Territorials genannt, und sechsunddreißigtausendsiebenhundert „Senior Cadets" in die Listen eingetragen. Dazu kommt noch ein schwacher Stamm an regulären Truppen für die Ausbildung der Milizen und zur Bedienung der Küstenartillerie.

Sehr große Sorge machen jedoch den Regierungen der beiden Dominien, vor allem dem Commonwealth, die von Jahr zu Jahr steigenden Ausgaben, da seit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht die Kosten in fortwährender Aufwärtsbewegung begriffen sind. Ihr stetes Steigen wird durch die großen Ausgaben für Bekleidung, Remontierung, Fabrikanlagen usw. veranlaßt, die man nicht genügend in Rechnung gezogen hat. Sie betrugen im Commonwealth im Jahre 1910 und 1911 1585000, 1913 und 1914 bereits 3290000 Pfund und werden bei Weiterführung der Neuorganisation bald wohl auf 5000000 Pfund anwachsen. Die Bundesregierung wies daher in ihrem letzten Jahresbericht darauf hin, daß die Ausgaben in Zukunft vermindert werden müßten, was nicht zu der an und für sich geringen Schlagfertigkeit des Heeres beitragen kann.

Durch die Neuorganisation ihrer Streitkräfte sind Australien und Neuseeland ebenso wie die anderen Dominien den imperialistischen Wünschen sehr entgegengekommen. Keine dieser Kolonien hat sich jedoch, gestützt auf die Rechte der Selbstverwaltung, dazu herbeigelassen, eine materielle Unterstützung des Mutterlandes im Falle eines Krieges desselben gegen eine europäische Macht zu garantieren. Eine solche Unterstützung wäre vielleicht seitens der Dominien des pazifischen Ozeans auch zwecklos, da sie wahrscheinlich zu spät käme. Sollte sie dennoch freiwillig eintreten, so würden die Miliztruppen dieser Dominien, angesichts ihrer minderwertigen Ausbildung kaum gegen einen kontinentalen Gegner verwandt werden und sie könnten lediglich zum mittelbaren Schutz des Britischen Inselreiches im Anschluß an die Territorialarmee dienen. Zwischen der Regierung von Neuseeland und der des Mutterlandes haben Verhandlungen in dieser Hinsicht stattgefunden und Neuseeland will ein freiwilliges Expeditionskorps von siebentausend bis achttausend Mann schaffen.

Anders verhält es sich bei etwa in Indien auftretenden Unruhen, falls zu deren Unterdrückung die englisch-indische Armee nicht ausreicht. Schon bei Ausbruch des Burenkrieges, also vor der Neuorganisation der Miliztruppen, entsandte Australien sechzehntausendsechshundertzweiunddreißig Mann und Neuseeland sechstausenddreihundertdreiundvierzig Mann nach Südafrika. Allerdings haben sich diese Truppen dort nicht bewährt und wurden angesichts ihrer ungenügenden Ausbildung hauptsächlich auf den rückwärtigen Verbindungen verwandt.

Es ist daher zu erwarten, daß im Falle von ernsten Unruhen in Indien oder bei Aufständen der den Weißen gegenüber numerisch weit überlegenen

schwarzen Bevölkerung Britisch Südafrikas seitens der Kolonien eine Unterstützung nicht versagt würde. Angesichts der gegen früher stärkeren und besser ausgebildeten Miliztruppen dürfte eine solche Hilfe für das Mutterland oder die bedrohte Kolonie von großer Bedeutung sein.

Bei allen Bestrebungen der Kolonien mit Selbstverwaltung sich eine eigene Armee zu schaffen, ist, wie dieses bei Erörterung der Flottenfrage schon erwähnt ist, nicht außer acht zu lassen, daß sie zwar imperialistischen Gedanken entspringen, aber schließlich doch in Partikularismus auslaufen können. Solange sich aber Australien und Neuseeland infolge der vorerwähnten ungünstigen Faktoren zu politisch und militärisch selbständigen, kraftvollen Staatengebilden mit einer rein weißen Bevölkerung nicht aufschwingen, werden sie bei der von außen drohenden Gefahr noch lange auf die Unterstützung des Mutterlandes angewiesen sein und trotz der immer mehr hervortretenden Selbständigkeitsgelüste ein Teil des britischen Weltreiches bleiben wollen.

Die Ausstellung des Deutschen Werkbundes in Köln

Von Professor Theodor Hänlein

Wenn sonst auf Ausstellungen die Werke der Technik, die Arbeiten und Erzeugnisse des Gewerbes und der Industrie der Anschauung dargeboten werden, so ist für die Auswahl und die Anordnung der einzelnen Dinge vor allem anderen ihr Gebrauchswert maßgebend. Die Leistungsfähigkeit der herstellenden Fabrik oder Werkstatt, die technische Vollkommenheit und die praktische Verwendbarkeit ihrer Schöpfungen soll überzeugend vor Augen geführt werden. Was der Deutsche Werkbund zur Schau stellt, gehört in dieselben Bereiche. Aber ihm kommt es auf die Form an, in der dem Gebrauchszweck der Gegenstände genügt werden soll, auf die klare, gediegene und sinnvoll schöne Durchbildung ihrer äußeren Erscheinung. Denn das hat sich der Deutsche Werkbund zum Ziele gesetzt: die gewerbliche Arbeit im weitesten Sinn durch ein Zusammenwirken des Künstlers mit dem Handwerker und dem Industriellen zu veredeln. Er will also die Arbeit der Hand wie der Maschine mit künstlerischen Kräften durchdringen, durchsättigen, und die Gebilde, die aus solchem Zusammenarbeiten hervorgehen, sollen nicht allein ihre Zweckbestimmung in einer wohlbedachten, sachlich sicheren Sprache zum Ausdruck bringen, sondern durch eine geläuterte Durchbildung ihrer Formen den Reiz und den Adel persönlichen Eigenlebens gewinnen. Dieselbe

Durchbildung soll aber auch die Formen der Darbietung der Erzeugnisse im Handel adeln, so daß auch sie den Anforderungen eines geläuterten Geschmacks gerecht werden.

Aus diesen Leitgedanken ist nun auch die erste selbständige Ausstellung hervorgewachsen, die der Deutsche Werkbund unter Mitwirkung der Stadt Köln in diesem Sommer veranstaltet. Eine volle Anschauung der künstlerischen Kräfte, die heute schon das Schaffen des Handwerks, der Gewerbe und der Industrie in Deutschland mitbestimmen, soll durch das hier Dargebotene vermittelt werden, aber darüber hinaus will auch die Ausstellung selbst durch die Einheitlichkeit und Harmonie ihrer Gesamterscheinung und die organische Schönheit ihrer Durchgestaltung bis ins kleinste eine vorbildliche Lösung einer umfassenden Bauaufgabe darstellen.

Es war ein glücklicher Gedanke, der Ausstellung gerade in Köln ihre Stätte zu bereiten. Das Rheinland und Westfalen mit ihrer reichen industriellen Entwicklung werden dadurch das nächste und unmittelbarste Gebiet ihrer Wirkung. Dem Wohlstand in den Kreisen der Großindustrie kann man es anheimgeben, die gebotenen Anregungen aufzunehmen: so möchte man sie vor allem dafür gewinnen, daß sie den künstlerischen Kräften des Werkbundes die Ausgestaltung ihres gesamten äußeren Lebensbereiches anvertraut. Und mehr als dies: die Industrie und der Handel dieser rege schaffenden Welt der Kohle und des Eisens bieten eine Fülle von Möglichkeiten zur Verwirklichung der Werkbundgedanken in der Arbeit des Alltags.

Man wird aber auch wohl kaum in einer anderen deutschen Landschaft so aus dem Grunde begreifen, welche drängenden inneren Notwendigkeiten die Bestrebungen des Werkbundes hervorgetrieben haben, als gerade hier im Rhein- und Ruhrgebiet. Man braucht von Köln nicht gar weit stromabwärts zu fahren, und es tut sich vor dem Auge eine Welt auf, deren sichtbare Erscheinung von nichts anderem bestimmt und beherrscht ist, als von der Absicht wirtschaftlicher Ausbeutung der Bodenschätze oder der Maschinenkräfte. In ödem, totem Land die unförmlichen Massen kahler Fabrikgebäude, roh aufgeführte Arbeitsscheunen und nackte Schlote, schwarze Schlackenwälle um sie her. Und nahe dabei die Wohnbezirke arbeitender Menschen, elende Dutzendhäuser, aus denselben einförmigen Backsteinen lieblos zusammengemauert, ohne einen lebendigen Formgedanken, ohne einen freundlichen Reiz in ihrer äußeren Gestaltung in trostlos graue Reihen gestellt — und über dem allem tagaus tagein ein schwerer Himmel von Dunst und Rauch, der sich lähmend und erstickend über alles legt, was im Lichte leben möchte.

Kein Wunder, daß man auf einem solchen Boden schon viel eher als anderswo die Gefahr einer nicht mehr menschenwürdigen Verödung der äußeren Wirklichkeit, der Verarmung und Verkümmerung des Lebens in einer Welt von Häßlichkeit erkannt und sich mit allem ernsten Willen für eine Abwehr und Besserung eingesetzt hat.

Der Unternehmereifer der siebziger und achtziger Jahre hatte keine Zeit und keinen Sinn für solche höhere, weiter ausschauende Forderungen gehabt, die über den wirtschaftlichen Nutzen und die nackte Zweckmäßigkeit hinausgingen. Und vor allem fehlte dem Bauen und Einrichten jener Jahrzehnte die selbstständige künstlerische Formkraft, die der umfassenden neuen Aufgaben wirklich hätte Herr werden können, die aus den neuen Notwendigkeiten klare, logisch durchgebildete Lösungen zu entwickeln vermocht hätte. Die Techniker wie die Architekten der Industrie wirtschafteten mit den historischen Stilformen tapfer und unbefangen weiter und bauten Burgen oder Dome über den Stätten der Arbeit, Zusammensetzungen erlernter Architekturelemente, die weder mit den sachlichen Erfordernissen der Gegenwartsaufgabe etwas zu tun hatten noch zu der Art und dem Geist dieser Arbeit in irgendeine Beziehung zu bringen waren.

Aus sozialen und ästhetischen Antrieben heraus formte sich indessen in den letzten Jahrzehnten dem Planen und Wirken klarer Köpfe und tüchtiger Hände eine neue gemeinsame Gegenwartsaufgabe: auch die Zweckgebilde der Arbeit durch den Geist und die Formen der Kunst zu adeln und auch in den täglichen Lebensbereichen werktätiger Menschen wärmendes Behagen und schlichte, wohltuende Schönheit heimisch zu machen. Und der Geist der bloßen Nützlichkeit, dem man im ganzen Bereich der Industrie blindlings ergeben war, ist heute doch auf entscheidenden Punkten bereits überwunden. Das Gewissen für die Wahrhaftigkeit und innere Notwendigkeit der Form in den weiten Gebieten der Werkkünste ist von neuem erweckt worden, und gestaltende Kräfte haben sich in regem Wetteifer der zahllosen neuen und eigenen Aufgaben bemächtigt, die aus dem Leben und der Arbeit der neuen Zeit auf Schritt und Tritt hervorwachsen. Das natürliche Formgefühl setzte sich mit elementarer Gewalt gegen alle Stilmoden durch; besonnene Klarheit des Denkens und beharrlicher Ernst des Ringens mit den Stoffen und Aufgaben halfen eine Sicherheit des Gestaltens gewinnen, die im Großen wie im Kleinen aus dem scharfen Erfassen des sachlichen Zweckes die bezwingende Ausdruckskraft einer selbständigen Formgebung zu entwickeln wußte. Aus einem entschlossenen Willen zur vollen Wahrhaftigkeit künstlerischen Ausdrucks ist ein neues Kunstgewerbe und eine neue Architektur entsprungen, aus einer Gesinnung, deren ethischer Wert sehr hoch einzuschätzen ist und deren Wirkungen darum auch über bloß ästhetische Bereiche weit hinausgreifen.

Aber diese neue künstlerische Arbeit war zunächst eine Sache der Einzelpersönlichkeit und wirkte sich in bedeutenden Einzelleistungen aus. Wie sollte sie sich geltend machen, ja sich durchsetzen gegen die Großmächte der Massenherstellung und des Massenvertriebs? Gerade die Industrie und der Handel mochten zunächst am allerwenigsten geneigt sein, sich die gute Durchbildung der Form ihrer Erzeugnisse und Waren angelegen sein zu lassen und etwas daran zu wenden, denn sie erzielten ja schon mit viel geringerem Aufwand an Mühe

und Kosten großen Absatz. Wozu sich da in einen unpraktischen Idealismus hineinreden lassen? In der Tat hätten die idealen Beweggründe für sich allein der neuen Bewegung nicht so bald eine breitere Wirkungsmöglichkeit geschaffen. Aber glücklicherweise wiesen nüchterne wirtschaftliche Erwägungen nach der gleichen Richtung hin. Es mußte sich über kurz oder lang offenbaren, daß die Gebilde, die dem neuen Geist und Willen ihr Dasein verdankten, ein dauernderes Leben hatten als die geringen Erzeugnisse der wechselnden Tages- oder Jahresmoden. Und je mehr in den gebildeten und besitzenden Schichten des Volkes für die neuen Gedanken, die neue Formensprache ein Verständnis geweckt war, um so aussichtsreicher wurde ein Hinarbeiten auf die Herstellung solcher dauerhaften, höheren Werte. Zudem mußte die Betrachtung der weltwirtschaftlichen Verhältnisse immer klarer die Erkenntnis herausstellen, daß wir Deutschen nur mit einer in ihrer Qualität aufs höchste gesteigerten und in ihrer Form aufs feinste entwickelten Arbeit uns auf dem Weltmarkt mit Erfolg durchsetzen und dauernd behaupten können. So erwies sich denn die künstlerische Durchbildung der Form mehr und mehr auch als ein nicht zu unterschätzender wirtschaftlicher Vorteil, und im Deutschen Werkbund fanden sich schließlich Künstler, Industrielle und Kaufleute zusammen, um alle auf eine Durchgeistigung der deutschen Arbeit gerichteten Bestrebungen zu vereinigen, zu stärken und zu fördern.

Wie weit diese Arbeit heute, da der Werkbund sechs Jahre besteht, gediehen ist, was sie vermocht und erreicht hat, das vergegenwärtigt nun die Kölner Ausstellung mit reichen Mitteln und auf die eindringlichste Weise.

* * *

Die Ausstellung ist auf einem bisher noch völlig unbebauten Gelände Köln gegenüber, am Rheinufer unterhalb der Deutzer Brücke angelegt. Die Hauptzüge ihres Grundrisses laufen längs des Stromes hin. Die natürliche Schönheit des flachen Uferraines hat man mit Glück ausgenutzt und dem gegebenen Boden in der Gestaltung des Gesamtplanes wie in der Ausführung einzelner Plätze und Gebäudegruppen überaus reizvolle Wirkungen abgewonnen. Die Baumreihen des Rheindammes leiten zunächst zu der monumentalen Haupteingangspforte, einem mächtigen Torbau mit runden Ecktürmen und Säulendurchgängen, an den sich die Verwaltungsgebäude, um zwei kleine Gartenhöfe geordnet, hüben und drüben anschließen. Es hat seinen guten Sinn, wenn dann auch die eigentliche Hauptstraße der Ausstellung dem Laufe des Rheines folgt. Gewiß mit Absicht aber hat man die Hauptseite der Gebäude dieses Straßenzuges nicht nach dem Flusse hin entwickelt, sondern vor allen Dingen darauf Bedacht genommen, daß sie bei der architektonischen Gestaltung der Innenflächen der Ausstellung entscheidend mitsprechen, sich hier zu klaren Einheiten zusammenfügen und dadurch das Land hinter dem Uferdamm zu einer in sich selbst geschlossenen Welt organisieren, die schon in ihrer äußeren Erscheinung ihren Daseinszweck

klar überzeugend ausdrückt. Doch sind den meisten Häusern nach dem Strom hin Gärten vorgelegt oder breite Wirtschaftsterrassen angegliedert, und der herrliche Baumbestand des Ufers ist da und dort mit besonderer Liebe mit in das Bild hineingenommen. Und drüben über dem von Schiffen belebten Wasser dehnt sich die Stadt hin, ihre Türme zeichnen sich klar und scharf in den weiten Himmel des Flachlandes, und über das Häusergewirre der Altstadt ragen ruhig und machtvoll herrschend die gewaltigen Formen des Domes her. Weiter landeinwärts führt dann ein zweiter Hauptweg an der langgestreckten Verkehrshalle hin zu den Wällen des alten Deutzer Forts, auf denen mit anschmiegsamer Ausnützung des gegebenen Bodenaufbaues der schlicht vornehme Bau des Teehauses von Wilhelm Kreis sich erhebt, überragt von einer hohen grünen Wand alter Silberpappeln.

Die unmittelbare Verbindung zwischen dem weiten Platz hinter der Torhalle und den Hauptgebäuden, die ungefähr die Mitte der Ausstellungsfläche einnehmen, wird durch eine lange Ladenstraße hergestellt. Sie gibt einer wichtigen Aufgabe, die das moderne Geschäftsleben in den großen Städten dem Architekten allenthalben stellen kann, eine Lösung von vorbildlicher Einheitlichkeit. Zwischen zwei Arkadenreihen führt der Weg in einer ganz geraden Strecke hin, die nur durch den Platz vor dem Hauptcafé unterbrochen und so in zwei gleichlange Hälften geteilt wird. Hinter den leichten Bogenhallen schließt sich Laden an Laden, Schaufenster an Schaufenster, große und kleine in rhythmischem Wechsel. Klare Gliederung und ruhiges Gleichmaß ist in allen Einzelheiten der äußeren Zusammenordnung glücklich erreicht. Um so vielgestaltiger und lebendiger entfalten sich dann hinter den großen Glasscheiben die tausenderlei Dinge, die hier den Vorübergehenden anziehen und den Käufer hereinlocken sollen. Die Kunst einer durch wohlabgewogene ästhetische Werte wirkenden Warendarbietung entwickelt hier in immer neuen Anordnungen den ganzen Reichtum ihrer Möglichkeiten, und auch das Innere der Läden ist künstlerisch durchgestaltet; der besondere Zweck hat die Raumphantasie zu höchst anziehenden Leistungen angeregt, die hier in der ruhigen Vornehmheit ihrer Gesamthaltung, dort in der reizvollen Mannigfaltigkeit ihrer Formen, der Frische und Feinheit ihrer Farbenstimmung ein ganz persönliches Leben atmen.

Auf den Hauptplatz der Ausstellung gelangt man durch eine einfache Säulenstellung, die das Bierrestaurant von Bruno Paul und das mit ihm parallel laufende Österreichische Haus miteinander verbindet. Gegenüber ist wiederum ein Säulengang den Räumen des Weinrestaurants und der Bar vorgelegt; als Eckpfeiler schließt sich eng an diese Baugruppe das Festhaus von Peter Behrens mit seiner einfachen, klargegliederten Stirnseite. Geben diese Säulenreihen der langen Arkadenstraße einen ruhigen architektonischen Abschluß, so leiten sie anderseits vom Rhein her zu dem weit sich öffnenden Freiraum, der in seiner Breitseite durch die erhöhte Bogenhalle vor Theodor Fischers kuppelgekröntem Hauptausstellungsgebäude beherrscht wird.

Die Haupthalle will zunächst die ganze Fülle wertvoller Leistungen, welche die Einzelbereiche kunstgewerblicher Arbeit heute bereits aufzuweisen haben, in einer geschlossenen Gesamterscheinung vorführen. Die wohlbedachte Gliederung des umfangreichen Gebäudes, die sinnvolle Anordnung der Räume und Raumgruppen soll dem Dargebotenen von vornherein ein höchstes Maß von Durchsichtigkeit geben und das Wesentliche der Erscheinungen klar und eindringlich zur Geltung bringen. Das große Mittelschiff vereinigt die Arbeiten der Keramik, vielgestaltige Zeugnisse vornehmer Materialverwertung und feinster Ausnutzung der technischen Möglichkeiten, eines lebendig individualisierenden Formvermögens und gediegenen Farbengeschmacks. Dazu gesellen sich Metallarbeiten mannigfachster Art, von formklaren Türklinken bis zu edlem silbernen Tafelgerät, köstlich feingliedrigem Schmuck und stolzem Geschmeide aus kaiserlichen Juwelenschreinen.

In den Querhallen zu beiden Seiten des hohen Mittelraumes sind teils einzelnen Fabriken oder Werkstätten besondere Räume zugewiesen, teils schließen sich mehrere Künstler oder Hersteller zu größeren Fachgruppen zusammen. Die Darbietungen der bedeutenderen Schriftgießereien, Druckereien und graphischen Kunstanstalten gewähren hier im Verein mit den erlesensten Schöpfungen neuer Buchkunst eine besonders eindrucksvolle Gesamtanschauung von dem Reichtum glücklicher Erfindung und vornehmer Gestaltung, der in den beteiligten Gewerben seit anderthalb oder zwei Jahrzehnten immer freier sich entfalten, immer breiter sich auswirken konnte. Und das Hagener Museum für Kunst in Handwerk und Gewerbe, das der Deutsche Werkbund selbst gegründet hat, zeigt in einer Sonderausstellung von Plakaten, Inseraten und Geschäftsdrucksachen, wie weit die künstlerische Durchbildung, die bewußte Veredlung auch der Werbemittel des Wirtschaftslebens bisher vorzudringen vermochte.

Besondere Ausbauten des äußeren Umganges der Haupthalle sind einzelnen deutschen Städten und Staaten eingeräumt, die den Umfang und die Richtung ihrer künstlerischen und kunstgewerblichen Arbeit im Rahmen eines einheitlich durchgebildeten Repräsentationssaales zum Bewußtsein bringen wollen. Hier stellen Württemberg und Hamburg, Breslau und Hagen, Hannover und Bielefeld mustergültige Leistungen ihrer kunstgewerblichen Werkstattarbeit, ihrer wichtigsten Industrien neben freien künstlerischen Schöpfungen aus, und zugleich schafft sich in dem Gesamtausbau der Innenräume ein persönlich gestaltender Geschmack klar geprägten Ausdruck.

Der Raumkunst als solcher hat die Ausstellung die Möglichkeit geboten, ihr Können frei zu entfalten und doch ihren Leistungen eine klare Einheitlichkeit zu geben. Einer Anzahl hervorragender Werkstätten sind jeweils besondere, in sich abgeschlossene Raumgruppen überlassen worden, und es war ihre Aufgabe, die einzelnen Teile zu einem Organismus zusammengehöriger Wohnräume zueinanderzustimmen. Jede dieser Raumfolgen ist einem einzelnen oder mehreren zusammenwirkenden Künstlern anvertraut: Reichtum und Vor-

nehmheit waltet hier überall, aber die Wirkung wird durchweg nur mit den Mitteln edelsten Materials und sinnvoll klarer, selbständiger Formenentwicklung erreicht.

Die Raumkunstabteilungen der Haupthalle werden nun aber aufs reichste ergänzt durch das, was die Innenräume der übrigen Ausstellungsgebäude bieten. Das Sächsische Haus, das, ihr benachbart, sich an die Böschung des alten Festungswalles anlehnt, enthält in seinem Mittelbau drei auf stattliche Pracht oder feierliche Würde gestimmte Räume der Hauptstädte des Landes: Dresden, Leipzig, Chemnitz. Erzeugnisse des Gewerbes und der Industrie, die technische Vollkommenheit mit künstlerischer Form vereinigt zeigen, sind darin sparsam verteilt und ordnen sich dem Raumganzen wirkungsvoll ein.

Wohnräume in größerer Zahl umschließt das Kölner Haus, das als Ganzes die Aufgabe zu erfüllen hat, die Leistungsfähigkeit des am Ausstellungsort selbst einheimischen Kunstgewerbes zu erweisen: in den Einrichtungen überwiegt schließlich doch das massiv Schwerfällige über die vornehme Gediegenheit, die da und dort sympathisch hervortritt. Einem Bedürfnis nach Wohlhabenheit der äußeren Erscheinung suchen hier meist die allgemeinen Formen eines weltfähigen Luxus zu genügen. Demgegenüber zeigt das Innere des Bremen-Oldenburger Hauses, das sich weiter stromab mit seinem tief heruntergezogenen Schieferdach so breit behaglich am Rheinufer hinzieht, eine stattliche Folge teils vornehmer, teils traulich einfacher Wohngemächer, in denen die vollendete Verarbeitung des Materials und die Feinheit des Farbengeschmacks der Gesamterscheinung der Räume eine ganz persönliche Intimität verleiht. Künstlerisches Formgefühl hat hier einer hohen bürgerlichen Kultur des Wohnens und Lebens einen in allem Reichtum doch gehaltenen, harmonischen Ausdruck geschaffen.

Ein seltsam fremdartiges Antlitz weist in seiner äußeren Erscheinung das Österreichische Haus von Josef Hoffmann: kannellierte, aber sonst ganz ungegliederte, kerzengerade Pilaster bilden im Wechsel mit schmalen, hohen Putzwänden oder Fensterflächen mehr eine Umhüllung der Innenräume als eine tragende Wand von selbständiger Leistung und Bedeutung. Darüber aber sind über den beiden Längsflügeln des Gebäudes zunächst drei glatte Friswände stufenartig übereinander geordnet: sie sind dazu ausgenutzt, Dichter- und Denkerweisheit über Kunst und Künstlerschaffen in aufgesetzten Kapitalbuchstaben zu verkünden. In unprofilierten, kahlen Dreieckgiebeln finden die Hallen ihren Abschluß nach oben. Zwischen ihnen bleibt ein rechteckiger Hof frei, zu dem an der Vorderseite des Gebäudes die Pilaster nur enge Durchlässe gewähren. Drinnen ist zwischen hohen, kahlen Wänden in den rotbraunen Ziegelboden ein Wasserbecken eingelassen, und von schwarzer Säule spritzt eine vergoldete Hydra aus all ihren abgeschnittenen Hälsen dünne Strahlen herab. Wer sich durch die graue Unfreundlichkeit und rätselhafte Starrheit des Baues nicht abschrecken läßt, dem öffnen sich im Innern Räume von märchenhafter Buntheit und Fülle: der Empfangsraum ist in den Stoffen, die die Wand und Oberlichtverkleidung

bilden, ganz auf schwarz und weiß gestimmt, und das Unruhige, Flackernde, was er dadurch gewinnt, lebt auch in all den kostbaren Dingen, die rings hinter Schaufenstern aufgestellt sind. Sie schimmern in matten, sie schreien in grell gegeneinander gesetzten Farben, im einfachsten Stück noch waltet ein delikater Geschmack der Tönung, der Zusammenstellung, der Mischung. Die Formen muten oft an, als mühten sie sich, künstlich steif zu sein: sie bannen organische Gebilde in geometrische Flächen und Körper oder stilisieren die Erscheinung zu archaischer Dürftigkeit. Aus alledem erwächst eine eindringliche Gesamtstimmung von wohlgepflegter Müdigkeit, von suchender Bewußtheit, von überreifer Verfeinerung, die sich zuweilen in halbbarbarischer Primitivität Genüge tut. Die Schwüle der Treibhausluft erfüllt überall auch die übrigen Räume, gewaltig hohe, mit gesuchtester Absichtlichkeit auf einfache Grundakkorde gebrachte Wohnräume zumeist, auserlesen üppig im Material, kapriziös in der Form. Und der Eindruck hat schließlich doch eine bannende Macht, denn hier schafft sich ein verwöhnter Reizhunger die Welt, die sein Wesen ausdrückt: ganz persönlich, weltstadtmäßig kultiviert, im letzten Grunde doch spielerisch, selbstgefällig und kraftlos, und in der Gesamterscheinung ausgesprochen südosteuropäisch.

Ein Haus, das über das kunstgewerbliche Schaffen der Frau einen umfassenden Überblick gewähren soll, hat die Architektin Frau Knüppelholz-Roeser entworfen, und viele weibliche Hände haben seine Räume eingerichtet und ausgestattet, haben für seine Glasschränke und Schaukästen eine Fülle nützlicher und notwendiger Dinge ersonnen und zubereitet. Solche gesonderte Darbietung hat ihre Vorzüge: sie gibt ein abgerundetes Gesamtbild; sie läßt gemeinsame Wesenszüge der Frauenarbeit deutlicher heraustreten. Zugleich werden aber so auch die Grenzen und Schranken weiblicher Befähigung und Leistung eher offenbar werden. Eine eigentlich schöpferische, in einer starken und eigenen Formensprache frei sich auswirkende Kraft spürt man kaum irgendwo in den zahlreichen Zimmern, aber mancherlei gute Begabung zum Aneignen und Durchbilden neuer Formgedanken. Da und dort auch einen Willen, trauliches Behagen zu schaffen, den Wohnraum auf schlichte Gediegenheit zu stimmen. Aber häufiger hat man den Eindruck, als sei es mit allem Eifer darauf abgesehen, daß der Raum oder das Einzelstück nur ja nicht unmodern und zahmbescheiden erscheint. Dann spreizen sich die Möbel in einer gezwungen steifen Haltung, und die Farben wagen grelle, gewaltsame Gegensätze. Mehr als eine tüchtige Mitarbeit scheint das Schaffen der Frau als Raumkünstlerin heute noch nicht gezeitigt zu haben. Viel Eigenes und Feines dagegen gelingt ihr in den Bereichen, die ihrer Sorge und Liebe zuallernächst anvertraut sind: in all den tausend großen und kleinen Notwendigkeiten der Kleidung, des Putztisches, der Kinderstube weiß sie reizvolle Formen, kräftiges Farbenleben zu entfalten, und eine anmutige Fülle des Überflüssigen erfindet sie noch dazu, Gebilde von gewinnender Schönheit des Materials und köstlicher Sorgfalt der

technischen Behandlung. Besonders erfreulich ist es zu sehen, daß auch in dem weiblichen Handarbeitsunterricht der Schulen heute schon ein Streben nach geschmackvoller Belebung auch einfacher Nutzgegenstände sich durchzusetzen beginnt.

Neben dem Bremen-Oldenburger Haus steht ein stattliches Etagenhaus, dem vor allem auf der Rheinseite ein großer halbrunder, von Säulen getragener Balkon das Gepräge wohlhabender Vornehmheit gibt. Der rote Ziegelbau leitet von dem Gebiet der Ausstellungshallen hinüber zu einer größeren Gruppe von Wohnhäusern im eigentlichen Sinne, die sich zu einem Niederrheinischen Dorf zusammenschließen. Ist sonst überall der Charakter der Vergänglichkeit der einzelnen Gebäude auch in ihrer äußeren Erscheinung ehrlich eingestanden, so sind hier die schmucken Bauern- und Arbeiterhäuschen durchweg aus Backsteinen aufgeführt. Das Dorf will also nicht etwa, wie man das anderwärts auf Ausstellungen zu finden gewohnt ist, etliche Wirtshäuser durch eine Nachahmung ländlicher Bauformen einladend herausputzen, sondern es möchte im ganzen wie im einzelnen Vorbilder schaffen für eine lebendige Ausgestaltung dörflicher Ansiedlungen im Industriegebiet. Von Georg Metzendorf, dem Schöpfer der Margarethenhöhe bei Essen, stammt der Entwurf der Gesamtanlage: zwei parallellaufende Straßen mit einfachen Häusern, die gar anmutig in freundlichen Blumengärten stehen, führen auf den Dorfplatz, an dem außer einer Jugendhalle die Kirche ihre Stätte gefunden hat, ein schlicht klarer, seiner Umgebung harmonisch sich einfügender Bau; gegenüber schließt das Dorfwirtshaus mit seiner breit behäbigen Schauseite und seinem kräftig gegliederten Dach das Ausstellungsgelände nach Norden ab. Ein besonders reizvolles Bauwerk ist Metzendorf in seiner Dorfschmiede gelungen. Von den übrigen Häusern war ein jedes einem anderen Architekten anvertraut, und so fügen sie sich als persönlich belebte Einzelleistungen in den einheitlichen Gesamtrahmen. Für eine, für zwei, für drei Familien sind da unter einem Dache Wohnmöglichkeiten geschaffen: die Zimmer erscheinen in der Grundfläche und der Höhe freilich oft gar knapp bemessen, aber die meisten erwecken schon durch die Raumform eine behagliche Stimmung, und der Hausrat in seiner einfachen Gediegenheit, die frischkräftigen Farben der Wände, die duftigen Vorhänge schaffen miteinander den herzgewinnenden Eindruck einer mit liebevollem Sinn bereiteten Wohnlichkeit. Auch die Innenräume des Wirtshauses zum Tanzdrickes, samt seinem Tanzzelt und der Kegelbahn, des Weinhauses und des alkoholfreien Gasthauses zeigen in ihrer Gesamtgestaltung und in ihrer buntfarbigen Ausmalung Lösungen von lebendigem Reiz.

Es hat seinen guten Grund und Sinn, daß der Werkbund die Ausstattung des Wohnhauses in der ganzen Vielgestaltigkeit ihres Schaffens sich entfalten läßt; doch daneben hat die Ausstellung auch die künstlerische Gestaltung öffentlicher Räume in den Bereich ihrer Aufgaben einbezogen. So zeigen drei besondere Ausbauten der Haupthalle einen evangelischen, einen katholischen und einen israelitischen Kultusraum, bieten Lösungen, die ohne die bequeme Wiederholung

längst abgebrauchter Stilformen auskommen wollen und aus der geschichtlichen Bedingtheit und der Geistesart der Religionsgemeinschaft, der das Bauwerk gehören und dienen soll, einen wahren, lebendig verständlichen, individuellen Formausdruck herausentwickelt. Am freiesten entfalten konnte sich die Raumphantasie des Künstlers in der Synagogenanlage: orientalische Motive klingen an in der Anordnung der drei Bogeneingänge, in der Gliederung der zwei seitlichen Emporen. Was aber der ganzen viereckigen Halle ihre Selbständigkeit gibt, ist der ruhig prächtige Akkord der dunkelblauen Wölbungen mit dem Gold in der Nische des Allerheiligsten und des Orgelprospektes und Emporengitters darüber. Der katholische Kirchenraum war in seinen Grundformen von vornherein strenger an die Erfüllung unumgänglicher liturgischer Forderungen gebunden. Aber auch hier ist die Farbe zu Hilfe gerufen, um der herkömmlichen Anlage den Reiz lebensvoller Durchbildung zu verleihen: die Säulen vor den Wänden der Seitennischen tragen ziegelrote Knäufe, darüber zwischen den Bogen sind symbolische Frauengestalten in ausdrucksvoller Haltung auf die Gewölbewand gemalt, und die Fenster geben durch ihre einfachen, matten Glasfelder dem einfallenden Licht eine milde Wärme; aus dem dunklen, blauen Halbrund der Apsis schimmert ein goldener Altar. Die kirchlichen Geräte, die durch den Raum verteilt sind, gewinnen durch die schlichte Ausdruckskraft, mit der sie ihrem Zweck dienen und sich zugleich der Harmonie des Raumes einfügen wollen. Mehr persönliche Eigenart konnte der Architekt der Abteilung für evangelischen Kirchenbau, der hessische Kirchenbaumeister Professor Pützer, entfalten. Aus einer Vorhalle mit mattgrauen Fenstern, in die nur sparsam bemessene Bilderstreifen eingelassen sind, gelangt man unter der geräumigen Empore hervor in den Hauptraum, eine hohe Predigtkirche. Breite Stufen führen zum Altar; dahinter öffnen sich drei hohe, schmale Bogen: unter dem mittleren steht die Kanzel. Auf der Fläche darüber hat ein Freskogemälde von Rößler Raum gefunden, ein guter Hirte in breit entwickelter Landschaft. Die Decke wird durch bunte Querstreifen und durch die Bemalung der an den Seiten in drei Lagen sich abtreppenden Balkenköpfe farbig belebt. Der ganze Raum wirkt in der ansprechenden Klarheit seiner Verhältnisse, der Einfachheit und Freiheit seiner Formen bei aller Weite doch warm und traulich.

Als Schöpfungen der Außenarchitektur wollen natürlich vor allem die Ausstellungsgebäude selbst gewertet sein. Man konnte aber außerdem nicht darauf verzichten, auch die Eroberungen und dauernden Leistungen, die deutsche Baukünstler in den letzten Jahrzehnten vollbracht haben, anschaulich zu vergegenwärtigen. So führt denn in der Haupthalle ein großer Raum für Architektur in einer Fülle schöner Aufnahmen die wertvollsten Bauwerke vor Augen, mit denen die führenden Architekten in den einzelnen deutschen Landschaften dem Geiste neuzeitlicher Baukunst Boden gewonnen haben.

Doch die Ausstellung bietet selbst eine Anzahl neuer, eigener Lösungen für wichtige Gegenwartaufgaben der öffentlichen Architektur. Neben der Haupthalle

schmiegt sich der Innenseite des Hochwasserdammes des Rheines das Theater an. Henry van de Velde hat es erbaut, und so zeigt es denn in den gedrungenen Massen seiner äußeren Erscheinung das gehaltene Schwellen der Linien, die weiche Wölbung der Flächen, in denen das Formgefühl des Künstlers seine persönliche Sprache gefunden hat. Innen umschließt es einen Zuschauerraum von wundervoller Ruhe und Wärme: Wandbekleidung und Gestühl sind aus demselben dunkelbraunen Holz gebildet. Der obere Rand der Wände und der äußere der Decke sind in durchbrochene Felder aufgeteilt, zwischen deren einfach großen Ornamenten gelbliche Scheiben gedämpftes Licht hindurchschimmern lassen. Die eigentliche Beleuchtung des Raumes ist in dem rechteckigen Mittelfelde der Decke angeordnet, wird aber hier durch einen ovalen Schirm aus wiederum braunem Stoff abgeblendet und vollendet so die Einheitlichkeit der Farbenstimmung. Völlig Neues will van de Velde mit der Gestaltung des Bühnenraumes geben. Ein Proszenium, breiter als der Zuschauerraum, ist vor die erhöhte Bühne gelegt, um die Handlung räumlich in engere Verbindung mit den Zuschauern zu bringen. Die Bühne selbst aber gliedert sich in einen breiten Mittelteil und zwei im stumpfen Winkel von ihm ausgehende Seitenteile. Verschiebbare Säulen grenzen die Nebenbühnen gegen die Hauptbühne ab. Da der Vorhang je nach Bedürfnis einen oder zwei Teile der Bühne verschließen kann, ist es möglich, bei raschem Wechsel des Schauplatzes immer neue Szenenbilder zu stellen, ohne daß dadurch der Fortgang der Handlung beeinträchtigt wird und ohne daß es eines drehbaren Bodens bedarf. Das Berliner Lessingtheater hat in einer Reihe von Faustaufführungen die Verwendbarkeit dieser Bühnenanlage praktisch darzutun versucht. Ich habe leider keine dieser Vorstellungen erreichen können, meine Eindrücke beschränken sich also nur auf die Erscheinung der Bühne selbst. Da mag man sich gewiß von der Gliederung und Aufteilung des gesamten Spielraumes reich abgestufte szenische Wirkungen versprechen, und die völlig offene Bühne mit dem weiten Rundhorizont bietet ein Bild von eindrucksvoller Geschlossenheit. Soll aber diese Bühnenanordnung für die Aufführung komplizierter Stücke wirklich fruchtbar gemacht werden, so müßte sie sich auch in unsere großen Theater übertragen lassen, und das wird doch nicht so ohne weiteres möglich sein. Die winzigen Kämmerchen der zwei Seitenbühnen sind hier in dem kleinen Haus eigentlich nur Andeutungen von Räumen und lassen ein Zusammenspiel einer größeren Zahl von Personen überhaupt kaum zu.

Einer ganz anderen Welt gehört das benachbarte Fabrikgebäude von Walter Gropius an. Es mag dem, der es nicht schon anderwärts erfahren hat, eine Anschauung davon geben, daß im heutigen Deutschland Künstler ihr ganzes Können daran setzen, den Stätten der Arbeit eine auch für das Auge erfreuliche, sinnvoll selbständige Gestalt zu geben. Die Stirnseite der Anlage nimmt ein Verwaltungsgebäude aus weißglasierten Backsteinen ein, dessen Wände nach der inneren (Nord-) Seite ganz aus Glas bestehen, so daß seinen ruhig

und gediegen gestalteten und eingerichteten Empfangszimmern, Schreibstuben und Zeichensälen das höchste überhaupt erreichbare Maß von Licht zugeführt wird. In gläsernen Türmen zu beiden Seiten führen Wendeltreppen hinauf zu einem für die Angestellten des Hauses bestimmten Dachgarten. Von diesem Bau gelangt man über einen rechteckigen Hof, der rechts und links durch Garagen abgeschlossen wird, in die Fabrik selbst. Weiträumig in der Anlage, klar und ausdrucksvoll in dem Zug ihrer elastisch geschwungenen Wand- und Deckenrippen, blank, hell und luftig, schafft sie der Arbeit die denkbar günstigsten und freundlichsten äußeren Bedingungen. Auf der Ausstellung hat man die Halle dazu ausgenutzt, um Werkzeuge aus Schwermetall, Instrumente und Maschinen vorzuführen. Auch hier war der leitende Gesichtspunkt für die Darbietung und Anordnung die Form, die aus den Bedingungen der Arbeitsleistung heraus zweckbestimmte Schönheitswerte zu gewinnen vermag. In einem hohen, turmartigen Anbau aus Holz und Glas sind die Arbeitsmaschinen der Deutzer Gasmotorenfabrik aufgestellt.

Die ausgedehnte Verkehrshalle bietet eine Auslese moderner Beförderungsmittel, die in ihrer äußeren Form wie in ihrer Ausstattung die Absichten des Werkbundes bereits verwirklicht zeigen. Neben ein Zweckgebilde von so organischer Schönheit, wie der Körper einer Flugtaube es darstellt, treten hier Kraftwagen von verschiedener Bestimmung, klar abgewogen in der Anlage und Gliederung ihres Baues, durch farbige Materialbehandlung oder Flächenaufteilung reizvoll belebt, unmittelbar ausdrucksvoll in ihrer Gesamterscheinung. Besonders lebhaft begrüßen aber wird man die Straßen- und Kleinbahnwagen aus Köln, Godesberg und Aachen, die durch ihre wohlbedachte Gesamtform und ihre sorgsame Durchbildung im einzelnen erfreuen, und mit frohen Hoffnungen mag man an den mächtigen Durchgangswagen entlanggehen, die von Kölner und sächsischen Fabriken für die Staatsbahnen erbaut sind: ihre Ausgestaltung ist Künstlern wie Endell, Gropius u. a. anvertraut worden, und so überraschen sie durch eine Flucht vornehmer, feingestimmter Innenräume, die durch die Schönheit des Materials wie durch die lebendige Wirkung ihrer Formen und Farben reiche Augenfreude zu wecken vermögen. Wie gerne denkt man es sich aus, daß vielleicht in einer nicht zu fernen Zeit, wenn die hier gegebenen Vorbilder weitergewirkt haben, auch in unseren Eisenbahnwagen überall neuzeitlicher Geschmack und anmutende Wohnbehaglichkeit die schablonenmäßige Nüchternheit und den unpersönlichen Luxus verdrängen werden. Daß die Wohngelasse der großen deutschen Ozeandampfer heute schon aus diesem Geiste heraus ihre Form empfangen, zeigen in dem Sonderbau der Hamburg-Amerika-Linie die Kaiserzimmer, die Hermann Muthesius für die Gesellschaft entworfen hat: statt der nachgemachten Eleganz französischer Stilformen, die man sonst dem internationalen Publikum bieten zu müssen glaubt, ist hier nur durch den Reiz edler Werkstoffe und die Klarheit organischer Raumdurchbildung eine Gesamtwirkung von ruhiger Harmonie erreicht.

Daß der Werkbund über seinem Bemühen, vor allen Dingen die Form auf dem ganzen Gebiete werkkünstlerischen Schaffens zu eigenkräftiger Schönheit zu läutern, die hohe Bedeutung nicht vergißt, die der Farbe in der Gesamtgestaltung unserer Lebensumgebung zukommt, das beweist mit eindrucksvoller Anschaulichkeit die Farbenschau, die in einem von Hermann Muthesius errichteten umfangreichen Gebäude eine reiche Fülle erlesenster Reize entfaltet. Das erste Ziel der Darbietung mußte hier sein, das Gefühl für die unentstellte Schönheit und Reinheit der Farbe zu wecken und zu klarer Bewußtheit zu steigern. So ist zunächst aus der Natur das Köstlichste zusammengetragen, was sie an Farbenwundern dem Auge schenkt: lichtdurchschimmerte Kristalle, geschliffene Steine von tiefem Feuer oder milden, warmen Tönen, Vögel mit samtenem Gefieder, glänzende Schmetterlinge und wundersam schimmernde Muscheln. Das alles hat ein feiner, liebevoller Sinn zu Farbflächen von unerhörter Sattheit, zu Farbharmonien oder Mustern von lebendigstem Reichtum zusammengefügt. In einem besonderen Raum sind ferner Topfpflanzen und Schnittblumen in wechselnden Gruppen von ruhig einheitlicher Farbenwirkung vereint. Von diesen Ausgangspunkten her wird dann gezeigt, wie menschliche Erfindung die Fülle dieses natürlichen Farbenlebens aufzufangen und nachzubilden vermag. Hier kam es vor allem darauf an, den Wert und die Schönheit echter, dauerhafter Farben im eigentlichsten Sinn ins Licht zu stellen. Die großen chemischen Fabriken von Ludwigshafen und Leverkursen stellen hier ihre glänzenden Leistungen zur Schau, mit denen sie der Echtfärberei Hilfsmittel von unerreichter Vollkommenheit geschaffen haben. Und außer der absoluten Schönheit ist überall auch die Zuverlässigkeit der lichtbeständigen Farbe einleuchtend erwiesen durch die Gegenüberstellung der landläufigen geringen Erzeugnisse, deren ursprüngliche Töne rasch und unaufhaltsam stumpf und schmutzig werden. Zu dieser Fülle von echt gefärbten Garnen, Vorhängen und Möbelstoffen, Papieren und Tapeten, Lederarten und Hölzern gesellen sich dann in einem weiteren Raum Seidenstoffe von einer unbeschreiblichen Herrlichkeit tiefer, verhaltener Farben, den Naturvorbildern einer Muschel etwa oder eines Vogelleibes in höchster Vollendung nachgebildet. Die wunderbare Ausdruckskraft lichtdurchglühter Farben, die sich die künstlerische Glasmalerei heute wieder zurückgewonnen hat, ist in einer besonderen Reihe von Fenstern zur Anschauung gebracht. Und endlich läßt ein großer Saal mit Entwürfen für Flächenschmuck die reichen Möglichkeiten ahnen, die eine dekorative Farbenwahl bei der Ausgestaltung und Ausschmückung des Wohnraumes zu entwickeln vermag.

Nur mit einer raschen Erwähnung sei der kleineren Sonderhäuser gedacht, die ebenfalls für bestimmte Aufgaben der Wohnhausgestaltung und der Innenausstattung neue Anregungen geben oder ein erstes Vorbild aufstellen wollen. Am Rhein drunten haben die Werkstätten von Bernard Stadler in Paderborn nach Entwürfen von Max Heidrich ein vornehm behagliches Sommerhaus ganz aus Holz aufrichten lassen; die Stadt Köln zeigt in einem Pavillon liebevoll

ausgedachte, lichthelle und farbenfrohe Räume ihrer neugeplanten Kranken- und Pfründnerhäuser, und in einer Gruppe von Reihenhäusern hinter der Fabrik ist der sehr erfreuliche Versuch gemacht, auch der Behausung des deutschen Studenten mit einfachen Mitteln klare Gediegenheit und freundliche Stimmung zu schaffen. Endlich wollen die beiden Bauten des kolonialen Gehöfts Wege weisen, auf denen unsere Architekten und Bauhandwerker zu einem deutschen Kolonialstil gelangen könnten, der Zweckmäßigkeit der Formen mit heimatlich anmutender Wohnbehaglichkeit zu vereinen weiß.

Die vielgestaltige Fülle lebendiger Gedanken und wertvoller Arbeit, wie die Ausstellung sie überblicken läßt, wird nach zwei Seiten hin noch bedeutsam ergänzt durch besondere Darbietungen der Haupthalle. Sie enthält in den beiden Seitenflügeln rechts und links von der Kuppel je sechs Sonderräume einzelner Werkkünstler. Hier kommen an beherrschender Stelle die Männer zu Wort, die dem neuen Kunstgewerbe durch ihr Schaffen die Bahn gebrochen haben. Einem jeden ist ein in sich geschlossener Raum zur Ausgestaltung überlassen, und jeder hat auf seine Weise ein möglichst umfassendes Bild seines künstlerischen Werdens und Wirkens gegeben. So bietet sich hier eine Auslese des Wertvollsten und Edelsten, was die neue Bewegung in Deutschland hat reifen lassen, der Anschauung und der Erkenntnis dar. Man verfolgt mit bewundernder Freude die klare und sichere Entwicklung, die das Kunstgewerbe von den ersten tastenden Versuchen, von den noch reichlich unruhigen und ungebändigten Arbeiten des frühverstorbenen Otto Eckmann oder auch noch Josef Olbrichs hingeführt hat zu Schöpfungen von so entschlossener, ja kühner Sachlichkeit, wie wir sie heute in den Warenhäusern Alfred Messels, den Industriebauten von Peter Behrens besitzen. Die lebensreiche Eigenart der einzelnen Künstlerpersönlichkeit spricht sich mit voller Unmittelbarkeit aus, und man erlebt die gehaltene Vornehmheit Bruno Pauls und die geläuterte Ruhe van de Veldes, die klare Anmut Adalbert Niemeyers und das fein organisierende Formengefühl Richard Riemerschmids in harmonischem Gesamteindruck. Und doch fühlt man durch allen freien, individuellen Schaffensreichtum das Walten einer geklärten Einsicht, eines gesammelten Ernstes, der sich in der Form nur den bündigsten, überzeugendsten Ausdruck erringt, um seiner Gestaltungsidee eine erschöpfende, wesenhafte Verwirklichung zu geben.

So gewiß die feinsten und höchsten Leistungen des neuen Kunstgewerbes einem ursprünglich starken Gestaltungsvermögen ihr Leben verdanken, die künstlerische Gesinnung, aus der sie hervorgewachsen sind, kann Gemeingut werden. Und die sachlichen Erfordernisse, die für ein seiner Mittel sicheres, in seinen Zielen klares kunstgewerbliches Arbeiten Voraussetzung sind, lassen sich als Erkenntnis und Lehre mitteilen. Wie weit die neuen Gedanken schon in der kunstgewerblichen Facherziehung Boden gewonnen haben, das zeigt mit einer Fülle von Studien- und Arbeitsproben die Abteilung für künstlerische Erziehungsmethoden. Insbesondere die Räume der Kunstgewerbeschule des Berliner Kunst-

gewerbemuseums geben eine sehr anschauliche Vorstellung von der Art, wie hier der Schüler von der Besinnung auf die einfachsten Grundgesetze der Flächenteilung, der Wandgliederung, der Farbenzusammenstellung weitergeleitet wird bis zur sachlich klaren, individuell belebten Lösung umfassender Gestaltungsaufgaben. Viel gediegene Arbeit stellen die Fachschulen für besondere Gewerbe aus, und zur Abrundung des Gesamtbildes leistet schließlich auch der Zeichenunterricht an Volksschulen und höheren Lehranstalten wertvolle Beiträge. Auf all diesen Gebieten sind heute viel frische, lebendige Kräfte am Werk, um die natürlichen Grundlagen künstlerischen Auffassens und Durchbildens zu voller Bewußtheit herauszuarbeiten.

* * *

Der Eindruck, den die Werkbundausstellung schon bei einem ersten Durchwandern erweckt, wird durch eine eingehendere Beschäftigung mit dem Reichtum ihrer Einzelwerte nur bestätigt und verstärkt: hier haben ein zielklarer Geist und ein entschlossener Wille einen Organismus von fühlbarer innerer Einheitlichkeit geschaffen. Und innerhalb des sicher gefügten Gesamtrahmens ist allen den Kräften, die heute an der Erneuerung und Durchgeistigung der deutschen Werkkunst mitarbeiten, Raum zur Entfaltung gegönnt. Aber eindringlicher noch als die stattliche Fülle des Erreichten wirkt die tausendfältige Energie des Strebens und Zielsuchens, die man im Großen wie im Kleinen durch alle Leistung hindurchspürt und die hinausweist über das bisher Gewonnene.

Wäre es auf den Werkbund allein angekommen, so sähe ja seine Ausstellung heute noch gedrängter, noch gesammelter aus, gewiß zum Vorteil ihrer Wirkung. Aber die Stadt Köln hatte auch ihr Wort mitzusprechen, und so wuchs die Ausstellung über den Umfang hinaus, der ihr ursprünglich bestimmt war, denn als eine räumlich große Darbietung sollte sie ins Leben treten und ihre Anziehungskraft üben. Und da man den wirtschaftlichen Erfolg nicht ganz aus den Augen lassen konnte, drang schließlich da und dort doch auch Mindergutes und Mittelgutes herein. Über solche Erscheinungen läßt sich ohne viel Kopfschütteln hinwegsehen. Bedenklicher ist es, daß sich von der Industrie und vom Handel her Elemente in den Werkbund hineingedrängt haben, die ganz offenbar doch nur aus spekulativer Anpassung ein Stück weit auf seinen Wegen mitzugehen versuchen. Der Werkbund wird es sich gewiß ernstlich angelegen sein lassen, solche geschäftstüchtige, bloß äußerliche Nachahmung aus seiner Gemeinschaft auszuschließen. Die Gefahr ist heute schon vorhanden, daß ein „Werkbundgenre" aufkommt, mit dem der gutgläubige und nicht eben unterscheidungsfähige Käufer eingefangen werden soll.

Überhaupt wird man über alledem, was in Köln gesammelt, gezeigt und erwiesen ist, doch keinen Augenblick vergessen dürfen, wie zahlreich und groß die Gebiete noch sind, auf denen die Arbeit des Werkbundes noch wenig oder gar keinen Einfluß gewonnen hat, und wieviel auch auf dem schon in Angriff

genommenen Boden noch zu tun bleibt. Da steht freilich reizvolles Hotelgeschirr von Riemeyer und von Riemerschmid in den Glasschränken — aber wie oft wird man auch nur dem Ähnliches heute schon im Gebrauch finden? Und auf eine kräftig klare Türklinke von Bruno Paul kommen Millionen und Abermillionen elender, blechverkleideter, auf ein metallisches Aussehen herausgeschminkter Eisengriffe. Man weiß es im Werkbund selbst sicher am allerbesten, wie unendlich umfassend die Aufgaben sind, die es noch zu lösen gilt, wenn eine Veredelung der gewerblichen Arbeit mit der Zeit wirklich überall in Deutschland sich durchsetzen soll. Hoffentlich bedeutet die Kölner Ausstellung gerade nach dieser Richtung hin einen kräftigen Schritt vorwärts und übt durch die Geschlossenheit, den Ernst und den Wert des Schaffens, das sie vor Augen führt, eine nachhaltige, aneifernde und fördernde Wirkung.

Heißer Tag

Skizze

Von Hans Werner Tannheim

Der Morgen

onnenglut, tiefblauer Himmel. Seit Wochen kein Regen; auf den durstigen Feldern brütet flimmernde Luft.

Das war ein scharfer Manövertag heute; nun rücken sie ab ins Quartier, die Grenadiere vom Königsregiment. Leutnant von Tolling muß mit seinem Zuge nach Neudorf; er hat den weitesten Weg bis zur Ruhstatt. An der Landstraße steht manches Weiblein: „Die armen Soldaten!“ murmeln die, „und, ach, der Leutnant; daß sich Gott erbarme, so jung, ein Kind fast. Was will der dem König? — Sein Leben? — Pah, der, so jung!“

Gelber Wegstaub bedeckt die Soldaten und überzieht die erhitzten Gesichter. Hohläugig, stumpfen Blickes marschieren sie. — Da sinkt ein Gewehr zu Boden. Einer Mutter Sohn fällt schwer drüber hin. Mag er, was kümmert's die anderen in ihrer Not, die ziehen weiter; 's sind ja schon viele Grenadiere gefallen vom Königsregiment.

„Sergeant Merten,“ befiehlt von Tolling, „bleiben Sie bei dem Kranken!“

„Zu Befehl!“ entgegnet der; aber es liegt ein häßlicher Klang in der Stimme, wie ein stummer Fluch: verdammt, da sind jüngere als ich, der Leutnant versteht nichts vom Dienst!

Und die anderen ziehen weiter in der Sonnenglut. — Ha, dort am Waldrand murmelt ein Quell! — Eine kurze Rast. — Sie liegen wie Tiere und saugen gierig das eisige Naß. Wie das erfrischt. — Sind das dieselben Soldaten, so keck und straff? Nun marschieren sie weiter, frohgemut. — Heißa, dort links durch die Tannen schimmert der Kirchturm von Neudorf; seine Ziegel brennen im Sonnenglast.

„Ein Fähnrich zog zum Kriege —
Wer weiß, kehrt er zurück.“

singen sie. — Und die Buben und Mädchen laufen voran. — Am Ziel.

Der Mittag

Die Grenadiere sind im Quartier, manche schäkern schon mit den Mädchen; morgen ist Ruhetag.

Leutnant von Tolling wohnt im Giebelstübchen beim Löwenwirt, mitten im Dorf, bei der Kirche. Wer die schlohweißen Gardinen zurückschlägt, sieht den Friedhof liegen. da rechts im Grunde: „Wer dort einmal . . . A bah, bin noch so jung, das hat noch gute Weile!“ — Aber der Friedhof lockt; wieder tritt der Jüngling ans Fenster: „Die Sonne wirft fahles Licht, merkwürdig fahl. — Sind da nicht Wolken am Himmel? Fürwahr, dort überm Wald hängt eine dunkele Wand, schwer wie Blei. — Fast den Boden streifend, jagen schreiend pfeilschnelle Schwalben dahin. Das gibt Regen nach aller Verständigen Ansicht. Gottlob! — Schon erhebt sich der Wind und spielt mit dem Staub auf der Straße. — Jetzt wird er hurtig. Wie ein kläffiger Köter rangt und reißt er die Blätter und Zweige der alten Linden an der Kirche. Und die Wolke wächst. — Ein weißer Streif zuckt zitternd quer drüber hin. — Es tippt an die Fenster, zweimal — dreimal. — Hohl rollender Donner von fernher läßt die Scheiben leise klirren; der gehört zu dem weißen Streifen. — Es regnet, da stirbt der Staub, und der Wind ist seines Spielzeuges ledig. — Nun gießt es in Strömen. Wie Gewehrfeuer knattert das und geht manchem Blatte ans Leben; auch die Artillerie, ultima ratio regis, fährt auf: Blitz und Schlag. — Heißa, die Schlacht wogt: Schlag auf Schlag. Alle Schleusen des Himmels sind geöffnet. — Da: ein Knall und Feuerglast. — Das war ein Volltreffer, das hat eingeschlagen.“

Der Regen läßt nach, das Gefecht stirbt ab, aber noch lange grollt aus der Ferne der Donner. — Hohler — schwächer. — Nun ist alles vorüber. — —

„Die Fenster auf, die Herzen auf, geschwinde.“ Balsamischer Duft, köstlicher Erdgeruch dringt ins Giebelstübchen. Von den Blättern tropft noch

klatschend der Regen, am westlichen Himmel jedoch prangt schon ein goldiger Streif: Abendrot.

„Wer ruft da, was laufen sie so die Gasse hinab? — Heda, guter Freund, was gibts?“ fragt von Tolling.

„Füer!“

„Feuer? — Wo?“

„Da unnen, dat letzte Hus, bei Möllers!“

„Mensch, wat du redst, — Bi Wittfru Koch'n is dat, Herr.“ —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Feuer im Dorf? — Das war der Volltreffer. — Schnell hin. —

Gelber Rauch schwelt durch das Strohdach der Scheuer, doch im Inneren da tost und siedet und rollt es. Ein feuriger Schwalg. —

„Füer! — Fü . . . . er!“ —

Hastig tritt eine Frau aus dem Haus. Strohhaarig, breithüftig; die kennt ihre Arbeit und auch die Sorge, das sieht man.

„Was wollt Ihr?“

„Feuer! — Es brennt! — Dort, Eure Scheune!“

„Jesus, Maria, die ganze Ernte!“

„Ruhe, Frau, die Grenadiere helfen!“ —

Jetzt ringt sich das Feuer durch das Dach. Hui, wie das lodert und prasselt. Gierig, wie Raubtiere Blut, so lecken die glühenden Flammen. — Von allen Seiten eilen die Gaffer herbei und auch die Helfer. —

„Achtung, zurück, das Scheunendach stürzt ein!“ Mit dumpfem Krachen bricht berstend alles zusammen, und ein Funkenmeer wogt gewaltig zum Himmel. — Da endlich rasselt die Spritze heran. Sergeant Merten befehligt den Zug. Wie das rumpelt und dröhnt auf dem groben Pflaster, man versteht seinen Nachbarn nicht. — Nun sind sie am Ort. Eilt euch, schon brennt das Wohnhaus! Das Holz ist so trocken und morsch; dichter Qualm dringt aus den Fenstern.

Ratlos steht die Bäuerin vor dem Schrecklichen, und mit ihr die Kinder. Sie fassen das nicht, es kam zu plötzlich über sie.

„O Mudding, uns' Hus, o du leiver Gott, uns' Hus!“ —

„Heda, Frau Koch, was ist zuerst zu retten? Menschen sind doch . . .?“

„Jesus, Mar . . .! Großmudding, oben, dicht an de Schün, in de Eckstuw. Se kann nich rut, ick möt ehr halen!“ —

„Zurück, Frau, wir holen sie!“ Der Leutnant steht wie von Erz:

„Wer kommt mit, Grenadiere?!“

„Ich!“ ruft Merten und bricht sich Bahn; die anderen weichen betroffen.

„Brav, Merten! — Haltet die Treppen frei und gebt soviel Wasser als möglich!“ Begeistert, als ging es in das Gefecht, strafft sich der sehnige Körper. „Vorwärts, Sergeant!“ —

Das Stroh vom Dach ist bald dahin, schon brennen die Balkenjoche. Schleichend, wie Schlangen, züngeln die gierigen Flammen, auf und ab, hin und her. — Atemlos stehen die anderen. —

„Leiwer Gott, Jochen, wenn dit man gaud geiht mit dem Leutnant, dat duert all so lang."

„Häst ehm nicht seihn, Willem? De makt dat, Mensch." —

Beißender Rauch fällt die Braven an. Am Boden geduckt kriechen sie vorwärts. — Wie ist das doch heiß. — Wie perlt da der Schweiß von der Stirn. Die Augen brennen, die Pulse fliegen. — Heißa, das ist Kampf, heißer Kampf! —

„Vorwärts, da links muß es sein!" Die Tür sperrt sich. —

„Faßt zu, Merten! — So — noch einmal!" Ein wuchtiger Tritt spaltet das Holz. Dem muß sie weichen. — Hohe Zeit fürwahr: da liegt ein runzlichtes Weibchen am Boden, stieren Blickes, röchelnd, einen Rosenkranz in den krampfigen Fingern. Will noch nicht sterben, die Alte, um Christi willen, nicht sterben. —

Wispernd kriecht an der balkigen Decke das Feuer dahin, gelbes und rotes; gefräßig nagt es am Röhricht, und das fällt lodernd in Fetzen herab, hier und da.

Eilt euch, ihr Braven, mit eurer Last, schon brennt der rettende Ausgang, bald seid ihr am Ziel! — Da stürzen Balken herab. Merten fällt schwer aufs Gesicht, die anderen gelangen ins Freie.

„Bleib junger Edeling, wahr dein Leben!" Der hört auf die warnenden Rufer nicht, will sie nicht hören. Nein, seinen Sergeanten läßt der nicht sterben. — Auf halber Treppe liegt der, stöhnend. Schnell ihn von dem lastenden Gebälke befreit, und dann hinab, mit letzter Kraft, mit keuchender Brust. —

„Um Gott, der Schornstein!!"

Er schwankt, stürzt, trifft. Dumpf prasselt der Steine Schwall, er zertrümmert die Mauer; die zwei sind begraben. Mutige Helfer nahen, sie zu retten. Merten atmet, der Leutnant hat ihn mit seinem Leibe gedeckt. Junges Blut — tot — erschlagen. —

Der Abend

Abendfrieden. — Hoch vom Himmel herab gießt das Nachtgestirn silbernes Licht in die Felder, auf Busch und Hain. Vom Walde her eilt geschäftig der Quell zum Dorfe; seine Wasser murmeln und raunen sich zu von dem Unglück, sie wispern am Wehr und tragen traurige Kunde zu Tal. — In Gärten und Gassen tuscheln die Burschen, schwatzen die Mädchen. — Grillen im Grase zirpen einander zu, was sie geschaut, und Glühwürmchen eilen geschäftig mit ihren Laternchen von Blatt zu Blatt:

„Wißt ihr es schon? Da unten am letzten Haus steigt kräuselnder Rauch hoch zum Himmel. Dort stehen schluchzend verzweifelte Menschen am Grab ihrer Habe." —

Die Nacht zieht herauf und der Mond sinkt zum Wald. Nun ist es still im Dorf, nun ruhen sie alle, Mensch und Tier. Nur dort durch die Linden, vom Kirchlein her, schimmert noch dämmerndes Licht. Die Pforte ist weit geöffnet, kühler Nachtwind huscht leise hinein. Er schluchzt im Gebälk und lispelt im Chorgestühl. Er spielt lind in den wirren Locken des jungen Schläfers, der dort, den Degen im Arm, vor dem Hochaltare auf schwarzer Bahre ruht. Wachskerzen senden flackerndes Licht herab, das bleiche Antlitz zu küssen, und die ewige Lampe am goldenen Kettlein wirft runden Schein auf des Toten Brust, just wie ein Orden:

„Treu bis zum Tod."

Das Phänomen Wedekind

Epilog zu seinem fünfzigsten Geburtstage

Von Moritz Goldstein

Die Wende des fünften und sechsten Jahrzehnts, deren Feier neuerdings Brauch und fast schon Pflicht geworden ist, darf für einen reichlich frühen Termin gelten, um die Bedeutung eines noch Lebenden und Schaffenden vor der Öffentlichkeit abzuschätzen. Denn obgleich wir selbst unserer kritischen Zuverlässigkeit uns mit Stolz bewußt sind, so wird die Nachwelt gewiß manchen, den wir Zeitgenossen gefeiert haben, nicht mehr nennen, dagegen von manch anderem zu melden wissen, an dem wir schweigend vorübergegangen sind. Ist doch oft gerade den Größten — etwa Kant, Ibsen, Fontane (wenn dies Durcheinander gestattet wird) — ihre entscheidende Leistung erst nach dem fünfzigsten Jahre geglückt. Während es sich also derart mit der Zuverlässigkeit unserer Ehrungen verhält, pflegt das Bild, das der gefeierte Fünfzigjährige wenigstens seinen feierfrohen Zeitgenossen bietet, klar und hell und von aller Problematik frei zu sein. Dieser und jener ist noch nicht genug bekannt, und man nimmt sein erstes Jubiläum zum Anlaß, ihn zu empfehlen; ein anderer hat seine Blüte hinter sich, und man muß vor Überschätzung warnen. Allein, so oder so, man weiß, woran man ist, und wer seiner öffentlich gedenkt, pflegt der Billigung des deutschen Publikums gewiß zu sein.

Am 24. Juli aber erlebte ein Mann seinen fünfzigsten Geburtstag, von dem noch niemand weiß, wie er mit ihm daran ist; nicht einmal ob man für ihn eintreten oder sich gegen ihn wenden soll, läßt sich entscheiden; denn von

der einen Seite wird er verfolgt und von der anderen zum Himmel gehoben, und der Kampf um ihn tobt mit einer Heftigkeit und persönlichen Erbitterung wie sonst nur etwa um Heine. Schlägt man Literatur über ihn nach, so findet man hier: „Niemand vermag ein Werk Wedekinds zu nennen, das mehr wäre als ein kunstloses Gemengsel aus einigen mehr närrischen als wahrhaft komischen Einfällen, sehr viel Plattheit, fast noch mehr Langweile, nur einem geringen Ansatz zur Charakterzeichnung und sehr vielen Erinnerungen an Strindberg" (Eduard Engel, Geschichte der deutschen Literatur); an einem anderen Ort hingegen: „Einer der eigenartigsten und stärksten Satiriker unserer Zeit, hinter dessen bald geistreichen Witzeleien, bald groteskem Humor, scheinbar burlesken Einfällen oder exzentrischen Karikaturen die ironisch-zynische Welterfassung und trotzige Weltverachtung eines souveränen, auch über traditionelle Kunstformen erhabenen Künstlers steht . . ." (H. A. Krüger, Deutsches Literatur-Lexikon). Und blickt man sich im Leben um, so wird man durch immer wiederholte Zensurverbote seiner Stücke an ihn erinnert, durch einen Kampf der Staatsbehörden, wie er mit dieser Konsequenz gegen einen Schriftsteller seit den Tagen des Jungen Deutschland wohl nicht mehr geführt worden ist; während gleichzeitig eine jüngste Jugend in ihm ihren Propheten erblickt, ihm Bücher und Zeitschriften widmet und ihn in lärmendem Schwarm lobpreisend umgibt. Der Fremde, der die deutsche Literatur der Gegenwart betrachtet, muß den Eindruck gewinnen: der führende Geist ist Frank Wedekind.

Vor solchen Zeichen der Zeit ist die erste Pflicht des ruhigen Betrachters, die Erscheinung selbst einmal ernst zu nehmen und das Wollen und Können dieses seltsamen Mannes mit bereitwilliger Aufmerksamkeit zu prüfen.

Er macht dem Untersuchenden die Diagnose nicht leicht. Denn es ist Wedekinds Art zu reizen, in gutem wie in bösem Sinne. Er widerstrebt, menschlich und künstlerisch, jedem Versuch einer Rubrizierung und Schematisierung und ist nicht zu fassen. Er erregt den Zorn des ruhigen Bürgers und die Neugier des abenteuerlustigen Zeitgenossen. Er hat viele Gesichter und keine Physiognomie, und er gleicht darin, und nicht nur darin, Heinrich Heine.

Was zunächst die Alten und die Korrekten ärgert, die Jungen und die Wagemutigen aber anzieht, das ist seine Unbesorgtheit im persönlichen Gehaben. Heute freilich tritt er bereits einher im würdigen Gewande einer sechsbändigen Sammelausgabe, erschienen bei Georg Müller in München, mit der Miene eines, der in der offiziellen Literatur mitredet. Aber ehedem war er auf dem Brettl für Geld zu sehen und trug seine Lieder, nach selbsterfundenen Weisen, zur Laute vor, als einer der ersten, der dieses romantische Instrument neuerdings wieder handhabte. Er scheut sich nicht, Zyklen seiner Dramen als Unternehmer auf die Bühne zu bringen, und es macht ihm Freude, von seiner Frau Tilly unterstützt, sich selbst zu spielen, unbekümmert darum, daß er ein mittelmäßiger Schauspieler ist, unbekümmert auch darum, vielmehr angespornt durch den Um-

stand, daß viele seiner Stücke Selbstbekenntnisse allerintimster Art sind. Er hat die Schamlosigkeit und die Ehrlichkeit der Selbstdarstellung, wie Heine, und er ist nicht sicher vor dem Verdacht der Gefühlsmaskerade und Schauspielerei, wie Heine. Er hat einmal ein Reklamebureau geleitet und ist mit einem Zirkus umhergezogen, und etwas vom Manager sowohl wie vom Stallmeister steckt in seinem öffentlichen Wirken. Und er ringt doch zugleich, durch jahrelange Mißerfolge nicht entmutigt, um die hohe Kunst und bekennt als seinen tiefsten Schmerz wieder und wieder das Schicksal, verlacht zu werden, wo er es ernst gemeint hat. Und während wir uns bemühen, ihn ernst zu nehmen, stoßen wir auf den schweren Vorwurf, daß sein Werk unmoralisch und er selbst ein zynischer Sittenverderber sei.

Allein just mit diesem Vorwurf werden wir leicht fertig. Worauf er sich bezieht und woraus er entsteht, ist klar: Wedekinds häufigstes künstlerisches und einziges theoretisches Thema ist das Gebiet der Erotik und sexuellen Moral. Weil er in Tiefen steigt, die es bisher nur im Leben, nicht in der Literatur gab; weil er am Hergebrachten rüttelt; weil er umstoßen will, was seit tausend Jahren steht, und Neues an die Stelle zu setzen sucht; weil er bei Namen nennt, wovon es guter Ton ist nicht zu reden, und entschleiert, was nach altem Herkommen im Verborgenen waltet: darum ist er den Hütern offizieller Moral lästig und gefährlich, darum wird er als unsittlich gebrandmarkt. Aber dies ist nicht die Art der Pornographen. Die wirklichen Sittenverderber, die da auf niedere Instinkte spekulieren und denen Erotik ein Mittel des Erfolges und Geldgewinnes ist, sitzen unangefochten und treiben ihr Gewerbe, wenn nicht mit Ehren, so doch mit goldenem Erfolg. Ihr Trick besteht darin, daß sie nicht aussprechen, was sie meinen und was jeder versteht, und ihren Vorteil finden sie darin, daß sie das Schlimme und Verbotene als gut, harmlos und lustig schildern. Sie wissen, daß sie sittenlos sind, und wollen es sein; und also sind sie klug genug, das nackte Wort zu vermeiden, bei dem die Behörde sie packen könnte. Und so dürfen sie, unbehelligt von Polizei und Zensur, schlüpfrige Romane in hohen Auflagen erscheinen lassen, dürfen pikante Schwänke und Operetten über die Bretter schicken und erfreuen sich der Hilfe gleichgesonnener Regisseure und Theaterdirektoren, die ihnen mit Klug bis an die Grenze des Möglichen getriebenem Décolleté nachhelfen.

Das alles aber ist Wedekinds Art nicht. Er besitzt die Unklugheit des ehrlichen Mannes, der sich als Revolutionär und Verkünder einer neuen sexuellen Moral fühlt; ihm ist das Gebiet des Erotischen kein Spiel, sondern furchtbarer Ernst, ja die einzige ernste Sache, die das Leben aufzuweisen hat.

Denn Wedekind gehört, nach seinen Werken zu schließen, zu den Menschen von überstarker Sexualität, denen das Sexus eine Geißel ist, ein Joch, dem sie nicht entrinnen können. Es scheint, daß ihm die Existenz des Weibes, und zwar des Weibes, insofern es reizt, zu jeder Minute seines Daseins fühlbar ist. Er bezieht das gesamte Menschentum auf Erotik, und das Erotische wird

ihm zum Symbol von Welt und Leben in allen ihren Formen. Diese Eigenschaft Wedekinds ist eine einfache Tatsache, die an sich keiner moralischen Beurteilung unterliegt. Er selbst aber nimmt daraus Maßstäbe ethischer Wertung. Das Entscheidende dabei ist, daß Wedekind nicht zwischen Genuß und Askese nazareniſch hin- und hergerissen wird und Heines „Ich schmachte nach Bitternissen" nicht kennt. Er besitzt das gute Gewissen seiner Triebe. Indessen ganz sicher läßt sich dies nicht behaupten, und vielleicht greift man tiefer, wenn man seine unermüdliche Darstellung jenes weiblichen Typus, dem er mit allen Sinnen verfallen ist, deutet als einen immer wiederholten Protest gegen diesen Tyrannen, als einen Versuch der Abwehr und Befreiung auf dem Wege künstlerischer Gestaltung. Theoretisch jedenfalls bekennt er sich mutig zu seinem Dämon, und eben hieraus schöpft er seine Sexualethik. Nach ihr ist es die Bestimmung des Weibes zu reizen, und jemehr es diese Bestimmung erfüllt, desto vollkommener ist es. Sonach verlangt er vom Weibe, sowohl körperlich wie seelisch-geistig, alles was geeignet ist, die Begierde des Mannes zu entflammen, er verlangt eine Erziehung der Mädchen in dieser Richtung und er denkt sich als Ergebnis nicht ein lüsternes, äußerlich ehrbares und im Geheimen naschendes Weibchen, sondern die souveräne Beherrscherin ihres in Formen und Bewegungen wohl ausgebildeten und zu allen Künsten der Liebe geschmeidigen Körpers. Dies heißt ganz einfach, daß das Weib seine Vollendung erreicht in der Dirne.

Über solche Lehren sich sittlich zu entrüsten, ist sehr billig, und wir wollen es uns schenken. Dafür dürfen wir uns erlauben, die Theorie von der logischen Seite her zu prüfen. Man sieht sofort, daß Wedekind nur eine Seite des Weibes kennt; die andere, die sich in den Gestalten der Frau und der Mutter verkörpert, das Läuternde, Beruhigende, Hinaufziehende, das was in Goethes Iphigenie rührenden Ausdruck gefunden hat, übersieht er. Wedekinds Auffassung ist die auf das Weibliche angewandte Lehre Nietzsches vom Menschen als Raubtier, als Bestie, die Stilisierung ins Gefährliche, Strotzende, Amoralische. Und er erweist sich in der Einseitigkeit und Konsequenz, mit der er, aller Psychologie zum Trotz, aber völlig logisch, das Schamgefühl als unsittlich aus seiner Welt schafft und die Schätzung der Jungfräulichkeit eine Überschätzung nennt, als Pedanten und Doktrinär. Beides steckt wirklich und höchst ergötzlicherweise in diesem Draufgänger und Zyniker, und wenn man fragt, wie denn ein Dichter Doktrinär sein könne, so führt man uns von selbst zur Frage nach Wedekinds künstlerischen Qualitäten.

Die Werke lassen sich jetzt, wo sie gesammelt vorliegen, bequem überblicken. Da finden wir zunächst, unter dem Titel „Die vier Jahreszeiten" vereinigt, seine Gedichte, von welchen der schon zitierte Geist Eduard Engel urteilt, sie enthielten „neben einigen netten Späßchen das platteste und poesieloseste Zeug". Mir hingegen scheint, hier findet sich das künstlerisch Ausgereifteste seines gesamten Schaffens — so verschieden sind die Geschmäcker! — und zwar deshalb, weil bei ihnen Wollen und Können einander decken. In

diesen lustigen Variationen des einen Themas Liebe — von Heine stark beeinflußt, die jugendlichen Verse renommistisch dreist, spätere von diabolischem Humor („Die sieben Heller"), die meisten durch eine von selbst klingende Sangbarkeit ausgestattet — wird die glücklichste Einheit von Stoff und Form erreicht. Namentlich die scheinbar kunstlos nach dem Vorbild des Bänkelsangs lang ausgesponnenen Schauerballaden („Die Keuschheit") sind, auf ihrem Niveau, die ergötzlichsten Kunstwerke.

Aber für diesen Dichter ist nicht das bezeichnend, was er kann, sondern das was er will.

Es gibt ferner eine Reihe von Erzählungen — nicht für die reifere Jugend, versteht sich — die durch eine Schlichtheit des Vortrags und Zartheit der Empfindung überraschen, wie man sie hier nicht zu treffen erwartet. Es gibt auch ein seltsames Prosawerk „Mine-Haha", von bunter Phantastik, das man gefesselt liest und von dem man am Ende nicht weiß, was man davon halten soll.

Und dann gibt es die lange Reihe der Theaterstücke.

Abgesehen von einem schwachen Jugendwerk steht am Anfang seines dramatischen Schaffens die Kindertragödie „Frühlings Erwachen", die vor einigen Jahren, lange nach ihrer Entstehung, einen der größten Theatererfolge der jüngsten Zeit davongetragen hat. Diesen Erfolg errang der Stoff; als Bühnenstück ist das Werk eigentlich unmöglich; es hat mit seinen locker aneinandergereihten, oft bloß skizzierten Szenen keinen dramatischen, sondern einen epischen Gang. Allein niemals wieder ist Wedekind so wie hier, da er das Dumpfe und Drängende der Knabenjahre darzustellen hat, im üblichen Sinne poetisch geworden, niemals wieder erscheint er selbst so ergriffen und ergreift so wie bei der Schilderung seiner jungen Menschen, die dem eigenen erwachenden Triebleben voll Grauen und Ratlosigkeit sich plötzlich gegenübergestellt sehen. Niemals ist die schwere Verantwortung, welche in unserer Welt der verheimlichten Natur die Erwachsenen gegenüber ihren Kindern tragen, eindringlicher ohne alle Predigt zum Bewußtsein gebracht worden, und der armen Wendla verzweifeltes „Ich bin doch nicht verheiratet" und ihrer Mutter grausamdummes „Das ist ja das Fürchterliche" ersetzt ganze Bände pädagogischer Literatur. Mit dieser innerlichen Wärme steht das Stück abseits von Wedekinds sonstigem Schaffen, mit dem es doch wieder durch die rein karikierten Gestalten der Erwachsenen zusammenhängt.

Um die übrige Dramatik Wedekinds beurteilen zu können, müßte man sich vorher über das Wesen dichterischer Gestaltung und besonders der dramatischen im Gegensatz zur epischen klar sein. Zu solch theoretischer Auseinandersetzung ist hier nicht der Ort; aber ein paar aufklärende Bemerkungen werden gestattet sein.

Dem Dramatiker steht als Mittel der Menschengestaltung nicht, wie dem Epiker, die Beschreibung, sondern nur das gesprochene Wort seiner Personen zur

Verfügung. Er muß imstande sein, jede einzelne Gestalt so sprechen zu lassen, daß aus dem, was sie sagt, und aus der Art, wie sie es sagt, ihre seelische Struktur unzweifelhaft hervorgeht; so deutlich, daß auch ihr Äußeres vorstellbar wird und etwa der Schauspieler imstande ist, die richtige Maske zu wählen. Diese Fähigkeit, Menschen durch das, was sie sagen, und nur dadurch zu charakterisieren, die z. B. bei Hauptmann so frappiert, bildet zwar nicht die einzige, aber eine ganz unerläßliche Begabung des echten Dramatikers. Es ist der eigentliche Prüfstein eines Dramas, ob aus dem Dialog sich Menschen von Fleisch und Blut entwickeln.

So verhält es sich mit dem Drama, als Dichtung. Mit dem Theaterstück, insofern es aufgeführt wird, ist aber gerade das Umgekehrte der Fall: Durch den Schauspieler, der als wirklicher Mensch hinter die Rolle tritt, kann der Schein von Menschengestaltung erweckt werden, wo keine Spur davon vorhanden ist. Man denke sich einen beliebigen Zeitungsartikel nach den Absätzen von drei Menschen gesprochen, man denke sich für diese Menschen in Regiebemerkungen vorgeschrieben, der eine sei dick und phlegmatisch, der andere dürr und beweglich, der dritte untersetzt und energisch: so wird von der Bühne her der Eindruck dreier verschiedener Charaktere zustandekommen, obgleich in dem, was sie sagen, auch nicht die Andeutung eines Charakters steckt. Der Schauspieler, der selbst notwendig ein irgendwie individueller Mensch ist, kommt dem Autor zu Hilfe und ersetzt mit seiner Körperlichkeit, mit Stimme und Gesten, was der andere durch die bloßen Mittel der Sprache hätte leisten sollen. Auf dieser Täuschung beruht die Bühnenmöglichkeit der Operetten, Schwänke und der leichten Bühnenware aller Art; es wäre unmöglich, dergleichen zu lesen; die Rollen verlangen den Sprecher und sind an sich nichts; während umgekehrt ein echtes Drama, wenn man es vom Lesen her kennt, bei der Aufführung so leicht enttäuscht; denn je individuellere Gestalten der Dichter geschaffen hat, desto schwerer wird der Schauspieler sich ihnen anschmiegen.

Auf jener Täuschung beruht nun auch, um es ehrlich zu sagen, die Bühnenmöglichkeit Wedekindscher Stücke.

Wedekind hat nur einen einzigen Menschen geschaffen, das ist die Gestalt der Lulu, die im „Erdgeist" und in der „Büchse der Pandora" auftritt und unter mancherlei Namen in fast allen Stücken wiederkehrt. Das ist eine geniale Konzeption, ganz aus Wedekindschem Geiste und Erlebnis geboren und darum wie aus Fleisch und Blut in der Unschuld ihrer Katzennatur, und um dieser Schöpfung willen darf man ihm den Namen eines Dichters nicht versagen. Alle anderen Wedekindschen Personen dagegen, nur gering an Zahl, da sie immer wiederkehren, sind Konstruktionen, papieren und puppenhaft, und nur lebensfähig, solange der Schauspieler ihnen seinen eigenen Atem leiht. Noch am meisten grenzt an wahrhafte Gestaltung jener skrupellose und unproblematische Erfolgmensch, der einmal als Kammersänger, einmal als hochstapelnder Marquis von Keith, einige Male als Manager und Impresario auftritt.

Aber auch hier darf man an ähnliche Figuren etwa bei Ibsen gar nicht denken.

Allein die Blutlosigkeit all dieser Schemen lassen wir uns gern gefallen und geben uns vor der Bühne der Täuschung willig hin, solange wir uns durch den Witz dessen, was gesprochen wird, entschädigt sehen. Die besten Wedekindschen Stücke leben denn auch von den zynischen Paradoxien und witzigen Umwertungen, die, in schneidend klugem Dialog hingestreut, Wedekinds eigentliche Stärke sind. Und so hat er, ohne ein Dramatiker zu sein, nicht nur den „Erdgeist" hervorgebracht, mit der genialen Gestalt der Lulu, nicht nur die „Büchse der Pandora", die nach häufigen Umarbeitungen nun als ein gehämmertes und geschliffenes Meisterstück diabolisch unterirdischen Humors vor uns steht, sondern auch die Satire des „Kammersängers", das geschlossenste seiner Stücke und fast schon ein echtes Drama.

Allein der Schöpfer dieser Dinge hatte jahrelang keinen Erfolg, und aus dem unbesorgten Satiriker ward ein enttäuschter, um Existenz und Anerkennung schwer ringender Mensch. Er nahm sich selbst und sein eigenes Geschick zum Objekt dramatischer Gestaltung, er wurde Subjektivist, das heißt das Gegenteil eines Dramatikers, und das schlimmste: er wurde ernst. Nun freilich mußte sich die dramatische Unzulänglichkeit enthüllen, nicht immer so kraß wie im „König Nikolo" („So ist das Leben"), aber bis zu seinem jüngsten Werke kraß genug. Immer wieder stellt er sich nun selbst in all seiner menschlichen Blöße zur Schau als den Dichter, der seine eigenen Werke, allein oder mit der Geliebten, aus heißer Seele einem rohen Publikum vorführen muß. So finden wir ihn in „Zensur" wie in „Franziska" wie sogar im „Simson". Und wenn in diesen letzten Stücken der Dichter-Sänger von seiner Lebens- und Kunstgenossin schmählich betrogen wird, so sehen wir uns zu peinlichen Deutungen gedrängt, denen wir lieber nicht nachhängen wollen.

Wedekind, jahrelang mit brutaler Gewalt von der Öffentlichkeit abgeschlossen, hat sich endlich durchgesetzt, und es scheint ihm gut zu gehen. Der Zyniker und Revolutionär beginnt, sich in dieser Welt einzurichten, und das Mysterium „Franziska" endet mit der Erkenntnis: „Die Welt ist in Wirklichkeit gar nicht so greulich eingerichtet, wie uns gewisse Unglücksraben immer und immer wieder gerne einreden möchten." Aber wenn es sich so verhält, so haben uns andere bisher diese Welt besser zu schildern gewußt. Hoffen wir, daß er jetzt, seinen jugendlichen Sexualtheorien ebenso entwachsen wie dem Ichkultus seiner Mannesjahre, zur künstlerischen Bezwingung dieser Welt, wie sie nun einmal ist, gelangt. Sein letztes Werk weckt solche Hoffnung. Zwar entpuppen sich, wie gesagt, sogar Simson und Delilah, die biblischen Gestalten, im zweiten Akt bereits wieder als Frank und Tilly Wedekind. Aber im ersten Akte sind es noch der Held, der die Philister schlug, und das Weib, das ihn um seine Kraft betrog. Und hier, wo er objektiv zu gestalten hat, bricht eine Fähigkeit des Menschenbildens durch, die bisher in seinem Werk noch nicht zu finden war. Wedekind

hat erst seinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert; er ist also noch sehr jung. Wer weiß, ob er sein Bestes nicht erst noch zu geben hat!

Warum ist dieser Kämpfer, der es so furchtbar ernst meint, immer nur komisch genommen worden? Nicht weil das Publikum roh ist (obwohl es das ist), sondern weil Wedekind bisher nicht Kraft genug besaß, das innerlich Erlebte dramatisch wahr und lebendig nach außen zu stellen. Es steckt ein Dilettant in ihm, und dieser Dilettant mühte sich, das Unerhörte auszusprechen. Darum mußte er komisch wirken, gerade dann, wenn er ernst sein wollte. Er wirkte solange komisch, bis man lernte, den Blick abzuwenden von der unbeholfenen Art, wie er sprach, zu dem, was er sprach und wer da sprach. Dort nun freilich findet man eine Natur, vor der einem das Lachen vergeht. Mögen Frank Wedekinds Werke, nach ihrem Kunstwert beurteilt, jetzt und künftig sein, wie sie wollen: die Unvergleichlichkeit dieser Natur ist etwas, das sich Respekt errungen hat und immer erringen wird, und ihrer Kraft und Ganzheit, sie mag sich wenden, wohin sie will, dürfen wir ihre eigene Zukunft getrost anvertrauen.

Gedankensplitter

Die Zivilisation verfeinert die Grausamkeit.

Jeder große Mensch weist über sich hinaus.

Im Augenblick des Schaffens sind alle Künstler reine Toren.

Kinder vor Fremden züchtigen heißt: ihnen das Schamgefühl morden.

Nichts ist wirklicher, wie Häßlichkeit.

„Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan." Nein! Das Mitunter-Weibliche.

Dann hat die Gemeinheit ihren Höhepunkt erreicht, wenn sie sich in den Deckmantel der Naivität hüllt.

Wir ertragen nicht das Leben schwer, sondern uns selbst.

Ernst Ludwig Schellenberg

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Presse und Weltpolitik

Die Presse in Kanada. Die Presse des jungen und rührigen kanadischen Staates umfaßt heute insgesamt etwa 1770 Zeitungen und periodische Zeitschriften bei einer Einwohnerzahl von nur sieben Millionen Menschen. Das englische Mutterland, mit einer Einwohnerzahl von 34 Millionen, hat dem nur 1800 Zeitungen und periodische Schriften entgegenzustellen. Allerdings ist für die englische Presse zu beachten, daß Londons Einfluß sich in sehr viel weiterem Umfange geltend machen kann, als dies in Kanada möglich ist, weil eben von London aus die Eisenbahnverbindungen für die Expedition und den Absatz erheblich günstiger sind. Von Millionenauflagen einzelner Organe, wie diese in London und Paris erzielt werden, kann allerdings einstweilen in keiner Stadt Kanadas gesprochen werden.

Ein Rückblick auf die Entwicklung der Presse Kanadas zeigt, daß dort das Zeitungswesen mit einer Schnelligkeit gewachsen ist, wie kaum in einem anderen Lande. Das wird am deutlichsten, wenn man die mageren Ausgaben der Manitoba Free Preß, Calgary Herald, Victoria Colonist vor 5 bis 10 Jahren mit den umfang- und einflußreichen Organen von heute vergleicht. Aber auch die Zeitungen und Zeitschriften eines jeden kanadischen Platzes von einiger Bedeutung auf den Strecken zwischen Halifax und dem Atlantischen Ozean und zwischen Victoria und dem Stillen Ozean weisen ein ähnliches außergewöhnliches Wachstum auf. So war z. B. der Montreal Star ursprünglich eine in vier Seiten erscheinende Zeitung, deren Verkaufspreis einen Cent betrug. Heute kostet diese Zeitung immer noch einen Cent, trotzdem ihr Umfang auf 20 bzw. 44 Seiten gewachsen ist.

Insgesamt ist über die rapide und eigenartige Entfaltung der kanadischen Presse das Urteil eines guten englischen Kenners der kanadischen Presseverhältnisse zutreffend, wenn er sagt: „Der Journalismus von Kanada spiegelt natürlich und sehr einseitig nur das industrielle, soziale und politische Wachstum wieder, das Kanada zu einem Weltwunder gemacht hat." Diesem Ausspruch möge hinzugefügt werden, daß in den Jahren 1901 bis 1911 gewachsen sind: Montreal von 267 730 auf 470 480; Toronto von 208 040 auf 370 538; Winnepeg von 42 340 auf 136 035; Vancouver von 27 010 auf 100 401; Calgary von 4392 auf 43 704; Regina von 2249 auf 30 213; Edmonton von 2626 auf 24 900; Fort William von 3633 auf 16 499; Brandon von 5620 auf 13 839; Saskatoon von 113 auf 12 004. Diese Entwicklungsziffern besagen wohl am deutlichsten, einen wie fruchtbaren Boden die Presse in den zehn genannten hervorragendsten Städten Kanadas finden konnte.

Wie das zahlenmäßige Wachstum der Blätter, so ist auch das Wachstum des kanadischen Nationalismus in der Presse in seiner Entwicklung recht interessant zu verfolgen. Die Masse der Blätter und ein schnelles Entwicklungstempo in einem Lande besagen allein noch nicht viel, ja, eine zu rasche Entwicklung der Presse kann unter Umständen sogar ein ungünstiges Zeichen sein. Das lehrt ja die Geschichte der Presse in zahlreichen süd- und zentralamerikanischen Republiken, in China usw. zur Genüge. Was von vornherein der schnellen Entwicklung der kanadischen Presse als günstiger und fördernder Umstand zu Hilfe kam, das war die fast ausschließliche Beschränkung auf rein lokale kanadische Interessen. So hatte z. B. der Journalist in Ontario noch vor zehn Jahren eigentlich nur für alles das Interesse, was

in seiner Provinz, höchstens außerdem in Montreal usw. sich ereignete, und was dort zu diskutieren war. Zwischen Ontario und Montreal lag das französische Quebec, und das westliche Manitoba lag wieder jenseits eines fast unbewohnten felsigen Urwaldes und Sumpfes. Es ist klar, daß bei dieser lokalen Absonderung der einzelnen Zeitungszentren auch der Horizont der Presse an den einzelnen Plätzen zunächst erheblich eingeschränkt sein mußte. In vieler Beziehung gleicht die Presseentwicklung Kanadas in ihren Anfängen und mit ihrer Betonung der örtlichen Interessen derjenigen in Brasilien. Jedoch betont die kanadische Presse heute entschieden mehr den Nationalismus, als das in Brasilien der Fall ist. Die kanadischen Journalisten, sei ihre Muttersprache nun französisch oder englisch, sprechen jetzt nicht nur über Politik, Handel und gesellschaftliche Zustände, und (was für viele ihrer Leser nicht weniger wichtig ist) auch Sport, als Angelegenheiten ihrer Stadt oder ihrer Provinz, sondern ihre Grenzen reichen jetzt an die Grenzen des kanadischen Staates überhaupt. Die Kritik der Weltereignisse, insbesondere der europäischen, die naturgemäß in weitem Umfange Platz greifen muß, bei den vielen Beziehungen, die Kanada mit England, Frankreich, Deutschland usw. unterhält, ist in der Regel verständig und scharfsinnig. Selbst die nördlichsten Blätter Kanadas, die in Saskatschewan oder in dem am Polarkreis gelegenen Yukon erscheinen, machen hiervon kaum eine Ausnahme.

Was sodann den Depeschendienst in der kanadischen Presse anlangt, so sei hervorgehoben, daß die Londoner Depeschen, die großen Zeitungen wie dem Montreal Star, den Toronto News und der Vancouver Province von ihren englischen Korrespondenten übersandt werden, oft sechstausend Worte in der Woche übersteigen. Da das Wort zu $3^1/_2$ d oder $2^1/_2$ d übermittelt wird, so ergibt das eine ziemlich hohe Kabelrechnung für die einzelnen Zeitungsetats. Der direkte englische Nachrichtendienst der Canadian Associated Preß ist ebenfalls recht bedeutend, und da die Depeschengebühren unter weitschauenden Staatsmännern und Politikern, wie es die britischen und kanadischen Postminister sind, wiederholt herabgesetzt wurden, so wird den direkten englischen Kabelmeldungen in Zukunft in der kanadischen Presse voraussichtlich ein ständig wachsender Raum zu Gebote stehen. Heute kann man jedenfalls durchaus nicht mehr wie vor zehn Jahren sagen, daß die besten kanadischen Zeitungen ihr englisches und sonstiges europäisches Depeschenmaterial von Newyorker und Chikagoer Journalisten erhalten. Was man jedoch mit Recht behaupten kann, ist, daß der Kanadier sich leicht sowohl im Depeschenteil wie auch im übrigen redaktionellen Inhalt für zu beschäftigt hält, um sich viel um die Orthographie und den guten Stil seines Lesestoffes zu kümmern. Korrektheit ist nach seiner Ansicht zwar ganz schön, nur muß man Zeit dazu haben. In diesem Punkt denkt der kanadische Journalist nicht viel anders als sein nordamerikanischer Kollege.

Schließlich seien noch einige Worte über kanadische Zeitungsgrößen gesagt. Einen Lord Northcliff hat die kanadische Presse aufzuweisen in Sir Hugh Graham, der seine einflußreiche Stellung im öffentlichen Leben Kanadas nur dem Erfolg in seiner journalistischen Betätigung verdankt. Die Zeitung Toronto Globe wurde von George Brown, einem bekannten und erfolgreichen Journalisten und Politiker, in den kritischen Jahren der mittleren viktorianischen Ära gegründet. Aus der Redaktion der Montreal Gazette ist Thomas White, ein parlamentarischer Führer ersten Ranges hervorgegangen. Mr. Tarte war in Quebec ein bekannter Journalist. Ein wichtiger Machtfaktor hinter den Kulissen der öffentlichen Meinung Kanadas ist der Hauptinhaber einer führenden westlichen Zeitung, Sir William Mulock, der Pionier für das „Penny Porto". Und Mr. Oliver und Lord Strathcona haben wichtige finanzielle Interessen im kanadischen Presseswesen. Sir J. S. Willison, der kanadische Berichterstatter der Times und Herausgeber der Toronto News, verdankt seinen Ruf der geschickten journalistischen Art der Diskussion über höhere kanadische Bestrebungen und Ideale. Er ist zugleich der Verfasser einer Biographie von Sir Wilfried Laurier. Dr. Macdonald hat großen Einfluß auf liberale Maßnahmen im Toronto Globe. Mr. M. E. Nichols ist einer derjenigen

Männer, der hinter der neu etablierten Daily Mail steht, und stellt so eine Macht dar, mit der auf konservativer Seite gerechnet werden muß. Es ist nicht schwer, hier noch ein rundes Dutzend kanadischer Journalisten aufzuzählen, die die innere und äußere Politik des Staates maßgebend zu beeinflussen vermögen, und dabei die Presse auf einer hohen Warte halten und an ihrem stetigen Fortschritt mitarbeiten.

Dr. N. Hansen

Sprache

Fremdwörtelei in der französischen Sprache. Von dem französischen Zeichner Préjelan gibt es ein hübsches Blatt, auf welchem ein junger Herr, in großkarriertem Sakkoanzug, über dem bartlosen, blasierten Gesicht einen englischen Hut, die Hände in den Hosentaschen, eine Dame fragt: „Glaubst du, daß man mich jetzt für einen Pariser halten wird?" worauf sie ihm die bezeichnende Antwort gibt: „Dazu siehst du noch nicht englisch genug aus." Diese Vorliebe für englisches Wesen macht sich zurzeit in Frankreich allenthalben geltend, nicht zum mindesten, worüber man sich vielleicht am meisten wundern dürfte, auf dem Gebiet der französischen Sprache.

Daß eine gewisse Anzahl englischer Wörter in die französische Sprache eingedrungen ist, braucht nicht weiter zu verwundern. Denn es ist eine ganz allgemeine Erscheinung, daß Völker, die von irgendeinem anderen Lande einen neuen Begriff, eine neue Erfindung oder Einrichtung entlehnen, gleichzeitig meist auch die fremden Namen mit übernehmen und nur sehr langsam, wenn ihnen das Neue alt und vertraut geworden ist, dazu gelangen, aus dem Schatz ihrer Sprache eine eigene Bezeichnung dafür zu bilden. So haben die Franzosen von uns, den so aufrichtig gehaßten Deutschen, Wörter wie „Alpenstock, Kursaal, Hinterland, Vorort" übernommen; warum sollten sie sich also gegen die befreundeten Engländer spröder erweisen? Deshalb sind Wörter wie „budget, bifteck, groom, jockey" schon längst als wohlbekannter und allgemein verständlicher Besitz des französischen Sprachschatzes zu betrachten.

Daneben aber drängt sich in Frankreich je länger je mehr die Neigung hervor, sich englischer Wörter auch da zu bedienen, wo man weder einer Darstellung englischer Verhältnisse eine eindringliche örtliche Färbung verleihen will, noch wo etwa gleichwertige französische Ausdrücke fehlen. Schon Daudet gibt dieser Neigung häufig nach, nicht gerade zum Vorteil seines Stils, der eines solchen Aufputzes wahrlich nicht nötig hätte, und heute, unter dem Zeichen der „Entente cordiale", ist die Vorliebe für so ein bischen Englisch in Frankreich stärker denn je. Vielleicht erinnert sich noch mancher Deutscher, der im Jahre 1900 zur Weltausstellung in Paris gewesen ist, daß er sich einigermaßen gewundert hat, wenn er vor dem großen Eingangstor ein „Billet" erstehen wollte und ihm dort die Händler und Händlerinnen ihr „tickäh = ticket" entgegenbrüllten, und wenn ihm allenthalben die Warnung vor den Taschendieben, den pickpockets, entgegenleuchtete.

Seitdem ist diese Neigung, sich englischer Ausdrücke zu bedienen, gewiß nicht geringer geworden. Jetzt kommt der Fremde in einem bequemen sleeping-car an, steigt in irgendeinem Splendid Hotel, oder bei bescheideneren Ansprüchen, in einem Family-Hotel ab und fährt am nächsten Morgen mit einem tramway durch die Straßen, wobei er sich allerdings hüten muß, den Wagenführer, wattman genannt, durch seine Fragen zu stören; ne pas parler au wattman! steht über dem Platz des Wagenführers. Er kann aber auch einen Autobus nehmen, wofern er nicht das Platzen eines pneu fürchtet, oder im métro, der Stadtbahn, nach den alten Befestigungen, den fortifs, fahren und auf dem Rückweg einige photos einkaufen. Denn auch darin zeigt sich der Franzose als ein gelehriger Schüler der Angelsachsen, daß er der Kürze halber nach dem Beispiel jener manche Wörter abscheulich verstümmelt.

Aber — time is money! Heutzutage ist eben la vie des affaires, le trafic das Wichtigste, und alles kommt darauf an, daß man sein business macht. Da die gewerkschaftliche Bewegung ihren Ursprung in England hat, so gebraucht bereits der einfache Mann aus dem Volke, der Arbeiter, englische Brocken, gleichgültig, ob er sie recht versteht oder nicht. Er geht zu seinem métingue, worunter man

nur mit Mühe das nach französischer Art ausgesprochene englische meeting wiedererkennen wird, hört dem speech seines Führers, des leader, zu, beklagt sich über die Aussperrung, den lock-out, durch die gierigen Kapitalisten, oder beschließt selbst, nicht mehr la grève, wie er ehedem den Ausstand nannte, sondern natürlich le strike, wobei er hoffentlich nichts mit dem policeman, der den alten sergent de ville ersetzt hat, zu tun bekommt.

Daß nun vollends der Angehörige der oberen Schichten, des high-life, der high-lifeur, wie ihn Daudet nicht eben geschmackvoll nennt, ein übriges tut, sich englisch zu geben, ist nur selbstverständlich. Erhebt er sich des Morgens, so nimmt er, falls er nicht ein richtiges Badezimmer hat, wenigstens seinen tub, das heißt seine Abwaschung, zieht sich möglichst englisch an, setzt einen Hut modern-style auf, nimmt seinen stick zur Hand und macht, nicht mehr seine promenade, sondern sein footing. Hierauf geht er lunchen — déjeuner ist altmodisch geworden — kehrt dann wieder in sein behagliches home zurück, liest im Schaukelstuhl, dem rocking-chair, die Zeitung, die ihm über die great events des Tages berichtet, oder auch einen der hübschen Bände der Sammlung, die sich natürlich zeitgemäß halb englisch, halb französisch Modern-Bibliothèque nennen muß, schreibt vielleicht mit der Schreibmaschine, dem type-writer, einen Brief an die Dame, mit der er gerade flirtet, deren dear er ist. Dann gibt er Anweisung, seinen Viererzug anzuspannen, und läßt sich auf den Champs-Elysées mit seinem four-in-hand bewundern. Des Abends geht er zu einem Gartenfest, garden-party, oder besucht eine musik-hall, oder schleudert nach dem club, um mit seinen Freunden shake-hands auszutauschen oder einen mißliebigen Bewerber mit der schwarzen Kugel zu bedenken, blackbouler. Schon längst hat der alte gute cercle zugunsten des neumodischeren club abdanken müssen, nicht nur in Paris, sondern auch in der Provinz, und Daudet spottet ergötzlich über die wackeren Bewohner der Cevennen, die ihre Gesellschaft natürlich auch club nennen, diesen Namen aber als echte Südfranzosen immer nur „clab" aussprechen: „on n'entendait que cela . . . le garçon du clab, les règlements du clab!"

Am allerentschiedensten macht sich der Einfluß des Englischen, wie nicht anders zu erwarten, in der Sprache des Sportes geltend. Auch bei uns liegen ja die Zeiten nicht allzuweit zurück, wo jeder tennisspielende Jüngling es als unbedingt erforderlich betrachtete, den Bällen ein fifteen, thirty, deuce usw. über das Netz nachzurufen. Liest man nun vollends in Frankreich den Zeitungsbericht über irgendeine sportliche Veranstaltung, so wird man in vielen Fällen gut daran tun, das französische Wörterbuch in die Tasche zu stecken und dafür das englische hervorzuholen. Die sportliebenden Herren nennen sich natürlich sportsmen, denen sich folgerichtig das sportswoman oder die sportslady zugesellt. Jeder Wettkampf ist ein match: match au fusil, match de natation; wer daran teilnimmt, heißt matcheur, als Verbum dient matcher — alles nicht eben liebliche Neubildungen. Wer auf irgendeinem Gebiete des Sportes die bisherige Höchstleistung übertrifft, wird der recordman. Die Weitfahrt eines Luftschiffes, eines Kraftwagens, wird mit raid bezeichnet. Für „Herrenreiter" gebraucht der Franzose den englischen Ausdruck gentleman-rider; ein Pferd, auf dessen Sieg hohe Wetten abgeschlossen werden, heißt crack; die Wetten werden durch einen book = bookmaker vermittelt; die Leistungen eines Rennpferdes sind seine performances, ein Ausdruck, der dann auch auf andere sportliche Gebiete übertragen worden ist. Bei den Fahrradrennen unterscheidet man die stayers und racers, die Steher und Flieger. Rudervereine nennen sich gern rowing-clubs; der Verein, der als Sieger des letzten Jahres die anderen Clubs herausfordert, ist der challenger; der Herausforderungspreis heißt challenge; den Sieg trägt das Boot davon, welches als erstes am Ziel, dem winning-post, vorüberfährt.

Mit den angeführten englischen Wörtern ist noch keineswegs der Bestand der französischen Sprache an solchen Eindringlingen erschöpft; wer dazu Lust hat, kann die Sammlung mit leichter Mühe aus neueren französischen Büchern und Zeitungen weiter ergänzen. Zum Teil werden diese Fremd-

wörter zur Zeit noch durch besonderen Druck oder durch Anführungszeichen als wesensfremde Bestandteile der französischen Sprache gekennzeichnet, zum Teil aber sind sie auch schon so sehr Allgemeingut der Sprache geworden, daß es nicht mehr nötig ist, sie für das Auge hervorzuheben. Den Franzosen beginnt allmählich selbst ein Verständnis dafür aufzugehen, eine wie fragwürdige Bereicherung ihrer Sprache doch die Aufnahme so vieler Fremdwörter bedeutet, und einer ihrer Schriftsteller kann sich die bissige Bemerkung nicht versagen, daß ganz entschieden das Beste an der schönen französischen Muttersprache das Englische sei.

Dr. Julius Voigt

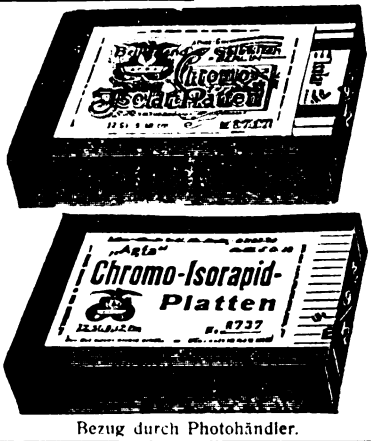
Lyrik

Ernst Ludwig Schellenberg: Neue Gedichte (Verlag von Gustav Kiepenheuer, Weimar 1914. Preis br. 2,50 M.).

Über ein Bändchen Lyrik ein verständiges Wort sagen ist schwer, bietet sie doch so wenig Angriffsflächen. Ihrem Wesen nach höchste Konzentration eines Gefühls in gebundener Rede ist das vornehmste Kriterium ihres Wertes die Wahrheit des Erlebens. Sprudelt hier nicht ureigenste Kraft, so verlohnt es nicht, Reime und Rhythmen zu kritisieren. Die Erkenntnis innerer Wahrhaftigkeit vermittelt uns aber das Bild, das uns der Dichter vor die Seele zaubert. Greift es uns ans Herz, so hat auch des Dichters Herz gebebt, als er es innerlich schaute und um Ausdruck rang. Ein leichtes Fehlgreifen auf seinem Instrument verschlägt nicht viel, wenn die Seele redet, aber wo es rein und edel klingt, neigen wir uns vor der Meisterschaft hoher Kunst. Wer Schellenbergs neue Gedichte liest, wird nicht zögern zu bekennen, daß Wahrheit in diesen Versen strahlt und daß hier ein Dichter die reine Melodie seines Erlebens fand. Dieses Erleben wurzelt meist in der Natur. Immer neue Tiefen tut sie ihm auf. Im flüchtigen Geschehen den Pulsschlag des Ewigen vernehmen und sich vor diesem Ewigen staunend neigen — das ist der Stimmungsgehalt von Schellenbergs

Universal-Aufnahmematerial für Ferienphotos.

Gleich vorzüglich geeignet
**für die See wie für Städte,
für Bergeshöhen wie für Täler,
für den Norden wie für den Süden,
für Landschaften wie für Interieurs:**



„Chromo-Isolar"-Platten
(Gratisgelbfilter in jeder Packung)
Hochempfindlich. Farbenempfindlich. Lichthoffrei
Grosser Belichtungsspielraum.
Bequeme, saubere Behandlungsweise.

„Chromo-Isorapid"-Platten
wie oben, aber extrarapid und von weicherer Gradation (ohne Gelbfilter).

Bezug durch Photohändler.

Lesen Sie die instruktive, unterhaltende, interessant illustrierte Broschüre
„Über lichthoffreie und farbenempfindliche Platten"
von Dr. M. Andresen - Berlin.

Gratis durch Photohändler oder durch die „Agfa", Berlin SO 36
ACTIEN-GESELLSCHAFT FÜR ANILINFABRIKATION

Dichtung und er gewinnt an Tiefe mit dem Reifen von Schellenbergs Perſönlichkeit.

„Mein Freund, was in des Künſtlers Seele wühlt,
das Heiße, Raſche, iſt ein falſcher Schein;
erſt wenn es herbſtlich wird, reif und gekühlt,
ſchließt es verhaltne, ewige Sehnſucht ein.
In jedem reinen Werke ſei zu leſen,
geheim und tief: geweſen und geneſen!
Dann hat ſich uns das Leben ganz bewährt,
wenn unſere Schwüle ſich zum Herbſte wendet,
wenn die Erinnerung ſich zum Lied verklärt
und wir uns im Getanen ſelbſt vollendet.
Was iſt da Eigenheit und Unterſchied?
Wir werden ſelbſt des Ewigen höchſtes Lied!“

M. K.

Nachdruck ſämtlicher Aufſätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags geſtattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuſkriptſendungen und Briefe werden erbeten unter der Adreſſe:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigſtr. 1 a.
Fernſprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Deſſauer Straße 36/37.

Busch Prismen-Binokel

sind als
erstklassig
weltbekannt.

Bei allen Optikern vorrätig.

Letzter Katalog mit Neuheiten kostenlos durch

Emil Busch, A.-G., Rathenow
Optische Industrie.

Gegründet 1800. Gegründet 1800.

Aufruf

Krieg! Es zittert aus Weſt und Oſt
ein Schrei über Berge und Grüfte;
Der Feind ſteht auf! es ſchrillt und toſt
in die aufgeſchreckten Lüfte.
Nun tretet hervor aus Hof und Haus
und windet Eichenreiſer
um Helm und Wehr; tut ab den Flaus
und zieht ins bedrohte Land hinaus
für Vaterland und Kaiſer!

Was uns gewitterſchwül umgrauſt,
flammt auf in lohenden Blitzen;
ſchlagt zu, ſchlagt zu mit derber Fauſt,
die Ehre gilt es zu ſchützen!
Blickt nicht mit feuchtem Auge zurück —
der Sieg folgt euern Schritten:
Nur der ward reif für Frieden und Glück,
der ſie gewaltſam, Stück um Stück,
im heiligen Kampfe erſtritten!

Ernſt Ludwig Schellenberg

Der Krieg — Die Umwertung aller Werte

Von Dr. W. Warstat

Es ist etwa dreißig Jahre her, da predigte Friedrich Nietzsche uns Deutschen und der ganzen Welt die Umwertung aller Werte. Heute, in den Tagen des Kriegs, erfahren wir tatsächlich eine Umwertung aller Werte, nur in ganz anderem Sinne als sie Friedrich Nietzsche geträumt hat.

Friedrich Nietzsche sang uns das Lied von der Persönlichkeit, er stellte als das letzte Ziel aller Kulturentwicklung die höchst entwickelte, selbstherrliche Persönlichkeit hin, den Übermenschen, dessen Tugenden Selbstgewißheit, ja Selbstverherrlichung, Kriegsmut, Gewalttätigkeit neben Hoheit und Willensweite sind. Er versuchte uns zu zeigen, daß der Entwicklungsgang der Kultur unter dem Zeichen des Individualismus stehe und zum Edelmenschen, der immer ein Einzelmensch, ein „Einsamer" sein müsse, hinführe.

Wenn man nicht zugestehen will, daß Nietzsches individualistische Philosophie dem Entwicklungsgange unserer Kultur gänzlich neue Bahnen gewiesen habe, wenn man nicht zugeben will, daß sie ihn von Grund aus in eine neue Richtung eingestellt habe, so ist es doch sicher, daß Nietzsches Individualismus der ahnende und prophetische Ausdruck einer Kulturrichtung gewesen ist, die unserer Zeit im Blute lag, und es muß zugegeben werden, daß unter dem Einfluß seiner Philosophie der individualistische Drang in unserer Kultur schneller tatsächliche Formen angenommen hat, daß er schneller Wirklichkeit geworden ist, als es sonst der Fall gewesen wäre, so wie ein Kunstwerk, das aus dem Geist der Zeit erwacht, dem Fühlen und Denken Tausender Gestalt verleiht. Auch in diesem Sinne ist Friedrich Nietzsches Philosophie ein Kunstwerk.

Das wirkliche Leben hat die Spur verfolgt, die Friedrich Nietzsche im Reiche des Geistes geprägt hatte. Auf Grund objektiver Gesetze wurde unsere Kultur und unsere Weltanschauung immer mehr individualisiert. Die wachsende Kompliziertheit des wirtschaftlichen Lebens und die wachsende Intensität des wirtschaftlichen Kampfes verlangte von jedem Kulturmenschen, d. h. von jedem Menschen, der innerhalb dieses Lebens und dieses Kampfes nicht den letzten Platz einnehmen wollte, ein immer gesteigertes Maß von Fähigkeiten und Bildung, mindestens von Fachbildung. Und in demselben Maße, wie die Ansprüche an den einzelnen stiegen, stieg auch die Bewertung des Einzelmenschen.

Allerdings erfolgte diese Bewertung in den seltensten Fällen nach den subjektiv-aristokratischen Normen, unter die Friedrich Nietzsche sein Denken

gestellt hatte, sondern vielmehr nach objektiv-demokratischen Normen. Unser Blick war nicht auf das Höchste, auf das Ideal gerichtet, sondern auf das Nächste, auf die Wirklichkeit. Wir waren uns jederzeit bewußt, was für einen Wert der Einzelmensch für seine nächste Umgebung, sagen wir zunächst, seine Familie, tatsächlich bedeutete. Und jeder Gedanke, der sich mit der Vernichtung menschlichen Daseins oder gar mit der Vernichtung unseres eigenen Daseins beschäftigte, machte bei der Tatsache schaudernd halt, daß mit der Vernichtung des menschlichen Lebens für einen mehr oder weniger großen Kreis und vor allem für uns selbst unwiederbringliche Werte verloren gegangen seien.

Der individualistische Standpunkt aber, den wir gewohnheitsmäßig bei der Bewertung des Lebens und aller seiner Erscheinungen einnahmen, war nicht bloß ein materieller, sondern auch ein mehr oder weniger demokratischer. Wir waren uns nicht nur unseres Wertes als Menschen wohl bewußt, sondern auch unseres Rechtes als Menschen, und wir waren gewillt unser Recht, unser persönliches Recht nach Kräften zu bewahren und zu üben. Wir waren jederzeit bereit, für unsere Persönlichkeit und ihr Recht wahrend und schützend einzutreten, ja darüber hinaus, unserer Persönlichkeit und ihren Interessen ein möglichst weites Feld zur Betätigung, ein möglichst weitgehendes „Recht" zu verschaffen.

Dieser individualistische und zugleich materiell demokratische Zug unseres Kulturlebens zeigte sich nirgends deutlicher als auf dem Gebiete des politischen Lebens. Hier sind im Laufe der letzten Jahrzehnte immer deutlicher die einzelnen wirtschaftlichen Klassen der Bevölkerung, die einzelnen Berufsstände als die Einzelheiten innerhalb des Staatsganzen, als Individualitäten hervorgetreten, und das politische Leben wurde immer mehr vom berufs- und standesindividualistischen Gesichtspunkte durchdrungen und beherrscht. Immer schwerer wurde es uns, innerhalb der immer stärker um sich greifenden Standespolitik allgemeinpolitische Gesichtspunkte festzuhalten.

Das ist überhaupt die Kehrseite dieser individualistischen, auf das einzelne eingestellten und das einzelne bewertenden Entwicklung, daß uns dabei das Gefühl für das Große, für das Allgemeine verloren zu gehen drohte. Das Wort „Staat" bezeichnete für uns die einzelnen Einrichtungen des Staates, die wir benutzten, die einzelnen Organe des Staates, mit denen wir in Berührung kamen, oder die einzelnen Pflichten, die wir ihm schuldeten, die Rechte, die wir in ihm in Anspruch nahmen und ausübten. Wir verbanden aber mit dem Worte „Staat" wenig Gefühl mehr, der Begriff war für uns intellektualisiert. Er wirkte auf unseren Verstand und hatte seine Wirkung auf unser Gefühlsleben fast eingebüßt. Der Ruf nach staatsbürgerlichem Unterricht für unsere Jugend, nach staatsbürgerlicher Erziehung, ist daraus zu erklären, daß uns dieser Zustand und die Gefahr, die in ihm lag, allmählich anfing, zu Bewußtsein zu kommen.

Und war es mit dem Begriff „Volk", „Vaterland" anders? Waren nicht auch sie in Gefahr, ihren Gefühlswert für uns zu verlieren, die wir ganz

im individualistischen Wertungskreise befangen waren? Ich will die Antwort auf diese Frage von einem anderen geben lassen und eine Stelle hierhersetzen aus einem Aufsatz über „Die Jungdeutschlandbewegung“*) von Hans Reichenbach. Da macht ein Student, ein „deutscher“ freier Student der Jungdeutschlandbewegung die Pflege des Vaterlands- und Volksgefühls bei der Jugend zum Vorwurf und sagt: „Der Begriff des Volkes, den sie (die Jugend) kennen lernt, ist der einer familienähnlichen Gesellschaftseinheit, der das eine Interesse durchaus gemeinsam ist, sich nach außen hin als Individuum von den anderen Volksindividuen abzusondern, um ihre besondere Natur und Art recht ausgiebig zu entwickeln. Immer erscheint das Volk als homogener Körper, es wird mit Selbstverständlichkeit vorausgesetzt, daß nur ein einziges Ziel allen Volksgenossen voranschweben kann, und in dem ebenso unklaren wie mit Pathos ausgesprochenen Begriff Vaterland sucht man dieses Ziel zu fassen. Daß dieses Volk in Wahrheit von den schärfsten wirtschaftlichen Gegensätzen zerrissen ist, daß der Kampf der Klassen gegeneinander wenig dem freundschaftlichen Wettstreit geistesverwandter Brüder ähnelt, sondern mit einer Erbitterung geführt wird, die nur aus der Gefährdung der Existenzbedingungen ganzer Volksschichten erklärt werden kann, all das wird verschwiegen und mit der Berufung auf die allen gemeinsamen ‚vaterländischen‘ Interessen beiseite geschoben. Wissen denn diese Herren nicht, daß sie diesen Begriff Vaterland ganz mit einseitigen Klasseninteressen angefüllt haben, daß es in Wahrheit ein Kampf für die Standesvorteile einer besonderen Kaste ist, den sie mit ihrer Verherrlichung des Militarismus führen? ... Wir jedenfalls lassen uns nicht damit blenden, daß man uns dies tönende Wort Vaterland mit dem Anspruch der Unantastbarkeit entgegenhält; selbst auf die Gefahr hin, als Vaterlandsfeinde verschrien zu werden. Wir fordern, daß man einmal selbst an diesen Gedanken die Kritik heranträgt und furchtlos all das von ihm trennt, was alte Vorurteile ihm hinzugefügt haben.“

Wir haben hier nicht die Absicht, den jungen Studenten, der dies geschrieben hat, als „Vaterlandsfeind zu verschreien“. Wir möchten auf seinen Gedankengang nur aufmerksam machen, weil aus ihm klar hervorgeht, daß tatsächlich für unsere aus einem individualistischen Zeitalter geborene Jugend das Wort Volk, der Begriff Vaterland nur noch ein leerer Begriff, eine blasse Vorstellung, nichts Erlebtes, nichts Gefühltes mehr war. Ein anderer Mitarbeiter in der ebenerwähnten Schrift, Alexander Schwab in seinem Aufsatz „Die Richtungen in der Meißner-Bewegung“, kleidet diese Tatsache mit großer Klarheit in Worte**): „Überhaupt können wir getrost fragen: wer erlebt eigentlich heute noch Vaterland? Man erlebt gemeinsames Militär, einheitliche Bureaukratie, Zollschranken, Fahnen, vertraute Sprache — welches alles Ingredienz eines

*) Er steht in einer „Schrift Studentenschaft und Jugendbewegung“, herausgegeben vom Vorstand der Deutschen freien Studentenschaft. München 1914. Seite 12 ff. Hier Seite 30 f.

**) Ebenda S. 38.

eigentlichen Vaterlandsgefühles sein kann: nur das eigentliche Verbindende, das seelische Medium hat sich fast völlig ins Wesenlose verflüchtigt."

Nun, die Frage am Anfang dieses Zitates hat unsere eherne Zeit laut dröhnend beantwortet: wir alle fühlen augenblicklich, da wir uns anschicken, unsere Grenzen zu verteidigen, mit jedem Herzschlag, wir erleben in jeder Minute, was Vaterland ist. Und auch die letzte Behauptung, das allgemein verbindende, das seelische Medium fehlte uns, haben die Tatsachen und Ereignisse Lügen gestraft. Wir haben innerhalb weniger Tage, innerhalb weniger Stunden gefühlt, wie ein Großes, über uns Stehendes, uns mit sich fortriß, wie unser Ich, unsere so liebevoll gepflegte Persönlichkeit aufging in ein großes Ganzes. Wir haben dabei ein Erlebnis gehabt, das in solcher Macht und Stärke, mit solcher fortreißenden Allgewalt dem Geschlecht, das jetzt in der Blüte der Kraft dasteht, noch nicht beschieden gewesen war. Der Begriff „Volk", der Begriff „Vaterland" sind vielleicht nicht jedem in jedem Augenblick im Mittelpunkt des Bewußtseins vorhanden gewesen. Aber was wir in den letzten Tagen erlebt haben, das hat sie wieder in den Mittelpunkt unseres Gemütslebens gestellt und läßt sie von da ausstrahlen in alle Winkel unseres Wesens, auf alle Verknüpfungen unseres Denkens und Seins.

Der Krieg ist uns dabei zu einer Umwertung aller Werte geworden. Und noch nie hat ein Krieg eine größere Umwertung aller Werte hervorgebracht als gerade dieser Krieg, der nicht nur ein Krieg von Staat gegen Staat, von Volk gegen Volk, der ein Krieg ist von Rasse gegen Rasse, von Germanen gegen Slawen, der uns nicht nur erleben läßt, was Volk und Vaterland ist, sondern auch was Rasse ist, uns, die Kinder einer individualistischen Zeit, die geneigt waren die Persönlichkeitswerte über alle Gemeinschaftswerte zu stellen.

Wir haben innerhalb weniger Stunden und Tage umgelernt von Grund aus. Ein instinktiver Gefühlsdrang war es, der uns zwang, hinauszujubeln, als der stammverwandte Verbündete dem Slawentum die gepanzerte Faust entgegenstreckte, obgleich oder gerade weil wir klar im Bewußtsein hatten, daß auch unser eigenes Wohl davon aufs innigste berührt wurde. Jetzt ist aber die nüchterne Überlegung nachgefolgt, nach jedem einzelnen von uns streckt jetzt die unabwendbare Notwendigkeit die Faust aus, jeder von uns steht jetzt vor der Aufgabe, sein ganzes Ich unterzuordnen unter ein ganz Neues, Unerhörtes, Großes, an das man sonst wohl gedacht, das man aber nie als wirklich gedacht hat.

Unser ganzes Ich wird herausgerissen aus dem gewohnten Kreis von Wertungen, was gestern höchstes Gut, das eigene Wohl, die eigene Zukunft, das Wohl, die Zukunft der Familie und der Angehörigen, das wirtschaftliche Interesse, das kulturelle Interesse, es erscheint uns alles in einer Relativität, die uns in Erstaunen und Verwirrung setzt. Uns fehlen im Augenblicke die Maßstäbe zur Einschätzung dessen, was mit uns geschieht, uns fehlen die anschaulichen Vorstellungen, um uns klar zu machen, was geschehen wird.

Nur eines ist uns klar: was geschieht, ist notwendig, die Macht, die uns beherrscht und uns als Individualitäten vernichtet, ist berechtigt, wir fühlen uns eins mit ihr und allen denen, die gleich uns unter ihrem Einfluß stehen.

Das ist wohl die einfachste Formel, auf die man die Umwertung aller Werte, die sich jetzt mit dem Kriege bei uns vollzieht, bringen könnte: die Differenziertheit des Denkens, Handelns und vor allem des Fühlens, die sich aus der Kulturentwicklung der letzteren Zeit ergeben hatte, wird durch den Krieg wie mit einem Schlage aufgehoben und ersetzt durch einen unerhörten Gleichklang des Denkens, Handelns und Fühlens.

Mag man nun bei absoluter Einschätzung jene Differenziertheit als eine gewaltige Kulturerrungenschaft anerkennen, mag man in ihr den Grund und die Vorbedingung erblicken für die gewaltige Herrschaft, die sich die Kulturmenschheit über die Natur errungen hat, ein Erlebnis wie das, welches augenblicklich über uns dahinbraust, hat seinen unersetzlichen Wert für uns. Es befreit uns individualistisch und egoistisch gesinnte Kulturmenschen von der Gefahr der Loslösung, der Vereinzelung. Es stellt den inneren Zusammenhang wieder her, zwischen dem Boden, dem wir entsprungen sind, dem Volksganzen, und uns, die wir jenen Zusammenhang vielfach fast aus dem Bewußtsein verloren hatten. Es ist in der Tat eine Umwertung aller Werte ins Allgemeine hin, wie sie sich Nietzsche ins Individuelle dachte.

Für die Auswüchse des Individualismus aber gibt es kein besseres Heilmittel als diese Zeit. Und für den erwachenden Sinn für allgemeine, für absolute Werte gibt es keine bessere Lehrzeit. Wir stehen plötzlich vor der Tatsache, das alles von uns abfällt, alles hinter uns zurückbleibt, was uns bisher als Ziel und Zweck alles Strebens gegolten hatte, und wir fühlen, wie uns eine innere Gewalt, die wir in dieser Stärke nicht in uns vermutet haben, fortzieht einem Ziele nach, das jetzt, in diesem Augenblicke für uns als einzig wahr, einzig wert, einzig lebendig erscheint: das Volk, das Vaterland als Ganzes. Hier haben wir mit einem Schlage einen absoluten Wert gefunden, den wir innerlich ohne weiteres anerkennen und für den wir alles andere willig dransetzen. Selbst die Sozialdemokratie stellt ihren Protest gegen den Krieg ein und fordert ihre Anhänger zur Verteidigung des Vaterlandes auf. Wo ist der blasse Begriff der „Internationalität" geblieben? Das Vaterland, das Volk, das lebt in unserem Herzen, das Gefühl siegt über alle blassen Gedanken.

Und möge nun der Kampf uns bringen, was er wolle: was wir jetzt erleben, das schmiedet uns als Volk zusammen, das wird seine Früchte tragen, im Frieden, in dem glücklichen Frieden, auf den wir alle hoffen in dem Augenblicke, wo uns ein verblendeter Feind den Krieg aufzwingt und die Waffe in die Hand drückt.

Die russische Armee als Gegner

Von Generalleutnant Freiherr Freytag-Loringhoven

Der geehrte Autor der nachfolgenden Ausführungen hat im Verlage von E. S. Mittler u. Sohn zu Berlin kürzlich ein höchst interessantes Werk „Die Grundbedingungen kriegerischen Erfolges" (Preis M. 5,—, geb. M. 6,50) veröffentlicht; diesem Buche, das in gegenwärtiger großer Zeit viele Leser finden möge, sind die folgenden Abschnitte mit gütiger Erlaubnis des Verlages entnommen. Die Schriftleitung

1. Die Anfänge der russischen Armee

Begründer des russischen Heerwesens, wie überhaupt des modernen russischen Staates ist Peter der Große. Die gewaltsame Durchdringung altrussischen Wesens mit europäischer Kultur, wie sie dieser große Reformator vornahm, konnte nur mit Hilfe zahlreicher Ausländer geschehen, die er in seinen Dienst zog. Zu den vielen Angehörigen verschiedener deutscher Kontingente, die unter Peter dem Großen und seinen Nachfolgern ihr Glück im russischen Dienst suchten, gesellte sich dann der deutsche Adel der Schweden abgerungenen baltischen Provinzen, dessen Söhne an allen Kriegen Rußlands einen höchst ehrenvollen Anteil gehabt haben. Die 1741 beginnende Regierung der Kaiserin Elisabeth ist durch ein Zurückdrängen des deutschen Einflusses und durch Hervorkehrung nationalrussischer Tendenzen gekennzeichnet. Das Offizierkorps war unter Elisabeth noch wenig gleichartig. Seine Masse entstammte dem kleinen Landadel und stand auf sehr niedriger Bildungsstufe. Die höheren Stellen befanden sich in den Händen Angehöriger der reichen und mächtigen Adelsfamilien, die in der Garde eine rasche Beförderung erfahren hatten. Daneben waren immer noch zahlreiche Offiziere nicht russischer Nationalität im Heere vertreten. Die bäuerliche Bevölkerung lieferte ein überaus williges und brauchbares Menschenmaterial mit lebenslänglicher Dienstverpflichtung. Die großen Entfernungen des weiten Reiches erschwerten indessen die Ergänzung der Armee, und es bestanden in ihr zahlreiche Mißstände infolge des steten Geldmangels, so daß es zu einer gedeihlichen Entwicklung des Heerwesens nicht kam.

Nur die Artillerie wurde unter Elisabeth, dank den Bemühungen des Grafen Peter Schuwalow, wesentlich gefördert. Bei dem ersten Zusammen-

treffen mit den Preußen am 30. August 1757 bei Gr. Jägersdorf war der Eindruck, den die starke russische Artillerie hervorrief, außerordentlich nachhaltig. Der Kampf gegen die Russen galt seitdem in König Friedrichs Armee als die schwerste Arbeit. Die russischen Generale gaben ihrer Schlachtordnung meist eine große Tiefe auf Kosten der Beweglichkeit. Es ist durchaus begreiflich, daß namentlich dort, wo sie sich König Friedrich, dem ersten Feldherrn der Zeit, in Person gegenübergestellt sahen, es vorzogen, den Angriff der Preußen stehenden Fußes anzunehmen. Das Vertrauen auf die bewährte Standhaftigkeit ihrer Mannschaften hat sie hierbei nicht getäuscht. Bekanntlich wollte die russische Infanterie bei Zorndorf keinen Pardon annehmen und ließ sich von Seydlitz Reitern buchstäblich in Stücke hauen. Bei Kunersdorf erlahmte der preußische Infanterieangriff an den dichten Massen der Russen, wenn auch das Hauptverdienst an diesem bedeutendsten Siege über Friedrich Laudon und seinen tapferen Österreichern gebührt.

Die Regierung Katharinas der Zweiten ist durch eine Reihe glänzender Erfolge der russischen Waffen gekennzeichnet. Von dieser Kaiserin ist gesagt worden: „In ihrer Behandlung des Heeres zeigte Katharina das feine Verständnis russischen Wesens, das all ihr Tun charakterisiert. Sie beherrschte die Armee durch die obersten Führer, die sie ihr setzte, hütete sich sorgsam vor jedem Eingreifen in die innere Organisation derselben und gab auch hier der russischen Natur Raum, sich soweit zu entfalten, wie irgend mit dem Staatsinteresse verträglich war. Auch ist der Kriegsdienst nie populärer gewesen in den Kreisen des Adels, der die Offiziere stellte, und nie weniger gefürchtet in den Kreisen der Bauernschaft, der sie ihre Rekruten entnahm, als in den Tagen Katharinas. Mochte dieses Heer, das sich nur an schwächeren Gegnern gemessen hatte, auch seine Kraft überschätzen, es war ein unbedingt williges und gefügiges Werkzeug, auf welches die Kaiserin rechnen konnte, und das zudem, dank der Freiheit der Bewegung, die den Führern stets gewährt wurde, der Ausbildung militärischer Talente ungewöhnlich reichen Spielraum bot."

Ein solches Talent, und zwar ein hervorragendes, war Suworow. Meditationskraft war ihm nicht fremd, aber seine eigentliche Größe liegt weit mehr in Eigenschaften des Charakters als des Verstandes. Ein unbeugsamer, durch nichts zu erschütternder Wille erscheint in ihm als der hervorstechende Zug. Nicht mit Unrecht vergleicht ihn Clausewitz mit Blücher, indem er sagt: „In beiden war die subjektive Seite des Feldherrn höchst ausgezeichnet, aber beiden fehlte die klare Einsicht in die objektive Welt."

Wie kaum jemals ein Feldherr, wußte Suworow seine unbezwingliche Energie auf die Truppe zu übertragen. Weil er von seinen Soldaten verstanden wurde, sich ganz als einen der Ihrigen gab, gelang es ihm, von ihnen die höchsten Leistungen zu erzielen. Von niemandem ist die Psyche des damaligen russischen Soldaten richtiger erfaßt worden als von Suworow. In seinem eigenen Wesen finden sich manche typische Züge des russischen gemeinen Mannes

wieder. Er war voll wilder Kampfeswut, gewaltsam und unbarmherzig und daneben voll Gutmütigkeit, ja voll Weichheit. Als sich ihm Warschau nach den Greueln, welche die Erstürmung der Vorstadt Praga gebracht hatte, ergab, umarmte er die polnischen Unterhändler, und bei der Empfangnahme der Schlüssel ihrer Hauptstadt brach er in Tränen aus.

Sein bekanntes Wort, daß die Kugel eine Törin, das Bajonett ein ganzer Mann sei, traf auf das glücklichste mit den national-russischen Instinkten zusammen. Suworow erkannte, daß die Schulung der Russen für den Feuerkampf der Lineartaktik nicht ausreichte. Wollten sie daher nicht auf die Dauer ausschließlich zur Defensive verurteilt bleiben, sollte die wesentlich passiv veranlagte Natur des russischen Soldaten zur Aktivität gesteigert werden, dann mußte der Bajonettstoß in dichter geschlossener Masse an die Stelle des Feuerkampfes treten. Nur so konnte die Armee die ihr fehlende Beweglichkeit gewinnen. Das Ganze bildete unter Suworows Führung eigentlich eine große geschlossene Masse. In dieser sah sich der einzelne mit fortgerissen, sie wirkte suggestiv auf ihn ein. Dem einfachen „Drauf" waren auch die wenigst gewandten Unterführer im russischen Heere gewachsen.

Dennoch ist Suworow im Grunde nur ein vereinzeltes Meteor am Firmament des russischen Heeres geblieben. An Bewunderern hat es ihm nicht gefehlt, aber die gesunde Richtung seiner Schule ging verloren in den kleinen Künsten einer nur den Äußerlichkeiten des Friedensdienstes zugewandten Ausbildungsmethode, wie sie unter Kaiser Paul aufkam und unter seinen Nachfolgern Alexander dem Ersten und Nikolaus dem Ersten herrschend blieb. Diese Art der Soldatendressur, die ihr Ziel in der Parade, nicht in der Arbeit für den Krieg sah, war ursprünglich preußischen Vorbildern entnommen; sie entsprang der Bewunderung Pauls für die Armee Friedrichs des Großen, von der er indessen nur die Außenseite sah und in übertriebener Weise nachahmte. Die von ihm verschärfte preußische Dressur wurde den Russen, deren Wesen sie in keiner Weise entsprach, künstlich aufgepfropft. Unter der Willkürherrschaft dieses Kaisers war kein Raum für die Entfaltung von Persönlichkeiten vom Schlage Suworows.

2. Unter Alexander dem Ersten und Nikolaus dem Ersten

Alexander der Erste milderte zwar die tyrannische Härte, die das Heer unter seinem unglücklichen Vater so schwer empfunden hatte, aber das System der Ausbildung, die ganze Auffassung des soldatischen Berufs, blieben dieselben. Wohl besaß Alexander viel theoretischen Idealismus, er lebte in dem großen Gedanken der Befreiung Europas vom Joche Napoleons, die tatsächlich wesentlich seiner Initiative zu danken ist, ein Feldherr aber war er nicht. Seit dem unglücklichen Tage von Austerlitz fühlte er das selbst. Er war persönlich von ritterlicher Tapferkeit, aber ihm schlug kein soldatisch empfindendes Herz. Er wie seine Brüder waren keine eigentlich kriegerische Naturen.

Die vortrefflichen Eigenschaften des russischen Soldaten: Genügsamkeit, Ausdauer, zähe Tapferkeit, Anhänglichkeit an seinen Vorgesetzten, haben sich dessen ungeachtet in den Kriegen gegen Napoleon in vollstem Lichte gezeigt. Unsere Führer aus der Zeit, da Preußen und Russen gemeinsam gegen Napoleon fochten, sind des Lobes voll über die russischen Truppen. Boyen äußert sich aus dem Jahre 1807 sehr günstig über die Kosaken. Von solchen, die ihm als Bedeckung oder Ordonnanzen zugeteilt waren, habe er sich immer nur ungern getrennt. Gneisenau schreibt aus Anlaß des Gefechtes des russischen Korps Langeron bei Zobten am 19. August 1813: „Es ist nicht möglich, mit mehr Unerschrockenheit zu fechten, als die Truppen dieser kriegerischen Nation, die Russen, es tun."

Die Leistungen der russischen Armee im Ertragen von Mühseligkeiten treten ganz besonders 1807, während des Winterfeldzuges in Ostpreußen hervor. Sie widersteht dem ungünstigen Eindruck, den die kampflose Räumung der Stellung von Jonkendorf angesichts des Feindes hervorrufen mußte, nicht minder, wie dem zersetzenden Einfluß von vier aufeinander folgenden Nachtmärschen bei schlechten verschneiten Wegen, Biwaks bei schneidender Kälte und kärglichster Verpflegung und wehrt am Schluß dieser Leidenstage bei Preußisch-Eylau den Angriff eines noch nie besiegten Feindes unter dem ersten Feldherrn des Jahrhunderts ab. Das Lob, das ihnen der dem Stabe Bennigsens, des russischen Oberbefehlshabers, zugeteilte preußische Oberstleutnant v. d. Knesebeck kurz vorher gespendet hatte: „brav, gefühllos, tapfer, ausharrend bei Mühseligkeiten und Strapazen sind diese Menschen auf unglaubliche Weise, und bei guter Anführung ist viel mit ihnen auszurichten," dieses Lob verdienen die russischen Soldaten von damals durchaus.

Die ungewöhnliche Zähigkeit in der Abwehr und im Ertragen massenhafter Verluste zeigte sich wiederum 1812 bei Borodino. Hier betrug der Verlust der Russen nicht weniger als 52000 Mann von 130000 Mann. Ihr Grund ist ähnlich wie bei Eylau in einer sehr gedrängten und tiefen Aufstellung zu suchen, in der die hinteren Treffen durch das feindliche Geschützfeuer ebensoviel verloren, wie das vorderste. Mehr als passive Abwehr wurde auch hier nicht erstrebt.

Der große Umschwung des Jahres 1812 hat dann in den russischen Truppen den Angriffstrieb entfacht, und sie haben den minderwertigen französischen Neubildungen gegenüber an ihm in den Befreiungskriegen festgehalten. Sie haben in diesen eine Reihe von Glanzleistungen aufzuweisen. Es sei nur daran erinnert, daß die Katzbachschlacht durch das Eingreifen des Korps Sacken entschieden worden ist, daß bei Prieſten-Kulm der heldenmütige Widerstand des Prinzen Eugen von Württemberg und der russischen Garden die verbündete Hauptarmee aus schwerster Gefahr rettete, daß bei Wachau das zweite russische Infanteriekorps (Division) bis auf achthundert Mann zusammenschmolz, ohne darüber gefechtsunfähig zu werden.

Gleichwohl liegt das Hauptverdienst Rußlands während der Jahre 1812 bis 1815 nicht auf dem Gebiet des operativen und taktischen Könnens. Die Größe seiner Leistung aber erhellt daraus, daß während der Regierung Alexanders des Ersten über zwei Millionen Rekruten von der bäuerlichen Bevölkerung gestellt worden sind, davon in den Jahren 1812 bis 1815 allein 917000 Mann, unter Anrechnung der Reichswehr aber 1237000 Mann. „An dem Kampfe gegen Napoleon hat der vierte Teil der erwachsenen Männer Rußlands teilgenommen, und da die Dienstpflicht volle fünfundzwanzig Jahre dauerte, gewinnen diese Zahlen ein ungeheures Gewicht."

Die unablässigen Kriege von 1805 bis 1815 gingen an der russischen Armee vorüber, ohne daß an Kaiser Pauls Manier etwas Wesentliches geändert wurde. Die auf die Parade hinarbeitende Ausbildungsweise setzte vielmehr mit dem ersten Pariser Frieden mit verdoppeltem Eifer ein. Es ist bezeichnend, daß sich auch Schützenlinien im Tritt bewegten und auf scharfe Richtung bei ihnen gesehen wurde. Das Schützengefecht ist denn auch nur in der Ebene geübt worden.

Das Heer hat das Gepräge, das es unter Alexander angenommen hatte, im wesentlichen bis zum Krimkriege beibehalten. Seine ohnehin nicht auf den Krieg zugeschnittene Ausbildung wurde gegen Ende der Regierung Alexanders noch durch die eigentümliche Einrichtung der Militärkolonien, das Werk des Kriegsministers Arakischejew, beeinträchtigt. Ganze Regimenter wurden auf der Krone gehörigen Dörfern angesiedelt, deren Bewohner teils in entlegene Gouvernements verpflanzt, teils ebenfalls zu Soldaten gemacht wurden. Die gewaltsam durchgeführte Maßregel war natürlich den Soldatenbauern wie den Bauernsoldaten in gleichem Maße verhaßt, vor allem verkamen jedoch die Offiziere in der trostlosen Öde dieses halb bäuerlichen, halb soldatischen Daseins, bei einem Dienstbetriebe von schonungsloser Strenge, der die Verwendung jeder Stunde des Tages genau vorschrieb. Es ist in diesen Kolonien mehrfach zu Empörungen gekommen, die blutig niedergeschlagen wurden. Die Soldatenansiedlungen, mit denen in größerem Maßstabe im Jahre 1817 begonnen wurde, nahmen schließlich fast ein Drittel der gesamten Armee auf. Es führte das dahin, daß die angesiedelten Truppen im Jahre 1821 als „Besonderes Korps der Militärkolonien" eine eigene Verwaltung erhielten. Die von dieser Einrichtung erhofften Ersparnisse blieben aus; die Kolonien verursachten vielmehr sehr bedeutende Kosten und wurden infolgedessen 1856 gänzlich fallen gelassen.

Ungeachtet der an maßgebender Stelle herrschenden Tendenzen, hatte die Armee immerhin unter Alexander dem Ersten Fortschritte gemacht. Die vielfachen Berührungen mit den übrigen Armeen der großen europäischen Mächte, denen sie während der Kriegsjahre ausgesetzt gewesen war, hatten fördernd gewirkt. Das Offizierkorps war seiner Herkunft nach noch immer wenig gleichartig, doch begann sich die allgemeine Bildung zu heben. Bereits 1807 rühmt Prinz Eugen von Württemberg die Vorzüge der ungemein gebildeten russischen

Generalität sowie den guten Ton, der in der Mehrzahl der Offizierkorps seit Alexanders Regierung Wurzel gefaßt hatte, ein Urteil, das sich, was die Offizierskorps betrifft, freilich nicht mit demjenigen des Livländers Löwenstern deckt, sofern das Leben der allerdings wohl besonders zügellosen Husarenoffiziere in gewisser Weise einen Rückschluß auf die übrigen Offizierkorps zuläßt. Man wird sich freilich hier, wie überall, hüten müssen, den Maßstab heutiger Begriffe an die damalige Zeit zu legen. Es lag in der damaligen Zeit, daß sich im russischen Offizierkorps unvermittelt Leute von hoher Bildung und Gesittung neben ungebildeten und rohen Elementen fanden.

Im Generalstab überwogen in den Kriegen gegen Napoleon die Deutschen, auch abgesehen von denjenigen Preußen, die 1812 nur vorübergehend in der russischen Armee Aufnahme gefunden hatten. In der Generalität waren einzelne französische Emigranten vertreten, die einflußreichsten und begabtesten Generale aber waren ebenfalls Deutsche. Wohl bestanden die alten Gegensätze zwischen Nationalrussen und Fremden noch fort, aber sie hatten zu jener Zeit viel von ihrer früheren Schärfe eingebüßt. Die gemeinsam durchlebten Kriegsjahre hatten die Kluft überbrückt. Auch waren es nicht mehr, wie ehedem, Abenteurer, diese Deutschen in der russischen Uniform, sondern Männer, die, wenn sie auch meistenteils ihre angestammte deutsche Art nicht verleugneten, sich doch durchaus als russische Offiziere fühlten. Damals wurde ihnen noch nicht wie heute die Bewahrung ihres Deutschtums durch ein auf die Spitze getriebenes russisches Nationalgefühl erschwert. Noch 1831, im polnischen Feldzuge, herrschte in den maßgebenden Stellen der Armee das deutsche Element durchaus vor. Der damals dem russischen Hauptquartier zugeteilte preußische Oberst von Canitz und Dallwitz schreibt: „Die brauchbarsten Offiziere waren Deutsche, wie denn überhaupt, wenn man aus dieser Armee herausgezogen hätte, was deutsch genannt werden kann, eine ungeheure Bresche von oben herab sich aufgetan haben würde. Diebitsch, Toll, Neidhardt, Pahlen, Berg, Geismar, ein Dutzend Obersten vom Generalstab und Adjutanten, die besten Regimentskommandeure und eine Menge der besten Offiziere aller Waffen waren Deutsche."

Im wesentlichen ist es immer so gewesen, von Münnich bis auf Totleben, und die Beherrscher Rußlands wußten, daß sie auf das Pflichtbewußtsein und die unbedingte Zuverlässigkeit dieser Deutschen in ihrem Heer bauen konnten. Für Alexander den Ersten und Nikolaus den Ersten hatte das um so höheren Wert, als die innere Förderung, die, wie erwähnt, der Armee durch die Berührung mit dem Auslande zuteil geworden war, auch ihre Kehrseite zeigte. Namentlich unter den russischen Gardeoffizieren hatten infolge des Aufenthalts in Frankreich kosmopolitische liberalisierende Strömungen um sich gegriffen, wie sie sich beim Regierungsantritt Kaiser Nikolaus' des Ersten im sogenannten Dekabristenaufstand offenbarten. Ohnehin neigt der Russe, sobald er eine ihn über die Masse des Volkes hinaushebende Bildung genossen hat, leicht zum politischen Radikalismus. Ihm fehlt die kühle Überlegung und die Gabe, sich

die Folgen seiner Worte und seines Tuns zu vergegenwärtigen. Nur so läßt sich das Sympathisieren von Männern der höheren russischen Gesellschaftskreise mit nihilistischen Schwärmern, ja Verbrechern, erklären. Kaiser Alexander der Erste hat denn auch in seinen letzten Lebensjahren dem Offizierkorps voll Mißtrauen gegenübergestanden.

Einen interessanten Einblick in die inneren Verhältnisse der russischen Armee unter Kaiser Nikolaus gewährt der Bericht eines scharfen und sachkundigen Beobachters, des damaligen Hauptmanns von Höpfner vom preußischen Generalstabe, über die Revue bei Kalisch im September 1839, an der auch ein Detachement preußischer Truppen teilnahm.

In diesem Bericht heißt es: „Der Punkt der Ausdauer bei den nach Kalisch rückenden preußischen Truppen war der, welcher die höheren Offiziere am meisten beschäftigte und einige Sorge veranlaßte; man kannte die ungeheuren Anstrengungen, die den russischen Truppen wohl zugemutet werden, und fürchtete, dem Anschein nach mit Recht, daß unsere jungen Leute ihnen nicht gewachsen sein würden..... Man hatte indessen einesteils die Folgen des Marsches von Potsdam bis Kalisch nicht genug gewürdigt und andernteils nicht berücksichtigt, daß in den preußischen Truppen das geistige Element so erregbar ist, daß es mit Leichtigkeit körperliche Schwächen überwindet, wenn der geringste Anstoß gegeben wird. Dieser Anstoß erfolgte aber durch Nationaleifersucht in einem solchen Grade, daß selbst in betreff der Ausdauer unter den obwaltenden Umständen die russischen Truppen keineswegs als Sieger anerkannt werden konnten. Man hat bei den preußischen Truppen während der Manöver nie Marode gesehen, wohl aber bei den Russen, zu deren Aufnahme die hinter der Front fahrenden Krankenwagen bereit waren.

„Bei dem letzten Manöver waren die Truppen um 4 Uhr des Morgens aus dem Lager aufgebrochen und kamen etwa 1 Uhr mittags zum Sturm auf Kalisch; nach diesem ging die preußische Infanterie in einem Zustand durch die Stadt, der bewunderungswürdig war. Es waren dieselben frohen und frischen Gesichter, dieselbe Haltung und Beweglichkeit, wie in ausgeruhtem Zustande. Es soll dadurch keineswegs den russischen Truppen etwas von ihrer anerkannten Kriegstüchtigkeit genommen werden, sondern möchte man im Gegenteil hervorheben, daß bei dem, was dem russischen Infanteristen zur Herstellung der verlorenen Kräfte nach großen Anstrengungen geboten wird, man sich nicht genug verwundern kann, daß er so Großes leistet, und die Infanterie nicht nach den geringsten Strapazen haufenweis hinstürzt. Aber auch die Rücksichtslosigkeit der höheren Befehlshaber tritt in dem Punkt der Ausdauer für die russische Infanterie hemmend ein; sie beobachtet keine richtige Einteilung der Kräfte, so z. B. wird man nie sehen, daß russische Infanterie, und wenn sie zwei Meilen zum Rendezvous zu marschieren hat, jemals anhält; die Teten schreiten unausgesetzt fort, hinten treten die Leute ohne Aufsicht aus und marodieren....

Man findet im russischen Offizierkorps zwar in einzelnen eine bedeutende wissenschaftliche Bildung, die in der Masse aber scharf mit Roheit und grober Unwissenheit wechselt. Unter den höheren Offizieren und den Offizieren der Stäbe findet man wohl das Wissen des zivilisierten Europas mit der geselligen Haltung der Franzosen vereinigt, während in der Masse von dem allen nicht die Spur zu finden ist und der Offizier oft von dem gemeinen Mann nur wenig anders als durch die Uniform unterschieden ist, wobei jedoch nicht übersehen werden darf, daß hier, wo die eigentliche russische Natur vorwaltet, auch die ganze Tüchtigkeit und Gutmütigkeit des Russen geblieben ist, während dort Verderbtheit der Sitten, Unredlichkeit, Arroganz und vor allem ein Geist der Intrige zutage tritt, der den russischen Offizier da, wo er durch die Umstände nicht gezwungen ist, die angebildete äußere Haltung zu beachten, nichts weniger als liebenswürdig erscheinen läßt.

Obgleich außer Dienst das Rangverhältnis in den Offizierkorps weniger beachtet wird als durchschnittlich im preußischen Heere, so herrscht doch auf der anderen Seite wieder eine Rücksichtslosigkeit des Vorgesetzten gegen den Untergebenen, die grenzenlos ist und dem preußischen Offizier unerträglich erscheint.... Was beweist solche Rücksichtslosigkeit gegen Männer, die eine gleiche Uniform tragen? Von seiten der höheren Offiziere das Anerkenntnis der Gemeinheit der Gesinnung in ihren Untergebenen und zugleich das Vorhandensein einer Roheit, die nur durch die Furcht abgehalten wird, überall die aufgetragene Tünche zu durchbrechen, um zutage zu treten.

Was kann man ferner von dem Geiste der Offizierkorps erwarten, wo Gesetze bestehen, welche gestatten, daß jeder Offizier zum Gemeinen degradiert werden kann, daß Generale und Obersten vor der Front fortgejagt und in die Hauptwache geschickt werden können, wo jeder Gemeine den höheren Offizier mit Fug und Recht für einen Betrüger halten muß, der von seiner Armut zehrt? ... Wer das Leben des russischen Subalternoffiziers der Linie in der Nähe betrachtet und den jämmerlichen Zustand kennen gelernt hat, in dem diese Unglücklichen meist ihr Leben verbringen, wer das Leben des russischen Soldaten gründlich beobachtet hat und durchaus nichts findet, was demselben nur einigen Reiz erteilen könnte, der wird von vornherein schließen, daß beide Teile, Offiziere und Gemeine, mit Sehnsucht auf einen Krieg harren müssen, der sie momentan durch seine Wechselfälle, oder für immer durch seine Wunden von solchem Zustande befreit....

„Der gemeine Russe, der Linienoffizier, liebt den Preußen und die Verbindung mit Preußen ganz ehrlich; die übrigen Offiziere, mit geringen Ausnahmen, folgen nur der Neigung des Kaisers, weil sie müssen, zögen aber lieber bereits heute als morgen den Degen gegen ihre eigenen Verbündeten."

Entsprechend bemerkt denn auch Schiemann: „Es war keineswegs eine Annäherung, die sich hier vollzog, vielmehr datiert von Kalisch eine Ent-

fremdung, die durch die bis dahin nachwirkende Erinnerung an die Waffenbrüderschaft der Befreiungskriege nicht aufgewogen werden konnte."

Es mußte so sein. Eine andere Zeit zog allmählich herauf. In Preußen war aus den Befreiungskriegen das Heer der allgemeinen Wehrpflicht hervorgegangen mit der Wirkung, daß sie die besten Kräfte des Volkes der Fahne zuführte, daß sie den Beruf eines Offiziers zu dem eines Erziehers und Führers des Volkes in Waffen erhob. In Rußland verbargen äußere Gleichmäßigkeit und Paradeschliff arge Mißbräuche, die am Mark des Heeres zehrten. Sie waren Nikolaus so wenig unbekannt wie Alexander, aber in eigener rastloser Tätigkeit, strafend und lohnend, ein stolzer Autokrat und doch eine weiche und edle Natur, täuschte er sich immer wieder über die inneren Schäden seines Reiches und Heeres hinweg. Immer wieder erlag er der Wirkung des äußeren Scheines, wie sie die parademäßigen, völlig unkriegsmäßigen Bilder auf ihn hervorbrachten. So war er bei einer großen Revue bei Wosnessensk „wie berauscht durch den Anblick seiner Truppen. Seine Augen füllten sich mit Tränen, er legte die Hand aufs Herz, hob die Augen gen Himmel und betete laut: ‚Gott, ich danke dir, daß du mich so mächtig gemacht hast, und ich bitte dich, mir die Kraft zu geben, diese Macht niemals zu mißbrauchen.'"

Die Leistungen Rußlands in den Kriegen, die Nikolaus der Erste führte, entsprechen keineswegs solchen glänzenden Bildern. Der Kaiser bezifferte seine Heeresmacht auf mehr als eine Million Streiter, davon 600 000 bis 700 000 Mann stets bereiter Feldtruppen, und doch konnten 1828 gegen die Türkei nur wenig über 100 000 Mann verfügbar gemacht werden. „Der Kaiser überschätzte nach innen wie nach außen seine tatsächliche Macht. Im Innern dauerten die alten Mißstände fort, weil er die Menschen nicht umwandeln konnte und ihnen keine Ideale zu bieten hatte: nach außen hin aber wurde, wie es alle Zeit der Fall gewesen ist, das Gewicht der russischen Macht höher veranschlagt, als nachträglich die Wirklichkeit rechtfertigte. Die russische Diplomatie arbeitete mit diesem Schein wie mit einer Realität und wurde darin durch den Kaiser unterstützt, der in seinen Vorstellungen stets mit den Machtmitteln rechnete, über die Rußland hätte verfügen können, wenn die Maschinerie der Staatsverwaltung in Ordnung gewesen und jedermann seinen Pflichten gegen den Staat nachgekommen wäre." Das war in keiner Weise der Fall, am wenigsten auf dem Gebiete der Militärverwaltung. Die Unterschleife ziehen sich in ihr wie ein Krebsleiden durch die Jahrhunderte fort. Schon Alexander der Erste hatte sich vergeblich bemüht, dem Übel zu steuern, auch die schärfsten Mittel fruchteten nicht viel. Diese Mißstände haben von jeher lähmend auf die Führung russischer Heere gewirkt. Freilich darf auch nicht verkannt werden, daß die gewaltige Ausdehnung des Reiches und seine mangelhaften Verkehrsverhältnisse es immer erschwert haben, rechtzeitig operationsbereite starke Armeen zu versammeln.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die rauhe Wirklichkeit des Krieges „alle Illusionen zerstörte, in denen sich Nikolaus zu bewegen gewohnt war," schreibt Schiemann über die Eindrücke, die auf den Kaiser das Kriegsjahr 1828 hervorgerufen hatte. Wie wenig er eine Kriegernatur war, zeigte sich auch darin, daß er „das viele Blutvergießen nicht ansehen konnte. Er bedachte nicht, daß jeder Tag, den seine Truppen länger vor Warna lagen, die Hospitäler füllte, daß die Opfer, die er durch seine langsame, schlecht vorbereitete Kriegführung den Dämonen der Pest und ihren Begleitern, Fieber, Dysenterie, Skorbut, zuführte, weit zahlreicher waren, als alles, was Schwert und Geschoß niedergestreckt hätten." Er verließ im Herbst den Kriegsschauplatz. „In Petersburg umgab ihn eine andere Atmosphäre; nicht Blut, Gestöhne der Verwundeten und Kranken, nicht die Unordnung, die die Reihen seiner schönsten Regimenter aufgelöst hatte; die Wirklichkeit widerlegte nicht so rücksichtslos und unmittelbar die Zweckmäßigkeit der Verfügungen, durch die er persönlich in den Gang der Ereignisse eingriff. Der Feldzug, der hinter ihm lag, hatte sein Selbstgefühl schwer getroffen."

So hat er denn dem Feldmarschall Diebitsch die Fortführung des Krieges 1829 überlassen. Dessen „zuversichtlichem, kühnem und doch vorsichtigem Verhalten zu Adrianopel verdankt Rußland den glücklichen Ausgang des Feldzuges", schreibt Moltke. Dem russischen Soldaten aber stellt er das Zeugnis aus, er sei ebenso standhaft im Ertragen von Mühseligkeiten, Anstrengungen, Entbehrungen und Leiden gewesen, wie unerschrocken in der Gefahr.

Der Feldzug von 1831 in Polen mißglückte in seinem ersten Teil, weil der Feldmarschall Diebitsch, nachdem er bei Grochow am 25. Februar vor den Toren Warschaus die Polen geschlagen hatte, ihnen nicht scharf nachsetzte und unmittelbar zum Sturm auf den Brückenkopf von Praga schritt. Zum damaligen preußischen Major von Brandt äußerte er, die Geschichte würde dereinst offenbaren, wie viele seiner militärischen Maßnahmen durch die Humanität bedingt worden seien. Es ist in der Tat erst durch das Schiemannsche Werk bekannt geworden, daß sein Kaiser den Feldherrn angewiesen hatte, „die Operationen so zu führen, daß er nicht zu viel Blut vergieße, er werde doch nicht eine zweite Auflage des Sturmes von Praga vornehmen wollen." Wie im Türkenkriege, scheute die weiche Seele des Kaisers, der mit Unrecht als Despot verschrien worden ist, vor dem Ernst des Krieges zurück. Wie dort bedachte er nicht, daß er damit seinen Soldaten wie nicht minder den rebellischen Polen weit größere Opfer auferlegte. Daß sich der Krieg in die Länge zog, aber lieferte in Petersburg der deutsch-feindlichen Partei einen willkommenen Anlaß zu Beschuldigungen gegen den Feldmarschall und überhaupt gegen die vielen Deutschen in leitenden Stellen der Armee.

Im Krimkriege wollte Kaiser Nikolaus die Leitung in seiner Hand behalten, ein Bestreben, das sich bei der weiten Entfernung des Kriegsschauplatzes

von Petersburg schwer rächen mußte. Die Generale wiederum waren bei der herrschenden Zentralisation gewöhnt, alles vom Kriegsministerium zu erwarten. Dieses aber war der Lage in keiner Weise gewachsen. Der Kriegsminister, Fürst Dolgoruki, schreibt am 23. Dezember 1854 an den Oberkommandierenden in der Krim, Fürsten Gortschakow: „Gewiß macht man sich selbst und seine Mitarbeiter verantwortlich für das Versagen der Verwaltungsmaschine, aber wenn der Mangel einer leistungsfähigen Industrie, die großen Entfernungen und die schlechten Verkehrsverhältnisse einem immer wieder unübersteigliche Hindernisse bereiten, dann sinkt im Grunde die Verantwortlichkeit zu einer Phrase zusammen." Es fehle, schreibt der Minister weiter, nicht nur an Fabriken, sondern auch an Rohmaterial, es sei alles nur in den für Friedenszeiten erforderlichen Mengen vorhanden. Wie solle man Pulver herstellen, wenn es an Salpeter mangele, wie Uniformen und Stiefel, ohne die nötigen Handwerker arbeiten zu lassen, wie Transporte organisieren, wenn sich keine Unternehmer meldeten; vollends Waffen würden nur in schlechtem oder gänzlich unbrauchbarem Zustande geliefert. „Man kämpft nach Möglichkeit gegen diese Hindernisse an, man muntert immer wieder auf, aber man ist genötigt, zuzugeben, daß unser teures Vaterland sich noch im Zustande der Kindheit befindet. Man muß an meiner Stelle stehen, um die ungeheuren Schwierigkeiten würdigen zu können, die sich in stets wachsendem Maße vor der Zentralverwaltung auftürmen."

Neben diesen Schwierigkeiten hat dann die Ungunst der allgemeinen politischen Lage, insbesondere die zweifelhafte Haltung Österreichs, den Verlauf des Krieges in der Krim wesentlich beeinflußt. Starke Kräfte wurden an der Westgrenze zurückgehalten, und so ist es gekommen, daß von 400000 Mann, die Rußland damals auf Kriegsfuß hatte, immer nur Bruchteile — im entscheidenden Sommer 1855 nicht mehr als 185000 Mann gegen 220000 Mann der Verbündeten — zur Verwendung auf dem entlegenen Kriegsschauplatze, der Krim, gelangten, den damals noch keine Eisenbahn mit dem Kern des Landes verband.

Freilich war der anfängliche Oberkommandierende, Fürst Menschikow, nicht der Mann, den die Lage erforderte, aber weder er noch sein Nachfolger, Fürst Gortschakow, kann für das Mißlingen der einzelnen taktischen Handlungen verantwortlich gemacht werden. Die Unterführer versagten zum großen Teil, und das konnte nicht anders sein. Kriegserfahrung in größerem Maße besaßen sie kaum noch, und die Ausbildung, die sie im Frieden genossen, war nichts weniger als eine gute Vorbereitung für den Krieg. Menschikow beschwerte sich darüber, daß seine Truppe ohne Generale seien, Gortschakow aber schreibt, als er zu Beginn des Jahres 1854 das Kommando in den Donaufürstentümern führte: „Der Mangel an fähigen Leuten macht mich fast wahnsinnig. Alle meine Unterführer sind eingerostet, völlig eingeschlafen, ohne Befehl rühren sie nicht den kleinen Finger." Im Dezember desselben Jahres entwirft der Fürst

folgende Charakteristik des russischen Durchschnittsgenerals: „Läßt man von ihnen einen kommen und befiehlt ihm, den Himmel zu erklettern, so wird er ‚Zu Befehl' sagen, die Ausführung seinen Untergebenen überlassen, sich ins Bett legen, und die Truppe wird nicht einmal einen Maulwurfshügel übersteigen. Befragt man ihn hingegen, wie er einen Marsch von 15 Werst bei Regenwetter zurückzulegen gedenkt, so wird er einem mit tausend Gründen kommen, um die Unmöglichkeit einer so übermenschlichen Anstrengung darzutun."

Wenn auch die damalige russische Generalität dieses harte Urteil in ihrer Allgemeinheit nicht verdient, so sind die Worte des Fürsten doch sehr bezeichnend dafür, was die Friedensschule des Kaisers Nikolaus aus der Armee gemacht hatte. Der Krimfeldzug offenbarte einen erschreckenden Mangel an Selbsttätigkeit und zweckmäßigem Zusammenhandeln der Generale. Der französische Oberkommandierende, Marschall St. Arnaud, äußerte nach der Schlacht an der Alma hinsichtlich seiner Gegner: „Ihre Taktik war um ein Jahrhundert zurück." Daran hat es denn auch zum größten Teil gelegen, daß alle von den Außentruppen unternommenen Versuche, die Einschließungslinie der Verbündeten im Süden der Festung Sewastopol aufzurollen, gescheitert sind, wiewohl zeitweilig die Russen in der Krim 100000 Mann zählten, gegen nur 70000 der Gegner. An Opfermut haben es die russischen Truppen auch hier nicht fehlen lassen. Der Verlust bei Inkerman am 5. November 1854 betrug 12000 Mann, der an der Tschernaja 8000 Mann, von je 57000 und 74000 Mann Gefechtsstärke.

(Fortsetzung folgt)

Der Weltkrieg

Von Dr. E. Haendcke

Die nachfolgenden Ausführungen decken sich nicht mit den gegenwärtig vorherrschenden Ansichten, da sie indessen manchen beachtenswerten Gesichtspunkt enthalten, seien sie unseren Lesern unterbreitet.

Die Schriftleitung

Der in diesen Tagen ausgebrochene Krieg ist im wahren Sinne des Wortes ein Weltkrieg. Es wird keinen Staat, keinen Kontinent geben, der nicht unmittelbar oder mittelbar in seine Kreise hineingezogen werden wird. Seine Folgen werden vor allem für die kriegführenden Parteien die schwerwiegendsten sein: auf Menschenalter hinaus wird sein Ausgang das Weltgeschehen bestimmend beeinflussen. Denn ein jeder der Gegner kämpft um seine politische und wirtschaftliche Existenz. Um volle Klarheit zu gewinnen, wird man die Gegner und die sie bestimmenden Gründe einer genauen Betrachtung unterwerfen müssen. Die Seele des Dreiverbandes ist zweifellos England. Rußland und Frankreich haben in seinem Auftrag den Krieg heraufbeschworen: England trifft an seinem Ausbruch die volle moralische Verantwortung. Daß man diese Sachlage in Berlin klar übersah, bewies die kurze Abfertigung des englischen Ultimatums, das wie die ganze Vermittlungsaktion den Verbündeten auch nur einen Zeitgewinn bringen sollte. Man wird sich nun nach den Gründen fragen, die die Mächte zu dem Kriege veranlaßten, obwohl der Zeitpunkt weder für Rußland noch für Frankreich besonders günstig ist. Es ist von vornherein im Auge zu behalten, daß die ganzen diplomatischen Verhandlungen, die zu diesem Ergebnis führten, doch nur das Resultat einer schon vorher vorhandenen Sachlage, der Ausdruck der durch diese geschaffenen Stimmung darstellen. So war es von je bei allen großen Kriegen, die letzten Endes ebensowenig Kabinettskriege sind, als sie etwa dem Ehrgeiz eines einzelnen oder einer Partei ihren Ursprung verdanken. Und so verhält es sich auch heute. Was konnte also England veranlassen, Deutschland durch Rußland und Frankreich den Krieg erklären zu lassen und sofort an deren Seite in diesen einzutreten. Offenbar haben jene Politiker beider Länder Recht, die da meinen, eine Todfeindschaft zwischen

Deutschland und England habe keinen Grund. Denn gerade Deutschland hat der riesigen Vergrößerung des gewaltigen englischen Kolonialreiches mit einer manchmal doch merkwürdigen Gelassenheit zugesehen. Gerade seit 1870 hat England die für den Bestand seiner Herrschaft wichtigsten Erwerbungen wie Ägypten, die Burenstaaten gemacht und den Bereich seines Einflusses in der Welt ungeheuer gesteigert. Zwar ist auch Deutschland emporgestiegen, hat an Macht, Ansehen und Einfluß gewonnen. Aber doch nicht in einem Maße, das für die englische Weltherrschaft eine drohende Gefahr bedeutet. Auch die zunehmende Rivalität auf dem Gebiete des Handels oder die Entwicklung der deutschen Flotte können Englands Verhalten erklären.

Gewiß haben alle diese Momente mitgewirkt.

England ist auf allen Punkten der Erde interessiert. Es hat demgemäß eine ungeahnte Fülle von Schwierigkeiten zu besiegen, die einzeln vielleicht nichtssagend, in der Masse aber die größten Ansprüche stellen und durch Komplikationen unter Umständen von ernstester Bedeutung werden können. Nicht zuletzt gehört dahin das wachsende Selbständigkeitsgelüste der Kolonien: Australien, Kanada, Kapland. Dieser Schwierigkeiten will England, ehe sie den Bestand seines Reiches ernstlich erschüttern, mit einem Schlage Herr werden. Nach altem Rezept läßt es den Krieg in Europa zu Lande durch seine Verbündeten führen. Es wird sich diesmal nicht dabei beruhigen, es wird den Krieg zu einem Weltbrand anfachen. In unablässiger Arbeit hat es sich bemüht, die seinen Zwecken günstige Lage herbeizuführen und wird diese mit der in seinem Wesen tief begründeten kalten Skrupellosigkeit ausnützen. Es hat in Europa Zwietracht entflammt, es wird Japan gegen die Vereinigten Staaten von Nordamerika hetzen: allen irgendwie in Betracht kommenden Rivalen sind die Hände gebunden, nun kann es selbst auf Beute ausgehen, denn aus diesem Grunde beteiligt es sich aktiv mit seiner Flotte. Dieser ganze Krieg ist ein englischer Beutezug größten Stiles. Dieses Übermaß von Machtgier, Gewinnsucht, Hinterlist und Skrupellosigkeit ist keine neue Erscheinung in der politischen Laufbahn Englands, seine Kriege gegen Napoleon den Ersten zeigen dasselbe Bild.

Und dieses Ziel, die Welt in Flammen zu setzen, hat England seit Jahren allerorten verfolgt. Nicht zuletzt auf dem Balkan und in Rußland. Und wie die Dinge beweisen, mit nur zu gutem Erfolg. Österreich mußte endlich vorgehen gegen Serbien. Damit war die Kriegslage geschaffen und Rußland in den Handel hineingezogen. Und nun hat England freie Hand in Persien, in Ostasien und in der Türkei. Das „verbündete" Rußland wird nach Englands Rechnung unter allen Umständen so geschwächt aus dem schweren Ringen hervorgehen, daß es zu allen inzwischen gesponnenen Ränken seine Zustimmung geben muß. Kein anderes Schicksal ist dem anderen Teilnehmer am Spiel, Frankreich, zugedacht. Nach Beendigung des Krieges wird es als Mittelmeermacht nicht mehr in Frage kommen und in irgendeiner Form werden seine Kolonien unter Englands Botmäßigkeit geraten.

Den zur See gefährlichsten Nebenbuhler, Deutschland, wird England selbst bekämpfen. Fällt ihm der Sieg zu, ist der größte Rivale in Handel und Industrie beseitigt, der Kanal ein ebenso unbestrittener Besitz Englands wie die Nordsee und die Ostsee. Dann ist der Plan geglückt: die Unterwerfung der Welt unter Englands Machtgebot, die Weltinteressen sind mehr als je in seine Hand gegeben und werden nur noch entschieden zum Vorteile Englands. Und das wird erreicht fast ohne eigene Opfer, aber mit dem Leben von Hunderttausenden der Angehörigen der Festlandstaaten und dem unsäglichen Elend, das ein solch mörderischer Krieg im Gefolge hat.

Man wird sich fragen, welche Motive für die Russen und Franzosen maßgebend und mächtig genug sein konnten, um auf Englands doch nicht allzuschwer zu durchschauenden Pläne einzugehen. Infolge der Niederlagen im ostasiatischen Kriege hat sich Rußland wieder den Problemen des Balkans zugewandt unter Erstarken der allslawischen Strömung, die seit je die eigentlich bodenständige war. Damit war auch das Wiedererwachen des alten Gegensatzes zu Österreich gegeben. Daß dieser zu einem Waffengang führen mußte, wollte Rußland seine Stellung als slawische Vormacht behaupten, ist ohne weiteres klar. Englisches Gold tat in den kleinen Balkanstaaten ein übriges, um eine gütliche Einigung der beiden Großmächte unmöglich zu machen. Englands an den japanischen Krieg geknüpfte Erwartungen erfüllten sich vollständig, als das Attentat von Serajewo den Bruch unvermeidlich machte. Der Kampf um die Vorherrschaft auf dem Balkan mußte einmal ausgetragen werden, nachdem Rußland wie Österreich den richtigen Zeitpunkt zu einer gemeinsamen Aufteilung verpaßt haben. Eine so gewaltsame Lösung der Balkanfragen berührt auch Deutschlands Lebensinteressen. Die Schwächung einer Großmacht wie Österreich, die eventuelle Machtvermehrung Rußlands konnte uns keineswegs gleichgültig lassen. Nun vertritt Österreich trotz seines Völkergemisches das Deutschtum und seine Interessen im nahen Orient. Dieses trägt es und gibt ihm seine Stellung in der Welt. Wie seit den Tagen Karls des Großen hält Österreich Deutschlands Wacht nach Osten hin: es unterstützen ist ein Teil der eigenen Verteidigung.

Das Verhältnis Deutschlands zu Rußland hat sich in den letzten Jahrzehnten von Grund aus geändert. Schon Bismarck hatte das ganze Gewicht seiner gewaltigen Persönlichkeit nötig, um die „turmhohe" Freundschaft wenigstens äußerlich aufrecht zu erhalten. Je mehr Deutschland erstarkte, je mehr es im Gegensatz zu den Zeiten der „traditionellen" Freundschaft seine eigenen Wege ging, desto mehr gewann der Allslawismus an Boden, zumal der nahe Osten von größter Bedeutung für uns wurde. Die Gefahr eines feindlichen Zusammenstoßes war damit unzweifelhaft vergrößert. Ob dieser wirklich unvermeidlich war, wird erst eine spätere Geschichtsschreibung entscheiden können. Denn sie erst wird in der Lage sein, die englischen Machenschaften, die zweifellos an der Verschärfung der Gegensätze die meiste Schuld tragen, ganz zu über-

sehen. Die deutsche Regierung freilich könnte sich schon jetzt die stärkste moralische Unterstützung der gesamten zivilisirten Welt sichern, wenn sie rücksichtslos alle irgend erreichbaren Dokumente, die der Aufhellung dieser Frage dienen können, schon jetzt veröffentlichte. Nichts wird England mehr schaden als die Aufdeckung seiner Schleichwege, die es mittelst einer vorzüglich disziplinierten und bezahlten Presse meisterhaft zu verdecken versteht.

Auch unseren zweiten Gegner, Frankreich, hat England immer wieder anzustacheln verstanden. Nichts kennzeichnet die Lage besser, als daß dieses einst so stolze Volk in seines Erbfeindes Schlepptau segelt. Frankreich hat sich selbst und seine Stellung als Großmacht aufgegeben und offen zugestanden, aus eigenen Kräften Weltpolitik nicht mehr treiben zu können. Es ist eine furchtbare Ironie der Weltgeschichte, daß es gerade bei England Anlehnung sucht und findet.

Man wird dem Plan, der diesem Beutezug zugrunde liegt, eine gewisse Größe und Kühnheit nicht absprechen können. Setzt doch auch England selbst die Ergebnisse der Entwicklung der letzten hundertundfünfzig Jahre aufs Spiel. Nicht nur als Deutscher wird man hoffen und wünschen, daß der Ausgang diesem europäischen Ränkeschmied ein und für allemal das Handwerk gründlichst legen wird. Die Größe einer Flotte allein tut es nicht, an Güte steht die deutsche der englischen in keiner Weise nach. Selbst die Tradition der ruhmvollen Vergangenheit dürfte ein wenig überaltert sein: denn auch die englische Flotte hat seit hundert Jahren einen Krieg nicht mehr gesehen. Jedenfalls muß das Ende dieses fürchterlichen, von Selbstsucht, Macht- und Geldgier heraufbeschworenen Krieges eine endgültige Auseinandersetzung sein, die Europa auf Menschenalter vor solchen Raubzügen bewahrt.

An unsere Leser!

Wie nimmer endenwollende Lawinen prasseln und donnern die Ereignisse auf uns hernieder. Der Weltkrieg hat begonnen! Ein Ringen, wie es der Erdball noch nicht sah! In wenigen Tagen schon werden einander allein auf dem europäischen Kriegsschauplatz zwanzig Millionen Krieger gegenüberstehen, bereit, über einander herzufallen und einander zu vernichten! Die Blüte Europas! Entsetzt fragt man: aus welchem Grunde? Aus welchem tieferen Anlaß? Der Fürstenmord in Serajewo kann doch, so furchtbar er ist, unmöglich Grund

genug sein, um die Existenz der Völker eines ganzen Kontinents, um eine auf Jahrtausenden beruhende Kultur aufs Spiel zu setzen!? — Der Fürstenmord von Serajewo ist nicht die Ursache des Krieges, — er ist der erste grausame Schlag, den der längst vorbereitete Gegner geführt hat, der erste kriegerische Einbruch! Die Ursache zu diesem frivolen Kriege ist der Neid gegen ein verhältnismäßig kleines Volk, das in der Friedensarbeit eines halben Jahrhunderts alle anderen Nationen überflügeln konnte, die einst die Führung in der Welt hatten. Das ist der alleinige Grund für Rußland, Frankreich und England. Es gilt die unter Habsburg und Hohenzollern geeinten Völker zu zersplittern und sie zu schwächen durch Vernichtung des Deutschtums, an dem alle: Polen, Tschechen, Ungarn, Kroaten, Slowenen, erstarken konnten. Nachdem es sich als unmöglich erwiesen hat, der großzügigen und systematischen und von jeder Falschheit und Untreue freien Friedensarbeit der Deutschen entgegenzuwirken, ist gegen uns der Schlag geführt worden, den wir jetzt zu parieren haben. Und so ist die Vorgeschichte dieses Weltbrandes die Geschichte des deutschen Aufstiegs seit dem deutsch-französischen Kriege. Moltkes prophetisches Wort, Deutschland werde die Errungenschaften von 1871 noch fünfzig Jahre verteidigen müssen, ist Wahrheit geworden.

Wie es zur Wahrheit wurde, das erzählt die Geschichte des russisch-französischen Bündnisses, die in ihren Anfängen bereits im Jahre 1868 beginnt, vor dem Balkankriege von 1877 starke Wurzeln schlägt, um dann schließlich mit der Thronbesteigung Alexanders des Dritten zur praktischen Wirklichkeit zu werden. In den 1890er Jahren beginnt dann der immer schärfer werdende Gegensatz Englands zur deutschen Politik bemerkbar zu werden. Die Entwicklung der deutschen Kolonialpolitik und damit im Zusammenhang der beginnende Aufbau einer deutschen Flotte verbreiten beim bisherigen Herrscher der Meere Furcht und Schrecken, und noch allen ist bekannt, wie die Einkreisungspolitik Eduards des Siebenten immer wieder versuchte, schon vor einer Reihe von Jahren dieselbe Situation herbeizuführen, die jetzt in der politischen Weltlage eingetreten ist. Es liegt menschlich nur zu nahe, wenn man sich erinnert, wie es des Fürsten Bülow geschickter Hand lange Zeit hindurch gelungen ist, die diplomatische Einkreisung Deutschlands zu verhindern. Aber auch diesem geschickten Diplomaten wurde es immer schwerer, die geschichtliche Entwicklung im Auslande abzubiegen und in ein Fahrwasser zu lenken, das die Einkreisung unterband. Keine Diplomatie ist imstande elementare Kräfte zu beseitigen! Das vermag nur das Schwert! Vielleicht war es ein großer Fehler, wenn Fürst Bülow im Jahre 1904/5 nicht mit Rußland brach, sondern im Gegenteil der russischen Monarchie trotz der Schläge Japans und der Revolution im Innern den Rücken stärkte. Aber die Voraussetzungen für günstige Folgen einer solchen Haltung waren ja nach menschlichem Ermessen gegeben. Man glaubte es mit einem in deutscher Kultur wurzelnden Fürstenhause zu tun zu haben und durfte danach psychologische Momente bewerten. Seit 1905, besonders aber seit 1906, seit die Russen eine

so außerordentlich starke Persönlichkeit wie die des Ministerpräsidenten Stolypin hervorgebracht hatten, seit die Regierung verhältnismäßig leicht die Folgen der Revolution niederbrechen konnte, wohl verstanden unterstützt durch glänzende Erntejahre, schwoll den russischen Kriegstreibern der Kamm, und sie haben schließlich den schwächlichen Zaren vor die Alternative gestellt, entweder durch eine Palastrevolution den Thron zu verlieren oder Rußland mit Englands und Frankreichs Hilfe an die Stelle von Deutschland zu setzen. Die ehrgeizige Sucht, Europa zu beherrschen und durch die wirtschaftliche Macht der Reichtümer Rußlands zu erdrücken, das ist der Traum aller russischen Imperialisten, mögen sie wie Peter Arkadjewitsch Stolypin in slawianophiler Anschauung befangen sein, mögen sie wie Graf Witte Träger des modernsten Finanzimperialismus sein. Überschätzung der eigenen Kräfte bei den Russen und Überschätzung der Russen durch Frankreich und England, das ist der Hauptgrund, warum es schließlich jetzt zum Kriege gekommen ist und warum auch Männer wie Iswolski, gehalten und geschoben von britischen Diplomaten, die Koalition gegen Deutschland zustande bringen konnten.

Im Hinblick auf diese Zusammenhänge wollen wir in den nächsten Monaten unser Augenmerk besonders auf die Entwicklung in Osteuropa richten, unter hervorragender Berücksichtigung der westlichen Gebiete Rußlands, über die wir, ganz allgemein gesprochen, in Deutschland viel schlechter orientiert sind, wie über Sibirien und China. Diejenigen Leser, die schon seit 1905 und noch länger den Inhalt der Grenzboten regelmäßig verfolgen, werden sich vielleicht jetzt einer ganzen Reihe von Artikeln entsinnen, die die osteuropäische Entwicklung behandeln. Dennoch sind die Grenzboten nicht einseitig osteuropäisch orientiert. Im Anzeigenteil dieses Heftes findet der Leser eine ganze Reihe von Artikeln angeführt, die Zeugnis davon geben, daß wir an dieser Stelle auch die wichtigen Vorgänge in Belgien, in Frankreich und in anderen Grenzlanden verfolgt haben. Dies soll auch in Zukunft geschehen. Im Mittelpunkt unserer Politik stand und steht aber immer das Deutschtum und das Deutsche Reich.

George Cleinow

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Den deutſchen Dichtern

Wie liegſt du, meine treue Feder, heute
Wie anders mir in der gewohnten Hand!
Du warſt mein Kamerad in allen Dingen,
Du hielteſt feſt in feingezognen Schlingen
Das Wechſelbild des friedevollen Tags,
Ich ſah in deinen treubereiten Zügen
Das ganze Leben ſich zum Reigen fügen.

Und heute! Heut laß alles hinter dir,
Was dir bisher vertraute Übung war:
Dem Volk in Waffen ſollſt du dienſtbar ſein!
Jetzt denke einzig deiner Spitze, Feder,
Tauch dich in Blut und ſchreibe Flammenbotſchaft!
Zorn, friß dich ein in ihr ſtählernes Herz!
Aufſteht die Welt und mitteninne Deutſchland,
Luft meines Lebens, Fackel dieſer Welt,
Du kämpfſt den guten Kampf für dich und ſie!
Weh, wehe jetzt der Schmach des Waffenloſen!
Es brandet wieder an dem Damm der Oſtmark
Der dumpfe Groll blutfremden Hunnenvolks
Und mit dem Neid des Ausgeſtoßnen ballt es
Die braune Fauſt nach unſrer lichten Welt.

Und in das Heulen der gehetzten Meute
Kräht seinen alten Haß der wälsche Hahn.
Und überm deutschen Meer der Vetter Kaufmann
Verrät sein Blut und schließt dem Feind sich an.
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
Doch wie der Sturm in deutsche Wälder fährt,
— Da stürzt das trockne Holz mit Krachen
Und lautlos sinkt des Sommers Üppigkeit,
Die hohen Stämme aber, breitgewurzelt,
Verästen sich zu dichter Gegenwehr, —
So geht ein Schlag, ein heißer, einziger,
Ein Schrei der Not ergeht durch Deutschland und
Weckt tausendfach den Widerhall der Kraft.
Und wie ihn zitternd nachschwingt jedes Herz,
Fällt von ihm ab, was klein und kränklich war.
Ein einig Deutschland steht vor seinem Kaiser
Und weist der Welt die Schärfe deutschen Schwerts.
Ein einig Öst'reich hält mit uns die Wacht,
Der Nibelunge unsrer Einsamkeit.
Jetzt renn du an, Tod, Brand und Krieg!

Voran, du deutsche Leier, in den deutschen Sieg!

Ric von Carlowitz-Hartitzsch

Den Quertreibern

Der brausende Akkord der Einigkeit, mit dem unser Volk aufgestanden ist, die Feinde von allen Seiten des Landes zu vertreiben, hat durch einen Artikel über den „innern Feind“ einen schrillen Mißton erfahren. Es gehört die ganze politische Befangenheit dazu, die eine gewisse Redaktion schon seit Jahren auszeichnet, um in dieser heiligen Stunde, wo kein Gedanke sein sollte, als der eine, das Land vom Feinde zu befreien, von einem inneren Feinde zu sprechen. Es gibt keinen inneren Feind zur gegenwärtigen Stunde auf deutschem Boden. Die Parteiunterschiede haben aufgehört, die Parteiinteressen sind zusammengeschrumpft zu jenem wesenlosen Körnchen in der Postredaktion, alle sind wir zu der einen großen Partei verschmolzen, die sich das deutsche Volk nennt. Niemand hat ein Recht, heute an die Kämpfe zu erinnern, die uns noch vor einigen Wochen im Landtag und Reichstag beunruhigt haben. Die Sozialdemokraten haben durch ihr durchaus patriotisches Eintreten für die Sicherheit des Vaterlandes gezeigt, daß das Volk, dessen Teile sie organisiert haben, sich eine große Selbständigkeit bewahrt hat und in seinen vaterländischen Gefühlen unberührt geblieben ist. Aus dem Lager der preußischen Polen ist keine Stimme laut geworden, die darauf schließen ließe, daß die Polen nicht ihre volle Pflicht als deutsche Reichsangehörige zu tun gedenken. Auch aus den anderen Grenzmarken kommen die erhebenden Nachrichten, wie auch da aller Hader zurücktritt vor der einen, allen gemeinsamen Aufgabe. Der Post ist es vorbehalten geblieben, diese Harmonie zu stören und Ansprüche anzumelden, für deren Erörterung wirklich augenblicklich keine Zeit vorhanden ist. Nun, sie hat ihren Freunden einen Bärendienst geleistet, denn es handelt sich hier nicht um die Harmonie des gegenwärtigen Lebens. Es handelt sich um wichtige politische Wirkungen, die dieses Auftreten der Post verursachen kann und wohl auch schon verursacht hat. Die Post beunruhigt alle die Kreise, die das eine oder andere an unserem Staatsbau auszusetzen haben, indem sie ihnen das Schreckbild vorzaubert, daß der Erfolg eines siegreichen Krieges eine böse Reaktion auf allen möglichen Gebieten sein könne. Soviel Weitsicht sollte der politische Leiter der Post doch wohl haben, daß er sich klar darüber bleibt, wie der von ihm so lange herbeigesehnte Krieg, der annähernd 20 Millionen Menschen ins Feld rücken läßt, nicht spurlos an den politischen Auffassungen der Völker Europas vorübergehen kann.

Man höre und sehe um sich, was der Krieg schon jetzt bewirkt hat. Man lese, was der Sozialdemokrat Ludwig Quessel schreibt: „In diesen schweren Tagen," heißt es in Heft 16 der Sozialistischen Monatshefte (S. 1014), „da fast ganz Europa in Flammen steht, erhebt sich die Frage, ob Deutschland nicht vielleicht besser getan hätte, das Habsburgische Kaiserreich seinem Schicksaal zu überlassen. Diese Frage aufwerfen, heißt sie verneinen. Europa gleicht einem gewaltigen Gebäude, dessen einzelne Stockwerke und Abteilungen von den einzelnen Nationen bewohnt werden. Es wäre unsinnig zu glauben, man könne aus diesem vielgestaltigen Bau eine Mauer herausreißen, ohne die Sicherheit des ganzen Gebäudes zu gefährden. Ohne Freunde im Westen und Osten, gegen das eng mit einander verbundene Rußland und Frankreich ganz auf den einen Bundesgenossen angewiesen, konnte Deutschland diesen nicht ruhig der gewaltsamen Vernichtung entgegentreiben sehen. Oder glaubt man, daß Frankreich und Rußland nach der Unterminierung des Habsburgischen Kaiserreichs durch die aus staatlichen Mitteln gespeiste Irredenta Serbiens das industriegewaltige Deutschland mit seiner mächtig anwachsenden Bevölkerung unangetastet gelassen hätte? Wer so kalkuliert, kennt die Pläne der moskowitischen Panslawisten und der französischen Imperialisten nicht. Man lese die Geschichtswerke der modernen französischen Historiker, und man erfährt dort, wie im Herzen eines jeden französischen Imperialisten tief die Sehnsucht verankert ist, das imposante Bauwerk des ersten Napoleonischen Kaiserreichs wieder in alter Herrlichkeit aufzurichten. Lothringen und Elsaß französischer Besitz, das linke Rheinufer französisch, die südwestlichen Staaten zu einem modernen Rheinbund vereinigt, der nichts weiter sein darf als ein französisches Protektorat, das sind die Ideen der Männer, die die Republik dem Zarenreich untertan gemacht haben. Was den französischen Imperialismus nur leise und abgetönt ausspricht, das dröhnt der moskowitische Panslawismus durch alle Gassen. Daß alle preußischen Gebiete, die slawische Bevölkerung aufweisen, von Rechts wegen dem großen Slawenreich der Zukunft gehören, das sich vom Stillen Ozean bis weit über die Mündung der Weichsel erstrecken soll, das hält man in Petersburg für eine schlichte Selbstverständlichkeit. Was zwischen dem geplanten französischen Protektorat über das westliche Deutschland, wie es der Pariser Imperialismus verlangt, und dem sich über die Weichselmündung erstreckenden Slawenreich im Osten vom heutigen Deutschland noch übrig bleiben würde, wären neben den Überresten Preußens noch einige Kleinstaaten, die nur noch als russische Vasallenstaaten weiterleben könnten.

Ein furchtbares Schicksal droht der Nation. Von Ost, West und Nord stürmen die Feinde heran sie niederzuwerfen. Das Volk, das im Reich des Geistes die herrlichsten Bauwerke errichtet, . . . soll jetzt die Beute von Völkern werden, deren Anlagen und Begabungen nirgendwo begeistertere Anerkennung fanden als gerade auf deutscher Seite. Was die Feinde Deutschlands planen, ist eine Versündigung an der Kultur und der Menschheit überhaupt, die nimmer-

mehr so hoch hätte steigen können, wenn deutsche Geistesarbeit ihr nicht mit den Weg empor gebahnt hätte.... Wer dieses Volk niederwerfen und für alle Zeiten ohnmächtig machen will, trachtet danach, alle menschlichen Zukunftshoffnungen zu vernichten."

Gewiß bleibt Quessel seiner politischen Gesinnung nach Sozialdemokrat; aber welche Hoffnungen dürfen sich an die Zukunft unserer Volksgesamtheit knüpfen, wenn uns gerade aus dieser Partei solche Worte, solche Anschauungen entgegenhallen, die jeder von uns in diesen Tagen selbst gedacht und vor- und nachempfunden hat.

Das ist eine große Gewähr, auf die wir uns nach dem Kriege stützen können, und wie wir uns für den Krieg selbst durch unser ausgezeichnetes Heer, durch unsere glänzend bewährte staatliche Organisation gerüstet haben, so müssen wir uns rüsten, dem Ansturm entsprechen zu können, der nach dem Kriege vom Auslande her einsetzen wird, um die Erfolge unserer Stärke nach Möglichkeit zu schmälern. Auch da wird nur Einigkeit nns stark machen. In dem Zusammenstehen der Deutschen und Westslawen, der Deutschen, der Polen, Tschechen, Slowenen und Ungarn, erblicke ich eine Gewähr dafür, daß man nach dem Kriege toleranter sein wird in nationalen Fragen wie man noch vor wenigen Monaten war, und daß sich höhere Gesichtspunkte staatlicher und allgemein menschlicher Natur durchsetzen werden, um den durch die Katastrophe bewirkten Zusammenschluß der Völker Mitteleuropas auch weiterhin auszubauen und zu festigen.

Auch im Innern wird es unmöglich sein, die Bande ohne weiteres zu zerreißen, die sich schon während der Mobilmachungstage zwischen den verschiedenen Schichten des Volkes geknüpft haben und die sich während der blutigen Kämpfe noch weiter festigen. Der Fabrikdirektor und der Eisendreher, die auch nur einen Tag zusammen im Schützengraben gelegen haben, die auch nur eine Patrouille zusammen in Feindes Land ritten, umschlingt ein Band, das auch die gehässigsten Hetzer, die jetzt kühlen Herzens unberührt von der Größe des Augenblicks Zeitungsartikel schreiben können, niemals zerreißen können. Es ist schon heute manche Schranke gefallen zwischen den Ständen, es ist mancher Kastengeist zerstäubt vor der Größe des Augenblicks. Keine verständige Regierung wird ihre Hand dazu bieten, diese Schranken wieder aufzurichten, die so vielen Millionen Deutschen bittere Stunden bereitet haben.

Das sei der Postredaktion gesagt: die Folgen des Krieges für das Deutschtum und für Deutschland, vielleicht für das ganze große mitteleuropäische Gebiet, das heute die glorreichen Adler der Hohenzollern und Habsburger mit ihren Schwingen umfassen, kann nur eine Ära sein, die nach Möglichkeit den Bedürfnissen aller derer gerecht wird, die heute Gut und Blut einsetzen für die hohe Kultur, die so eng mit dem deutschen Namen verknüpft ist.

George Cleinow

Krieg und Sozialpolitik

Von Rechtsanwalt Dr. Donſchott

Deutſchland ſtarrt in Waffen. Militäriſch und finanziell aufs beſte gerüſtet zieht es ſeinen drei Feinden entgegen. Jeder andere Staat würde mit ſeinen militäriſchen Rüſtungen vollauf zu tun haben. Aber Deutſchland hat nach dem altrömiſchen Grundſatze gearbeitet: „si vis pacem, para bellum;“ „wenn du den Frieden willſt, rüſte den Krieg.“ In den Zeiten des vierundvierzigjährigen Friedens hat es niemals die Möglichkeit eines Krieges außer acht gelaſſen und ſich ſtets vor Augen gehalten, daß es im Falle eines Krieges nicht gegen einen Feind, ſondern gegen eine Welt von Feinden ſeine Waffen erheben muß, wie es denn auch eingetreten iſt.

Angeſichts ſeiner in jeder Beziehung vorzüglichſten Kriegsvorbereitungen iſt es denn kein Wunder, daß Deuſchland auch in Kriegszeiten noch Zeit findet, in der Sozialpolitik heilſame geſetzliche Maßnahmen zu treffen, auf einem Gebiete, deſſen Bearbeitung doch eigentlich und vorzüglich nur in Friedenszeiten möglich erſcheint. Neben ſehr einſchneidenden Beſtimmungen für das bürgerliche Recht, das Prozeß-, Wechſel- und Scheckrecht, die ſowohl die ins Feld Ziehenden als auch die Zurückbleibenden vor wirtſchaftlichen Nachteilen und Sorgen nach Möglichkeit ſchützen ſollen, ſind am 4. Auguſt 1914 auch eine Reihe ſozialpolitiſcher Vorſchriften erlaſſen. So hat das Geſetz vom 28. Februar 1888 betreffend die Unterſtützung von Familien in den Dienſt eingetretener Mannſchaften wichtige Erweiterungen erfahren. Die Unterſtützungen nach Maßgabe dieſes Geſetzes ſollen in Zukunft auch den Familien derjenigen Mannſchaften zukommen, welche zur Dispoſition der Truppen- bzw. Marineteile beurlaubt ſind, ſowie den Mannſchaften, die das wehrpflichtige Alter überſchritten haben und freiwillig in den Dienſt eintreten, und dem Unterperſonal der freiwilligen Krankenpflege. Auch uneheliche Kinder ſollen der Unterſtützung des Geſetzes teilhaftig werden, falls die Verpflichtung des Kriegsteilnehmers als Vater zur Gewährung des Unterhalts feſtgeſtellt iſt. Das Geſetz hat ferner Mindeſtunterſtützungen feſtgeſtellt, die alſo beim Vorliegen beſonderer Gründe noch erhöht werden können: für die Ehefrau ſollen die Unterſtützungen von Mai bis Oktober mindeſtens monatlich neun Mark und für die übrigen Monate zwölf Mark und für jedes Kind unter fünfzehn Jahren und jede der ſonſtigen unterſtützungsberechtigten Perſonen monatlich ſechs Mark betragen.

Aber nicht nur für die Hinterbliebenen gefallener Krieger ist gesorgt, sondern auch die Arbeitsgelegenheit ist versucht, trotz des Krieges in geordneten Bahnen zu halten. Deswegen ist durch das Gesetz von demselben Tage der Reichskanzler ermächtigt, allgemein oder für bestimmte Bezirke oder für bestimmte Anlagen Ausnahmen von den Beschränkungen der Gewerbeordnung und der auf Grund derselben erlassenen Bundesratsverordnungen zu erlassen; soweit der Reichskanzler Bestimmungen nicht erläßt, kann auch die höhere Verwaltungsbehörde für einzelne Betriebe auf Antrag Ausnahmen gewähren.

Auch für die Kranken ist an demselben Tage gesetzlich im erweiterten Umfang gesorgt: dem regelmäßigen Aufenthalt im Inland im Sinne des § 313 Absatz 1 der Reichsversicherungsordnung ist ein Aufenthalt im Ausland gleichgestellt, der durch Einberufung des Mitgliedes zu Kriegs-, Sanitäts- oder ähnlichen Diensten verursacht ist. Nach der obigen Bestimmung der Reichsversicherungsordnung kann nämlich ein Mitglied, das auf Grund der Reichsversicherungsordnung oder bei einer knappschaftlichen Krankenkasse in den vorangegangenen zwölf Monaten mindestens sechsundzwanzig Wochen oder unmittelbar vorher mindestens sechs Wochen versichert war, beim Ausscheiden aus der versicherungspflichtigen Beschäftigung nur dann in seiner Klasse oder Lohnstufe Mitglied bleiben, solange es sich regelmäßig im Inlande aufhält. Wenn nun auch sinngemäße Auslegung dieser Bestimmung Abwesenheit im Auslande infolge Kriegs-, Sanitäts- oder ähnlicher Dienste für das Deutsche Reich dem Aufenthalt im Inlande gleichstellen würde, so ist es doch besser, daß dieses durch das neue Gesetz besonderen Ausdruck gefunden hat, wodurch jeder kleinlichen und sinnwidrigen Auslegung von vornherein die Spitze abgebrochen ist.

Ferner ruht, wenn die Satzung einer Krankenkasse eine Wartezeit für Leistungen bestimmt, der Fristenlauf für alle Versicherten, die während des gegenwärtigen Krieges Kriegs-, Sanitäts- oder ähnliche Dienste leisten. Ist die Wartezeit bereits erfüllt, braucht eine neue Wartezeit nicht zurückgelegt zu werden und die Zeit, für welche die Beiträge weiter gezahlt werden, ist auf die Wartezeit anzurechnen.

Nach § 314 Absatz 1 der Reichsversicherungsordnung erlischt kraft Gesetz ohne weiteres die Mitgliedschaft der Versicherungsberechtigten, die zweimal nacheinander am Zahltage die Beiträge nicht entrichten und seit dem ersten dieser Tage mindestens vier Wochen verstrichen sind. Wenn diese Bestimmung während des Krieges in Kraft geblieben wäre, würden viele Versicherungsberechtigte, die jetzt ihr Blut für das Vaterland vergießen, um ihre Ansprüche an die Krankenkassen kommen und ihnen ungeheure Schäden erwachsen. Diesem Übelstande ist durch § 3 des Gesetzes betreffend Erhaltung von Anwartschaften aus der Krankenversicherung vom 4. August 1914 abgeholfen. Hiernach haben Versicherungsberechtigte, deren Mitgliedschaft nach § 314 Absatz 1 der Reichsversicherungsordnung erloschen ist, das Recht, binnen sechs Wochen nach ihrer Rückkehr in die Heimat in die Krankenversicherung wieder einzutreten, wenn sie während des gegenwärtigen Krieges Kriegs-, Sanitäts- oder ähnliche Dienste geleistet haben.

Doch nicht nur den Mitgliedern der Krankenkassen, sondern auch diesen selbst hat sich für diese schwere Kriegszeit die Fürsorge des Staates zugewandt. Um die Leistungsfähigkeit der Krankenkassen zu sichern, sind durch ein zu diesem Zwecke erlassenes Gesetz vom 4. August 1914 für die Dauer des gegenwärtigen Krieges bei sämtlichen Orts-, Land-, Betriebs- und Innungskrankenkassen die Leistungen auf die Regelleistungen und die Beiträge auf $4^1/_2$ vom Hundert des Grundlohnes festgesetzt. Auf Antrag des Vorstandes einer Krankenkasse kann das Versicherungsamt sogar die Erhebung niedriger Beiträge oder die Gewährung höherer Leistungen anordnen, wenn die Leistungsfähigkeit der Kasse gesichert ist. Wenn bei einer Kasse die Beiträge von $4^1/_2$ vom Hundert des Grundlohnes für die Regelleistungen und Verwaltungskosten nicht ausreichen, so hat bei Orts- und Landkrankenkassen der Gemeindeverband, bei Betriebskrankenkassen der Arbeitsgeber, bei Innungskrankenkassen die Innung die erforderlichen Beihilfen aus eigenen Mitteln zu leisten.

Mit diesen sozialpolitischen Verbesserungen der gegenwärtigen Gesetze ist die soziale Fürsorge des Staates keineswegs erschöpft. Um die Ernährung des Volkes auch während des Krieges zu ermöglichen und eine übermäßige Steigerung der Lebensmittelpreise zu verhindern, ist ebenfalls am 4. August 1914 der Bundesrat ermächtigt, während der Dauer des Krieges die wichtigsten Volksernährungsmittel wie Getreide, Reis, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Rüben, Grün- und Rauhfutter, Küchengewächse, Vieh, Fleisch und Zubereitungen von Fleisch, Fische, Fette zum Genusse, Käse, Eier, Müllererzeugnisse, gewöhnliches Backwerk, eingedickte Milch und anderweitige Nahrungs- und Genußmittel, sowie Mineralöle zollfrei zu lassen. Für Gegenstände des täglichen Bedarfs, insbesondere für Nahrungs- und Futtermittel aller Art, sowie für rohe Naturerzeugnisse, Heiz- und Leuchtstoffe können Höchstpreise festgesetzt werden. Wenn sich ein Besitzer dieser Gegenstände trotz Aufforderung der zuständigen Behörde weigert, sie zu den festgesetzten Höchstpreisen zu verkaufen, so kann die zuständige Behörde sie übernehmen und auf Rechnung und Kosten des Besitzers zu den festgesetzten Höchstpreisen verkaufen, soweit sie nicht für dessen eigenen Bedarf nötig sind. Außerdem wird ein solcher Besitzer mit Geld bis zu dreitausend Mark oder entsprechender Gefängnisstrafe bis zu sechs Monaten bestraft, und nach den bereits bestehenden Gesetzen kann einem solchen Lebensmittelwucherer das Geschäft polizeilich geschlossen werden, was denn auch zur Abschreckung anderer Übeltäter bereits einige Male mit gutem Erfolg geschehen ist.

Nimmt man zu den vorstehend erwähnten Gesetzen vom 4. August 1914 noch die sich auf das bürgerliche Prozeß-, Wechsel- und Scheckrecht beziehenden Gesetze und das die Gründung von Darlehnskassen anordnende Gesetz von demselben Tage hinzu, so kann kein Zweifel sein, daß das Deutsche Reich nicht nur auf militärischem und finanziellem, sondern auch auf volkswirtschaftlichem Gebiete zum Kriege überall gerüstet ist.

Die russische Armee als Gegner

Von Generalleutnant Freiherr Freytag-Loringhoven

3. Im Orientkriege 1877/1878

Die in der Krim gemachten Erfahrungen sind in der russischen Armee nicht unberücksichtigt geblieben. Es vollzog sich allmählich eine vollständige Abkehr von der bisherigen Ausbildungsweise. Man stieß das Gezwungene in Haltung und Bewegung des einzelnen Mannes wie der Truppe überhaupt, als etwas dem Nationalcharakter nicht Entsprechendes von sich. Damit wurden freilich zugleich unentbehrliche disziplinare Hilfsmittel geopfert. Das Kommandowort „Smirno“ (Stillgestanden) nagelte hinfort den Mann nicht mehr an den Boden. Man glaubte bei der angeborenen Unterwürfigkeit des russischen Soldaten der straffen Exerzierdisziplin überhaupt nicht mehr zu bedürfen und übersah, daß mit Herabsetzung der Forderungen an die äußere Schönheit und Gleichmäßigkeit der Truppe sich auch deren innere Ordnung bedenklich lockern mußte, daß bei dem Fehlen einer sorgsamen Ausbildung des einzelnen Mannes die Einübung auch der einfachsten Bewegungen geschlossener Truppenteile so viel Zeit in Anspruch nahm, daß die Gefechtsschulung darüber notwendigerweise zu kurz kommen mußte.

Mit der freieren Richtung in Staat und Gesellschaft, wie sie durch die großen Reformen Alexanders des Zweiten, insbesondere die Aufhebung der Leibeigenschaft, zum Ausdruck kam, zog auch ein neuer Geist in die Armee ein. Es geschah viel, um den Bildungsgrad des Offizierkorps zu heben. Die alten, aus dem Unteroffizierstande hervorgegangenen Troupiers, die freilich niemals sehr zahlreich gewesen waren, begannen jetzt nach und nach ganz zu verschwinden. Dafür drangen vielfach Elemente in das Offizierkorps ein, die ihm früher nicht angehört hatten. Der kleine Landadel, dessen Söhne ehedem hauptsächlich das Offizierkorps der Linieninfanterie gestellt hatten, verarmte infolge der Aufhebung der Leibeigenschaft immer mehr. Seinen Platz nahmen Leute ein, deren Herkunft sie für den Offizierstand nicht immer in jeder Hinsicht geeignet erscheinen ließ und deren Erziehung nicht unbedingt für ihre Gesinnung bürgte. Das Anwachsen der Armee führte dahin, daß man nach dieser Richtung die Grenzen nach unten hin immer mehr erweitern mußte.

Es trat eine allgemeine Lockerung aller gesellschaftlichen Ordnung ein. Statt Dank zu ernten für die Wohltaten, die er seinem Volke angedeihen ließ,

sah Kaiser Alexander der Zweite die revolutionäre Strömung in seinem Reiche mehr und mehr anwachsen. Diese Verhältnisse konnten nicht ohne tiefgehende Wirkung auf die Armee bleiben. Die Aufhebung der Leibeigenschaft erfolgte bei dem Kulturzustande der russischen Bauernschaft offenbar zu früh. Der Rekrut blieb immer noch willig, aber die alte Unterordnung schwand doch nach und nach, ohne daß sie durch geläutertes, bewußtes Pflichtgefühl, wie es nur in einem alten Kulturvolke lebt, ersetzt werden konnte. Vollends mit der im Jahre 1874 eingeführten allgemeinen Wehrpflicht gewann die Armee ein ganz anderes Gepräge. An die Stelle der alten Soldaten mit langer Dienstzeit, deren Heimat das Regiment gewesen war, traten jetzt Mannschaften mit zunächst sechsjähriger Dienstzeit.

Die Wandlung von einem Heere von Berufssoldaten zu einem solchen, das sich mit Hilfe der allgemeinen Wehrpflicht ergänzt, hat sich naturgemäß erst allmählich vollzogen, so daß, als der Türkenkrieg 1877/1878 ausbrach, die allgemeine Wehrpflicht noch kaum wirksam geworden sein konnte. Die Armee befand sich damals in jeder Hinsicht in einem Übergangsstadium. Das gilt auch hinsichtlich ihrer Gefechtsschulung. Die Bataillonsmassen hatten bald nach dem Krimkriege den Kompagniekolonnen Platz gemacht, und die Erfahrungen des Deutsch-Französischen Krieges das Schützengefecht mehr hervortreten lassen. Wenn daher auch die russischen Vorschriften den zeitgemäßen Forderungen im allgemeinen Rechnung trugen, so war doch das Verständnis für die Bedingungen des modernen Gefechts noch keineswegs Gemeingut der Armee geworden, als diese aufs neue gegen den alten Feind ins Feld rückte. Ihre taktische Durchbildung ließ namentlich hinsichtlich des Zusammenwirkens der Infanterie und Artillerie vieles zu wünschen übrig. Auch war die Masse der Infanterie mit einem minderwertigen Gewehr, einem aptierten Vorderlader, bewaffnet. Von entscheidender Bedeutung aber sind diese Dinge nicht gewesen.

Auch dieses Mal hat die russische Intendantur vollständig versagt. Wiederum trat das mächtige Zarenreich mit unzureichenden Kräften in den Krieg ein. Ende April waren auf dem europäischen und asiatischen Kriegsschauplatz im ganzen mobil gemacht: siebenundzwanzig Infanterie- und zehn Kavalleriedivisionen, während im Reiche immobil verblieben: einundzwanzig Infanterie- und acht Kavalleriedivisionen. Die Operationsarmee an der Donau zählte Mitte Juli nur 260000 Mann, wiewohl der russische Generalstab die in der europäischen Türkei verfügbaren feindlichen Kräfte annähernd richtig auf 280000 Mann veranschlagte, davon 190000 Mann unmittelbar gegen die russische Feldarmee verfügbar. Die Folge war, daß nach vollzogenem Donauübergange, als sich die Notwendigkeit ergab, nach drei Seiten Front zu machen, 10000 Mann als Avantgardenkorps in den Balkan vorgeschoben wurden, 75000 Mann zur Deckung der linken, 35000 Mann der rechten Flanke als unentbehrlich erachtet wurden, die sogenannte Hauptmacht aber zeitweilig nur aus einem Armeekorps bestand, zu dessen Verstärkung vorläufig nur noch zwei weitere

Armeekorps herangezogen werden konnten. Als dann auf der Westfront ein erster Angriff auf Plewna abgewiesen worden war, und die Russen sich überall in die Verteidigung gedrängt sahen, bildete die rumänische Armee, deren Mitwirkung man bisher verschmäht hatte, eine sehr willkommene Verstärkung.

Das Mißglücken dreier gegen die Plewnaer Stellungen Osman Paschas geführter Angriffe, davon der letzte mit einer mehr als doppelten Überlegenheit an Infanterie und einer sechsfachen an Artillerie, ist in erster Linie den Fehlern der Führung und der den Anforderungen neuerer Fechtart nicht gewachsenen taktischen Durchbildung der Armee überhaupt zuzuschreiben. Es fehlte an Übereinstimmung der Generale untereinander und an Initiative. General von Hasenkampf schreibt in seinem Tagebuche: „Unsere Truppen sind vorzüglich, aber die Führer lassen vieles zu wünschen. . . . . Sie lassen alles durchgehen. Das Gefühl der Verantwortlichkeit fehlt vielen von ihnen gänzlich. . . . Wohin man sieht, überall herrscht mangelndes Verständnis und Hilflosigkeit. Es ist kennzeichnend, daß nach jedem größeren Gefecht die höheren Führer für mehrere Tage die Hände in den Schoß legen und nicht allein nichts tun, sondern sogar aufhören zu denken oder sich überhaupt um das Nächstliegende zu bekümmern. Einige verlassen sogar die Armee, um sich auszuruhen, als ob sie eine Besichtigung hinter sich hätten." Wir finden gleichwohl eine Anzahl vortrefflicher Generale wie Gurko, Skobelew, Radetzki und vor allem Totleben. Der russische Soldat hat sich auch in diesem Kriege im Ertragen von Entbehrungen und körperlichen Mühsalen auf der alten Höhe gezeigt. Daß er im Vertrauen hierauf den winterlichen Balkanübergang wagte, gereicht dem Großfürsten-Oberkommandierenden zum Ruhme. Er hat sich in der Leistungsfähigkeit seiner Soldaten nach dieser Richtung nicht getäuscht.

Nicht minder wie im stummen Ertragen solcher Leiden hatten sich die russischen Truppen auf dieser selben Paßhöhe bereits im August als Kämpfer bewährt. Mit vollem Recht vermerkt General von Hasenkampf über diese Gefechtstage in seinem Tagebuche: „Die angreifenden türkischen Truppen Suleiman Paschas haben einen Opfermut bewiesen, der besser in anderer Weise nutzbar gemacht worden wäre . . ." Die Unerschrockenheit, mit der drei russische Bataillone des 36. Regiments Orlow und vier bulgarische Druschinen die zehnfach wiederholten Angriffe von vierzig türkischen Bataillonen angenommen und abgewiesen hätten, sei über alles Lob erhaben.

Was hier von der Abwehr gesagt ist, läßt sich nicht ohne weiteres von der Haltung der Truppe im Angriff behaupten. Bei Plewna wurde beim dritten Angriff die Infanterie losgelassen, ohne daß eine Wirkung der Artillerie erzielt worden war, und ohne daß sich die Infanterie während des Artilleriefeuers näher an den Feind herangearbeitet hatte. Ihr Angriff brach denn auch zusammen. Nur Skobelews fortreißender Gewalt gelang es, den Angriff an einer Stelle bis in die türkischen Verschanzungen hineinzutragen. Da der General von den Nachbartruppen nicht unterstützt wurde, gingen jedoch

auch die von ihm erkämpften Vorteile wieder verloren. Noch lange nach dem Kriege hat dem „Weißen General" der Anblick des Schlachtfeldes von St. Privat Tränen der Beschämung abgepreßt, weil dort den Preußen gelungen war, was die Russen bei Plewna nicht konnten. In der Tat hatte bereits der zweite, am 20. Juli unternommene Angriff auf Plewna manche unliebsame Erscheinungen zutage gefördert. Unter dem Eindruck der sich häufenden Verluste entstand eine Panik, die sich bis an die Donaubrücke von Sistov fortsetzte. Dort mußten sich die Brückenwachen bereitmachen, auf die andringenden Flüchtlinge zu feuern. Die zur Donau führenden Wege waren mit fortgeworfenen Bekleidungs- und Ausrüstungsstücken bedeckt. Die Verwundeten wurden im Stiche gelassen. Nur weil die Türken nicht nachstießen, ist damals das Schlimmste abgewendet worden.

Gewiß, Paniken sind überall vorgekommen, und es wäre töricht zu glauben, daß andere Armeen gegen sie gefeit seien. Vermöge der Offenheit, mit der sich die russische amtliche und halbamtliche Militärliteratur über diese Dinge äußert, erfahren wir von solchen Dingen bei russischen Truppen nur weit mehr als anderswo. Unzweifelhaft ist aber der Russe unerwarteten Eindrücken, die plötzlich auf ihn einstürmen, besonders zugänglich. Es war das 1875 um so mehr der Fall, mit je größerem Zutrauen auf die unwiderstehliche Tapferkeit russischer Truppen man in den Krieg gezogen war und je geringer man den Gegner eingeschätzt hatte. Die Stimmung war nach dem dritten Angriff auf Plewna bei Führern und Truppe in hohem Grade niedergedrückt. Die Häufigkeit der Fälle, wo ein höherer Offizier wie Skobelew die ganze Macht seiner Persönlichkeit einsetzen mußte, um Krisen im Gefecht zu überwinden und den stockenden Angriff in Fluß zu bringen, läßt am inneren Wert der Truppe berechtigte Zweifel aufkommen. Noch jenseits des Balkan, beim Angriff gegen die türkische Stellung von Scheinowo, im Rücken des Schipkapasses entringt sich Skobelew, als der Angriff zeitweilig nicht vorwärts geht, der kummervolle Ausruf: „Es scheint, das wird wieder wie bei Plewna!"

Der einstige Generalstabsoffizier Skobelews, spätere Oberkommandierende des Mandschureiheeres, Generaladjutant Kuropatkin, äußert in seinem Rechenschaftsbericht über den Krieg gegen Japan, in dem er einen geschichtlichen Rückblick anstellt, daß namentlich denjenigen Truppenteilen, die nicht bereits den Winter 1876/77 an der rumänischen Grenze in mobilem Zustande verbracht hätten, sondern erst später auf Kriegsstärke gebracht worden wären, teilweise der feste Schluß gefehlt habe. „Dieser erste Krieg nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, wenn er auch mit einem Siege über die Türken endigte, bewies doch, wie sehr die Schnelligkeit unserer Mobilmachung und unseres Aufmarsches im Vergleich mit unseren westlichen Nachbarn im Rückstande war ... Wir waren in der Verteidigung stärker als im Angriff ... Wie im Krimkriege waren wir auch noch damals wenig manövrierfähig und führten das Angriffsgefecht bei vielen Gelegenheiten, besonders bei Plewna, ungeschickt."

Das glückliche Endergebnis des Krieges hat die ernsten Lehren, die er zeitigte, im russischen Heere bald wieder in Vergessenheit geraten lassen. Die Friedensjahre zwischen diesem Kriege im nahen und dem von 1904/1905 im fernen Orient zeitigten einen weiteren Ausbau der Armee und zahlreiche Reformen. Auch die Manöver wurden in wachsendem Maße entwickelt; gleichwohl äußert General Kuropatkin in seinem Rechenschaftsbericht über den mandschurischen Krieg: „Leider hatte alles, was ich in den Manövern wahrnahm, mich in der Überzeugung bestärkt, daß die taktische Durchbildung unserer Truppen, besonders der höheren Führer vom Regimentskommandeur aufwärts, noch unzureichend und nicht einheitlich war." Wesentliche Fortschritte auf dem Gebiete des taktischen Könnens sind nicht gemacht. Zwar sagt Kuropatkin, die Armee habe 1904 unzweifelhaft auf einem höheren taktischen Standpunkt gestanden als 1877, gibt aber gleichzeitig zu, daß vieles ungetan geblieben und in mancher Hinsicht sogar eine Rückkehr zum alten zu verzeichnen gewesen sei. Auch sei die taktische Ausbildung weniger nach den vorhandenen Bestimmungen als nach dem Ermessen der Oberkommandierenden der Militärbezirke erfolgt. Große Verschiedenheiten wären so auch unvermeidlich gewesen. Theoretisch wurden richtige Folgerungen aus den Begebenheiten von Plewna gezogen, vor allem von Kuropatkin selber, aber der Glaube an die alles beherrschende Macht des heutigen Feuers, die Erkenntnis, daß der Angriff in einem Vortragen des Feuers zu bestehen habe, drang nicht durch. „Die Vorstellung von einem unaufhaltsamen Vorgehen ohne Abgabe von Feuer, hatte sich leider bei vielen Führern festgesetzt . . . Wir verstanden es nicht, einen Angriff durch starkes Artillerie- und Infanteriefeuer wirksam vorzubereiten." In der Verteidigung verfuhr die Armee wesentlich geschickter. Aber auch hierbei wurden die Reserven nicht zur Verstärkung des Feuers verwandt, sondern geschlossen, ohne einen Schuß zu tun, zum Gegenstoß vorgeführt. Kuropatkin sieht in allem diesem das Gegenteil vom deutschen Verfahren. General Dragomirows Lehre von der ungeschmälerten Bedeutung des Bajonetts behielt die Oberhand, nicht zum wenigsten, weil er an den Namen Suworow anknüpfte, der noch heute dem Herzen russischer Krieger teuer ist. „Dragomirow hat viel dazu beigetragen, daß die alte Richtung von der nahezu alles entscheidenden Bedeutung des Bajonetts die Oberhand behielt . . . Er stellte die absurde Forderuug auf, daß die Infanterie sich während der Feuerhalte beim Angriff nicht hinlegen solle." Dragomirow mochte erkannt haben, daß eine individualisierende Ausbildung, wie sie das Schützengefecht fordert, der Natur der russischen Soldaten nicht zusagt. Seine Schriften wirkten besonders, weil er das moralische Prinzip in so volkstümlich bestechender Weise in den Vordergrund zu stellen wußte. Sie klang dem russischen Ohr so schön, diese immer wieder vorgebrachte Weisheit von den unübertrefflichen Eigenschaften des russischen Soldaten, von der Unwiderstehlichkeit seines Bajonetts, so schön und — so bequem, denn es fehlte der Ansporn zur Weiterarbeit. Eine solche, wie sie im deutschen Heere nach Siegen,

wie sie die Welt bis dahin nicht gekannt, jetzt durch vierundvierzig Friedensjahre unermüdlich alljährlich geleistet wurde, hat in Rußland vor dem Waffengange mit Japan nicht stattgefunden. Die üblen Folgen sind nicht ausgeblieben.

4. Im Mandschurischen Kriege

Hatte Rußland in allen Kriegen, die es führte, mit dem Hindernis gewaltiger räumlicher Ausdehnungen zu kämpfen, so fiel das 1904 und 1905 in der entlegenen Mandschurei besonders schwer ins Gewicht. Eine einzige eingleisige Bahn von 6000 Kilometer Länge, die noch dazu erst nach erfolgtem Ausbruch des Krieges ganz fertiggestellt wurde, bildete die einzige Verbindung zwischen der Heimat und dem fernen ostasiatischen Kriegsschauplatz. Dazu waren die Vorbereitungen für den Krieg keineswegs vollendet. Es bedurfte längerer Zeit, bis eine schlagfähige Armee in der südlichen Mandschurei bereitgestellt werden konnte. Indessen auch die Japaner hatten mit Schwierigkeiten zu kämpfen, wie es sich ohne weiteres daraus ergibt, daß es sich für sie um einen Krieg über See handelte. Der durch Geländeschwierigkeiten bedingte langsame Vormarsch der japanischen Ersten Armee durch Korea und die durch die Eisverhältnisse verursachte späte Ausschiffung der japanischen Zweiten Armee ließen es dahin kommen, daß die Russen Ende April über hinreichende Kräfte verfügten, um sowohl dem weiteren Vordringen des Gegners von Korea über den mandschurischen Grenzfluß Yalu als den weiteren japanischen Landungen ernste Schwierigkeiten zu bereiten. Solches geschah indessen nicht. Der russische Oberkommandierende, General Kuropatkin, — und er stand mit dieser Ansicht im Heere nicht allein — hieß vielmehr den Eintritt der Japaner in die Mandschurei willkommen. Man könne, meinte er, ihnen „goldene Brücken" bauen, wenn nur keiner von ihnen in die Heimat zurückkehre.

Die „goldenen Brücken" sollten sich leider als Hekatomben russischer Soldaten, und dazu vergeblich gebrachte, erweisen. Deren erste bildete der Kampf am Yalu. Dort wurde die 18000 Mann starke russische Ostabteilung von der 45000 Mann zählenden japanischen Ersten Armee überrannt. Nachdem Port Arthur sich selbst überlassen worden war, bestand der Statthalter im „Fernen Osten", Admiral Alexejew, auf einem Entsatzversuch. Es führte das zum Vorschieben des Korps Stackelberg nach Wafangou, das dort am 15. Juni 1904 gleichstarken Kräften unterlag. Diese beiden ersten Niederlagen sind nur zum Teil den russischen Korpsführern zur Last zu legen; der Oberkommandierende ist nicht von der Schuld freizusprechen, sie durch die Unklarheit seiner Weisungen mitverschuldet zu haben. So machte er es dem General Sassulitsch einerseits zur Pflicht, die Linie des Yalu zu halten, anderseits aber, sich in keinen ungleichen Kampf einzulassen. Stackelbergs Vormarsch nach Süden aber bildete überhaupt ein Kompromiß zwischen den Ansichten des Armeeführers und des ihm übergeordneten Statthalters; in dieser Halbheit lag bereits der Keim des Mißlingens.

„Alles, was von russischer Seite nach diesen beiden ersten Niederlagen bis Liaoyan geschah," sagen die Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften, „war im Grunde immer dasselbe. Auf der Süd- wie auf der Ostfront werden Stellungen bezogen, den Generalen aber wird zugleich eingeschärft, daß sie sich in ihnen nicht größeren Verlusten aussetzen sollen. Die Führung zeigt sich diesen Aufgaben durchaus gewachsen. Sie entwickelt ein bemerkenswertes Geschick in der Einleitung und Durchführung der rückgängigen Bewegungen; die Haltung der Truppen hierbei ist bewundernswert. . . . Wie sich zeigte, blieb indessen selbst der russische Soldat von der niederdrückenden Einwirkung solcher fortgesetzten Rückzüge nicht unberührt. Wie sollte er auch zu seinen Führern und den von ihnen gewählten Stellungen Vertrauen fassen, wenn diese stets geräumt wurden, sobald der Feind Miene machte, sie ernsthaft anzugreifen. Allzu nahe lag es da, daß der Soldat sich schließlich zu dem gleichen Verfahren für berechtigt hielt und eigenmächtig den Kampfplatz verließ, sobald ihm die Gefahr näher rückte."

Als dann bei Liaoyan zwischen dem 30. August und 3. September in stark verschanzten Stellungen den Japanern ernstlich Widerstand geleistet wurde, geschah es mit einer Überlegenheit von 50000 Mann Infanterie und 240 Geschützen, wobei allerdings auf russischer Seite die Kräfte der Japaner, wie fast stets in diesem Kriege, überschätzt wurden, hier um 37000 Mann Infanterie. Der Angriff der Überlegenheit gegen die starken ausgebauten russischen Stellungen südlich Liaoyan scheiterten vollkommen. Oberstleutnant von Tettau schreibt über die Stimmung der russischen Truppen am 31. August abends: „Die von allen Seiten eingehenden Nachrichten erweckten das Gefühl, daß man — wenn auch mit großen Opfern — den ersten Erfolg errungen habe." Einer der kommandierenden Generale telegraphierte seinem Nachbar: „Die Verluste sind ungeheure, aber auch die Tapferkeit ist ungeheuer. Alle sind überzeugt, daß wir niemals zurückgehen werden. Alle rufen Hurra, auch ich rufe Hurra."

Ein solches in den Stellungen ausgebrachtes Hurra konnte freilich niemals ein Hurra im Angriff ersetzen. Die Überzeugung „aller", daß man niemals zurückgehen würde, ist denn auch geopfert worden. General Kuropatkin entschloß sich, während der Nacht zum 1. September die erfolgreich behaupteten Stellungen südlich Liaoyan zu räumen, um mit einer Masse von über 90 Bataillonen die seine linke Flanke und seine Rückzugsstraße bedrohende Umfassung durch die japanische Erste Armee zurückzuweisen. Dieser Gegenangriff, obwohl er mit dreifacher Überlegenheit geführt werden konnte, erfolgte nicht einheitlich und ohne Nachdruck. Durch Verluste in zweitägiger Abwehr geschwächt, auf das äußerste ermüdet, bei Nacht zurückgeführt, besaßen die Truppen der bisherigen Südfront keine eigentliche Angriffskraft mehr. Entsprechend aus der Reserve verstärkt, hätten sie dagegen in dem bisher behaupteten Gelände südlich Liaoyan gegen die zu Boden gerungenen Angreifer sehr wohl zu einem Siege fortgerissen werden können, den sie jetzt an anderer Stelle nicht mehr zu erringen imstande waren.

Wenn die russische Armee im wesentlichen, ohne verfolgt zu sein, nach Mukden zurückgelangte, so lag es daran, daß die Kraft der ohnehin an Zahl unterlegenen Sieger erschöpft war, und daß es ihnen an der eigentlichen Waffe der Verfolgung, einer zahlreichen, leistungsfähigen, mit reitender Artillerie und Maschinengewehren versehenen Kavallerie gebrach. Welche reichen Früchte andernfalls der Verfolgung hätten zufallen können, geht aus der Schilderung des Stabschefs des V. Sibirischen Armeekorps, Generalmajors Jakowlew, hervor, in der es heißt: „Die allgemein verbreitete Ansicht, als ob der Rückzug unserer Armee von Liaoyan auf Mukden in musterhafter Ordnung vor sich gegangen sei, vermag ich nicht zu teilen. Daß wir keine Geschütze, Trains usw. verloren haben, ist hauptsächlich dem Umstande zu verdanken, daß die Japaner uns nicht im geringsten verfolgten. . . . Tatsächlich war während des Rückzugs vom 4. bis 8. September nicht ein Kanonenschuß zu hören, die Japaner waren gleichsam spurlos verschwunden. Ich weiß nicht, wie die Nachhuten zurückgegangen sind, ich bin überzeugt, daß es in voller Ordnung geschah. Das Gros aber flutete als eine aus Truppen, Hospitälern, Parks und Stäben gemischte wirre Masse nach Norden zurück."

Kuropatkin freilich soll diesen Rückzug noch über den der Zehntausend Xenophons gestellt haben. Er bekannte sich seltsamerweise nicht als geschlagen und berief sich hierbei auf die hohen Verluste, die er den Japanern zugefügt habe, wobei er übersah, daß, wenn diese auch 23000 Mann eingebüßt hatten, sie die Angreifer gewesen waren, und daß die Russen immerhin auch 16000 Mann verloren hatten. Am 11. September telegraphierte er dem Kriegsminister: „Ich bitte Sie, mir zu erklären, weshalb Sie annehmen, daß unsere Armee bei Liaoyan eine Niederlage erlitten hat. Wir haben alle Angriffe des Feindes auf die vordere und auf die Hauptposition von Liaoyan zurückgewiesen. . . . Allerdings gelang unser Angriff nicht, dafür aber haben wir Liaoyan mit vollem Erfolge verteidigt." Man gewinnt fast den Eindruck, daß Kuropatkin die Abwehr Selbstzweck war, daß es ihm gar nicht ernstlich darauf ankam, sich ihrer zu bedienen, um den Sieg durch Übergang zum Gegenangriff zu gewinnen. Mit Recht blieb denn auch der Kriegsminister bei seiner Ansicht. Er telegraphierte zurück: „Falls Sie glauben, daß der Ausdruck ‚Niederlage' den Ausgang der Schlacht bei Liaoyan nicht zutreffend bezeichnet, so nennen Sie es meinetwegen einen Mißerfolg. Wie Sie wünschen!" Ein Mißerfolg war es in der Tat, und zwar ein solcher schwerster Art. Nur „der Charaktereigentümlichkeit des russischen Volkes, empfangene Eindrücke nicht lange auf sich haften zu lassen, dieser für den Soldaten unter Umständen schätzbaren Eigenschaft, war es zu verdanken, daß die Spuren, die der Rückzug von Liaoyan der Armee aufgedrückt hatte, bald wieder schwanden". So konnte denn Anfang Oktober die auf 260000 Mann angewachsene Armee aufs neue aus der Gegend von Mukden gegen das bei und nördlich Liaoyan verbliebene jetzt 170000 Mann zählende japanische Heer zum Angriff vorgehen. Hierbei sollte der Feind in

der mandschurischen Ebene durch zwei Armeekorps gefesselt werden, während ihm drei Armeekorps im östlich angrenzenden Gebirge die rechte Flanke abzugewinnen hatten. Drei Armeekorps wurden vorerst zur Verfügung des Oberbefehlshabers zurückgehalten. Sie sind erst später, teils zwischen den beiden Gruppen, teils auf dem rechten Flügel eingesetzt worden. Die am 5. Oktober begonnene russische Vorbewegung, die zu den bis zum 17. Oktober währenden Kämpfen am Schaho führte, kam bald zum Stehen. Während die Japaner ihren rechten Flügel im Gebirge zurücknahmen und ihn dann so weit verstärkten, daß er sich dem überlegenen Angriff der russischen Ostgruppe gegenüber zu behaupten vermochte, ergriffen sie am 10. Oktober in der Ebene die Offensive und drückten zuerst die Mitte und in den folgenden Tagen den rechten Flügel der Russen bis an den Schaho zurück.

Aufs neue hatte sich gezeigt, daß die russische Armee zur Durchführung eines Angriffes unter den heutigen Bedingungen nicht befähigt war. General Kuropatkin sagt in seinen Bemerkungen, die er nach den Kämpfen am Schaho den Truppen zugehen ließ: „Ich habe in den letzten Angriffsgefechten bemerkt, daß viele Truppenteile in dichten Schützenlinien vorgingen, denen Unterstützungen und Reserven naheauf folgten, ohne daß in ausreichender Weise das Gelände benutzt wurde. Das Ganze bildete ein vortreffliches Ziel für das feindliche Infanterie- und Artilleriefeuer. Solche Angriffsform kann allenfalls für einen Bajonettangriff in Frage kommen, bei dem die Rücksicht auf eintretende Verluste zurückzutreten hat, aber unsere Truppen haben diese Form bereits mehrere Kilometer vom Feinde entfernt angenommen. Völlig unnötige Verluste waren die Folge. In starkem feindlichen Feuer muß man nach Art der Japaner vorgehen, die auch uns im Kaukasus geläufig war. Es kommt darauf an, sich in voller Deckung zu entwickeln, sich vorher mit dem Angriffsgelände vertraut zu machen, von jeder Geländefalte, jedem Geländegegenstand Nutzen zu ziehen und sie mit möglichst geringen Verlusten zu erreichen. Das Vorspringen von Gruppen und von einzelnen Leuten, allmähliches Auffüllen von Schützenlinien und Eingraben in den gewonnenen Feuerstellungen ist zu empfehlen."

Nicht Mangel an Tapferkeit ist es, der die russischen Truppen in Ostasien versagen ließ, sondern ihre Unfähigkeit, sich den Bedingungen des heutigen Gefechts anzupassen. Erziehung zur Selbständigkeit des einzelnen Mannes im Gefecht konnte freilich in einer Armee wie der russischen nicht Platz greifen, deren damalige Vorschriften das Salvenfeuer als die Regel, das Einzelfeuer des Schützen als Ausnahme hinstellten. Wenn aber die Vorschriften solches taten, so lag darin wiederum das Eingeständnis, daß dem russischen Soldaten im allgemeinen die Fähigkeit zu selbständigem Handeln nicht zugetraut wurde. Schon das Bestehen der aus ausgesuchten Mannschaften zusammengesetzten sogenannten Jagdkommandos der russischen Armee, wenn ihr Ursprung auch zum Teil auf andere Umstände zurückzuführen ist, lassen erkennen, daß die Masse

der Mannschaften den Ansprüchen, die das heutige Gefecht stellt, nicht gewachsen war. Die Jagdkommandos verschlangen dann wiederum die wenigen Kämpfer kaukasischer Art, die Kuropatkin sich wünschte.

Berührte er mit seinen während des Krieges erlassenen Instruktionen den wundesten Punkt der russischen Kampftaktik, so wies er gleichzeitig auf zahlreiche sonstige Fehler der Führung hin. So sagt er: „Eine Hauptbedingung des Erfolges besteht in der Bekundung größter Hartnäckigkeit in der Ausführung der gestellten Aufgabe. Man darf sich nicht scheuen, hierzu selbst die letzte Reserve zu verausgaben." Er tadelt, daß an den entscheidenden Tagen der Schahoschlacht bei der Ostabteilung, die die Entscheidung bringen sollte, von drei Armeekorps eines überhaupt nicht eingesetzt, sondern als Reserve zurückgehalten worden sei. Auch betont er, daß es falsch sei, wenn in den Bestimmungen eines Armeekorps der Ostabteilung aller Erfolg von der Umgehung japanischer Stellungen im Gebirge erwartet werde, während doch der Feind gleichzeitig in der Front fest angepackt hätte werden müssen. Alles treffliche Grundsätze, gegen die er selber freilich in erster Linie in entscheidenden Augenblicken immer gefehlt hat. Er war unermüdlich in der Niederschrift von Verhaltungsmaßregeln für die Truppen, von höchstem Fleiß mit der Feder, aber eben darum kein Feldherr, sondern ein Theoretiker. Auf ihn treffen in gewisser Weise die Worte von Clausewitz zu: „Es gibt Leute, die den schönsten Blick des Geistes für die schwierigste Aufgabe besitzen, denen es auch nicht an Mut fehlt, vieles auf sich zu nehmen, und die in schwierigen Zeiten doch nicht zum Entschluß kommen können. Ihr Mut und ihre Einsicht stehen jedes einzeln, bieten sich nicht die Hand und bringen darum nicht die Entschlossenheit als ein Drittes hervor."

So ist denn auch Ende Januar die Schlacht bei Sandepu wesentlich durch Verschulden des Heerführers verloren worden.

Übertriebene Vorsicht ließ Kuropatkin wie bisher stets in erster Linie nicht auf das Verderben des Feindes, sondern vor allem auf die eigene Sicherheit Bedacht nehmen. Er opferte lieber bei Sandepu nutzlos 11000 Mann, als daß er bewußt und freudig den Entscheidungskampf des ganzen Feldzuges herausforderte.

(Schluß folgt)

Briefe eines Leipzigers aus England über die dortige Stimmung während des Krieges 1870/71

veröffentlicht von Prof. Dr. Schmertosch von Riesenthal

Unter dem Nachlasse meiner vor drei Jahren verstorbenen Mutter fanden sich Briefe, die ein naher Verwandter, der zur Zeit des deutsch-französischen Krieges in England weilte, an sie gerichtet hat. Derselbe war damals im Severntal in der Grafschaft Worcester als Landschaftsmaler tätig und fand bald darauf als Musterzeichner in einer großen Teppichfabrik in Kidderminster Anstellung. Die Briefe, die er nach Leipzig richtete, enthalten neben vielen privaten Mitteilungen auch eine ganze Anzahl höchst interessanter Schilderungen über die Stimmung im englischen Volke während dieses Krieges, die auch auf den Briefschreiber, einen begeisterten Anhänger englischer Einrichtungen, nicht ganz ohne Einfluß geblieben ist. Als geborenen Sachsen interessierten ihn natürlich alle englischen Zeitungsnachrichten, die auf sein engeres Vaterland Bezug hatten, und er suchte sie deshalb auch seinen Angehörigen in der Heimat zu übermitteln. Ich lasse die betreffenden Briefe, soweit sie erhalten sind, in zeitlicher Ordnung mit Beiseitelassung von allem, was mir nicht von allgemeinerem Interesse zu sein scheint, hier folgen:

Kidderminster, den 16. Januar 1871

England ist während des Krieges von der deutschen Presse viel und mit Unrecht angegriffen worden, daß es nicht streng genug neutral und parteiisch für Frankreich sei. Das ist, wie ich selbst bei genauem Studieren der Sachverhältnisse mich überzeugt habe, durchaus nicht der Fall, im Gegenteil war die größte Mehrheit des englischen Volkes, ich möchte beinahe sagen das ganze englische Volk, in Sympathie für Deutschland und die Niederlagen der französischen Armee waren überall in England willkommene und befriedigende Nachrichten.

In der Barmherzigkeit hat sich England groß bewiesen, für die Kranken und Verwundeten beider Länder ohne Unterschied ist überall gesammelt worden, und das Ergebnis waren Hunderttausende von Pfunden, was in Talern Millionen macht. Dem König von Preußen wurden vor Paris für den Zweck allein 20000 Pfund, etwa 140000 Thaler überreicht, und für die

armen, ins Elend gekommenen Landleute und Weber in den ausgebrannten Dörfern ist in gleicher Weise gesammelt worden. Die Society of friends hat allein über 100000 Pfund, das sind etwa 700000 Taler gegeben. Die Sammlung der Daily News ergab bis heute die Summe von ziemlich 16000 Pfund, die dazu verwendet wird, den Webern wieder Webstühle, den Abgebrannten und Verarmten Suppen, warme Kleidung und Lebensmittel zu geben. Ferner gehen ebenso bedeutende Sammlungen ein an Geld und Getreide, um die Landleute mit Saatkorn zu versehen, daß sie die Felder bestellen und so einer Hungersnot in diesem Jahre vorbeugen können. Seit der Gefangennahme des Kaisers hat sich jedoch die Sympathie in England Frankreich zugewandt, zum Teil, weil man den Krieg als einen Eroberungskrieg betrachtet, und zum Teil, weil man wünscht, in Frankreich eine Republik zu sehen. In London sind sogar Demonstrationen gemacht worden, die englische Regierung zur tätlichen Parteinahme für Frankreich zu treiben, das ist zum Krieg gegen Deutschland. Diese Demonstrationen rühren jedoch nur von den Sozialdemokraten her, deren Partei durch die hier lebenden Franzosen und durch die dazu gekommenen Flüchtlinge sehr angeschwollen ist. Das englische Volk jedoch als ein Ganzes tadelt entschieden diese Demonstrationen und, obgleich es mit Mitleiden auf Frankreich sieht, will es um jeden Preis den Frieden. Von England ist daher kein anderes Einmischen zu gewärtigen, als daß es beim Frieden Deutschlands zur Mäßigung und Frankreich zur Nachgiebigkeit und Weisheit mahnen will. Das englische Volk ist, man muß das anerkennen, beseelt von Ehrenhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe, und natürlich beurteilen sie das französische Volk, wie sie sich selbst beurteilen. Ich bin aber fest davon überzeugt, wenn Deutschland auf die Ehrenhaftigkeit Frankreichs bauen wollte, würde es auf Sand bauen. Die Franzosen sind zu leidenschaftlich, ruhmsüchtig und rachsüchtig, so daß Deutschland solidere Garantien als bloße Verträge heimtragen muß. Das ist es, was ich hier predige und auch überzeuge. . . .

Kidderminster, 9. Februar 1871

Der Krieg ist noch nicht zu Ende, obschon es heute so scheinen mag. Der Süden Frankreichs setzt noch den Krieg fort, wahrscheinlich mit einigen Erfolgen im Anfang, bis die Republikaner, vielleicht in Lyon, eingeschlossen und bombardiert werden, womit dann die Republik und Gambetta ein Ende haben*). Garibaldi nebst seinen Söhnen und Anhängern werden von den deutschen Truppen erschlagen, und Napoleon kommt wieder auf den Thron, bis auch sein Stündlein endlich schlägt**). Die Sammlungen hier in England gehen unausgesetzt fort, alle die Summen, die ich Dir früher nannte, sind höher und höher angeschwollen. Allein in London sind bis Ende voriger Woche für die Unter-

*) Garibaldi legte bekanntlich bereits am 6. Februar sein Amt als Mitglied der Regierung nieder.

**) Englische Phantastereien!

stützung von Paris 40000 Pfund gesammelt worden. Das religiöse England mit seinem streng gehaltenen Sonntag widert einen oft an, denn da ist viel Scheinheiligkeit dabei; jedoch man kann es nicht unterlassen, die Opferfreudigkeit zu bewundern, die besonders die begüterte Klasse hier für die Mildtätigkeit an den Tag legt. Wie viele Engländer und eben auch Damen haben ihre gemächlichen Wohnsitze verlassen und unternehmen mit harter Arbeit und vielen Entsagungen die Versorgung der Notleidenden in Frankreich. Wäre der Krieg in Deutschland ausgefochten worden, wäre dasselbe Tun auf deutschem Boden....

Kidderminster, 12. März 1871

Es ist mir lieb, die gute Nachricht zu erhalten, daß Otto am Leben ist. Die Sachsen haben brav gekämpft. Ich will hier die Bemerkungen übersetzen, die der englische Korrespondent der Daily News im Hauptquartier des Kronprinzen von Sachsen gemacht hatte, als er Zeuge der Revue der sächsischen und württembergischen Truppen vor Kaiser Wilhelm war. Dieser Korrespondent muß ein lieber Mann sein; seine Briefe sind alle in sächsischen Zeitungen übersetzt worden, und seine Schreibweise hat die Leute so eingenommen, daß Eltern eingezogener junger Leute an ihn aus Sachsen geschrieben haben mit der Bitte, ihnen möglichst Nachricht von ihren Söhnen zu geben. Er schreibt, als Kaiser Wilhelm die Revue auf dem Schlachtfeld am 2. Dezember abnahm: „Kaiser, überall fällt Dein Blick auf Gräber braver Männer, die für Dich und ihr Vaterland starben! Ich erinnere mich, wie so mancher meiner tapferen Freunde fiel, und ehrfurchtsvoll zog ich meinen Hut, als ich die Grabsenkungen sah, die ihnen als Gräber dienen mußten. Dort, wo ich stehe, kann ich manche der Grabhügel, die sich aus der Niederung erheben, sehen. Ich stehe an dem Platze, wo ich den letzten Händedruck mit zwei blutjungen sächsischen Leutnants des 106. Regiments wechselte, als es zum Angriff ausmarschierte. Als es zurückkam, waren die jungen Leute geblieben und bedurften nichts weiter als ein Grab, ein Denkmal braver Sachsen! Sicherlich wachsen die Lorbeeren über ihren Totenschädeln, denn sie werden reichlich benetzt sein, benetzt durch die reichlichen Tränen von Frauen in den friedlichen Dörfern der sächsischen Schweiz, benetzt durch die Tränen einer verlassenen Mutter, die Nachrichten von ihrem Jungen erwartet, der blaue Augen und flachsenes Haar hat und einen grünen Steinring an einem Finger seiner rechten Hand trug. — — Reichlich fließen werden aber auch die Tränen einer Mutter in Kamenz, deren einer Sohn von hier aus gerechnet ungefähr 200 Yards näher nach Brie zu liegt, während der andere nun inzwischen wohl begonnen haben mag, auf einem Beine und einer Krücke im Lazarett herum zu humpeln. — — Ja, diese Grabhügel sind Denkmäler und Marksteine eines schweren Verlustes, aber auch Zeugnisse einer großen Tapferkeit. Dort liegt Brie unter uns, von einem einzigen Regiment stundenlang gegen eine ganze Armee gehalten. Links liegt Champigny für dessen Behauptung und Wiedereroberung die Württenberger ihr Blut in

Strömen vergossen haben und ihr Leben nur des Kampfes wert achteten. An dieser Halbinsel trat der entscheidende Wendepunkt ein in der Belagerung von Paris. Wären diese 25000 Männer nicht standhaft gewesen, 100000 Franzosen würden außerhalb der belagernden Armee gewesen sein! Möge Deutschland nie vergessen, welchen Dank es für diese zwei furchtbaren Tage den Sachsen und Württenbergern schuldet! Nur dadurch wird es möglich, daß Kaiser Wilhelm heute eine so friedliche Revue über diese Truppen halten kann." Nach einer ausführlichen Beschreibung der Revue schließt der Korrespondent: „Der letzte unserer Freunde schritt vorüber. Der Kaiser Wilhelm und der Kronprinz von Sachsen ritten nun zusammen weg nach Ferrieres zum Diner. Bald wird die Umgebung von Paris keinen Mann der Maasarmee mehr sehen. Übermorgen wird das Hauptquartier entweder nach Chantilly oder Compiège verlegt, und alle wenden sich heimwärts. Ihre Heimat liegt in einer andern Windrichtung wie die meine, und darum nehme ich Abschied von den Kameraden der letzten drei Monate, Kameraden, von denen ich so viele Freundlichkeiten erfahren habe, daß ich sie nimmer vergessen kann. Vom Prinzen bis zum Gemeinen herab habe ich die herzlichste Kameradschaft erfahren. Die Verpflichtungen, die ich Sr. Kgl. Hoheit dem Kronprinzen, dem General Schlottheim und anderen Mitgliedern des Stabes schulde, sind größer als ich beschreiben kann, und die Leser der „Daily News" mögen sich als Teilhaber dieser Gunst betrachten, da sie mir die leichtesten Mittel zu meiner Verfügung stellte, zeitige und zuverläßige Berichte zu geben. Jedoch nochmals muß ich bemerken, das freundliche Gefühl des Stabes zeigte sich in demselben Maße in jeder Stufe abwärts. Ich glaube, da ist nicht ein Mann in der Maasarmee, der mich nicht von Gesicht kennt uud meinen Beruf weiß. Wir sind fröhlich in gutem und schlechtem Wetter zusammen gewesen. Ich habe dabei gestanden und habe sie kämpfen sehen; meine Hände sind von den Sterbenden gedrückt worden. Ich habe ehrerbietig meinen Hut gezogen, als ich auf eine große Anzahl von ihnen hinabsah in die Grabsenkung, die ihnen als Grab dient. So will ich denn meinen Hut nochmals ziehen vor der Maasarmee mit freundlichem und brüderlichem Abschied und dem Wunsch herzlichen Wohlergehens für jeden Mann in ihren Reihen".

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Biographien

Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild von Ernst Müsebeck. Erstes Buch: Der junge Arndt 1769 bis 1815. Gotha 1914, Fr. A. Perthes.

Mit diesem Werk hat Müsebeck einen Teil der schweren Ehrenschuld abgetragen, die das deutsche Volk Arndt gegenüber einzulösen hat. Er hat die Aufgabe so tief erfaßt wie nur möglich; davon zeugten schon seine zielbewußten und glücklichen Einzelforschungen und seine schöne Quellensammlung „Gold gab ich für Eisen", deren gedankenvolle Einleitung dem Leser der Arndt-Biographie um so mehr Freude machen wird, als er hier die ihm bekannten Gedankengänge wiederfindet, zum Teil wörtlich und doch in anderem Lichte.

Müsebeck hatte eine gewaltige Arbeit zu leisten: er hatte nicht nur die mangelnde kritische Gesamtausgabe durch eigene Sichtung und Sammlung zu ersetzen — was ihm manchen glücklichen Fund erbrachte —, er hatte auch die Lücken der Entwicklungslinien auszufüllen und schließlich Arndt in die Geschichte des deutschen Idealismus einzureihen. Daß er das in tiefbegründender, wissenschaftlicher und schöner Darstellung —, die, wie auch das Vorwort zeigt, an Dilthey geschult ist, getan hat, wird immer sein hohes Verdienst bleiben. Er hat Arndt die Stelle, die man ihm in seiner Generation bisher mehr gefühlsmäßig gegeben hatte, wissenschaftlich zugewiesen, indem er Eigenes und Fremdes, Persönliches und Allgemeines, das sich fast unauflöslich in Arndts energisch aneignendem und verarbeitendem Wesen miteinander verschlang, aufwies und nacherlebte. Daß ihm manches entging (siehe neuerdings Zentralblatt für Bibliothekswesen XXXI, 4. Heft, April 1914, S. 168 ff.), ist bei der Fülle der Einzelaufgaben wohl zu verzeihen. Ziemlich verhängnisvoll scheint mir dies jedoch gewesen zu sein bei der Darstellung des ersten Aufenthaltes in Schweden (1803/1804); Müsebeck hat hier anscheinend unterlassen, die Briefe Arndts an seinen Freund E. von Weigel, die Arndt 1847 veröffentlichte, zu benutzen. Sie gewähren einen viel besseren Einblick in die tieferen Anlässe zu jener Reise, die Arndt unternahm, um — kurz gesagt — ein Vaterland zu suchen. Daß Müsebeck es ferner unterließ, die schwedische Literatur für die Darstellung des zweiten Aufenthaltes in Schweden heranzuziehen, scheint mir nach meinen bisherigen Forschungen ebenfalls eine ziemlich schwere Unterlassungssünde gewesen zu sein. (Näheres darüber später.) — Nicht zustimmen kann ich Müsebeck ferner in der Beurteilung des „revolutionären „Kurzen Katechismus'" (1812). Er nimmt zu ihm — und merkwürdigerweise nur zu ihm — Stellung nicht nur als verstehender Historiker, als Lebensforscher im Sinne Diltheys, der den Willen eines Menschen und seiner Zeit ganz als Selbstzweck, in seinem Eigenwert zu erfassen sucht, wie jeder echte Historiker, sondern auch — er gestatte das Wort — als ethischer Politiker. Dadurch kommt ein Riß in seine ganze, sonst sehr kluge und feinsinnige Erörterung, deren Polemik gegen Max Lehmann mir nicht gerechtfertigt, sondern ziemlich gekünstelt erscheint. Welche Folgen jener Grundfehler im einzelnen hat, muß ich an anderer Stelle

ausführen. — Sachliche und formale Mängel, die mir sonst noch auffielen, sind nicht so wichtig, daß es sich verlohnte, sie hier einzeln aufzuzählen. Nur das darf nicht verschwiegen werden, daß die Kunst der Darstellung bei der Würdigung der Schriften eine vollendete nicht genannt werden kann: Inhaltsangabe und Beurteilung fallen meist völlig auseinander. Man kann sicherlich über die Technik der Schriftenbehandlung streiten, muß und kann — da man kein Dilthey ist — Dilthey nicht in alle Konsequenzen folgen; aber der Eindruck der Weitschweifigkeit und der doppelten Inhaltsangabe, einer in engerer, einer zweiten in freier Umschreibung, hätte vermieden werden müssen. — Auch die rein historischen Hintergrundsmalereien erscheinen zu oft, so trefflich sie durchweg sind, als weitschweifig und unorganisch, als daß man sagen dürfte, Müsebeck habe „die schwierigste Aufgabe des Biographen, die Verbindung des Allgemeinen und des Besonderen“ (Lehmann), völlig gemeistert. Anderseits aber ist das stattliche Buch (fast sechshundert Seiten) reich an Abschnitten, die schlechthin glänzend, aus einem Gusse sind und höchsten Genuß gewähren. Müsebeck zeigt sich zuweilen als Meister der psychologisch-genetischen Analyse, Deutung und Darstellung. Seine Formulierungen (z. B. der Bedeutung der Worte und Schriften, der Wandlung der Anschauungen) sind oft von geradezu klassischer Kürze und Treffsicherheit.

Wenn man nach beendigter Lesung das gehaltvolle, fast überreiche Werk als Ganzes zu erfassen sich bemüht, so weiß man nicht: ist es deutsches Leben in der Zeitenwende vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert, dargestellt durch die Sammellinse der Arndtschen Persönlichkeit, oder ist es Arndts Leben im Spiegel seiner Zeit? Müsebecks Biographie — als Ganzes genommen — vermag also vor jener höchsten Forderung an den Biographen durchaus zu bestehen. Wie die höchsten Ideen der Menschheit sich in der eigenwilligen Persönlichkeit Arndts durch Erlebnisse eigenster Art vollenden und wie er sie seiner Zeit und seinem Volk zumal veredelt, vertieft und klargeformt zurückgibt: das uns wieder zum Erlebnis zu machen, ist Müsebeck geglückt. Das Bewußtsein dieser Leistung wird ihm der höchste Lohn sein. Das deutsche Volk aber wird ihm Dank wissen und wartet der Männer, die einen anderen Teil jener Schuld abtragen helfen und die Herstellung der Gesamtausgabe, wenigstens einen Neudruck der noch seltenen wichtigen Schriften, übernehmen und fördern. — Oder wartet das deutsche Volk dessen noch nicht oder nicht mehr? Es gibt Verleger, die das meinen.

Albrecht Dühr

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 8630, des Verlags: Amt Bülow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Der große Krieg

Rückblicke

Von George Cleinow

Der große Krieg! Wie viele haben dieſen Krieg herbeigeſehnt! Wie viele Deutſche ſetzen auf ihn die größten Hoffnungen für die Nation, wie viele Nationen denken durch ihn heraufzukommen, wie viele Volkskreiſe in den betroffenen Staaten durch ihn ihre Lage zu verbeſſern! Man denke an die ruſſiſche Intelligenz, an die franzöſiſchen Royaliſten, an die Polen und die oſteuropäiſchen Juden. Es ſteht alles auf einer Karte. — — Es iſt eine furchtbare Spekulation, die in der Luft liegt, dieſer Krieg!

Für uns Deutſche hat er verheißungsvoll begonnen. Er wurde uns aufgenötigt; und ſo lebt im letzten unſerer Volksgenoſſen die Überzeugung, daß wir für eine gerechte, große Sache zu kämpfen berufen ſind, die das blutige Kriegshandwerk heiligt — — uns ſelbſt und der Mitwelt gegenüber. Das iſt ſchon ein ungeheurer Vorſprung, den wir unſeren an Zahl überlegenen Gegnern voraus haben. Die Mobilmachung, die erſte ſeit fünfundvierzig Jahren, wickelte ſich ab, als hätte die Nation ein halbes Jahrhundert nichts anderes getrieben, wie Mobilmachung geübt! keine Störung! eigentlich kaum eine Reibung! Während die wirtſchaftliche und ſoziale Friedensverfaſſung des Landes vor unſeren Augen zerbrach, während Stück um Stück ſich aus dem gewaltigen Friedensaufbau herauslöſte und zerfiel, wuchs, anfänglich verdeckt durch die ungeheuren Menſchenſtröme, die an den Mobilmachungsorten zuſammenfluteten, gegeneinander anſtrebten, einander fortſchwemmten und die Luft mit Toſen erfüllten, wuchs immer gewaltiger, immer ſtraffer die Kriegsorganiſation empor, die mit faſt ſpieleriſcher Gelaſſenheit die Millionen verſchlang, einkleidete, Bewaffnete ordnete, in die Rieſenſchachteln der Eiſenbahn verſtaute und an den Beſtimmungsort beförderte. Vierzehn Tage nach dem erſten Mobilmachungstage wiſſen wir nicht was wir mehr anſtaunen ſollen, den neuen Wunderbau unſeres kriegeriſchen Aufmarſches oder die gelaſſene Art, wie der

Friedensbau in Trümmer ging. Mobilmachung und Aufmarsch sind nun beendet. Trotz jenes Befehls, der unseren Truppen an der Westgrenze anfänglich verbot, vor Montag, dem 3. August, abends 7 Uhr, die französische Grenze zu überschreiten, erfolgreicher, wie es die kühne Phantasie des Hoffnungsvollsten je erwartet. Vierzehn Tage nach Ausgabe des Mobilmachungsbefehls war unser Land schon frei vom Feinde, eine feindliche Festung in unserem Besitz, eine Reihe kleinerer und größerer Gefechte haben mit verhältnismäßig geringen Opfern Mobilmachung und Aufmarsch unseres westlichen Gegners empfindlich gestört und — was mir fast das Bedeutsamste angesichts der Weltlage und der Ursache dieses Krieges scheinen will: die Welt erfährt, muß erkennen, daß unsere Gegner sich zum wenigsten seit Ausbruch des Krieges gegenseitig angelogen und betrogen haben. Dieser moralische Erfolg wird später, vielleicht schon in sehr naher Zukunft ganz besonders schwer zu unseren Gunsten ins Gewicht fallen. — Am neunzehnten Mobilmachungstage ist auf den alten Schlachtfeldern westlich Metz, wohin die Franzosen mit starken Kräften vorgestoßen hatten, schon die erste große Schlacht geschlagen und eine der feindlichen Armeen befindet sich auf fluchtartigem Rückzuge. Unsere junge Flotte erlebt einen eigenartigen Triumph: das seegewaltige Albion wagt sie nicht anzugreifen, trotz seiner Überlegenheit! Welch ein ehrenvolles Zeugnis!

Für uns Zurückgebliebene ist jetzt schwere Zeit: lahmgelegt in der Ausübung des gewohnten Berufs und zum Teil zur Untätigkeit verurteilt, sind Herzen und Gedanken bei unseren kämpfenden Brüdern, Söhnen und Freunden. Aber wir hören zeitweilig nichts, immer nur sehr verspätet, von ihnen, erfahren kaum, wo sich die einzelnen uns besonders nahe stehenden Männer und Jünglinge befinden. Dem Lärm auf Straßen und Bahnhöfen des Inlandes ist eine öde Stille gefolgt. Der strategische Aufmarsch ist seit Sonntag dem 16. August beendet! Was an die Grenzen mußte, befindet sich dort. Das Große Hauptquartier, der Kaiser mit dem Reichskanzler und dem Minister des Äußeren haben die Hauptstadt verlassen. Berlin hat bis auf weiteres seine ausschlaggebende Bedeutung verloren. Um so größer ist das Leben an den Grenzen. Besonders im Westen. Dort ist der zur Offensive erzogene Gegner bereits versammelt. Die große Schachpartie ist gerüstet, die Figuren stehen auf ihren Feldern. Die ersten kleinen Gefechte, die die Absichten der Spieler verschleiern sollen, finden statt. Wie ein Nebel schieben sich zwischen die Heere die Patrouillen und Aufklärungstruppen, während diese die taktisch notwendigen Märsche, vorwärts, rückwärts, seitwärts, hin und zurück und wieder hin ausführen. Es ist die schicksalsschwere Zeit der Vorbereitung zu den großen Schlachten. Die Zeit des Ansatzes zum ganzen Feldzuge. Vorbereitende Gefechte, die auch dann keine ausschlaggebende Bedeutung haben können, wenn sie wie jüngst bei Metz mehr als eine halbe Million Streiter gegeneinanderstellen. Große Märsche! marschieren! marschieren! Das ist die erste große Aufgabe für die versammelten Armeen, — richtig

marschieren lassen, die nächst der Mobilmachung zweite Probe auf die Fähigkeit der Heerführer! das eiserne Schachspiel! — Die Hauptmacht des Gegners richtig stellen, ist schon halber Sieg. Halber! Größte Verschwiegenheit bedeutet dabei höchste Menschenökonomie. Darum erfahren wir Zurückgebliebenen nichts! Und den marschierenden, kämpfenden, erkundenden Truppen im Felde geht es nicht besser. Übrigens ist es heute nicht anders wie bei Ausbruch des Krieges im Jahres 1870. Die nachfolgenden Zeilen, die am 11. August 1870 im Reichsanzeiger veröffentlicht wurden, stellen die heutige Lage vollkommen dar. Das amtliche Blatt sagte damals:

„Es hat in der gesamten Presse wie im größeren Publikum Aufsehen erregt, daß bisher die Nachrichten vom Kriegsschauplatz in spärlicher Weise eingegangen sind und selbst die wenigen gegebenen Nachrichten nicht volle Klarheit über das spezielle Faktum geboten haben. In den leitenden Kreisen der Armee ist man sich in vollem Grade bewußt, welche Pflichten man der Öffentlichkeit gegenüber hat, und wird man stets mit großer Freude dieselben zu erfüllen suchen; indes gibt es Momente, wo die Erfüllung an und für sich berechtigter Wünsche der Sache selbst zum größten Schaden gereichen kann.

Speziell war dies mit den in Saarbrücken bisher sich abspielenden Ereignissen der Fall. In demselben Moment, wo unsere Kolonnenteten daselbst auf französischen Boden übergehen, fallen die Rücksichten, welche bisher bestanden."

Was hier von Saarbrücken gesagt ist, können wir ohne weiteres auf die Kämpfe in Belgien, bei Mülhausen, westlich Colmar, Schlettstadt und Metz anwenden. Solange unsere Armeen nicht fest auf feindlichem Boden stehn, solange nicht die wichtigen Stützpunkte des Feindes umklammert und zur Untätigkeit verurteilt sind, solange müssen wir uns das Schweigen unseres Generalstabes gefallen lassen und die Lügenmeldungen der Gegner ertragen. Der Reichskanzler hat ganz recht: nur durch Taten können wir die Lügen der Gegner bekämpfen!

* * *

Vielleicht bilden diese Tage die letzte Zeit, in denen wir für die Dauer des ganzen Krieges Muße gewinnen, um uns in aller Deutlichkeit den Umfang der Katastrophe, die Europa mit diesem Kriege heimsucht, zu vergegenwärtigen und aus dem bisher Erlebten Kräfte zu schöpfen für die ganze lange Zeit der Prüfung, die uns bevorsteht.

Ganz lohnend und gar nicht etwa leicht ist in dieser Stunde die Feststellung und Benennung allein unserer offnen Gegner, d. h. jener Staaten, die uns und den verbündeten Österreichern und Ungarn den Krieg erklärt haben. Im ganzen sind bisher zwölf Kriegserklärungen abgegeben worden:

1. Österreich-Ungarn an Serbien . . . . . am 28. Juli
2. Das Deutsche Reich an Rußland . . . . . „ 1. August
3. Das Deutsche Reich an Frankreich . . . . . „ 3. „
4. England an das Deutsche Reich . . . . . „ 4. „
5. Belgien an das Deutsche Reich . . . . . „ 4. „

6. Montenegro an Österreich-Ungarn . . . . am 5. August
7. Österreich-Ungarn an Rußland . . . . . „ 6. „
8. Serbien an das Deutsche Reich . . . . . „ 6. „
9. Frankreich an Österreich-Ungarn . . . . „ 11. „
10. Montenegro an das Deutsche Reich . . . „ 11. „
11. England an Österreich-Ungarn . . . . . „ 13. „
12. Marokko an das Deutsche Reich . . . . . „ 19. „

Japan hat an Deutschland bisher den Krieg nicht erklärt, sondern nur ein Ansinnen gestellt, das einer Kriegserklärung gleichkommt und dessen Beantwortung am 23. August abgelehnt worden ist. Übrigens fallen die Japaner mit ihrem Vorgehen durchaus nicht aus dem Rahmen des bei unseren Gegnern üblichen: wenn England, dem bekanntlich die Reorganisation der türkischen Flotte anvertraut war, sich nicht scheut, das Vertrauen der Türken zu mißbrauchen indem es einfach türkische Schiffe durch von der Türkei besoldete Offiziere stehlen läßt, so muß der Vorstoß der Japaner gegen unser Kiautschau, so schmerzlich er uns trifft, in „milderem" Lichte erscheinen.

Vom Auftreten unserer Armee in Frankreich und der österreichisch-ungarischen in Rußland wird es abhängen, ob noch weitere Kriegserklärungen folgen und auf welche Seite die noch immer Zögernden treten. Einstweilen werden Italien, Dänemark, Rumänien und Bulgarien von unseren Gegnern liebevoll gelockt, während man sich gegen die Türkei in Erpressungen übt.

Abgesehen von den einzelnen Staaten flößen auch einige unfreie Völkerschaften, vorwiegend unseren Gegnern, Besorgnis ein: Finnen, Letten, Juden, Litauer, Polen, Ukrainer werden nicht säumen, sich gegen das Joch der zarischen Regierung, gegen den zentralistischen russischen Staat mit revolutionären Mitteln aufzubäumen, sofern die Wahrscheinlichkeit dafür eintritt, daß die verbündeten Armeen gewisse Gebiete Westrußlands zu besetzen und nach dem Friedensschluß zu halten vermögen. Ob sie freilich zur Zertrümmerung Rußlands, wie hier und da geglaubt wird, ihre Hand bieten würden, diese Hoffnung sollte nicht mit absoluter Sicherheit ins politische Rechenexempel eingestellt werden.

* * *

Wie ist nun dieser Krieg entstanden, wie ist dieser Paroxismus eines Kontinents, des zivilisiertesten Kontinents entstanden? Über die zweite Frage werden Jahrhunderte nachdenken, werden hunderttausend Bände vollgeschrieben werden; die Bewunderer der französischen und englischen Kultur, das aber sind bis auf den heutigen Tag die meisten gebildeten Menschen auf dem Erdball, werden sich scheuen, die Ursache auf die einfache Formel: Neid und Lüge, gemischt mit Faulheit und Furcht, zurückzuführen. Die Frage nach der diplomatischen Vorgeschichte können wir heute schon ziemlich einwandfrei an der Hand der Tatsachen beantworten.

In einem Punkte haben unsere Gegner recht: zu diesem Kriege wäre es nicht gekommen, wenn Deutschland, wenn die Deutschen nicht wären. Sie ver-

gessen jedoch hinzuzufügen: und wenn sie nicht im Begriff gestanden hätten, den Kontinent von der wirtschaftlichen Oberhoheit Englands zu befreien. Der Gegensatz, in dem sich die gesamte festländisch-europäische Entwicklung zu der Großbritanniens befindet, das ist der Erreger des Zwiespalts, durch den es zum Kriege kommen mußte. Der europäisch-englische Gegensatz beruht nicht auf dem deutschen Flottenbau! Er liegt tiefer. Dieser Gegensatz, dem einst das Frankreich des Korsen zum Opfer gebracht werden mußte, lastet besonders schwer auf dem Deutschtum, schon seit die ersten Remscheider Stahlwaren den englischen Stahl auf dem Weltmarkte zu bedrängen begannen. Der Überlegenheit der britischen Diplomatie in der Skrupellosigkeit der Mittel über die unsrige in Verbindung mit der Habgier französischer und russischer Staatsmänner und Publizisten ist es gelungen, auch unseren Nachbarn in Ost und West den Blick für den Wesenskern des deutsch-britischen Gegensatzes zu verschleiern und ihnen dadurch die Erkenntnis unmöglich zu machen, auf welcher Seite ihre wahren Interessen liegen.

Den Briten fiel es um so leichter ihre Absicht durchzuführen, als tatsächlich der Deutsche allmählich Konkurrent aller Nationen des Erdballs geworden ist, als der Deutsche überall, wo er hinkommt, mit seinen Leistungen auffällt und die anderen überflügelt. Sozialpolitik, Schulwesen, Hygiene, Maschinenbau, Ausnutzung der Elektrizität! Im Heerwesen sind fast alle Völker bei uns in die Schule gegangen; in der Beherrschung der Luft gebührt uns die erste Stelle; Post, Eisenbahn und Großschiffahrt stehen unerreicht in der Welt! Selbst wo dem Deutschen so moderne Mittel zur Einführung fehlen, wie die Beherrschung des Überseekabels, setzten wir uns durch. Trotz aller Lügen von Reuter und Havas im Auslande kam der deutsche Kaufmann auf der ganzen Welt voran, — langsam zwar aber beständig! Als ich vor einigen Wochen von Triest kommend in die Reede von Durazzo einfuhr, auf der sich zum Schutz des Fürsten von Albanien und noch mehr wohl zur gegenseitigen Beaufsichtigung der Mächte Kriegsschiffe aller Länder zusammengefunden hatten, fiel uns Reisenden schon aus der Ferne ein Kriegsschiff durch sein schönes Aussehen, eine eigene Sauberkeit und vornehme Ruhe auf. Niemand, es waren Engländer, Franzosen und Holländer und viele Kroaten an Bord, wußte zu sagen, welcher Nationalität es sei, aber es wurde auf England, Italien, Japan geraten. Es war dann psychologisch ein ganz interessanter Moment, die Gesichter aller dieser Fremden zu beobachten, als die deutsche Flagge erkannt wurde. Natürlich . . . es war das Aufklärungsschiff „Breslau", das jetzt mit der „Goeben" zusammen das Mittelmeer von seinen Taten erfüllt. Muß denn der Deutsche überall der erste sein?! — Vor einem Jahr etwa äußerte sich ein höherer Beamter des russischen Finanzministeriums, der jährlich mehrmals Berlin auf der Fahrt nach Paris berührte, um dort die Zinsen für Anleihen in Gold abzuliefern, einer Person gegenüber, die russische Werte in größerer Menge besitzt, um deren Besorgnisse wegen Rußlands Rüstungen zu zerstreuen: „wir und Frankreich werden binnen kurzem Deutschland finanziell ganz eingeschnürt haben;

die russischen Werte sind die sichersten der Welt!" Welches praktische Interesse kann Rußland daran haben, gerade Deutschland finanziell zu ruinieren, das sein größter Getreideabnehmer ist? — Genug, dank den englischen Verleumdungen entstand schließlich eine solche Situation auf dem Kontinent, daß seit etwa zwei Jahren die Entscheidung über Krieg und Frieden in Petersburg lag und daß seit dem April dieses Jahres, wie ich es in meinen russischen Briefen aus Petersburg dargestellt habe, nur noch die Frage war, ob der Zar, wie einst Alexander der Zweite, von den Kriegstreibern zur Mobilmachung gezwungen werden würde oder nicht.

Professor Theodor Schiemann, unser ausgezeichneter Historiker, dessen Angaben über russische Politik stets aus den sichersten Quellen stammen und sich bisher immer als zutreffend erwiesen haben dank seiner tiefen Kenntnis Rußlands und der Russen, veröffentlicht in der Kreuzzeitung folgende Mitteilung, die das eben gesagte grell beleuchtet: „Nachdem König Georg der Fünfte am 21. April d. J. in Paris eingetroffen war, haben Verhandlungen zwischen Sir Edward Grey und dem russischen Botschafter in Paris, Iswolski, stattgefunden. Die Russen schlugen vor, die Entente in ein Bündnis zu verwandeln, was Sir Edward Grey zwar ablehnte, aber die Grundlagen zu einer russisch-englischen Marinekonvention wurden gelegt. Sir Edward Grey gab seine Zustimmung dazu, daß die Beratungen zur Feststellung dieser Vereinbarung von den beiderseitigen Marinestäben ausgearbeitet werden sollten.

Der russische Marinegeneralstab stellte darauf folgende Anträge: Als Kompensation dafür, daß für den Fall eines Krieges zwischen dem Dreibund und den Ententemächten ein Teil der deutschen Flotte auf Rußland abgezogen werde, soll England vor Ausbruch des Krieges eine ausreichende Zahl von Handelsschiffen in die Ostseehäfen schicken und diese englischen Fahrzeuge dazu benutzt werden, russische Truppen in Pommern zu landen. Die Verhandlungen darüber wurden dem zweiten Sekretär und Marinebevollmächtigten Wolkow übertragen und der Botschafter von Benkendorff über den ganzen Plan unterrichtet.

Der Abschluß der Konvention sollte erfolgen, wenn Prinz Ludwig von Battenberg im August in Petersburg eintreffe."

Gegenüber dieser „Einkreisungspolitik" war die Lage der deutschen Regierung äußerst schwierig. Den Ratschlägen jener deutschen Patrioten, die den Präventivkrieg forderten, durfte sie auf keinen Fall folgen. Im Zeitalter der Massenheere muß eine zum Kriege entschlossene Regierung die Massen vor Anfang des Krieges hinter sich haben. Nur in Rußland scheint man noch in dem Wahn zu leben, daß Kabinettskriege siegreich durchgeführt zu werden vermögen. Wer die Verantwortung auf sich nimmt, einen Weltbrand zu entfesseln, muß ein großes Ziel haben, für das das gesamte einige Volk sein Letztes einzusetzen bereit ist. Ein solches Ziel hatten wir bis zum 1. August dieses Jahres nicht. Die Erwerbung Marokkos war kein den voraussichtlichen Opfern entsprechendes Ziel; selbständige Staaten gründen, um Rußland zu schwächen, war allein für sich auch keine des teuern Einsatzes würdige Aufgabe. So tat die Regierung,

was sie allein tun konnte, um die Katastrophe abzuwenden: sie versicherte wahrheitsgemäß nach wie vor, daß sie ausschließlich von friedlichen Absichten geleitet werde und bereitete sich darauf vor, angegriffen zu werden, was den Gegnern den Vorwand gab, uns, besonders den Kaiser in Person, der Doppelzüngigkeit zu zeihen und als angriffslustig hinzustellen.

Inzwischen gestalteten sich die innerrussischen Verhältnisse immer schwieriger. Die Ermordung Stolypins hatte den Zaren seiner stärksten Stütze beraubt; die Schlappe, die die russische auswärtige Politik durch den zweiten Balkankrieg und die darauf folgenden diplomatischen Aktionen erlitten hatte, nahm den russischen Nationalisten und Absolutisten die Besinnung, und sie glaubten nun den Funken erhalten zu haben, mit dessen Glut sie die russische Volksseele würden überkochen lassen. Der Krieg gegen Deutschland war in den entsprechenden Kreisen St. Petersburgs bereits im Dezember 1913 beschlossene Sache; es handelte sich nur darum, den Zeitpunkt zu bestimmen, an dem er ausbrechen sollte. In der Kölnischen Zeitung hat Dr. Ullrich ihn in seinem berühmten Artikel richtig angegeben: 1916.

Eine wunderbare Vorsehung hatte jedoch anders beschlossen und den Feinden Deutschlands die Bestimmung über den Zeitpunkt des Ausbruchs des Krieges aus der Hand genommen. Am 28. Juni schleuderten von der serbischen Regierung gedungene Meuchelmörder jene Bomben, deren Knall die eintretende Weltkatastrophe begrüßen sollte. Die österreichisch-ungarische Regierung vermochte nicht nur die Mitschuld Serbiens an diesem Morde, sondern auch die indirekte der russischen Regierung festzustellen und ging nun unbekümmert um die Haltung seiner Verbündeten und die Mienen seiner Feinde ans Werk, die serbischen Meuchelmörder zu strafen, nicht ahnend, daß sich auch nur ein zivilisiertes Volk, nicht voraussehend, daß sich Zar Nikolaus der Zweite, der von Mördern dauernd bedrohte, von den Deutschen so oft geschützte, auf die Seite der Mörder stellen könnte.

In dieser Voraussetzung hat sich nun die Wiener Regierung gründlich getäuscht. Als sich nach Eingang des österreich-ungarischen Ultimatums der den König vertretende Thronfolger von Serbien an den Zaren um Hilfe gewandt hatte, erhielt er folgendes Telegramm mit dem Datum vom 14./27. Juli:

„Ew. Königl. Hoheit haben, als Sie sich an mich in einem ausnehmend schweren Moment wandten, sich nicht in den Gefühlen geirrt, die ich zu Ihnen hege, und in meiner herzlichen Gewogenheit für das serbische Volk. Die jetzige Lage der Dinge erweckt meine allerernsteste Aufmerksamkeit, und meine Regierung macht alle Anstrengungen, um die gegenwärtigen Schwierigkeiten zu beseitigen. Ich zweifle nicht daran, daß Ew. Hoheit und die königliche Regierung von dem Wunsche durchdrungen sind, diese Aufgabe zu erleichtern, indem sie nichts außer acht läßt, um zu einer Entscheidung zu kommen, die die Würde Serbiens wahre und die Greuel eines neuen Krieges vermeide.

Solange die geringste Hoffnung vorhanden ist, Blutvergießen zu vermeiden, müssen alle unsere Bemühungen auf dieses Ziel gerichtet sein. Sollten wir

jedoch entgegen unseren alleraufrichtigsten Wünschen hierin keinen Erfolg haben, so können Ew. Hoheit davon versichert sein, daß Rußland auf keinen Fall gleichgültig gegenüber dem Geschick Serbiens verbleiben wird. gez. Nikolaus."

Damit war den Serben zugesichert, daß ihnen die beleidigte Habsburgische Doppelmonarchie nichts zuleide zufügen dürfe, solange Rußland es nicht erlaubt. Serbien lehnte dann auch sofort zwei der härtesten, aber für Österreich-Ungarn wichtigsten Bedingungen des Ultimatums ab und Kaiser Franz Joseph ordnete am 28. Juli die teilweise Mobilmachung an. Der die Mobilmachungsorder begleitende Aufruf „An meine Völker" gehört zu den schönsten literarischen Erzeugnissen dieser großen Zeit.

Im nächsten Heft werden wir die diplomatischen Verhandlungen, die dem Ausbruch des Krieges vorangingen, darstellen. Das hier angeschlossene Kriegstagebuch zeigt in dürren Daten, wie die Situation heute ist.

Berlin, den 23. August 1914.

Kriegstagebuch

31. Juli 1914. Anordnung des Kriegszustandes für das deutsche Reichsgebiet.

(31. Juli 1870. Abreise König Wilhelms von Berlin nach Mainz auf den Kriegsschauplatz.)

1. August 1914. Erlaß des Mobilmachungsbefehls für die gesamte deutsche Wehrmacht und Aufruf des Landsturms in den Bezirken des 1., 2., 5., 6., 8., 9., 10., 14., 15., 16., 17., 18., 20. und 21. Armeekorps.

Erster Mobilmachungstag der 2. August 1914.

2 August 1914. Der russische Kriegshafen Libau wird von den kleinen Kreuzern „Augsburg" und „Magdeburg" in Brand geschossen.

Deutsche Truppen rücken im Großherzogtum Luxemburg ein.

(2. August 1870. Gefecht bei Saarbrücken. Preußische Grenzschutztruppen von weit überlegenen französischen Kräften zurückgedrängt.)

3. August 1914. Preußische Grenzschutztruppen besetzen Kalisch, Czenstochau und Bendzin in Russisch-Polen.

Gnadenerlaß Seiner Majestät des Kaisers für Heer und Marine.

4. August 1914. Der große Kreuzer „Goeben" und der kleine Kreuzer „Breslau" bombardieren und zerstören die französischen Häfen Philippeville und Bona, Einschiffungsplätze für Truppentransporte von Algier nach Frankreich.

Sitzung des Deutschen Reichstags.

(4. August 1870. Treffen bei Weißenburg.)

5. August 1914. Eine russische Kavalleriebrigade wird bei Soldau in Ostpreußen vernichtet.

Erneuerung des Eisernen Kreuzes.

Die Spitzen der deutschen Truppen rücken über die belgische Grenze.

6. August 1914. Briey nordwestlich Metz von deutschen Truppen besetzt.

Bei Schwiddern östlich Johannisburg und bei Grodtken zwischen Lautenburg und Soldau wurden russische Kavalleriedivisionen zurückgewiesen und müssen auf russisches Gebiet zurückgehen. Die am 5. bei Soldau unter

Verlust einer Brigade zurückgeworfene Kavalleriedivision erleidet beim weiteren Zurückgehen schwere Verluste.

Die am 5. August in Messina eingelaufenen Kreuzer „Goeben" und „Breslau" durchbrechen die Linie der vor dem Hafen liegenden englischen Kriegsschiffe und gewinnen das offene Meer.

Aufruf Seiner Majestät des Kaisers an das deutsche Heer und die deutsche Marine.

(6. August 1870. Schlacht bei Spicheren, Schlacht bei Wörth.)

7. August 1914. Die belgische Festung Lüttich von deutschen Truppen erstürmt. Feindliche Verluste groß; 3000 bis 4000 Mann gefangen.

8. August 1914. Der von der Marine übernommene Küstendampfer „Königin Luise" wird beim Legen von Minen vor der Themsemündung von einer englischen Torpedobootsflottille unter Führung des kleinen Kreuzers „Amphion" angegriffen und zum Sinken gebracht. „Amphion" gerät auf eine Mine und sinkt.

Drei Kompagnien Landwehr in Schmaleningken, östlich Tilsit, schlagen den Angriff zweier russischer Infanteriekompagnien und einer Maschinengewehrkompagnie ab und zwingen sie zum Rückzug nach Jurburg.

9. August 1914. Die Grenzschutzabteilung bei Bialla östlich Johannisburg schlägt den Angriff einer russischen Kavalleriebrigade zurück. 8 Geschütze und mehrere Munitionswagen erobert.

10. August 1914. Das französische 7. Armeekorps und die 8. Kavallerie- sowie eine Division der Besatzung von Belfort werden von deutschen Truppen aus einer befestigten Feldstellung westlich Mülhausen unter schweren Verlusten in südlicher Richtung zurückgeworfen. 10 Offiziere, 513 Mann gefangen, 4 Geschütze, 10 Fahrzeuge und eine sehr große Anzahl Gewehre erbeutet.

Drei Kompagnien des Grenzschutzes bei Eydtkuhnen, unterstützt durch Feldartillerie, werfen die auf Schleuben vorgehende 3. russische Kavalleriedivision über die Grenze zurück.

11. August 1914. Eine vorgeschobene Brigade des französischen 15. Armeekorps wird von deutschen Sicherungstruppen bei Lagarde in Lothringen angegriffen und über die Grenze in den Wald von Parox zurückgeworfen. Sie verliert 1 Fahne, 2 Batterien, 4 Maschinengewehre und über 1000 unverwundete Gefangene. Ein französischer General gefallen.

(11. August 1870. Beginn der Einschließung und Belagerung von Straßburg.)

12. August 1914. Deutsche Unterseeboote sind im Laufe der letzten Tage an der Ostküste Englands und Schottlands und bis zu den Shetlandsinseln entlang gefahren. Unterseeboot Nr. 15 ist nicht zurückgekehrt und verloren.

Gnadenerlaß Seiner Majestät des Kaisers und Königs für die französischen Fremdenlegionäre deutscher Abstammung.

14. August 1914. Aufruf des Landsturms für das gesamte Deutsche Reich (III., IV., VII., XI., XII., XIII., XIX. Armeekorps)

14. August 1914. Erkundung zweier Besatzungsbataillone von Straßburg bei Schirmeck durch französisches Artilleriefeuer vom Donon abgewiesen.

(14. August 1870. Schlacht bei Colombey-Nouilly.)

15. August 1914. Zwei russische Kavalleriedivisionen mit Infanterie setzen Marggrabowa in Brand. Ein bei Mlawa, 22 km südlich Soldau stehendes russisches Kavalleriekorps weicht vor dem Anmarsch einer preußischen Kolonne nach Süden aus.

(16. August 1870. Schlacht bei Vionville. Mars la Tour.)

17. August 1914. Truppen des I. Armeekorps erfechten bei Stallupönen einen Sieg über die Russen, denen mehr als 8000 Gefangene und sechs Maschinengewehre abgenommen werden.

18. August 1914. Mlawa von preußischen Truppen besetzt.

(18. August 1870. Schlacht bei Gravelotte. St. Privat.)

19. August 1914. Bayerische und badische Truppen schlagen die bei Weiler, 15 km nordwestlich Schlettstadt vorgedrungene 55. französische Infanteriebrigade, und werfen sie über die Vogesen zurück.

19. August 1914. Die französische 5. Kavalleriedivision unter schweren Verlusten bei Perwez, 23 km nördlich Namur von unserer Kavallerie zurückgeworfen. Zwei Geschütze und zwei Maschinengewehre erobert.

19. August 1914. Unsere Truppen haben bei Tirlemont, 40 km östlich Brüssel, eine Fahne, eine Feldbatterie und eine schwere Batterie erobert und 500 Gefangene gemacht.

Ohne Datum. Die beiden kleinen Kreuzer „Straßburg" und „Stralsund" haben in den letzten Tagen einen Vorstoß nach der südlichen Nordsee ausgeführt. Hierbei sichtete „Straßburg" unter der englischen Küste zwei feindliche Unterseeboote, von denen sie eins zum Sinken brachte. „Stralsund" kam in ein Feuergefecht mit mehreren Torpedobootszerstörern. Zwei Zerstörer erlitten Beschädigungen. Bei dieser Gelegenheit konnte ebenso wie bei der Erkundungsfahrt eines Luftschiffes bis zum Skagerrak aufs neue festgestellt werden, daß die deutsche Küste und ihre Gewässer frei von Feinden sind und die neutrale Schiffahrt unbehindert passieren kann.

20. August 1914. Papst Pius der Zehnte gestorben.

20. August 1914. Deutsche Truppen rücken in Brüssel ein.

20. August 1914. Unter dem Kronprinzen von Bayern haben Truppen aller deutschen Stämme in Schlachten zwischen Metz und den Vogesen einen Sieg erkämpft. Der mit starken Kräften in Lothringen vordringende Feind wurde auf der ganzen Linie geworfen. Viele Tausende von Gefangenen und zahlreiche Geschütze sind ihm abgenommen.

21. August 1914. Verfolgung der zwischen Metz und den Vogesen geschlagenen französischen Kräfte. Der Rückzug der Franzosen artet in Flucht aus. Bisher mehr als 10 000 Gefangene gemacht und mindestens 50 Geschütze erobert. Die Stärke der geschlagenen feindlichen Kräfte wurde auf mehr als 8 Armeekorps festgestellt.

21. August 1914. Gefechte bei Gumbinnen, 8000 Russen gefangen, 8 Geschütze erbeutet. — Eine in Ostpreußen befindliche Kavalleriedivision hat sich mit zwei feindlichen Kavalleriedivisionen herumgeschlagen. Sie trifft beim ersten Armeekorps mit 500 Gefangenen wieder ein. — Russische Verstärkungen sind nördlich des Pregel und südlich der masurischen Seenlinie im Vorgehen.

21. August 1914. Graf S. S. Witte, der frühere russische Ministerpräsident, ist in Rom eingetroffen. — Beginn der Beschießung von Namur.

22. August 1914. Der Kronprinz von Bayern geht mit seiner Armee über die französische Grenze.

Die russische Armee als Gegner

Von Generalleutnant Freiherr Freytag-Loringhoven

(Schluß)

Der russisch-japanische Krieg war der erste, den Rußland mit einer Armee zu führen hatte, die sich auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht ergänzte, da diese 1877 sich noch nicht hatte wirksam machen können. Über ihren Einfluß sagt Kuropatkin: „Unzweifelhaft hat die allgemeine Wehrpflicht unser Soldatenmaterial der Masse nach in moralischer Hinsicht verbessert und gehoben, aber bei dem niedrigen Kulturzustand des gemeinen Mannes bei uns fällt es schwer, ihm einen Begriff von der Disziplin zu geben. Der Glaube an Gott, die Hingebung an den Zaren, die Liebe zum Vaterlande tragen auch heute noch dazu bei, den Soldaten fest in seine Truppe einzufügen und ihn zu einem tapferen und gehorsamen Krieger zu machen; aber diese Gefühle sind in der letzten Zeit stark erschüttert und gewaltsam aus dem Herzen des russischen Mannes herausgerissen worden. Die Folgen sind im Kriege nicht ausgeblieben. Sie zeigten sich an dem unbotmäßigen Betragen mancher Leute, die alles bekrittelten und ihre Kameraden in schlechtem Sinne beeinflußten. Sie konnten nur mit Strenge in der Gewalt behalten werden und gehorchten nur aus Furcht." Kuropatkin bedauert, daß die Abschaffung der Körperstrafe auch für die Kriegszeit verfügt worden sei. Er sieht in der Furcht vor körperlicher Züchtigung das einzige Mittel, solche Elemente im Zaum zu halten, weil andernfalls zahlreiche Vergehen gegen Vorgesetzte nicht schnell und nachhaltig genug bestraft werden können. Die Disziplin in der Front unter den Augen der Vorgesetzten bezeichnet er während des Krieges immer noch als ausreichend, nicht so jedoch die hinter der Front.

Daß die vom Oberkommandierenden getadelte Nachsicht der Vorgesetzten hinsichtlich des Anschwellens der Bagage und die Abkommandierung zahlreicher Mannschaften zu dieser in disziplinarer Hinsicht nicht günstig wirken konnten, liegt auf der Hand. Aber auch in der Front wurde manches geduldet, was nicht gerade zur Hebung der Disziplin beitrug. Daß der Soldat in einem Winterfeldzuge in Ostasien nicht einen parademäßigen Eindruck machen konnte, liegt auf der Hand. Indem ihm aber erlaubt wurde, über die vorschriftsmäßige Bepackung hinaus sich nach Belieben wollene Decken, Filzstiefel, Lederstiefel, Teekannen, Teebecher und sonstiges Eigentum anzuhängen, beeinträchtigte man

geradezu seine Beweglichkeit und Verwendungsfähigkeit im Gefecht. Solche Eigenmächtigkeiten hätten um so weniger geduldet werden dürfen, als — im Gegensatz zu früheren Kriegen Rußlands — für die Verpflegung der Armee in vortrefflicher Weise gesorgt war, daher auch der Gesundheitszustand, selbst während des langen Verweilens in den Erdhütten der Mukdener Stellungen, stets gut blieb. Es ist das nicht zum wenigsten das Verdienst des Oberfeldherrn selbst und muß um so mehr hervorgehoben werden, als, wenn einerseits der Stellungskrieg den Nachschub erleichterte, dieser doch anderseits auf nur eine Bahnlinie beschränkt war, und die an sich nicht unbeträchtlichen Mittel des mandschurischen Kriegsschauplatzes bei dem langen Verharren in denselben Gegenden verhältnismäßig bald erschöpft war.

Wenn die Armee ungeachtet der ihr von leitender Stelle gewidmeten Fürsorge dennoch gegen die militärische Zucht in mehr als einer Hinsicht gefehlt hat, so gewinnt es den Anschein, als ob die vielgerühmte Bedürfnislosigkeit des russischen Soldaten, gleich manchen anderen seiner guten Eigenschaften, zu schwinden beginne, daß sie jedenfalls für die heutige russische Wehrpflichtarmee nicht mehr in demselben Maße Gültigkeit beanspruchen kann wie einst. Augenzeugen bestätigen, daß den Bedürfnissen der Mannschaften in übertriebener Weise entgegengekommen wurde. Es ging das so weit, daß befohlene Abmarsch- und Eintreffezeiten einfach nicht innegehalten wurden, wenn die Truppe sich noch nicht ihren Tee hatte bereiten können. Der russische Offizier verstand vom Manne nicht etwas unbedingt zu fordern, die Unterordnung in der Armee war immer nur eine relative.

Es konnte zum Teil nicht anders sein, denn von kriegerischem Geiste war, nach Kuropatkins eigenem Geständnis, das russische Heer, das in der Mandschurei focht, nicht beseelt. Er sagt: „Heute wird mehr als jemals die moralische Kraft eines Heeres durch die Volksstimmung beherrscht. . . . Will man daher Erfolge erzielen, muß der Krieg volkstümlich sein, das ganze Volk muß den Erfolg im Verein mit der Regierung erstreben. . . . Die Ziele aber, denen wir im Fernen Osten nachgingen, waren weder dem russischen Soldaten noch dem Offizier verständlich. Die Unzufriedenheit, die vor dem Kriege alle Volksschichten Rußlands ergriffen hatte, trug das ihrige dazu bei, den Krieg verhaßt zu machen. Er rief keinerlei patriotische Regung wach. Viele tüchtige Offiziere begehrten Aufnahme in die Armee, aber alle Schichten der Gesellschaft verharrten dem Kriege gegenüber in vollständiger Gleichgültigkeit. Einige Hundert einfache Leute meldeten sich als Kriegsfreiwillige, aber die Söhne unserer Großwürdenträger, Kaufleute, Gelehrten drängten nicht zur Armee. Von den Zehntausenden Studierender, die noch dazu auf Staatskosten unterhalten wurden, meldeten sich — abgesehen von Medizinern — nur einige wenige zum freiwilligen Eintritt. . . . Die Gleichgültigkeit, die Rußland einem Kampfe gegenüber an den Tag legte, den seine Söhne in fremdem Lande für unverstandene Interessen durchfochten, mußte das Herz selbst starker Krieger wankend machen. Wie konnte sich kriege-

risches Feuer entfachen, woher sollte der Antrieb zu Heldentaten kommen, wenn das Vaterland in Gleichgültigkeit verharrte?

„Und wenn es nur Gleichgültigkeit gewesen wäre. Die Führer der Revolutionspartei strengten vielmehr alles an, unsere Niederlagen noch zu vergrößern, um sie für ihre dunklen Machenschaften auszunutzen. Es entstand eine ganze Literatur, bestimmt, das Vertrauen des Offiziers zu seinen Vorgesetzten, das des Soldaten zum Offizier, das der ganzen Armee zur Regierung zu untergraben. . . . Aber damit nicht genug. Männer, die nichts gemein hatten mit der sozialen Revolution und die von einer warmen Liebe für Rußland beseelt waren, leisteten den Feinden des Vaterlandes Beihilfe, indem sie in der Presse die Vorstellung von der Sinnlosigkeit dieses Krieges verbreiten halfen. . . . . Die Revolutionsparteien fanden in diesen vermeintlichen Freunden Stützen bei ihrer auf Untergrabung der Disziplin im Heere gerichteten Arbeit."

An anderer Stelle heißt es: „Die Unbeliebtheit des Krieges gegen Japan beeinflußte natürlich auch die Haltung der Truppen im Gefecht. Neben Beweisen echten Heldentums finden sich Fälle geringer Standhaftigkeit einzelner und selbst ganzer Truppenteile. Es kam häufig vor, daß nicht nur Mannschaften, sondern auch Offiziere unverwundet in Gefangenschaft fielen. Gegen diese ist leider nicht die volle Strenge des Gesetzes angewendet worden."

Bereits am 21. Juni 1904 berichtet Kuropatkin vom Kriegsschauplatze an den Kaiser: „Unsere Mißerfolge haben klargelegt, daß der Krieg mit Japan in der Armee unpopulär ist, daß er eine Hebung des Geistes, daß er Enthusiasmus bisher nicht hervorgerufen hat. Eine Menge von Leuten erfüllt einfach ihre Pflicht, aber ohne jene Begeisterung, mit der die Japaner den Kampf führen. In einem Teil der anonymen Briefe, die ich von Mannschaften erhalten habe, die über ihre Vorgesetzten Klagen vorbringen, findet sich bereits die Forderung: ‚Wir wollen wissen, wohin man uns führt, wofür wir sterben sollen.' In schweren Prüfungen haben wir unseren Feind kennen und achten gelernt, aber, was nicht gut ist: es gibt schwache Naturen, die anfangen, seine Kraft zu überschätzen und ihn zu fürchten. . . ." Den anonymen Klagebriefen haben sich gegen Ende des Krieges anonyme Drohbriefe angeschlossen gegen solche Vorgesetzte, von denen bekannt war, daß sie für eine Fortsetzung des Krieges eingenommen waren.

Kuropatkin war kein großer General. Er selbst gibt es zu. Eines solchen aber hätte es bedurft, um mit dieser Armee, in der so unendlich vieles brüchig war, in deren Rücken die Hydra der Revolution lauerte, zu siegen. Die fehlenden Feldherrneigenschaften des russischen Oberbefehlshabers dürfen darum die Achtung nicht beeinträchtigen, die wir dem Manne schulden, der unter den widrigsten Verhältnissen den Kampf nicht minder gegen die Japaner wie gegen den Feind im eigenen Lager zu führen gehabt hat, von dem mit Recht gesagt ist, daß er einer der besten und klügsten Söhne seiner Nation sei.

Das trifft um so mehr zu, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie das Offizierkorps des russischen Mandschurei-Heeres beschaffen war, eingedenk des Rüchelschen Wortes: „Der Geist der Armee sitzt in ihren Offizieren.“ Kuropatkin hebt hervor, daß die Truppen viel zu schwach mit Offizieren versehen gewesen seien. Den ostsibirischen Regimentern fehlte es ohnehin an solchen, so daß manche Kompagnien mit nur einem Leutnant in das Gefecht gingen. Obwohl zahlreiche Offiziere aus Rußland zur Armee kamen, blieb wegen der vielen Abkommandierungen immer ein Mangel bestehen, um so mehr, als bei den geschlossen aus Rußland eintreffenden großen mobilen Verbänden dort die im Mobilmachungsfall zurückzulassenden Offiziere ausfielen. Da sehr viele Offiziere erkrankten, und erhebliche Gefechtsverluste eintraten, mußten manche Bataillone von Hauptleuten und Kompagnien von Leutnants oder gar von Vizefeldwebeln der Reserve geführt werden. Viele Offiziere, die zur Wiederherstellung von ihren Wunden oder Krankheiten nach Rußland beurlaubt waren, verweilten dort länger als nötig. „Sie hielten sich Monate hindurch in den Residenzen oder in den großen Städten auf, wiewohl sie längst gesund waren. Weder die Gesellschaft noch die örtlichen Vorgesetzten fanden solches Verhalten unwürdig. Auch sind die Ärzte und die Evakuierungskommissionen gegenüber Offizieren, die nach Rußland zurückverlangten, offenbar zu nachsichtig gewesen. . . . Es ist vorgekommen, daß Regimentskommandeure, die nach Rußland beurlaubt waren, dort bis zur Dauer eines Jahres verweilten, ohne zur Armee zurückzukehren. Dabei empfingen sie die Gebührnisse wie im Felde, da sie auf dem Papier noch als Führer ihres Truppenteils galten.“ Als jede Gefahr vorüber war, sind diese Helden dann plötzlich wieder wie aus der Versenkung erschienen, und mancher im Felde bewährte Offizier hat später bei der Beförderung gegen sie zurückstehen müssen. „Zur Ehre des Offizierkorps aber,“ sagt Kuropatkin weiter, „müsse er betonen, daß auch sehr viele verwundete Offiziere mit aller Kraft dahin gestrebt hätten, sobald als irgend möglich in die Front zurückzukehren, auch wenn sie noch nicht völlig hergestellt gewesen waren, darunter auch solche, die zweimal, sogar dreimal verwundet gewesen waren.“ „Diese schlichten Helden hätten den Stolz jeder beliebigen Armee der ganzen Welt bilden können.“ Der unverhältnismäßig höhere Prozentsatz an gefallenen Offizieren im Vergleich zu den Mannschaften ist dem General ein Beweis dafür, daß der russische Offizier auch heute noch wie einst zu sterben weiß.

Da die zur Ausfüllung von Lücken des Mandschurei-Heeres bestimmten Offiziere nicht nur aus dem europäischen Rußland, sondern auch aus Kaukasien und Turkestan kamen, hat bei ihrer Auswahl nicht immer die nötige Sorgfalt obgewaltet. Es befanden sich darunter vortreffliche Offiziere des aktiven Dienststandes, die von Kriegslust und Vaterlandsliebe beseelt waren, aber auch recht zweifelhafte Elemente, so frühere aktive Offiziere, die wegen irgendwelcher Vergehen aus der Armee hätten ausgeschlossen werden müssen, „infolge der bei uns üblichen Weichherzigkeit aber zur Reserve übergeführt worden waren.“

ferner Reserveoffiziere mit sonstiger dunkler Vergangenheit, endlich völlig felddienstunfähige, kränkliche Leute und Alkoholiker. Ausgezeichnet bewährten sich die zu Offizieren und Vizefeldwebeln der Reserve für Auszeichnung vor dem Feinde beförderten Mannschaften, wogegen die Reserveoffiziere und sonstigen Vizefeldwebel der Reserve nur Mäßiges leisteten. „Im ganzen läßt sich sagen, daß es in allen Dienstgraden an Leuten mit starkem, soldatischem Charakter gebrach, an Männern mit eisernen, allen Lagen gewachsenen Nerven, fähig, ohne Erschlaffung einen tagelang währenden Kampf durchzuhalten. Offenbar hat weder die Schule noch das Leben in den letzten vierzig bis fünfzig Jahren dazu beigetragen, starke, selbständige Charaktere heranzubilden. Sie hätten sonst in weit größerer Zahl in der Armee vertreten sein müssen."

Nach solchen Urteilen des Oberkommandierenden wird man es nicht als Übertreibung bezeichnen können, wenn ein deutscher Beobachter des Rückzuges von Mukden schreibt: „Offiziere unterzogen unter dem Einflusse des Alkohols die ostasiatische Politik Rußlands der schmähendsten Kritik so laut, daß es alle Leute hören konnten. Ich glaube nicht zuviel zu sagen, wenn ich den größten Teil der Schuld an der völligen Auflösung der Armee der unter aller Würde schlechten Haltung der Mehrzahl der Offiziere zuschreibe." Auf diese Haltung wirft es ferner ein eigentümliches Licht, wenn derselbe Verfasser an anderer Stelle sagt: „Ich habe gesehen, wie das unaufhaltsame Vordringen japanischer Schützenlinien einen so überwältigenden Eindruck auf das in seinem Gefechtswerte schon stark erschütterte europäische Schützenkorps machte, daß ich von Offizieren und Mannschaften hörte: ‚Die Japaner kommen heran wie eine Wolke, dagegen ist einfach nichts zu machen.'" Auch dieser Gewährsmann verzeichnet indessen nicht nur trübe Eindrücke. Er schreibt über den 10. März 1905: „Ich habe gerade an diesem schicksalsschweren Tage Offiziere gesehen, die mit Einsetzung ihres Lebens ihre Autorität aufrechtzuerhalten versuchten, und ich habe auch gesehen, wie leicht der russische Soldat sich einer energisch auftretenden Person unterordnet."

Nicht nur die Offiziere niederer Grade, sondern auch Stabsoffiziere und Generale haben häufig versagt. Schon am 16. Mai 1904 berichtet der Führer der Ostabteilung, Generalleutnant Graf Keller, an das Oberkommando: „Ich kann nicht verhehlen, daß Fälle von Nervosität in bezug auf Meldungen über den Feind unter den Führern sehr häufig zutage treten. Außerdem sind viele von ihnen vom Geiste der Kritik und des Tadels gegen die Anordnungen der höheren Führer sowie von Pessimismus befallen. Das alles macht die Führung der Ostabteilung äußerst schwierig und nötigt mich, persönlich überall zu sein, um Energie und Vertrauen zum Erfolg einzuflößen. Indessen hat das Übel so tief Wurzel gefaßt, daß ich ohne schroffe Maßnahmen nicht auszukommen vermag."

Kuropatkin klagt darüber, daß die im Frieden aufgestellten Qualifikationsberichte sich vor dem Feinde oft als nicht zutreffend erwiesen hätten. „Manche

höheren Offiziere, die ihre ganze Dienstlaufbahn von Bemerkungen, wie ‚Tritt besonders hervor', ‚Zur Beförderung außer der Reihe geeignet', begleitet durchmessen hatten, hatten die Probe des Ernstfalls weder in körperlicher noch seelischer Hinsicht bestanden. Umgekehrt haben Männer, die unbemerkt durch alle Grade gegangen waren, vor dem Feinde unerwartete Kräfte entfaltet und hervorragende kriegerische Eigenschaften an den Tag gelegt. Zu diesen gehört der unvergeßliche Held von Port Arthur, General Kondratenko."

Man würde irren, wenn man dergleichen Enttäuschungen und Überraschungen auf die russische Armee beschränkt glauben wollte. Sehr bezeichnend schreibt u. a. Erzherzog Albrecht von Österreich, der Sieger von Custoza: „Kleine Geister gewinnen im Frieden oft einen unverdienten Ruf. Sie machen ihren Untergebenen den Dienst zur Qual und wirken vor allem darin verhängnisvoll, daß sie die Ausbildung von Charakteren hintanhalten und die Beförderung fähiger und selbständig denkender Offiziere behindern. Bricht dann ein Krieg aus, dann erweisen sich diese kleinen Geister jeden höheren Aufschwungs unfähig; sie scheitern jämmerlich. Es ist immer die alte Geschichte."

Oberst Nowizki äußert aus Anlaß des im Januar 1905 unternommenen, aber mißglückten größeren Streifzuges gegen die Verbindungen der Japaner über den Führer des russischen Kavalleriekorps, General Mischtschenko: „Er erhob sich nicht über das gewöhnliche Niveau der soldatischen Unterordnung; er bewies nicht eine Spur jenes Mannesmutes, der in gewissen Kommandostellen höher zu schätzen ist als Tapferkeit vor dem Feinde. . . . Übrigens teilte er in dieser Beziehung das allgemeine Los unseres höheren Führerbestandes, der seine Erziehung unter Bedingungen erhalten hatte, die einer Entwicklung persönlicher Initiative, fester Charaktere, freimütiger und unabhängiger Anschauungen ungünstig waren."

Kuropatkin pflichtet dem bei, wenn er schreibt: „Viele Generale, die im Frieden mit großem Erfolge aus allen Waffen gemischte Abteilungen geführt hatten, genügten im Kriege an der Spitze größerer Verbände nicht. Offenbar hat es im Frieden an der erforderlichen Übung in der Führung von Divisionen und Armeekorps gefehlt. Viele Generale waren den Anforderungen heutiger Gefechtsführung nicht gewachsen. Der kennzeichnende Zug der Mehrzahl unter ihnen war die Scheu vor der Verantwortung, die jeder gewichtige Entschluß fordert." Kuropatkin könnte sich selbst hier an erster Stelle nennen. Auch er war ebensowenig den Anforderungen heutiger Heerführung gewachsen wie seine Unterführer denjenigen der Korps- und Divisionsführung.

Seine über alles Maß hinausgehende Bevormundung der Untergebenen hat nicht zum wenigsten dazu beigetragen, jede Initiative bei ihnen von Anfang an zu unterbinden. Von ihm ist gesagt worden: „Die Nähe der Truppen war für ihn verderblich. Die kleinen Dinge nahmen ihn immer mehr in Anspruch. Von Stackelberg hörten wir nichts mehr, alles geschah im Namen des Generals Kuropatkin. Zuerst kommandierte der Armeebefehlshaber Korps, dann Divisionen,

noch später Regimenter und Kompagnien. Infolgedessen wurde es ihm immer schwerer, die allgemeine Lage zu übersehen, zu beurteilen und die Absichten des Gegners zu ergründen." Oberstleutnant von Tettau setzt hinzu: „Für die Planlosigkeit seiner Anordnungen ist auch das Zerreißen aller bestehenden Truppenverbände kennzeichnend." Diese Neigung steht in engem Zusammenhange mit dem Sichverlieren in Einzelheiten. Der Oberkommandierende schreibt: „Das XVII. Armeekorps verfügte über sechs Generale, der Kampf wurde jedoch am 12. Oktober, mit Ausnahme eines einzigen Generals, von fünf Obersten geleitet. Die Tätigkeit der beiden Divisionskommandeure trat wenig hervor und zeitigte keine Folgen. Was die Brigadekommandeure taten, weiß ich nicht." Kuropatkin vergißt dabei, daß die Anordnungen zum Zerreißen der Verbände und der damit verbundenen Neutralisierung der Generale in erster Linie von ihm selbst ausgingen. Daß er in die traurige Lage geriet, nach den ersten Zusammenstößen mit dem Feinde die Armee von ungeeigneten Generalen und Stabsoffizieren befreien zu müssen, erscheint nach allem Angeführten durchaus glaubhaft, nicht minder, daß er es wie eine persönliche Kränkung empfand, daß er beim Kriegsministerium nur selten mit seinen in dieser Beziehung gestellten Anträgen und mit den Vorschlägen zu schnellerer Beförderung von höheren Offizieren, die sich ausgezeichnet hatten, durchdrang. Die Einmischung der Petersburger Behörden in die Personalangelegenheiten der Feldarmee wünscht er für die Zukunft ferngehalten zu sehen. Sie scheint in der Tat schädlich gewirkt zu haben, doch ist es anderseits nicht wohl angängig, nach Mißerfolgen im Kriege sofort in ausgedehntem Maße einen Wechsel der Führer eintreten zu lassen.

Auch nach der ersten Niederlage bei Plewna war seinerzeit der Gedanke aufgekommen, sowohl den Kommandierenden des IX. Korps, General Baron Krüdner, als denjenigen der fünften Division, General Schilder-Schuldner, des Kommandos zu entheben. General von Hasenkampf äußert hierzu: „Wenn wir erst wegen jeden Mißgeschicks die höheren Führer wechseln, so werden sie künftig ohne ausdrücklichen Befehl überhaupt nichts tun. Ohnehin fehlt es der Mehrzahl von ihnen an Selbständigkeit, Unternehmungslust und Verantwortungsfreudigkeit." Man sieht, es war damals nicht anders als 1904 in der russischen Armee.

Weit günstiger als über die Generale und Stabsoffiziere im allgemeinen lautet das Urteil des Oberkommandierenden über die Offiziere des Generalstabes. Ihrem Pflichtgefühl, ihrer Ehrenhaftigkeit und ihrer Ausdauer zollt er volle Anerkennung. Übereinstimmend mit der Ansicht fremdländischer Offiziere, sagt er jedoch: „Das Urteil der höheren Führer ging übereinstimmend dahin, daß bei sehr guter theoretischer Vorbildung und unleugbar vorhandener geistiger Höhe die Generalstabsoffiziere der Truppe zu sehr entfremdet seien. Sie verfügen nicht über hinreichende praktische Kenntnisse, um ein sicheres Urteil zu haben, was sie von den Truppen verlangen können, und inwieweit ein gegebener

Befehl unter den obwaltenden Umständen ausführbar ist oder nicht, wie bei der Befehlserteilung etwaigen Reibungen vorzubeugen sei usw." Vermehrte Verwendung der Generalstabsoffiziere im Truppendienst wurde allgemein für notwendig erachtet.

Aus dem Rechenschaftsbericht Kuropatkins geht mit unzweifelhafter Deutlichkeit hervor, daß eine Armee, die auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht ruht, wenn sie im Kriege Großes vollbringen soll, getragen werden muß von der allgemeinen Volksstimmung. Der General schreibt: „Beim Zusammenstoß zweier Völker kommen die materiellen Machtmittel nicht in gleichem Maße in Betracht wie die seelischen Kräfte. Wo der Geist in Volk und Heer sich überlegen zeigt, wo die Vaterlandsliebe sich opfermutiger offenbart, dort ist die größere Wahrscheinlichkeit des Sieges." Daß sie hier bei den Japanern war, betont der russische Feldherr an vielen Stellen seines Rechenschaftsberichts, wie er nicht minder hervorhebt, warum der Krieg im Fernen Osten in Rußland nicht volkstümlich sein konnte. Man sah ihn dort an, wie anderswo ein verfehltes koloniales Unternehmen. In Heer und Volk wurde das Mißgeschick der russischen Waffen durchaus nicht mit jener brennenden Scham empfunden, wie sie bei jedem echten Preußen noch heute der Tag von Jena, bei den Franzosen der von Sedan hervorruft.

Ist in einer Wehrpflichtarmee die Übereinstimmung von Volk und Heer in ihrem Empfinden unerläßlich, und gilt daher das von Kuropatkin Gesagte heute für alle Nationen, so kann man aus seinen Ausführungen und aus dem Verlauf des Krieges doch den Schluß ziehen, daß Rußland für die allgemeine Wehrpflicht nicht reif war, als der Krieg gegen Japan ausbrach, und berechtigte Zweifel hegen, ob diese Einrichtung ihm jemals frommen wird. Die angestellten geschichtlichen Betrachtungen ergaben, daß gar zu viele Bedingungen, die einst die Tüchtigkeit russischer Truppen ausmachten, in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr bestanden, nicht mehr bestehen konnten. Wohl trat auch in Ostasien beim russischen Soldaten gelegentlich die Art seiner Väter zutage, so im nächtlichen Gemetzel, das sich um den Besitz der Nowgorod- und Putilow-Kuppe entspann und das am Schlusse der Schaho-Schlacht dem altberühmten russischen Bajonett noch einmal einen Erfolg brachte.

Im übrigen aber trifft zu, was ein fremder Beobachter übereinstimmend mit Kuropatkin sagt: „Trotz mancher guter, passiver Eigenschaften ist der Russe einstweilen für den modernen Infanteriekampf kein gutes Material, weil es ihm an den vorbedingenden Charaktereigenschaften für die Entwicklung offensiven Geistes und selbständiger Naturen fehlt. Ob sich diese Eigenschaften überhaupt entwickeln lassen, muß die Zeit lehren."

Vorerst hat der Krieg in der Mandschurei bewiesen, daß alle großen Worte, wie sie der Russe in seiner schönen, klangvollen und bilderreichen Sprache anzuwenden liebt, nicht imstande sind, über die Tatsache hinwegzutäuschen, daß der Offensivgeist der russischen Armee nicht eigentümlich ist. Es kann nicht

anders sein, denn mit Recht sagt Leroy-Beaulieu: „Eine der Eigenschaften, die das Klima, der Kampf gegen eine unerbittliche Natur beim Großrussen am meisten ausgebildet hat, ist der passive Mut, die negative Energie, das Trägheitsmoment. . . . Das Leben im Verein mit der Geschichte hat in ihm einen Stoizismus entwickelt, dessen Heldenhaftigkeit ihm selbst kaum bewußt ist. Freilich entspringt dieser Stoizismus der Schwäche und nicht natürlichem Stolze. Er ist gelegentlich gar zu einfältig, zu naiv, um — nicht gegen die Würde zu verstoßen. Niemand vermag zu leiden wie ein Russe, niemand weiß gleich ihm zu sterben. In seinem stillen Duldermut in Leid und Tod ist etwas von der Ergebung des verwundeten Tieres, aber sie wird verklärt durch eine innige religiöse Überzeugung."

Diese Überzeugung ist freilich beim gemeinen Mann weniger eine solche im eigentlichen Sinne, als eine halb unbewußte Unterordnung unter die göttliche Allmacht, die nicht frei ist von Schwärmerei. In diesem Sinne sagt Theodor Schiemann treffend: „Man darf nie vergessen, daß, was in Rußland nicht in den Kreis der ‚Gebildeten' gehört, orientalisch denkt und empfindet und allem Wunderbaren und Extremen leicht zugänglich ist." In der Tat haben ein unerbittliches Klima, die Tatarenherrschaft, die Willkür eines Iwan des Schrecklichen und die Leibeigenschaft ihre tiefen Spuren im russischen Volkstum hinterlassen. Sie erklären zur Genüge jenes „orientalische Denken", den Hang zum Mystischen. Mit Recht ist von Kuropatkins Rechenschaftsbericht gesagt worden: „Er sei insofern reizvoll, als er nicht nur die mehr oder weniger zufällige Subjektivität des Verfassers widerspiegele, sondern auch einen tiefen Blick in die Seele des russischen Volkes eröffne. Auch auf Kuropatkin laste der Schatten der Melancholie." Ein solcher Mann aber konnte niemals ein wirklicher und erfolgreicher Feldherr sein, denn ein solcher ist ohne freudigen Optimismus nicht denkbar.

Nachwort der Schriftleitung. Am Schlusse dieser interessanten Darlegungen möchten wir noch darauf hinweisen, daß Seine Exzellenz Generalleutnant Freiherr Freytag-Loringhoven in seinem Werk „Die Grundbedingungen kriegerischen Erfolges", erschienen bei E. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1914, außer den Russen die Türken, Japaner, Preußen-Deutschen, Franzosen und Nordamerikaner als kriegführende Völker in gleich hervorragender Weise gekennzeichnet hat.

Die Schlacht bei Zorndorf

25. Auguſt 1759

Von Paul Schulze-Berghof

Zorndorf!
Wer hat die Tat vollbracht?
Wer zerſchlug dem Bären die Branken
Und hielt vor dem Siegsgedanken
Im Schickſalswetter der Schlacht
Die Fahnenwacht?

Das war der Seydlitz, der kühne Held,
Der ſchnob wie die Windsbraut durchs ſchwüle Feld.
Im Frieden des Lebens luſt'ger Gemahl,
Nun des Königs größter Reitergeneral.
Wie ſein Küraß blinkt, ſein Pallaſch winkt,
Sein Kommandoruf die Kolonnen zwingt,
Er die dreißig Schwadronen zur Attacke einſchwenkt,
Als ob ſeine Linke den Rappen lenkt!

Dröhnend fuhren des Reiterſchwalls Bug und Planken
Auframmend dem Feind in die breiten Flanken.
Was Dragoner, Huſar oder Garde du Corps!
Unter ihren Klingen zerknickten wie Rohr
Die tückiſchen Lanzen der Steppenhorden,
Fiel'n gleich Schwaden im grimmigen Senſenmorden
Die moskowitiſchen Musketiere,
Verzweifelnd ſich wehrend wie Opferſtiere.

So trugen tief in des Feindes Karree
Die Seydlitzſchen Reiter Verderben und Weh.
Und wenn es ihr Führer im Rauſch gelitten,
Auch die letzte Front wär' überritten.
Der aber, mit kühlem Feldherrnblick,
Läßt zum Sammeln blaſen und führt ſie zurück,
Führt die Scharen nach rechts, wo der Kampf entbrannt,
Und hält hinter Zorndorf im Mittagsbrand.

Die Roſſe ſchnuppern nach Luft in der Glut;
Die Reiter ſtillen Schweiß und Blut;
Doch aus aller Augen der Todesmut blitzt,
Wo ſie ſeh'n, wie der Seydlitz im Sattel ſitzt.
Die Kanonen donnern, das Fußvolk greift an;
Da ſauſt in Staub und Rauch heran
Von der ruſſiſchen Linken die Kavallerie,
Überrennt Bataillone und nimmt die Batterie.

Doch wer zerſchlägt dem Bären die Branken
Und hält vor dem Siegsgedanken
Im Schickſalstaumel der Schlacht
Die Fahnenwacht?

Vor Seydlitz' Führung, ſeinen Reiterharſten
Des Feindes Schwadronen wie Gläſer barſten;
Ihr Reſt ertrank im Sumpf von Zichern
Und weckte ein ſchauriges Nixenkichern. —
„Vivat, Friederikus! Viktoria!
Bataillon und Batterie ſind wieder da!"
„Ihr jubelt zu früh," ruft der König im Lauf,
„Jetzt reißt oll Petz das Maul erſt auf!"

Zehntauſend Bajonette, berauſchte Mongalen,
Sie ſtürmen heran mit viehiſchem Johlen.
Doch Schleſier und Märker halten ſtand
Wie erratiſche Blöcke im eisgrauen Grand
Und düngen Kurbrandenburgs dürre Erde
Mit dem ſchwarzen Blut der Slawenherde.
Aber ſeitwärts löſen ſich jüngere Truppen
Wie unterm Meſſer abſpringende Schuppen.

Jung Seydlitz ſieht's, wie's bröckelt und bricht,
Und wendet ſich finſter mit entſchloſſ'nem Geſicht:
„Küraſſiers! Wir müſſen nochmals herhalten;
Denn das Fußvolk ſchlappt heut wie Weibsrockfalten.
Trägt uns der Gaul auch zehn Stunden im Rücken,
Wir wollen die Hunde zuſammenkrücken!"
Und ein Mut, ein Geiſt beſeelt die Geſchwader,
Als hätten alle ſein Blut in der Ader.

Da bringt ſchon von Oppen den Befehl zur Attacke.
Gelaſſen ſtreicht Seydlitz die Schabracke:
„Ich erachte den Stoß noch für verfrüht." —
Des Königs Adjutant im Unwill'n erglüht:

„Exzellenz, ich soll Allerhöchstdemselben — ?“
„Jawohl, das soll'n Sie dem König melden.“
Er sagt es scharf, grüßt leicht mit der Hand
Und bläst von den Stulpen die Körnchen Sand.

Ob drüben die besten Truppen schwanken,
Und der König in Verzweiflungsgedanken
Die Fliehenden sammelt und vorwärts führt,
Des Seydlitz Sinn wird durch nichts berührt.
Er späht wie der Habicht von seinem Sitz;
Er wahrt wie ein Gott in den Händen den Blitz
Und hält nur mit seinem Feldherrngenie
Kurze Zwiesprach über das Wann und Wie.

Und wieder naht Oppen auf gestreckten Vieren:
„Im Namen des Königs! Attackieren!“ —
„Ich sagte schon: noch ist es nicht Zeit —“
Im Zorn des Königs Günstling schreit:
„Gehorsam befiehlt Seine Majestät,
Andernfalls, Exzellenz, Ihr Kopf drauf steht.“ —
„Noch sitzt er fest, und ich will ihn gebrauchen;
Nachher, wenn's sein muß, kann er sonstwo rauchen.“

Das Gesicht noch fahler um einen Schein,
Starrt er unbewegt in die Hölle hinein.
Er sieht, wie die letzte Kraft sich wehrt,
Übers Mordfeld ein neuer Reitersturm fährt,
Und harrt, bis der erste Ansturm gebrochen;
Dann schießt ihm ein Glutstrom durch Brust und Knochen:
„Fanfaro! Trompeter: Marsch, marsch, geschmettert!“
Sein Pallasch blinkt, und die Erde wettert.

Die Erde bebt wie beim jüngsten Gericht,
Wenn die Flut durch Dünen und Dämme bricht.
Von sechstausend Reitern der Wogenschwall
Verschlingt wie Wimmern der Trompeten Schall.
Zur Mauer gedrängt, eng Knie an Knie,
Bei Gott! so ritten die Hünen noch nie,
So raste der Stahl gleich Zornesbränden
Noch nie in ihren Cyklopenhänden.

Ein Schlachten nur war's noch und keine Schlacht.
Das Würgen währte bis tief in die Nacht,
Bis im krampfmüden Arm die Klinge versagte
Und kein Feind auf dem Plan zu trotzen wagte.

Nachher nahm Seydlitz' Berserkerschar
Für die Wunden und Toten die Wache wahr
Und machte nach langem Tagesstrauß
Noch mancher Sotnie blut'gen Garaus.

Weithin spannen Staub und Dunst einen Flor
Wehgrau um die Söhne, die Preußen verlor;
Glutrot aus des Landes Opferschale
Umschwebte der Schein die Siegesmale,
Die Stätten von Zorndorfs Heldenzorn,
Die Taten aus deutschem Geistesborn. —
Da naht der König im Abendschein,
Saluriert vor Seydlitz und seinen Reih'n:

„Mein Lieber, Ihr habt's allein vollbracht,
Ihr habt uns den Tag zur Ehre gemacht!" —
„Jeder Reiter, Majestät, war heut ein Held;
Ich habe nur meinen Mann gestellt." —
Der König reitet die Front entlang
Und bringt den Braven seinen Dank,
Daß sonniger Stolz jede Brust durchblitzt,
Als tief den Hut zieht Vater Fritz.

Und jedem einzelnen Regiment
Der König seine Huld bekennt;
Immer wieder reckt er sich empor
Und sucht bewegt jedes Reiters Ohr:
„Ihr seid des Feindes Überwinder;
Ihr seid meine treusten Landeskinder!
Ich, euer König, dank euch dafür,
Und das Vaterland dankt euch in mir!" —

Zorndorf! — Wer hat's mit Ruhm bedacht?
Seydlitz mit den Reitern hat's vollbracht!
Sie zerschlugen dem Bären die Branken
Und trugen den Siegsgedanken
Durch die schwüle Sommerschlacht
Zur Königswacht.

Gedankensplitter

Nachdenken heißt: vordenken.

Die meisten Menschen tuen mancherlei, aber sie handeln nicht.

Der Klügere gibt nach. Warum denn? Damit der Dümmere Sieger sei?

Das Resultat bekehrt zur Methode.

Dein Werk ist süß und schwer wie Honigwaben? Gib acht: du lockst die Fliegen an!

Leben heißt: die Selstverständlichkeiten überwinden.

Nur starke Seelen kennen wahren Schmerz.

Jedes Wort ist Verrat.

Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Das heißt: habe Achtung vor dir!

Wenn zwei Narren zusammen sind, halten sie einander für Weise.

Wenn man sich an einer Mauer den Kopf blutig gerannt hat, kann man leicht sagen: der Klügere gibt nach . . .

Wenn die Menschen Torheiten begangen haben, dann klagen sie das Schicksal an.

Ernst Ludwig Schellenberg

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Der große Krieg

Rückblicke

von George Cleinow

2.

An dem Entſtehen und der Entwicklung des ſerbiſch-öſterreichiſchen Zwieſpaltes bis zu einem freilich mehrere Jahre zurückliegenden Zeitpunkte haben eine Reihe Faktoren mitgewirkt. Auch das beſondere Eingreifen Rußlands in den Konflikt findet eine Erklärung, die ſich in dem Hinweis auf den Panſlawismus nicht erſchöpft: die ruſſiſche Diplomatie hat ſich eigentlich (natürlich im Rahmen ihrer großen zur Adria weiſenden Aufgabe) von vornherein nur einen leicht angeröteten Punkt in den Beziehungen der direkten und indirekten Balkanintereſſenten zunutze gemacht, den gewiſſe wirtſchaftliche Maßnahmen an der Südgrenze Ungarns hatten entſtehen laſſen. Erſt die Mittel, die die Ruſſen in den letzten Jahren zur Durchſetzung ihrer Ziele anwendeten, haben dem Konflikt jenen allgemein kulturellen, alſo auch für uns Deutſche nationalen Inhalt gegeben, um den wir kämpfen. Rußland war diejenige Kraft, die von 1906/7 ab, ſchematiſch zum Friedensbruch auf dem Balkan trieb, um dann im Trüben fiſchen zu können. Es iſt ganz lehrreich und über den Krieg hinaus intereſſant, ſich einmal zu vergegenwärtigen, wie eine ſkrupelloſe Diplomatie die alltäglichen wirtſchaftlichen Vorgänge ausnutzen kann, wenn ſie ſich durch die einfachſten Grundſätze von Treu und Glauben nicht beſchwert fühlt.

Der jüngſte ſerbiſch-öſterreichiſche Konflikt iſt als ein Lokalkonflikt akut geworden im Jahre 1906. Er iſt nicht ſo ſehr aus nationaliſtiſchen Gründen entſtanden, als aus wirtſchaftlichen, und in ſeinem Mittelpunkt ſtehen weniger die bekannten Hammeldiebe als die in Norddeutſchland erſt in den allerletzten Jahren bekannter gewordenen ſerbiſchen Ochſen. Bis zum Jahre 1906 durfte

das serbische Vieh ungehindert auf den österreichisch-ungarischen Markt kommen. Durch den Zollkrieg von 1906 wurde dieses Absatzgebiet den Serben genommen. Nachträglich wird man vielleicht zu dem Ergebnis kommen, daß die österreichisch-ungarischen Maßnahmen gegenüber der Geringfügigkeit des Objekts zu stark waren. Man wird aber in dem ganzen Milieu, in der Lebhaftigkeit der Kampfesweise, dem Temperament der Gegner und manchen anderen lokalen Verhältnissen eine genügende Erklärung auch dafür finden. Genug: die politisch-nationalen Folgen, die Österreich-Ungarns Maßnahmen auslösen konnten, wurden anscheinend nicht in den Bereich des Möglichen gezogen. Man rechnete nicht mit den Reaktionen des Magens eines ganzen Volkes, die je nach Temperament recht verschieden sein können. Die Serben glaubten sich in Überschätzung der Folgen der ungarischen Maßnahmen zunächst vor den Ruin gestellt. Zu ihrem eigenen Erstaunen erwies sich diese Furcht aber als unbegründet. Es fanden sich andere Abnehmer für ihre Landeserzeugnisse: außerhalb der habsburgischen Monarchie wohnende Konsumenten begannen einander in Liebenswürdigkeit gegen den sonst so verachteten Mausfallenhändler zu überbieten, um dessen günstige Meinung geschäftlich auszubeuten. Es fanden sich Kapitalisten, die teils selbst große Schlachthäuser auf serbischem Boden errichteten, teils Geld zur Befruchtung der serbischen Viehausfuhr hergaben, und viele tausend Kilo der italienischen Salamiwurst sind nach 1906 aus serbischem Rinde in Serbien hergestellt worden; auch die berühmten Pflaumen Serbiens fanden ihren Weg ins Ausland. Man begann sich um die serbischen Produkte buchstäblich zu reißen! Der geschäftliche Einfluß Österreich-Ungarns in Serbien begann sich daneben zu verringern. Die Serben fanden, daß nicht nur ihre Waren begehrenswert, sondern auch sie selbst recht begehrenswerte Menschen seien, und nun erwachte und erwärmte sich auch ziemlich heftig das nationale Bewußtsein. Man erinnere sich, daß 1908 der allslawische Kongres zu Prag stattfand. Als echte Slawen fielen die Serben aus einem Extrem ins andere: von tiefster Niedergeschlagenheit bis zum ausschweifendsten Größenwahn und Optimismus war nur ein Schritt. Das aber war so recht die Stimmung, die die russische Diplomatie brauchte, um die Serben vor den Wagen der russischen Interessen zu spannen und sie ging ungesäumt ans Werk.

Aus an sich harmlosen lokalen Verhältnissen, die sich im friedlichen Wettbewerb der Völker jederzeit in allen Ländern und zwischen allen Nationen wiederholen, machten sie eine große politische Frage und fachten dadurch den Brand an, der jetzt ihre Bundesgenossen, später hoffentlich auch die Brandstifter selbst verzehren soll.

Auf Rußlands Wege nach Konstantinopel, wie zum Mittelmeer überhaupt, also auch zur Adria stand die vom Dreibunde geschützte Türkei, steht hindernd der Dreibund selbst und in ihm wieder besonders das feste Bündnis zwischen Deutschland und Österreich. Der Dreibund war darum den Russen längst ein Dorn im Auge. Die unbedeutende wirtschaftliche Konkurrenz,

die nach 1906 zwischen den befreundeten Staaten in Serbien auftauchte, sollte deshalb so vertieft werden, daß sie sich zu einer politischen auf der Balkanhalbinsel erweitern würde. — Den Serben gegenüber zog die russische Diplomatie das panslawistische Register, um die neuerwachten nationalen Gefühle weiter zu kräftigen und immer stärker gegen Österreich einzunehmen. Die beiden eben angedeuteten Aufgaben führte mit bewundernswerter Energie, Rücksichts- und Gewissenlosigkeit der bekannte russische Diplomat Hartwig durch, der, seiner Teilnahme an der großserbischen Propaganda überführt, am 24. Juli d. J. bei einer letzten Aussprache mit dem österreichisch-ungarischen Gesandten in Belgrad tot zusammenbrach. Schon dieser tragische Abschluß der Laufbahn Hartwigs läßt darauf schließen, welch ein Fülle dramatischen Stoffes sich im Verlauf der letzten Jahre in und um Belgrad angehäuft haben mag und wenn nur die Namen einiger beteiligter Personen genannt werden, so sind damit ganze Szenen des Dramas gezeichnet.

Die wirtschaftlichen Erfolge der Serben im Zusammenhang mit den russischen Versprechungen, ließen ihre Führer sich sehr schnell zu dem Gedanken bekehren, daß das serbische Volk auch stark genug sei, unabhängig von Österreich zu werden, daß aber ein serbischer Staat nur lebensfähig werden könnte durch Erlangung einer Verbindung mit dem offenen Meere. Es erstarkte die großserbische Propaganda, die das Adriatische Meer zu erreichen strebte. Der Weg zum Adriatischen Meer führte damals noch durch Bosnien und die Herzegowina nördlich an Montenegro vorüber und durch den Sandschak, südlich um Montenegro. Österreich-Ungarn begegnete diesem Streben, indem es die von ihm bereits in Verwaltung genommenen Provinzen Bosnien und Herzegowina 1908 kurzerhand annektierte, den Sandschak aber räumte, wodurch das Drängen Serbiens anscheinend geographisch gegen Albanien, politisch auf die Türkei abgebogen werden sollte. Wie die weitere Entwickelung der serbischen Frage lehrte, war das keine glückliche Entscheidung. Als Rußland dagegen aufbegehrte, gab es in diesem Zusammenhange die erste diplomatische Schlappe für die Petersburger Diplomatie: Deutschland stellte sich wie bekannt „in schimmernder Wehr" hinter Österreich.

Da es auf diesem Wege nicht ging, suchte Hartwig die Serben auf andere Weise an das Meer zu bringen. Hartwig schuf den Balkanbund, dessen Aufgabe es sein sollte, die Türkei zu zertrümmern und die Großmächte vor eine fertige Tatsache zu stellen, wobei Rußland Konstantinopel zufallen würde, das die Bulgaren erobern sollten. Es kam zum ersten Kriege gegen die Türkei. Diese wurde in ihrem europäischen Besitzstande arg geschwächt. Die Serben besetzten Durazzo und wollten Nordalbanien annektieren. Der Plan scheiterte am Widerspruch Italiens und Österreich-Ungarns; die von Rumänien aus familiären Gründen warm geförderte Idee eines selbständigen Albaniens tauchte auf und wurde bis zum Beginn dieses Jahres mit freilich unzulänglichen Mitteln durchgeführt. Nun verlor Rußland zeitweilig das Steuer. Der zweite Balkankrieg

entstand gegen den Willen Hartwigs und trotz ernsten Abratens des Zaren. Er bedeutete eine glatte Niederlage, eine weitere Schlappe für Rußland, da die Balkanstaaten sich als unbotmäßig erwiesen hatten. Der Bukarester Frieden schließlich trug Rußland die dritte Schlappe ein. Alles mittelbar sichtliche Erfolge der deutschen Einigkeit mit Österreich-Ungarn, an der alle Intrigen machtlos abprallten.

Die erwähnten diplomatischen Niederlagen erregten naturgemäß die Wut der betroffenen russischen Kreise in hervorragendem Maße, und als gar Deutschland die Heeresorganisation der Türkei durch Liman-Sanders fest in die Hand nahm, wurde dies in Petersburg als direkte Herausforderung Rußlands hingestellt. Die Russen fühlten sich in allen ihren Gefühlen, unter denen die Eitelkeit eine hervorragende Rolle spielt, verletzt. Das war im Herbst 1913. Damals setzte denn auch die scharfe Propaganda in der Petersburger Presse und Diplomatie ein, die sich nicht mehr begnügte, den Zerfall Österreichs zu betreiben, sondern nun auch direkt gegen Deutschland hetzte. Um ein Haar hätte Herr Ssasonow seine Stellung verloren, weil er es nicht fertig bekommen hatte, die deutsche Militärmission unter Liman-Sanders aus Konstantinopel zu verdrängen. Es scheint nun so, daß er der Wut der sogenannten Panslawisten, das ist eine Klique von Militärs, Zeitungsschreibern und Diplomaten, deren Väter oder Großväter einmal zu den Slawjanophilen Beziehungen gehabt hatten, nur deshalb nicht zum Opfer gefallen ist, weil er sich, entgegen allen seinen dem deutschen Botschafter zu St. Petersburg gegebenen Versicherungen, schließlich selbst zum Werkzeug der gefährlichen antideutschen Intrige hergab.

Nachdem man in Petersburg erkannt hatte, daß die deutsche Regierung sich durch keinerlei Mittel werde von Österreich-Ungarn abdrängen lassen, begann man jene Kleinarbeit, in der die russischen Diplomaten so überaus geschickt sind, deren Ziel es war, Habsburg und Hohenzollern dennoch auseinander zu bringen. Alle Persönlichkeiten in Berlin und Wien, die als Vertreter der Dreibundsidee galten, wurden heimlich und offen befehdet und mit Intrigen umsponnen. Jeder von den deutschen Diplomaten, der das russische Spiel durchschaut hatte und dementsprechend Widerstand leisten konnte, wurde persönlich verunglimpft und angeschwärzt als Hetzer und Nichtskönner oder als brutaler Kriegstreiber. Ssasonow selbst scheute sich nicht, mir gegenüber bestimmte deutsche Diplomaten, die sich bei uns besonderer Wertschätzung erfreuen, als unfähig und für die Zukunft des deutsch-russischen Verhältnisses gefährlich hinzustellen. In der russischen Presse tauchten Memoiren und Denkschriften des Vaters der Lüge, Ignatjew, auf, die besonders in dem Teil, wo sie Äußerungen Bismarcks wiedergeben, dazu bestimmt waren, in Wien Mißtrauen gegen die deutsche Politik zu säen.

Es war schließlich eine allgemeine diplomatische Mobilmachung, die von Petersburg aus an allen Orten der Erde gegen das deutsch-österreichische Bündnis unternommen ward, und wir wissen aus den Darlegungen im vorigen

Hefte schon, wie parallel dazu die Mobilmachung der französischen und englischen Diplomatie ging. War der Krieg auch nicht Ziel dieser Arbeit, so war er doch als Mittel, die russischen Absichten durchzusetzen ins Auge gefaßt. Aus dem österreichischen Memorandum über die großserbische Propaganda ist es bekannt, wie diese im letzten Halbjahr vor Ausbruch des Krieges zugenommen hatte; die Bemühungen Rußlands um Rumänien, die russisch-rumänischen Heiratspläne sind bekannt. So darf man als gewissenhafter Historiker dieser Zeit auch ohne eine nähere Kenntnis der Akten zu besitzen als Tatsache aussprechen, daß die russische Diplomatie es als ihre spezielle Aufgabe betrachtete, Österreich zu isolieren um es dann womöglich mit Serbiens, Rumäniens und sonstiger Hilfe isoliert zu überfallen. Frankreich hätte man wahrscheinlich dem deutschen Schwert preisgegeben, wenn es nach der erfolgten Änderung in den politischen Beziehungen der Großmächte überhaupt noch als durch Deutschland bedroht angesehen werden konnte.

Österreich-Ungarn — Rumänien — Rußland

Von Lutz Korodi

Noch vor etwa sechs Wochen war in Ungarn ein Gesetzentwurf über die Reform der Verwaltung das die Geister heftigst erregende Ereignis des Tages, ein Entwurf, den die Regierung in Pest um jeden Preis noch vor den Sommerferien unter Dach bringen wollte und der in mancherlei Hinsicht sehr unerfreuliche Wirkungen auf die ganze österreich-ungarische Monarchie ausgeübt hätte. Die Magyaren selbst sind heute gewiß von Herzen froh, daß der plötzliche Eintritt weltgeschichtlicher Ereignisse sie davor bewahrt hat, unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges, der allenthalben im Lande doch für die nächste Zeit bestimmt erwartet wurde, einen schrillen Mißton in das Konzert der Völker Habsburgs hineinzubringen. Es kann gar nicht anders sein, als daß jener Gesetzentwurf, über den sich die Gemüter aller Landesbürger, auch magyarischer, schon geraume Zeit so stark ereifert hatten, mitsamt vielem, vielem anderen, was diese Bürger zwieträchtig gemacht, ein für allemal begraben werden wird. Wenn irgendwo in Europa, so ist für Ungarn dieser Krieg ein Glück gewesen; endigt er gut, woran auch das Habsburger Reich zu zweifeln keine Ursache hat, so ist damit nach menschlichem Ermessen für den Doppelstaat dies- und jenseits der Leitha mit einem Schlage der innere Friede gewonnen. Vorausgesetzt natürlich, daß

die leitenden Staatsmänner den großen Aufgaben gewachsen sein werden, die ihnen die Zeit nach dem Krieg stellen wird.

Solches Schauspiel hat diese Monarchie, seit sie besteht, noch niemals erlebt. Vor dem Krieg die Gegensätze zwischen den Völkern hüben und drüben aufs schärfste zugespitzt, alle Vermittlungs- und Versöhnungsversuche ohne die geringste Aussicht auf Erfolg, — und nun mit einem Male, da der Schlachtruf zu des Kaisers Fahnen ruft, eine einzige Stimme der Begeisterung, die jedes Volkes Seele durchzittert, und alle Fehde ist vergessen, die eben noch alle gegen alle ins Feld rief und das Reich schier mit innerem Zusammenbruch bedrohte. Ich habe einige Tage vor Ausbruch des Krieges Südungarn bis an die serbische Grenze bereist und konnte dort sehen, wie nach der Ermordung Franz Ferdinands alles bis aufs äußerste zugespitzt war.

Was bewirkte nun dies Wunder völliger Wandlung? Die Erklärung liegt auf der Hand. Im Kampf gegen den äußeren Feind entdeckte man den Wert des bedrohten Vaterlandes, in dem man endlich wieder, nach langem vergeblichen Suchen in Friedenszeiten, die Kraft des einigenden Gedankens fand. Die k. u. k. Armee, deren deutsche Kommandosprache von so vielen Seiten jahrzehntelang aufs hartnäckigste bekämpft worden war, stellt doch das vollkommenste Sinnbild aller in ein Kraftzentrum straff zusammengefaßten Bürger dar. Es ist ja eigentlich derselbe Vorgang, den wir hier „im Reich" mit Stolz und Freude beobachten konnten an dem hermetischen Zusammenschluß aller Parteien unter dem bejubelten Losungswort des Kaisers: „Ich kenne von diesem Augenblick an keine Parteien, ich kenne nur deutsche Brüder!" Was hier das elementar erwachte Nationalgefühl und die deutsche Zucht als eigenstes Lebensprinzip dieses Volkes dem atemlos aufhorchenden Ausland zeigte, das schuf dort in der Stunde allgemeiner innerer und äußerer Not der Zauber der einzigen Macht im Staate, daran noch alle Völker gleichen Teil haben und in der sie sich mit geschichtlicher Notwendigkeit zu einem untrennbaren Ganzen zusammengeschweißt sehen: das Heer des Kaisers und Königs.

Es wird mir immer unvergeßlich bleiben, wie ich am ersten Tag der österreichischen Mobilisierung in Oberberg die Soldaten im Militärzug singen hörte: „Prinz Eugen, der edle Ritter!" Deutsche und Tschechen und Polen taten es mit der gleichen Inbrunst; und die meisten von ihnen fuhren nicht etwa nach Temesvar oder Semlin, sondern — nach Krakau. Unbewußt sprach daraus tiefinnerstes historisches Gefühl, das diese Burschen instinktiv in jene Zeiten zurückführte, wo Österreich in einem Lager stand und zu gemeinsamem Schlag ausholte. Auch den Deutschen begleitet ja die „Wacht am Rhein" ins Feld, ob er nach West oder nach Ost gegen den Feind zieht. Ist doch heute gerade die „Wacht am Rhein" und „Heil dir im Siegerkranz" in der ungarischen Hauptstadt genau so zu Hause, wie das „Gott erhalte", einst als „Henkershymne" ausgepfiffen, und „Deutschland über alles", der Geschwistertext zur selben Melodie.

Wie sich die Zeiten ändern! Anno siebzig schrieb der Pester Lloyd auf die ersten täuschenden Pariser Siegesnachrichten hin: „Frankreichs Siege sind unsere Siege!" Heute prangt es am Kopf der magyarischen Blätter in dicken Lettern: „Der Deutsche siegt!" oder „Deutsche Heldentaten!" Auf den Straßen in Pest aber ruft man stürmisch: Es lebe Deutschland! Heute fühlt es, wie ein Siebenbürger Blatt treffend bemerkt, in Ungarn jeder Gassenjunge: „Deutschlands Siege sind unsere Siege!" . . . Und die Freude des Magyaren von heute ist so ehrlich wie damals. Die Geschichte hat ihn nur eines Besseren belehrt, und wir hoffen, daß diese Lektion sitzt, auch wenn der Rausch des Krieges vorbei ist. Das sei nicht gesagt in bitterer Erinnerung an vergangene Unbill, die den Deutschen in Ungarn widerfahren, sondern in aufrichtiger Überzeugung, daß auch dem Magyaren wohler sein wird, wenn er auch im eigenen Land mit dem Deutschen in Freundschaft lebt und Achtung hegt vor seiner Art.

Noch im Monat Juli war der Präsident der Kossuthpartei, Graf Michael Karolyi, in Amerika, um dort bei den ausgewanderten Landsleuten Riesensummen zu sammeln zur Unterstützung einer rußlandfreundlichen Politik in Ungarn. Das Ergebnis war: ein paar Tausend Dollar, durch die wohl kaum die Reise- und Regiekosten gedeckt wurden. Die ganze Unternehmung wie der geplante Massenausflug der Kossuthisten nach Petersburg war, genau besehen, nur eine Art Sport, die ungarische Regierung zu ärgern. Man weiß übrigens bis zur Stunde nicht, wo die Abordnung jetzt steckt. Rußland und Frankreich hatten die dreibundfeindliche Unternehmung des Grafen Karolyi wahrscheinlich ernster genommen, haben vielleicht mit derselben kindlichen Zuversicht auf eine magyarische Revolte gerechnet wie auf Massenstreik und Fahnenflucht der reichsdeutschen Sozialdemokratie. Sie wußten nicht den Unterschied zu machen zwischen vergänglicher Parteitaktik, die sich, wenn die Waffen schweigen, auch eine Extratour erlauben darf, und den Imponderabilien der Vaterlandsliebe und Staatstreue im Ernstfall; ihren Rechenfehler bezahlen sie, wills Gott, recht teuer, die Sanguiniker an der Seine und Newa.

„Der Krieg ist des Menschen natürlicher Zustand; wen er nicht umbringt, den macht er gesunder", — dies Bismarckwort ist in einem Aufsatz des Siebenbürgisch-Deutschen Tageblattes, worin die verblüffenden Wandlungen der letzten Zeit registriert wurden, als Leitmotiv für das Ringen Österreich-Ungarns in diesen Tagen und für das Wiederfinden längst verloren geglaubter Kraft aufgestellt worden. In der Tat, wenn diese Monarchie die gewaltige Erschütterung des Weltkrieges überdauert und wenn nachher die leitenden Staatsmänner beider Reichshälften die Zeichen der Zeit nur halbwegs verstehen, so muß mit Naturnotwendigkeit eine neue Epoche für dies Reich anbrechen. Schwarzseher in allen Lagern Deutschlands gaben vor dem Krieg immer der Befürchtung Ausdruck, daß große Teile der k. u. k. Armee im Kriegsfall versagen würden. Wer die Verhältnisse drüben genauer kannte, mußte gegenüber

solchen Befürchtungen immer darauf hinweisen, daß die Kunst der Dislozierung der Truppenkörper nach Nationalitäten in dieser Armee von jeher mit ungewöhnlicher Meisterschaft geübt werde. Wie die Ereignisse der letzten Tage deutlich genug zeigten, bedarf es aber gar nicht dieser Kunst in allererster Linie. Der Geist des Heeres in der habsburgischen Monarchie ist immer eine Sache für sich gewesen, der alte österreichische Staatsgedanke hat sich in der Armee immer am reinsten erhalten. Und in Kriegszeiten wirkt dieser Geist selbsttätig auf die Völker als solche zurück. Man sehe sich nur die Erklärungen der berufensten Führer der schärfsten „Nationalisten" an. Unmittelbar nach der österreichisch-ungarischen Mobilisierung meldeten sich die südungarischen Serben zum Wort, von denen man nach den Vorgängen im Nachbarland doch am allermeisten befürchten mußte, daß sie nicht bei der Stange bleiben würden. In der Werschetzer Munizipalvertretung erklärte der Serbe Dr. Slawko Miletitsch „im Namen seiner Volksgenossen ohne Unterschied der Parteistellung", daß diese „keine andere Politik kennen, als die, in ihrer traditionellen, bedingungslosen und unerschütterlichen Treue gegenüber dem erhabenen Throne und in der keine Opfer scheuenden Liebe und Anhänglichkeit zum gemeinsamen ungarischen Vaterlande wie bisher auch weiterhin auszuharren." Zu dieser Erklärung sahen sich wohl die Serben zunächst durch die Sorge um jene Landsleute veranlaßt, die infolge der vorangegangenen, von Serbien aus veranstalteten Zettelungen in Südungarn kompromittiert worden waren. Den Ausschlag gab aber gewiß die Tatsache, daß das k. u. k. Heer vom ersten Augenblick der Mobilmachung sich seiner Aufgabe im ganzen Reich gewachsen zeigte. Dem serbischen Redner in Werschetz dankte als erster ein deutscher Vertreter, der die selbstverständliche Bereitschaft seiner Volksgenossen in eindrucksvollen Worten bezeugte, zugleich aber auch die Hoffnung aussprach, „daß auch den Deutschen endlich die ihnen gesetzlich gewährleisteten Rechte gegeben werden, so wie die Deutschen auch ihrerseits früher, jetzt und immerdar stets ehrlich ihre vaterländischen Pflichten erfüllten und erfüllen". Die Siebenbürger Sachsen stellten natürlich auch sofort ihren Mann. Sie meinten, ihren bescheidenen Kräften gemäß noch etwas besonderes für die Vaterlandsverteidigung leisten zu müssen. In ihren Stadt- und Landgemeinden hatten sich schon früher Jugendwehren organisiert, die fortgesetzt ihre militärische Unterweisung von ungarischen Landwehroffizieren erhalten. Auch der „Bund der deutschen Hochschüler aus Ungarn" veröffentlichte sofort einen flammenden Aufruf zum Waffendienst für das Vaterland. Die stets kaisertreuen Kroaten sind wie immer in solchem Fall auf dem Platze; sie haben schon auf serbischem Boden in todesmutigem Kampf ihre Feuertaufe erhalten. Die slowakische Nationalpartei hat in aller Form für die ganze Dauer des Krieges ihre politische Tätigkeit eingestellt und durch ihren Präsidenten den feierlichen Treuschwur für das Herrscherhaus wiederholt.

Gespannt konnte man auf die Haltung der ungarländischen Rumänen sein. Auch sie haben nicht versagt. Der Präsident ihrer Partei, der Reichstagsabgeordnete Dr. Mihali, legt öffentlich ein Bekenntnis ab, worin es heißt: „Die

Rumänen sollen auf Gott vertrauen und gegenüber unkontrollierbaren Gerüchten allein auf ihr patriotisches Gewissen hören und alle üblen Versuchungen von sich weisen. Der greise Herrscher und das Vaterland sollen sich überzeugen von der Treue und Opferwilligkeit der unter dem Szepter der habsburgischen Monarchie lebenden Rumänen. Die rumänischen Jünglinge rücken von überall her mit Begeisterung unter die Fahnen unserer Wehrmacht, um ihr Blut auf dem Schlachtfeld für das Vaterland zu vergießen, und die zu Hause Gebliebenen begleiten sie in Gedanken mit dem Wunsch in den Kampf, daß sie sieggekrönt zurückkehren mögen." Ein anderer rumänischer Abgeordneter des ungarischen Reichstags, Dr. von Vaida-Voevod, aber hat in dem Bukarester radikal-rumänischen Adevorul auch das Verhältnis des gesamten Rumänentums zu Rußland mit großem Freimut besprochen; seine Worte gewinnen durch die Stelle, an der sie veröffentlicht wurden — das Blatt war noch bis vor kurzem in Ungarn verboten — hervorragende Bedeutung. Er sagt: „Die Siebenbürger Rumänen haben gegen die Übergriffe der Magyaren gekämpft, aber ihre Liebe zur Dynastie und zum Vaterland kann dadurch nicht beeinflußt werden; sie waren immer dafür, daß das Königreich Rumänien auf der Seite des Dreibundes stehen und kämpfen muß. Die Siebenbürger Rumänen wissen sehr gut, welche Gefahr das ganze Rumänentum und die gesamte Kultur bedroht, wenn Rußland aus dem Krieg siegreich hervorgeht. Wir wollen keine Vasallen Rußlands sein. Angesichts der von Rußland drohenden Gefahr sind die Streitigkeiten der Rumänen mit den Magyaren nichts weiter als ein Familienzwist. Wir hoffen, daß Rumänien bald aus seiner jetzigen Zurückhaltung heraustreten und sich an die Seite der Monarchie stellen oder daß es wenigstens eine freundliche Neutralität einnehmen wird. Denn es wäre sehr tragisch, wenn die Siebenbürger Rumänen und das Königreich Rumänien im entscheidenden Augenblick in verschiedenen Lagern stehen würden. Wenn die Hälfte aller Rumänen für die Monarchie kämpfen würde, wäre es nicht zulässig, daß das rumänische Königreich gleichgültig bleiben oder an der Seite Rußlands gegen die Monarchie und folglich auch gegen uns kämpfte. Ich will Rumänien keine Ratschläge geben, will auch keine Prophezeiungen machen, aber ich glaube, daß es im Interesse des Rumänentums liegt, die Rumänen Bessarabiens zu retten, die sonst verloren sind. Die Siebenbürger Rumänen sind stark genug, um ihre Eigenart auch innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie aufrecht zu erhalten. Die in Rumänien verbreitete Ansicht, daß ein Sieg Frankreichs ein Sieg der Demokratie sein wird, ist falsch; denn wenn Frankreich und Rußland siegen, werden die Moskowiter die französische und die ganze europäische Demokratie ersticken. Auf Grund dieser Ansichten und im Hinweis auf das Beispiel des Jahres 1878 (im russisch-türkischen Krieg, wo Rußland die Hilfe Rumäniens gar schlecht bezahlte!) habe ich die Hoffnung, daß in Rumänien das gesunde Urteil zum Durchbruch kommen und daß Rumänien für die Interessen des gesamten Rumänentums eintreten wird."

Der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza hatte diesen selben Abgeordneten noch im vorigen Monat auf Grund falscher Informationen in offener Reichstagssitzung panslawistischer Umtriebe bezichtigt. Graf Tisza hat nun in honetter Weise öffentlich seine Beschuldigung zurückgezogen und in diesem Zusammenhang die bekannten Worte gesprochen, daß „jeder Akt treuer Vaterlandsliebe heute einen Granitstein zu dem Fundament einer schöneren, auf gegenseitigem Vertrauen und gegenseitiger Sympathie sich aufbauenden Zukunft bilde".

In der Stadt Deva, im südwestlichen Siebenbürgen, hat die magyarische Bevölkerung unter der Führung des Obergespans geradezu eine Kundgebung für die Rumänen veranstaltet. Und die Rumänen haben diese ihrerseits mit einer spontanen Loyalitätserklärung beantwortet, die für das Magyarentum von ganz außerordentlichem Wert ist, weil gerade in diesem Teil Siebenbürgens, im Erzgebirge, die Rumänen im Jahre 1848 gegen die Magyaren und für das Haus Habsburg einen furchtbar erbitterten Kampf geführt haben, einen Kampf bis auf Axt und Sense. Der Dank der Magyaren für die Haltung der Rumänen in dem gegenwärtigen Augenblick darf nicht ausbleiben. Graf Tisza hat das auch sehr verständlich — und verständig — angedeutet. Die ungarische Regierung müßte aber das Eisen schmieden, so lange es warm ist; sie könnte nichts besseres tun und die Position der Monarchie auf diesem schwächsten Punkt des Magyarentums nicht zuverlässiger festigen, als wenn sie jetzt, noch während des Krieges, sichere Bürgschaften böte für die Erweiterung der politischen Rechte der nichtmagyarischen Nationalitäten. Man weiß nicht, was der nächste Tag bringt!

Wie ungünstig das Zahlenverhältnis der magyarischen zur rumänischen Bevölkerung in Siebenbürgen ist, zeigt die Völkerkarte der Monarchie. Die Solidaritätserklärungen der politischen Führer der siebenbürgischen Rumänen sind darum an und für sich nicht hoch genug anzuschlagen. Die Autorität der Führer müßte aber gerade deshalb, im wohlverstandenen Interesse des Magyarentums und der Monarchie überhaupt, durch die ungarische Regierung gestärkt werden, indem diese dem Rumänentum für seine patriotische Haltung eine Art Ehrenpreis nicht nur für spätere Zeiten unverbindlich in Aussicht stellt, sondern schon jetzt in greifbaren Werten bietet. Die große Masse der Bevölkerung läßt sich gar leicht durch ein Schlagwort betören. Rußland soll ja an Rumänien das offizielle Anerbieten gerichtet haben, daß ihm, falls es sich vom Dreibund lossage und ganz auf die russische Seite trete, als Gegenleistung für dieses Bündnis Siebenbürgen als Preis zuerkannt werde. Die Sache klingt sehr glaubhaft, ist ja auch naheliegend genug. Wenn Rumänien darauf einginge und zudem eine Abfallbewegung in Siebenbürgen günstigen Boden fände, wäre damit gewiß ein Dritteil der österreichisch-ungarischen Armee für jede sonstige Kriegsoperation einfach ausgeschaltet. Der Plan ist also recht schön ausgeheckt! Rußland verschenkt allerdings hier das siebenbürgische Bärenfell, bevor es den Bären selbst zur Strecke gebracht hat.

Ganz ohne Wirkung auf das Volk bleiben nun freilich solche Versprechungen einer Großmacht nicht. Auch Österreich-Ungarn hat doch an die russischen Polen seine Proklamation erlassen, worin es ihnen, wenn auch mit etwas mehr Recht und Aussicht auf Erfolg, die Befreiung von der russischen Knute verspricht. Rußland wieder antwortete mit dem Versprechen der polnischen Autonomie. So sehr würde Ungarn sich gar nicht in Unkosten zu stürzen brauchen, um das schenklustige Rußland zu überbieten. Es würde ja vollständig genügen, wenn die ungarische Regierung die restlose Durchführung des Nationalitätengesetzes vom Jahre 1868 sicherte. Das Magyarentum würde dadurch keinen Verlust erleiden; im Gegenteil, die Magyaren würden von allen Völkern des Staates als Befreier im eigenen Land bejubelt werden! Und diese Völker haben doch eben in ihrem glänzenden politischen und militärischen Aufmarsch bewiesen, daß sie des Vertrauens würdig sind, als vollbürtige Mitarbeiter im Staatsleben honoriert zu werden. Die Deutschen im außersiebenbürgischen Ungarn dürften dabei natürlich nicht unter dem Vorwand vergessen werden, daß man ihrer ohnehin sicher ist. Wenn man ihnen jetzt, im Hochgefühl patriotischer Übereinstimmung, etwa ein Dutzend höhere Schulen anböte, — für zwei Millionen bildungsfreudige Menschen wahrlich nicht zu viel! — worauf sie von Gesetzes wegen ohnehin ein volles Recht haben, würden sie das als ein wahrhaft königliches Geschenk hinnehmen, das den Magyaren politisch und kulturell Wucherzinsen trüge.

Seit dem Abschluß des Bukarester Friedens ist Rumänien unstreitig die entscheidende Vormacht auf dem Balkan geworden. Die Rumänen dies- und jenseits der Karpathen sind sich dessen auch voll bewußt und betonen es bei jeder passenden Gelegenheit. Durch den Besuch des Kaisers Nikolaus in Konstanza unmittelbar vor dem Krieg ist diese Sachlage auch von Rußland in der denkbar feierlichsten Form anerkannt worden. Rumänien ist mit Rußland, da es im Besitz der Donaumündung und eines Teiles der Küste am Schwarzen Meer ist, durch mancherlei Interessengemeinschaft verbunden. Rußland kann Rumänien, wenn es sich die Herrschaft über das Schwarze Meer sichert, wirtschaftlich ungeheuer schädigen; anderseits ist dem Königreich Rumänien nur durch den Anschluß an den Dreibund der Weg auf den Eisenbahnverkehrslinien nach dem Westen volkswirtschaftlich offen. Die Entscheidung ist also für Rumänien wirklich nicht leicht. Darum hat auch der rumänische Kronrat die Haltung Rumäniens während des europäischen Krieges vorsichtigerweise von der Entwicklung der Umstände abhängig gemacht. Die Bukarester Zeitung Opinia, die von zuständiger Seite ermächtigt worden war, über das Ergebnis der Verhandlungen im Kronrate zu berichten, schloß ihre Mitteilung mit dem vielsagenden Satz: „Auf alle Fälle bildet das Abwarten mit den Waffen in der Hand bloß eine Etappe, die nur von sehr kurzer Dauer sein kann.“ Wenn nun die Rumänen in Ungarn und Siebenbürgen andauernd auf dem Standpunkt verharren, den ihre Führer jetzt einnehmen, so wird den Rumänen

des Königreichs ohne weiteres klar werden, was für einen problematischen Wert das Versprechen Rußlands hat, ihnen Siebenbürgen im diplomatischen Scheckverkehr zu überweisen. So muß es denn nach dem vorher Gesagten jedermann einleuchten, auf welche Weise die ungarische Regierung dem Königreich Rumänien die zu erwartende Entschließung erleichtern kann; sie allein hat den Schlüssel zur Lösung dieses Problems in der Hand.

Bei den Tschechen Österreichs liegt die Sache wesentlich einfacher als bei den Rumänen Ungarns, weil die Tschechen jenseits der Reichsgrenzen keinen Nationalstaat ihres Stammes finden, sondern nur eine weitläufig verwandte asiatisch gebildete Staatsgesellschaft, auf deren unmittelbares Patronat die Tschechen, wie die Kundgebungen in Prag deutlich bewiesen, nicht gerade erpicht sind. Sie sehen es ja an den Polen in Rußland, wie schlecht diese Vormundschaft auch anderen slawischen Brüdern bekommt. Auch in diesem Fall haben die Russen den Sport panslawistischer Demonstrationen in Petersburg und Prag zu tragisch genommen; sie übersahen, daß jene Veranstaltungen nur Mittel der Parteitaktik waren, die für die Innenpolitik ihre guten Dienste taten, aber im übrigen nicht weltgeschichtliche Verschiebungen auf dem österreichisch-russischen Theater vorbereiten sollten.

Durch diese Auffassung soll die merkwürdige deutsch-tschechische Verbrüderung in Prag und im übrigen Böhmen keineswegs entwertet werden. Man wird zwar sicherlich nach dem Kriege auch in Böhmen über die Beziehungen der Völker zueinander nüchterner urteilen, aber die Tatsache wird sich auch dann nicht wegleugnen lassen, daß Deutsche und Tschechen in dieser Stunde der Not, wie von einer Inspiration getrieben, erkannt haben: wir sind unkündbare Hausgenossen und haben uns auf das Zusammenleben miteinander unbedingt einzurichten. Dieses Haus Österreich ist eben doch wohnlicher als die Parteien allenthalben in Friedenszeiten sich einbildeten. Das von Heinrich Friedjung letzthin geprägte Wort bestätigt sich eben auch hier: „Österreich-Ungarn hat sich in diesen Tagen selbst entdeckt." Allen großen Entdeckungen muß irgend ein Zufall zuhilfe kommen; es war den Meistern des Krieges vorbehalten, die richtige Mischung der Stoffe im habsburgischen Laboratorium zu erweisen. Möge es nachher den Meistern der Staatskunst gelingen, diese neuentdeckte alte Mischung zu einem festen und stolzen Bauwerk des Friedens und der Zivilisation gegen die moskowitische Flut zu verwerten.

Vom Charakter der Franzoſen

Von Richard Freyen

In jedem Volke laufen über jedes andere Urteile um, die deſſen Charakter, Gewohnheiten, Sitten in eine mehr oder weniger feſte Formel preſſen, und die von größtem Einfluß auf das geſamte internationale Leben ſind. Es iſt ein ſeltſames Ding mit dieſen Allgemeinurteilen, ſie ſtimmen, auf das Individuum angewandt, faſt niemals, ſind oft ſogar ganz falſch, einſeitig, entſtellt, von Haß und nur ſelten von Liebe verzerrt. Und dennoch, obgleich oder oft gerade auch weil ſie falſch ſind, ſind ſie von allergrößter Bedeutung.

Wie fadenſcheinig und ſchief die meiſten dieſer Urteile ſind, weiß jeder, der länger in einer fremden Nation gelebt hat und viele Angehörige derſelben wirklich mit unbefangenem Blick beobachtet hat. Gewöhnlich glaubt jeder Deutſche, der nie in England geweſen iſt, ganz genau „den Engländer“ zu kennen, und wer nie Rußlands Boden betreten, nie mit einem Ruſſen geſprochen hat, lacht doch über „den Ruſſen“, wobei er eine vage Vorſtellung von einem ungepflegten Bart, Wotki, platter Naſe und vor allem unendlich vielem Schmutz hat. Hört man dagegen Leute, die länger im fremden Lande geweilt haben, ſo ergibt ſich meiſt ein viel komplizierteres Bild. Gewiß bilden auch ſolche Leute ſich oft ein kliſcheehaftes Allgemeinbild, aber es iſt meiſt diametral dem landläufigen entgegengeſetzt, woraus ſich ſchon zur Genüge ergeben dürfte, daß es ganz ſo einfach nicht iſt, ein wirkliches Bild des fremden Volkes zu haben. Je mehr man die Engländer, die Franzoſen uſw. kennen lernt, um ſo weniger zuverſichtlich wird man im allgemeinen über den Engländer, den Franzoſen uſw. Ausſagen machen können.

Das liegt vor allem daran, daß man bei genauem Hinſehen auch die unendlichen Verſchiedenheiten beachten lernt, die neben gewiſſen oberflächlich ſich darſtellenden typiſchen Zügen für den Charakter ebenfalls von größter Bedeutung ſind. Es kommt ferner hinzu, daß ganze Völker Sitten und Gewohnheiten annehmen oder beibehalten, die ihrem innerſten Weſen nicht entſprechen. Es geht nicht an, aus Sitten und Gewohnheiten ſtets auf den Charakter zu ſchließen. Wir würden beim einzelnen Menſchen eine ſolche Beurteilung töricht finden. Wir werden niemals einen Einzelmenſchen bloß nach ſeiner Redeweiſe, gewiſſen

Allüren, endgültig zu kennen glauben. Derartige Dinge lassen sich anlernen, nachahmen, schauspielern. Oft auch bleiben gewisse Gewohnheiten bestehen, obwohl sich die Wesenszüge, die ihnen ursprünglich zugrunde lagen, längst geändert haben. Das alles ist natürlich bei ganzen Völkern noch viel stärker als bei Individuen der Fall, und man muß sich hier noch mehr als beim Einzelmenschen vor falschen Verallgemeinerungen hüten.

* * *

Ich will einiges derartige am Beispiel der Franzosen dartun, über die, wie ich nach jahrelanger Kenntnis des Volkes glaube, ganz verkehrte Anschauungen nicht nur in Deutschand kursieren. Das hat in verschiedenen Dingen seinen Grund. Erstens ist der Franzose keineswegs leicht kennen zu lernen; ein französisches Haus steht lange nicht so gastlich jedem Fremden offen, wie vielfach deutsche Häuser. Es gibt Deutsche, die jahrelang in Paris gewohnt haben, ohne je in eine französische Familie geschaut zu haben. Man rechne Pensionen oder Häuser, die „zahlende Gäste" aufnehmen, nicht dazu: ein französisches Haus, das Deutsche aufnimmt, ist schon darum kein typisch französisches Haus. Wie bei allen romanischen Völkern ist das Haus viel abgeschlossener als bei uns, Gastlichkeit liegt nicht im Wesen der lateinischen Rassen, und selbst dort, wo man Fremde empfängt, ist man viel zurückhaltender, spröder, weniger offen als wir es gegen Fremde sind.

Ein weiterer Grund, daß wir die Franzosen falsch einschätzen, liegt darin, das uns gewisse Stände als typisch erscheinen, die es keineswegs sind. Das war in früheren Zeiten vor allem der Adel, der repräsentativ für das Volk genommen wurde. Ihn lernte man auf Reisen, an fremden Höfen usw. kennen. Seine feinen und kultivierten Manieren nahm man ohne weiteres als typisch an für das Volk, zumal man auch an denjenigen nichtadeligen Vertretern der Rasse, die man im Ausland kennen lernte, Hofmeistern, Erziehern, Tanzlehrern, Schauspielern usw. ähnliche Allüren wahrnahm, ohne daß man dabei bedachte, daß solche Allüren eben zum Geschäft dieser Leute gehörten, und nur eine angelernte Kopie nach jenen adligen Mustern waren. Dabei ist dann ferner zu bemerken, daß jene feinen Sitten des Adels im ganzen Lande nachgeahmt wurden und so wirklich, wenigstens für den oberflächlichen Beobachter, typischen Wert bekommen mußten. In der Tat sind die Franzosen zur Zeit des Königtums wohl eine Rasse von ungewöhnlicher Kultur der Form gewesen, nicht so sehr, weil sie innerlich wirklich jene galanten und formal durchgebildeten Charaktere gewesen wären, sondern darum, weil sie alle den Adel und seine Art kopierten, der am Hofe von Versailles ihnen allen als leuchtendes Vorbild vor Augen stand.

Wie wenig das weitere Volk von dieser Kultur der Form im Innern erfaßt war, zeigte bereits die große Revolution, wo sich der Pöbelgeist der Rasse am deutlichsten offenbarte; dasselbe hat sich überall von neuem gezeigt,

wo das „Volk“ obenauf kam, und die dritte Republik ist das beste Beispiel dafür, wie ein ursprünglich von vornehmem Geiste imprägniertes Volk diesen äußeren Lack von Jahr zu Jahr mehr abgesprengt hat und von Jahr zu Jahr nicht verbürgerlicht, nein, verpöbelt ist. Gibt es in der Welt ein unvornehmeres Staatengebilde als diese Republik der Krämer und Radauadvokaten, wo Ehrgeiz, Korruption und schmutzigste Intrige dominieren, wie unzählige Skandalaffären nur allzudeutlich gezeigt haben?

Was die Welt noch immer über den wahren Charakter der Franzosen täuscht, sind gewisse äußere Formen, die noch von den früheren aristokratisch durchgebildeten Zeiten her bestehen, und ist vor allem die Sprache, die in tausend Redewendungen noch heute den alten Geist konserviert, auch dort noch, wo sie im Bourgeois- und Apachenmunde weiterlebt. Diese Sprache, die von allen Sprachen noch heute am meisten in anderen Ländern studiert wird, ist es in der Tat, die die alte Gloriole der Vornehmheit den Franzosen noch heute erhalten hat. Dieses wundervoll geschliffene Kunstwerk, das vielleicht nicht die sinnfällig klangvollste und reichste, aber die durchgeistigste und bis zum höchsten Raffinement verfeinerte Ausdrucksform ist, welche die heutige Welt kennt, ist geschaffen und veredelt worden in den Thronsälen der Bourbonenkönige und den Salons ihres Adels; sie hat auch noch heute etwas von dem alten Glanz bewahrt, wie ein kostbarer Gobelin aus Fontainebleau, den ein Börsenwucherer in seinem Hause aufhängt, dorthin noch etwas von der alten Vornehmheit mitbringt.

Diese Sprache mit ihrer einschmeichelnden Melodie ist es vor allem, die noch heute den Franzosen den Ruhm der unnachahmlich feinen Sitte erhält. Es sind tausend kleine Feinheiten, die an sich ganz unwesentlich sind und gar keine Rückschlüsse auf die dahinter stehenden Gefühle zulassen, die aber den Fremden immer bezaubern. Das beständig eingestreute, fast in keinem Satze fehlende „Monsieur“ oder „Madame“ scheint immer sofort eine persönliche Beziehung zwischen dem Sprecher und dem Angeredeten herzustellen und gibt der Rede etwas sehr Verbindliches. Manche stereotypen, höflichen Übertreibungen bezaubern den Fremden und sagen doch gar nichts. So wird der Fremde, dem man bei einer persönlichen Vorstellung versichert: „enchanté de faire votre connaissance“, dann, wenn ihm bloß die Lexikonbedeutung von „enchanté“ im Ohre liegt, selber wirklich sehr entzückt sein, obwohl der Franzose in Wirklichkeit nicht mehr gesagt hat als der Deutsche, der in solchem Falle in den Bart murmelt: „Sehr erfreut . . .“

Auch außerhalb der Sprache gibt es eine ganze Reihe von Sitten, die, aus früherer Zeit überliefert, noch heute den Anschein erwecken, als seien die Franzosen ein höfliches Volk. Vieles geht aber auch hier nur auf ein Muß zurück. Man nehme das höfliche Stehenbleiben, wenn man sich auf der Treppe begegnet; gewiß, das wird viel konsequenter geübt als in Deutschland, aber das ist nicht auf größere innere Höflichkeit zurückzuführen, sondern nur darauf, daß drüben die Treppen viel schlechter und enger sind.

Und noch etwas kommt hinzu, was unbestreitbar ist: die Galanterie gegen die Dame, besonders wenn sie jung und hübsch ist. Aber man werde sich klar darüber, daß diese Galanterie etwas Verschiedenes von einer gegen alle Menschen gleichmäßig geübten Höflichkeit ist. Steht jemand in der Elektrischen vor einem müden alten Manne oder einem alten Weiberl auf, so ist das Herzensgüte und wirkliches, inneres Gefühl; macht er dagegen einer hübschen jungen Dame Platz, um einen Blick ihres Auges zu erschmeicheln, so braucht das so wenig eine Tugend zu sein oder von innerer Höflichkeit und Zuvorkommenheit zu zeugen, als es eine Tugend ist, wenn einer die neusten englischen Moden und die raffiniertesten, auffallendsten Kravatten trägt. Es ist nun ohne Zweifel richtig, daß der Franzose, was Galanterie gegen die Dame anlangt, dem Deutschen über ist, aber es verbirgt sich dahinter noch ganz anderes als Höflichkeit. Gewiß, törichte junge Gänslein mögen sich dadurch berücken lassen, und in der Tat habe ich oft genug junge Franzosen mit beißendstem Spott höhnen hören, wie billig und leicht deutsche Mädchen mit dem Zuckerwasser der albernsten Galanterie zu fangen wären. Aber feinere und kluge Frauen empfinden diese zudringliche Höflichkeit, wie mir eine weitgereiste Dame einmal sagte, als „Unanständigkeit". „Ich weiß nicht, was widerlicher ist, offen und plump geäußerte Begehrlichkeit oder diese verkappte, verzuckerte und im Grunde rein konventionelle", fügte sie hinzu.

Nein, es muß mit aller Schärfe gerade vor Deutschen einmal ausgesprochen werden: es gibt in Europa kein Volk, das im tiefsten Kern so unhöflich, so unliebenswürdig und so unverschämt ist wie die Franzosen. Um den wahren Charakter eines Volkes kennen zu lernen, muß man den Bauernstand kennen, der der Grundstamm ist, auf den alle feineren Kulturformen nur aufgepfropft werden. Aber im französischen Bauernstand, in der kleinen Bourgeoisie, da findet man nichts, aber auch gar nichts von der gutmütigen Freundlichkeit des süddeutschen Bauern oder der kernfesten, strengen Rechtschaffenheit des Norddeutschen, auch nichts von der „breiten Natur" des gewöhnlichen Russen; der französische Bauer ist kleinlich, geizig und boshaft. Wers nicht glaubt, lese darüber auch französische Autoren nach. Balzac ist die beste Autorität. Wer Zolas „Erde" für zu dick aufgetragen hält, lese Maupassants Novellen, wie dort der Bauer, der Kleinbürger, überhaupt das „Volk" gezeichnet werden! Maupassant, der kannte seine Landsleute! Wer es gelernt hat, hinter den trügerischen Schleier, den die wundervolle, von feinen Aristokraten gewirkte Sprache noch immer über dies Volksleben breitet, hindurchzusehen, wer sich nicht blenden läßt durch konventionelle und erlernte Redensarten und Formen, der wird zugestehen müssen, daß nirgends in der Welt soviel Mißgunst, Kleinlichkeit und Bosheit sich finden, als in dieser Mittelwelt, die das wahre Frankreich ist, während die Pariser Boulevardwelt nur ein Prunkgewächs ist, das allerdings jenem Boden entstammt. Ich spreche hier nicht als Deutscher, der auf nationale Feindschaft gestoßen ist; ich bin weder dem äußeren Typus nach noch der Sprache nach drüben je für einen Deutschen gehalten worden und habe doch, von Aus-

nahmen abgesehen, immer die gleiche Bemerkung gemacht: kleine Beamte, Arbeiter, Bürger und Bauern, nirgends in der Welt findet man soviel infame Unverschämtheit, elende kleinliche Bosheit, bloß aus Freude an der Sache selbst, als in Frankreich. Eine gewisse Lebhaftigkeit und Heiterkeit, die dem gallischen Volke eignet, kann darüber oberflächliche Beobachter und solche Leute, die Paris vermittelst eines Retourbillets kennen, täuschen, andere kaum!

Es ist derselbe Charakterzug, der, verfeinert und salonfähig gemacht, bei dem bessern Franzosen in jenem höhnischen Zynismus und der giftigen Ironie wiederkehrt, der neben einer großen nationalen Borniertheit und Eitelkeit ein Hauptcharakteristikum der Franzosen ist. Gewiß, die Wirtshaus- nnd Cafégespräche der jeunesse dorée, der Studenten, Soldaten und jungen Angestellten sind in der ganzen Welt nicht prüde und zart. Aber so wie in Frankreich . . ? Und man muß sich klar machen: aus diesen Kreisen rekrutiert sich auch jene Bürgerschicht von skrupellosen Parvenus, die in Frankreich die Regierung leiten. Der alte Adel hat sich grollend zurückgezogen, der Pöbel in seiner schlimmsten Form, als verkappter Pöbel mit Gentlemanallüren dominiert. Daß es daneben in Frankreich Menschen von feinster Kultur und edelster Bildung gibt, werde ich am wenigsten leugnen, aber meine Freundschaft und Verehrung für diese wird mich nie bestechen, den häßlichen Grundcharakter des ganzen Volkes zu übersehen. Und man bedenke auch, wie verschwindend wenig wirklich sympathische und edle Persönlichkeiten sich unter den großen Dichtern finden! Überall Eitelkeit und Schlimmeres!

Im Grunde ahnt der Deutsche auch etwas davon, daß die weit gepriesene Höflichkeit und Liebenswürdigkeit der Franzosen nicht deren Wesenskern ausmacht. Man fügt darum gern hinzu, wenn man jene Qualitäten rühmt, sie seien im Grunde „falsch". Indessen möchte ich auch hier widersprechen. „Falsch" in dem Sinne, daß der Franzose etwa bewußt betröge und belöge, ist er nicht. Man muß, um ihn zu verstehen, sich über einen Grundunterschied des ganzen romanischen und germanischen Lebens klar werden, der überall sich äußert. Wir verlangen von allen Äußerungen des Lebens, daß sie echt seien, das heißt, daß sie einen unentstellten Ausdruck des inneren Erlebens darstellen. Wir fragen bei jedem Satz, der uns gesagt wird, ob er aus dem Herzen kommt. Das tut der Romane längst nicht in demselben Grade. Wie wir von einem Gedicht verlangen, daß es „empfunden" sei, so heischt der Romane vor allem, daß es „schön" sei, ohne sich um den dahinter steckenden Lebensgehalt viel zu kümmern. Wie mit der Dichtkunst aber ist es auch mit den übrigen Lebensformen. Auch diese sind in Frankreich viel losgelöster von den Gefühlen, sind eine Form an sich geworden. In Frankreich ist das Wort aufgekommen, daß die Sprache dem Menschen gegeben sei, um seine Gefühle zu verbergen. Man braucht das nicht so zu fassen, als handle es sich stets um ein bewußtes Lügen, nein, es handelt sich nur um eine schöne Form auch der Redeweise, von der man nichts weiter verlangt, als daß sie schön sei. Man muß dieses Streben nach einer Schönheit,

die gar nicht Natur sein will, begreifen, um dem Wesen der Franzosen näherzukommen. Deutsche Frauen regen sich über die „Unechtheit“ von Pariser Schönheiten auf, die geschminkt, gepudert, emailliert und Gott weiß was sonst noch, nur keine „Natur“ sind. Man bedenke, daß jene das auch gar nicht wollen. Man sagt: „La Française n'est pas belle, elle le devient.“ — Alles ist bewußte Kunst, die gar nicht in irgendwelchem Zusammenhang mit der Natur stehen will: nur so ist die französische Dicht- und Schauspielkunst, die französische Schönheitspflege und überhaupt der ganze Lebensstil zu verstehen. Er ist nicht „falsch“, aber er ist künstlich. Nur weil der Deutsche, der immer eine innere Beziehung zwischen „Kunst“ und „Natur“ verlangt, das nicht verstand, konnte die Rede entstehen, am Franzosen sei alles „falsch“.

Alles in allem: beim Franzosen ist alles angelegt auf eine Kultur der Schale, der Kern ist mehr oder weniger gleichgültig. Diese Kultur der Schale hat uns oft geblendet und tut es leider noch bis auf den heutigen Tag, obwohl das neue Frankreich auch die Kultur der Schale immer gröber vernachlässigt. Das heutige Frankreich gleicht einem unerzogenen, aus den untersten Ständen heraufgekommenen Spießbürger, der zufällig als Erbe noch ein paar köstliche Prunkstücke hat, die ihm ein Ansehen von Vornehmheit geben, obwohl er mehr und mehr verlernt, sie zu tragen. Immer mehr werden wir Deutsche auch in der äußeren Kultur den Franzosen über. Man sehe unsere Städte in ihrer Sauberkeit und ihrem Komfort an, man bedenke, welche Reinlichkeitsvorrichtungen sich selbst der mittelbegüterte Bürger bei uns leistet, man vergleiche damit französische Zustände, und man wird sich die Nase zuhalten. Oder man beobachte einmal auch „bessere“ Franzosen beim Essen! Welche Rolle spielt da das Messer, welche Töne muß man da mitgenießen! Man sagt in Paris: „Es scheint, die Deutschen haben immer Angst, daß man ihnen das Essen aus dem Munde wegnähme, weil sie ihn so krampfhaft zuhalten beim Essen.“ Nein, wir tun es aus guten Gründen!

Es ist ein festgewurzelter Aberglaube, daß die Franzosen das Volk der feinen, äußeren Form seien. — — Es wäre den Deutschen zu raten, einmal selber die Augen aufzumachen, und sie würden sehen, wie überall hinter der ererbten Eleganz der moderne Prolet hervorkommt. Es ist eine traurige Dekadenz auch nach dieser Seite, die das heutige Frankreich kennzeichnet.

Soziologie

Von Alfred Vierkandt

Die Soziologie, die in anderen Ländern schon längere Zeit besondere Lehrstühle, Institute und Zeitschriften besitzt, beginnt auch in Deutschland allmählich immer mehr Beachtung und Anerkennung zu finden. Vielleicht haben die Kongresse, welche die deutsche Gesellschaft für Soziologie seit ihrer 1909 erfolgten Gründung regelmäßig alle zwei Jahre veranstaltet, das ihrige zu dieser Entwicklung beigetragen. Ein Zeichen der Zeit ist es, daß Wilhelm Wundt in der neuesten Auflage des einschlägigen Bandes seiner „Logik" die Soziologie mit einem eigenen Abschnitt bedacht hat. Jedenfalls handelt es sich hier um eine tiefe Bewegung, mit deren Grundgedanken sich vertraut zu machen auch der gebildete Laie verpflichtet ist. In Zukunft werden daraus voraussichtlich mehrere oder eine ganze Reihe selbständiger Disziplinen hervorgehen.

Zunächst müssen wir die Frage beantworten: Was ist Soziologie? Darauf gibt es nur eine einwandfreie Antwort: Soziologie ist ein Sammelname für eine ganze Reihe von wissenschaftlichen Bestrebungen. Eine Einigung darüber, wie das Wort im Sinne einer einzigen und einheitlichen wissenschaftlichen Disziplin zu verwenden wäre, ist bis jetzt nicht erzielt worden; es ist auch vorläufig ganz aussichtslos, nach einer solchen zu streben. Recht bedauerlich ist es, daß die meisten Gelehrten sich über diese Tatsache hinwegsetzen, und indem sie Systeme oder Lehrbücher der Soziologie schreiben oder deren Gesamtgebiet zu behandeln und sämtliche Probleme zu lösen versprechen, ihre besondere Auffassung von der Soziologie für die Auffassung von ihr schlechtweg ausgeben. Tatsächlich kann heute, wenn von irgendeiner wissenschaftlichen Einheit die Rede sein soll, nicht von der Soziologie, sondern nur von einer Soziologie gesprochen werden, und es wäre dringend zu wünschen, daß sich hierüber alle Fachmänner einigten. Es wird heute mit dem gleichen Namen eine ganze Anzahl verschiedener Gruppen von Problemen und Wissenschaften bezeichnet, die so sehr auseinanderfallen, daß sie sich auf keine Weise unter den Begriff einer Wissenschaft bringen lassen.

Wir wollen von diesen Gruppen hier zunächst vier aussondern und dasjenige, was alsdann verbleibt, soll im eben angedeuteten Sinne fortan als Soziologie verstanden und behandelt werden. Zunächst scheiden wir alle

diejenigen Untersuchungen aus, die sich auf die leibliche Seite des Menschen oder menschlicher Gruppen beziehen, also alles, was ins Gebiet der Rassenbiologie und Rassenhygiene gehört. Desgleichen sehen wir ab von allen bis jetzt — und wahrscheinlich auch noch auf lange Zeit — recht unfertigen Untersuchungen, die sich auf das Wesen und die spezifische Begabung der verschiedenen Rassen beziehen. Weiter schließen wir — wenigstens vorläufig noch, später müssen wir diese Einschränkung zum Teil wieder aufheben — alle praktischen Fragen aus, die ins Gebiet der Sozialpolitik, der praktischen Reformen der Gesellschaft usw. gehören. Nicht ganz selten wird auch bei der Beschreibung der Kultur eines Stammes unter der Soziologie dessen gesamte geistige und gesellschaftliche Kultur in Gegensatz zu seiner materiellen verstanden — ein Sprachgebrauch, dessen Beseitigung sehr wünschenswert ist, weil bei ihm nichts von derjenigen Gemeinsamkeit vorhanden ist, die doch die übrigen Bedeutungen dieses Wortes wenigstens einigermaßen zusammenschließt. — Was bleibt nach diesen Ausscheidungen noch übrig? Es sind vor allem vier Gruppen von Problemen, die sich auf Tatsachen teils der menschlichen Gesellschaft, teils der Kultur beziehen. Zunächst kommen in Betracht die Kräfte, die das Leben der Gesellschaft bestimmen, wie die Nachahmung, die Mode, die Autorität und Unterordnung, der Zwang usw. Eine zweite Gruppe von Fragen bezieht sich auf die Kräfte, welche das geschichtliche Leben bestimmen. Hier handelt es sich darum, ob der einzelne oder ob die Masse maßgebend ist, welchen Einfluß die wirtschaftlichen Zustände und welchen die Ideen besitzen usw. Eng damit verknüpft ist eine dritte Gruppe von Problemen; sie bezieht sich auf den Zusammenhang der einzelnen Kulturgüter untereinander, also insbesondere darauf, wie weit die einzelnen Kulturgüter wie etwa Kunst oder Religion sich völlig selbstständig gestalten können und ob im entgegengesetzten Fall die geistigen Zustände oder die gesellschaftlichen oder die wirtschaftlichen Verhältnisse die Führung besitzen. Endlich gehört hierher noch eine vierte Gruppe von Fragen: gibt es einheitliche Gesetze der Entwicklung, gibt es überall wiederkehrende Stufen teils der gesamten Kultur, teils der einzelnen Kulturgüter?

Lassen sich diese vier verschiedenen Gruppen von Problemen nun zu einer inneren Einheit im Sinne einer wissenschaftlichen Disziplin zusammenfassen? Das ist in der Tat möglich. Alle beziehen sich, wie schon gesagt, teils auf die Gesellschaft, teils auf die Kultur. Diese beiden aber hängen wieder eng untereinander zusammen. Denn Kulturgebilde wie Recht, Religion, Staat usw. sind keine selbständigen Wesenheiten für sich, sondern bedürfen eines Substrates, durch das sie erhalten, betätigt und gewandelt werden. Dieses Substrat aber kann nicht der einzelne Mensch für sich sein, da dieser bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene religiöse, sittliche und rechtliche Anschauungen hat, sondern nur die Gesamtheit, oder, wie wir auch sagen können, die Gesellschaft. Innerhalb der Gesellschaft spielen sich alle jene Beeinflussungen ab, durch die der Einzelne in den Zusammenhang der Kultur seines Volkes

hineingestellt wird. Die beste Definition für die Gesellschaft ist noch heute diejenige, die schon der Berliner Philosoph Wilhelm Dilthey gegeben hat: Gesellschaft ist eine Gruppe von Individuen, die im Verhältnis der Wechselwirkung zueinander stehen. Diese Wechselwirkungen erzeugen nun dauernde Verhältnisse und Gebilde, es entstehen Verhältnisse wie diejenigen der Unterordnung oder der Solidarität, Gebilde wie diejenigen der Familie und des Staates einerseits, des Rechts oder der Religion anderseits. Alle von uns genannten vier Problemgruppen haben es daher teils mit der Gesellschaft selbst, teils mit ihren Erzeugnissen zu tun, und so können wir sagen: die Soziologie (in dem von uns begrenzten Sinne) ist die Lehre von den Wechselwirkungen unter den Menschen und von ihren Erzeugnissen. Man könnte auch an Bezeichnungen denken wie induktive Kulturwissenschaft oder Milieuwissenschaft oder Wissenschaft vom objektiven Geist, aber man würde damit jedesmal nur einen Teil des Gemeinten treffen. Die einschlägigen Probleme sind stückweise schon seit alter Zeit bald von diesem, bald von jenem Denker behandelt worden, aber freilich in durchaus früher deduktivem und konstruktivem Sinne. Demgemäß hat man diese Erörterungen durchweg der Geschichtsphilosophie zugerechnet. Heute aber kommt alles darauf an und geht eine große Bewegung darauf aus, diese deduktive durch eine induktive Behandlungsweise zu ersetzen, die von den Tatsachen des Lebens und von den Ergebnissen der einzelnen Geisteswissenschaften ausgeht und allmählich zu allgemeinen Sätzen aufsteigt. Wenn noch heute immer wieder neue „Systeme" der Soziologie erscheinen oder ins Deutsche übersetzt werden, die alle Probleme durch ein Prinzip zu lösen unternehmen, so kann der Laie vor solchen Büchern nicht dringend genug gewarnt werden: sie repräsentieren nicht die neue, sondern die alte Phase der Soziologie. Es ist ein dringendes Bedürfnis vorhanden für die Ausgestaltung der Soziologie zu einer erfahrungsmäßig begründeten Wissenschaft.

Denn die Soziologie (das Wort hier wieder im weiteren Sinne genommen) wurzelt in den tiefsten Kräften unserer Zeit. Die obenerwähnte Nachdrücklichkeit, mit der die Soziologie sich selbst bei uns in Deutschland immer mehr zur Geltung bringt, wo die Abneigung gegen den Dilettantismus und das Dringen auf wissenschaftliche Gründlichkeit innerhalb der Gelehrtenwelt vielleicht besonders stark entwickelt ist, ist ein unwiderleglicher Beweis dafür. Diese treibenden Kräfte der soziologischen Bewegung haben vorzüglich drei Quellen.

Die erste ist die Tatsache des Milieus. Sie ist bekanntlich erst im vorigen Jahrhundert gleichsam entdeckt worden und seitdem in das allgemeine Denken übergegangen. Wir wissen heute, wie ein und derselbe Mensch in verschiedenen Kreisen ein ganz verschiedenes Wesen bekundet und sich ganz verschieden entwickelt; wir wissen auch, wie die im wesentlichen jedenfalls gleiche menschliche Natur in verschiedenen geschichtlichen Zusammenhängen im künstlerischen Auffassen, im religiösen Vorstellen und im sittlichen Urteilen sich ganz verschieden entfaltet hat. Wir haben dadurch einen ganz veränderten Begriff von der

menschlichen Natur bekommen; wir haben nämlich lernen müssen, sehr viele Eigenschaften, die man früher auf die Rechnung dieser Natur schob, den Kräften der Umwelt zuzuschreiben. Die Aufklärung verstand unter der Natur oder der natürlichen Ausstattung des Menschen in der Hauptsache alle diejenigen Eigenschaften, die sie bei dem Durchschnittsmenschen ihrer Zeit teils vorfand, teils vorzufinden glaubte. Insbesondere wurde z. B. das klare logische Denken zu den angeborenen Eigenschaften des Menschen gerechnet, während wir heute wissen, daß sich diese besondere Art des Denkens erst mit dem Beginn der Neuzeit im Zusammenhang mit der Ausbildung der Naturwissenschaft entwickelt hat und daß ihr schon im Mittelalter eine ganz andere Art des Denkens voraufging. Ebenso ist unsere verfeinerte Art der Erotik ein jüngeres geschichtliches Gebilde, und dasselbe gilt von allen höheren Gefühls- und Vorstellungskomplexen auf dem Gebiete der Religion und der Kunst. Kurz, wenn man von der seelischen Ausstattung des Einzelnen alle historischen Einwirkungen in Abzug bringt, so bleibt schließlich nichts übrig als eine Reihe rein formaler Anlagen, insbesondere von Verhaltungsweisen und Willensrichtungen. Würde ein einzelner Mensch ohne alle Einwirkungen menschlicher Umgebung irgendwo aufwachsen, so würde er über die geistig höchsten Tiere sich kaum erheben.

Die Entdeckung der Tatsache des Milieus führt nun aber zu weiteren Problemen. Wenn der einzelne Mensch in seiner Umgebung wurzelt, dann gilt dasselbe auch von den geistigen Werken, die er schafft, von seinen Kunstwerken, von seinen religiösen Schöpfungen, seiner Weltanschauung. Auch der einzelne Künstler schafft nicht lediglich aus rein ästhetischen Kräften heraus, die überall dieselben wären, sondern die Art seines Schaffens hängt ebenfalls von der ganzen Umwelt ab. Ebenso wird das Rechtsleben eines Volkes sowohl in der Form der Gesetzgebung wie in der Auslegung der Gesetze nicht allein von rein formal logischen, überall gleichen Kräften bestimmt, sondern es hängt ab von dem ganzen rechtschaffenden und rechtsprechenden Menschen und durch ihn wieder von der gesamten Umwelt, insbesondere von den wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und geistigen Zuständen der Zeit. Eine der Hauptfragen, die hier entstehen, ist die: wie grenzt sich in der menschlichen Seele das Angeborene gegenüber dem Erworbenen ab? Gibt es überhaupt angeborene Unterschiede in der Veranlagung, sei es bei den Individuen sei es bei den Völkern oder den Geschlechtern, oder sind alle Unterschiede nur auf die Verschiedenheit der Umwelt zurückzuführen und verbinden sich solche etwaigen angeborenen Unterschiede mit Unterschieden in der leiblichen Ausstattung im Sinne sogenannter Rassenmerkmale? Ist in entsprechender Weise etwa der Begriff der Entartung auch auf die angeborene seelische Ausstattung anzuwenden? In einer anderen Richtung liegt dann die Frage: wie kommt die ganze Beeinflussung des einzelnen durch seine Umwelt, seine Erziehung durch sie, seine Erhebung auf ihr kulturelles Niveau zustande? Welches ist der Mechanismus dieser ganzen Entwicklung?

Die zweite Hauptquelle der modern soziologischen Bewegung liegt in der regen Entwicklung der Geisteswissenschaften. Von verschiedenen Seiten ist betont worden, wie unser Jahrhundert ein Jahrhundert der Geisteswissenschaften sein wird in einem ähnlichen Sinne, wie das abgelaufene ein Jahrhundert der Naturwissenschaften. Die Geisteswissenschaften häufen immer mehr Stoff auf und stehen vor der Aufgabe, seinen Inhalt zu verarbeiten und zu erklären. Dabei drängt sich das Verlangen nach einheitlichen Gesichtspunkten auf, und es entsteht die Frage, ob dieses Verlangen befriedigt werden kann. Gibt es im Gebiet der menschlichen Kultur und der einzelnen Kulturgüter feste Typen, gibt es Gesetze oder wenigstens allgemeine Regeln für die ursächlichen Zusammenhänge auf diesem Gebiete? Geschichtliche und kulturelle Tatsachen beruhen letzthin auf Vorgängen in der menschlichen Seele; so entsteht die Forderung einer psychologischen Erklärung der Tatsachen der Geisteswissenschaften. Damit ist wieder an eine neue Reihe von Problemen gerührt. So einleuchtend es zunächst klingt, daß jeder geschichtliche Vorgang sich psychologisch erklären lassen müsse, so verwickelt ist doch bei näherer Betrachtung der ganze Sachverhalt. Erstens kommt in der Regel nicht eine einzelne Person allein, sondern mindestens daneben auch ihre Abhängigkeit von der Umwelt und deren Resonanz in Frage. Zweitens sprechen objektive Faktoren wie etwa die jeweilige Technik beim künstlerischen Schaffen oder der Stand der Gesetze und der Mechanismus der Verwaltung bei der politischen Tätigkeit mit. Endlich liegt ja in jedem geschichtlichen Gebilde nicht ein seelischer Zustand vor, sondern ein Niederschlag der seelischen Vorgänge, eine Objektivation, wie man sich heute gern ausdrückt. Alles das weist, wie gesagt, auf ganze Reihen von Problemen hin, deren Erforschung heute noch kaum in Angriff genommen ist.

Die dritte Quelle der soziologischen Bewegung endlich ist praktischer Natur. Sie besteht in der Tatsache der großen Reformbewegungen, wie sie sich heute auf allen Gebieten der Kultur vollziehen. Auf allen Gebieten streben wir heute teils im Interesse einzelner Teilgruppen, teils aus einem allgemeinen, sittlichen Interesse heraus danach, die Wirklichkeit nach bestimmten Zwecken umzugestalten. Bei allen diesen Reformarbeiten geht man nun von gewissen Anschauungen und Voraussetzungen aus, die mit der Zeit zum Bewußtsein kommen, und stößt auf Schwierigkeiten und Fragen, die ebenfalls allmählich ein Gegenstand der Reflexion werden. Wer ein Material umzugestalten unternimmt, setzt die Möglichkeit seiner Umgestaltung und damit allgemein gültige Kausalbeziehungen, allgemein gültige Regeln und den Zusammenhang von Ursache und Wirkung voraus. So wird es unserer Zeit zu einer selbstverständlichen Voraussetzung, daß die menschliche Gesellschaft in gewisser Hinsicht einen Mechanismus darstellt, dessen Regeln sich erforschen und zur Anwendung bringen lassen. Es erheben sich weiter Fragen nach den bewegenden Kräften des geschichtlichen Lebens: wie weit kann eine Reformbewegung an ideale Motive appellieren, wie weit muß sie mit gröberen rechnen? Es fragt sich ferner, mit welcher Geschwindigkeit sich

Wandlungen vollbringen lassen, wieweit sich Ideen und Ideale überhaupt durchsetzen lassen, und wieweit sie, mit Bergson zu reden, an dem widerstrebenden Stoff der Wirklichkeit eine unüberwindliche Schranke finden? Alle diese Fragen kann man, ebenso wie die im vorigen Fall sich erhebenden nach ihrer wissenschaftlichen Zugehörigkeit als geschichtsphilosophische ansprechen, sowie sich ja tatsächlich die heutige Soziologie zu einem Teil aus der alten Geschichtsphilosophie entwickelt hat.

Die Ausbreitung der soziologischen Bewegung ist eng verbunden mit dem Aufkommen oder der Ausbreitung einer neuen Denkweise im Gebiete der menschlichen Dinge. Es ist interessant zu sehen, wie sich diese unter dem Druck der Verhältnisse allmählich gleichsam von selbst entwickelt. Für den Arzt, den Techniker oder den rationell wirtschaftenden Landwirt ist es selbstverständlich, daß sein Beruf sich auf wissenschaftlichen Einsichten und wissenschaftlichem Denken aufbaut: es ist für ihn selbstverständlich, daß sein Handeln sich auf die Voraussetzung konstanter Kausalzusammenhänge und allgemeiner Gültigkeit fester Regeln gründet. Das Entsprechende gilt nun aber auch für das Bereich der menschlichen Verhältnisse. Der Unternehmer, der das Risiko eines neuen Planes abschätzt, kann gleichsam nicht umhin, gewisse Eigenschaften in der menschlichen Natur und gewisse Arten auf bestimmte Reize zu reagieren, als sichere Tatsachen seiner Überlegung zugrunde zu legen; und wenn der Politiker von neuen Gesetzen sich bestimmte Wirkungen verspricht, so rechnet er ebenfalls mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit der menschlichen Natur. Es mögen alle diese Vorstellungen zunächst noch roh empirischer Art sein; nach ihrer grundsätzlichen Beschaffenheit erheben sie sich doch über jene naive Denkweise, die im menschlichen Leben überhaupt nichts Festes und Allgemeingültiges kennt. Ebenso drängt, das sahen wir schon früher, die moderne Entwicklung der Geisteswissenschaften darauf hin, über dasjenige Maß hinaus, das schon von Haus aus mit der Spezialforschung verbunden ist, allgemeine Sätze über das Wesen des menschlichen Geisteslebens zu entwickeln. Es handelt sich bei all diesen Vorgängen darum, daß die wissenschaftliche Denkweise ihren Einzug auch in das Gebiet der menschlichen Dinge hält und auf die Tatsachen der Gesellschaft und Kultur angewendet wird. In erster Linie ist dabei natürlich die allgemeine Denkweise des täglichen Lebens, und erst in zweiter Linie, wie bereits angedeutet, auch das Denken innerhalb der Geisteswissenschaften gemeint. Wir können den Vorgang, der sich heute abspielt, vergleichen mit dem Aufkommen der naturwissenschaftlichen Denkweise im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Was diese für das Gebiet der natürlichen Dinge im allgemeinen Denken verdrängte, das war die uralte mythologische Denkweise. Für sie besteht die Welt aus einer Summe von Zufälligkeiten und Unberechenbarkeiten, von geheimnisvollen Kräften und von frei waltenden Geistern. Die neue Denkweise, wie sie durch Männer wie Bacon, Keppler, Galilei, Kant eingebürgert wurde, ersetzt diese Vorstellung vom Chaos durch die Vorstellung eines Kosmos: die Welt ist eine Stätte der

Ordnung, der Einheitlichkeit und Regelmäßigkeit. Und darum ist sie der intellektuellen Arbeit zugänglich: es ist möglich, auf ihre Fülle einheitliche Begriffe anzuwenden und in ihr einheitliche Gesetze zu entdecken. Eben diese Auffassung beginnt nun heute im Denken der ganzen Nation auch für die Welt des Geistes, für die Welt der menschlichen Geschichte, Gesellschaft und Kultur zur Geltung zu kommen. Freilich darf bei dieser Vergleichung zwischen der Welt der Natur und der Welt des Geistes nur von einer Übereinstimmung der letzten formalen Prinzipien die Rede sein; sowie man daraus eine Übereinstimmung in den konkreten Inhalten dieser Grundsätze macht, d. h. also die Prinzipien der Naturwissenschaften einfach unmittelbar auf die Geisteswissenschaften übertragen will — in dem Sinne etwa, in dem dies Vertreter des bekannten Monismus wollen —, verfällt man einem blinden Dogmatismus. Von dieser Verirrung, die mit dem Wesen einer echten soziologischen Bildung unverträglich ist, werden wir noch später zu sprechen haben.

Eine große gewaltige Arbeit ist es, die sich in der Ausgestaltung dieser neuen Denkweise vollzieht, und sie stößt auf dieselben Widerstände, wie damals das Aufkommen der naturwissenschaftlichen Denkweise. Es sind ihrer namentlich zwei, eine von negativem und eine von positivem Charakter: die Macht der Gewohnheit und gewisse Gefühlswiderstände.

Die Denkweise, an die wir von früh an für den Bereich der menschlichen Dinge gewohnt sind, kann man unter den Begriff der Zufallskausalität zusammenfassen. Wodurch entsteht irgendein Krieg? Nach der populären Denkweise durch den Ehrgeiz eines Staatsmannes oder einiger Kriegsmänner oder vielleicht durch die Intrigen einer Frau. — Wie kam es, daß Karl der Große in Rom zum Kaiser gekrönt wurde? Weil er zufällig gerade über die Alpen gegangen war und zufällig am Weihnachtsabend den Gottesdienst besuchte und der damalige Papst den Einfall bekam, ihm eine Ehre zu erweisen. So ungefähr sind die Dinge in dem Lehrbuch der Geschichte dargestellt, aus dem der Verfasser als junger Gymnasiast seine ersten geschichtlichen „Kenntnisse" bezog. Auch in den Geisteswissenschaften sind die Erklärungsweisen noch lange nicht verstummt, die das Aufkommen neuer Wörter, neuer Ornamente oder sonstiger kultureller Neuerungen von mehr oder weniger wesenhaftem Charakter auf Launen oder Einfälle einzelner Personen, auf zufällige Irrtümer oder sonstige zufällige Begebenheiten zurückführen. Es schimmert durch alle diese Vorstellungen immer wieder die uralte mythologische Denkweise hindurch, die nichts als zufällige und unberechenbare Regungen, unvorhergesehene Einfälle in den Menschen oder den Geistern, unberechenbare Handlungen durch Zaubergewalt kennt. Für diese Denkweise ist wie erwähnt die Welt ein Chaos, eine Summe von wirren und zusammenhanglosen Einzelheiten, über die sich nichts Einheitliches und Allgemeines erhebt. Die naive Denkweise des täglichen Lebens ist noch heute nicht viel weiter gekommen. Alles Geschehen in der Welt führt sie auf einzelne Menschen zurück, und jeder einzelne Mensch

ist für sie frei in jenem törichten Sinne der Willkür und Unberechenbarkeit, der jeder tatsächlichen Grundlage entbehrt. Die richtige Auffassung des Sachverhalts kann man zusammenfassen in den Begriff des Organischen. Man kann sagen: die Gesellschaft und die Kultur haben einen organischen Charakter, oder selbst: die Gesellschaft ist ein Organismus. Die letztere Wendung ist freilich nur ein Bild, bei dem nur gedacht werden darf an die wechselseitige Abhängigkeit aller Seiten der Kultur von einander und an den engen Zusammenhang alles einzelnen mit dem Ganzen und umgekehrt.

Der zweite Widerstand gegen das Eindringen der wissenschaftlichen Denkweise in unser Gebiet liegt, wie schon gesagt, im Bereich des Gefühls. Er erwächst aus allen denjenigen Vorurteilen, die unserem praktischen Verhalten im Bereiche der menschlichen Dinge entspringen und uns an einer sachlichen Bewertung und Würdigung hindern. Nur im Vorbeigehen weisen wir hier darauf hin, daß das Herausbilden einer Objektivität in der Wertbeurteilung ebenfalls zu den Aufgaben der Ausbildung einer wissenschaftlichen Denkweise im Bereiche der menschlichen Dinge gehört. Es ist nichts als Aberglaube, als ein Überrest der alten mythologischen Denkweise, daß Werturteile ihrer Natur nach notwendig subjektiv und willkürlich sein müssen. Es hat auch eine Zeit gegeben, in der die meisten Urteile über Tatsachen, sei es der Natur, sei es der menschlichen Welt, lediglich subjektiv und willkürlich waren. Dieser Zustand ist zunächst im Bereich des naturwissenschaftlichen Denkens überwunden worden und wird heute im Bereiche des Geistes schrittweise zerstört. Ebenso gibt es eine Objektivität im Bereiche des ethischen und ästhetischen Bewertens, wennschon diese nicht überall mit völliger Gleichheit des Urteils, das verschiedene Personen vollziehen, identisch ist, und wenn schon vor allem heute diese Objektivität mehr eine Aufgabe als eine Tatsache ist. — Doch davon sollte, wie gesagt, nur im Vorbeigehen die Rede sein. Für uns handelt es sich vielmehr um den lähmenden Einfluß des Gefühls auf die richtige Erkenntnis bestimmter Tatsachen. Zu diesen gehört derjenige Tatsachenkomplex, den man als Klassencharakter unserer Zustände bezeichnet. Am bekanntesten ist der Klassencharakter der populären Moral, der die oberen Schichten vor den unteren, die Männer vor den Frauen und die Erwachsenen vor den Kindern bevorzugt. Diese und verwandte Tatsachen richtig zu erfassen, vorurteilsfrei in ihrem ganzen Umfange zu erkennen, kann nur in dem Maße gelingen, in dem wir uns von der Vorherrschaft der Gefühle über unsern Intellekt befreien.

Die neue Denkweise, von deren Aufkommen hier die Rede ist, können wir nun auch als die soziologische Denkweise bezeichnen, und der Leser sieht hieraus, in welchem Sinne von einer soziologischen Bildung gesprochen werden kann. Denn unter Bildung verstehen wir ja nicht ein bestimmtes Wissen, überhaupt nicht bestimmte Bewußtseinsinhalte, sondern eine bestimmte Art des Denkens und Bewertens. Diese soziologische Bildung kann sich der Leser erwerben oder weiter ausbilden durch eine Lektüre geeigneter soziologischer Werke. Ein

im Sinne meiner Ausführungen geeignetes Werk ist das Phasenwerk von Müller-Lyer „Die Entwicklungsstufen der Menschheit". Band 1: Der Sinn des Lebens und die Wissenschaft (München 1910); Band 2: Phasen der Kultur und Richtungslinien des Fortschritts (München 1908); Band 3: Formen der Ehe, der Familie und der Verwandtschaft (München 1911); Band 4: Die Familie (München 1912); Band 5: Phasen der Liebe (München 1913), von dem in einem der nächsten Hefte ausführlicher die Rede sein soll.

Kriegstagebuch

Schneller als wir es nach den Erfahrungen früherer Kriege voraussehen konnten sind an unserer Westgrenze Schlachten geschlagen und Erfolge erzielt worden, die den weiteren Verlauf des Krieges gegen Frankreich bestimmend beeinflussen. Dank einem bis in die kleinsten Einzelheiten richtig angesetzten Aufmarsch und hervorragender Selbsttätigkeit der Unterführer konnte sich im Zentrum unseres Aufmarsches aus vielen Einzelgefechten die große „Schlacht bei Metz" entwickeln, bei der die Gegner auf einer Linie von fast hundert Kilometer Länge miteinander rangen. Inzwischen hat sich die Schlachtlinie auf zweihundertundfünfzig Kilometer verlängert. Die mit der Hauptmacht über die Grenze vorgedrungenen Franzosen konnten wieder in ihr Land zurückgeworfen werden und an einzelnen Stellen vermochten unsere Truppen sogar aus der Verfolgung heraus die Linie der Sperrforts zu durchbrechen. Manonville, das stärkste der Forts, ist seit dem 28. d. Mts. in unserem Besitz. — Belgien ist zu Boden getreten, — eine gerechte Strafe für die hinterhältige Politik seiner Regierung, die, entgegen den von ihr eingegangenen völkerrechtlichen Verpflichtungen, Abmachungen mit England und Frankreich getroffen hatte, die die Belgier zwangen auf die Seite unserer Gegner zu treten. — Eine schwere Niederlage hat das englische Expeditionskorps erlitten, von dem Lord Kitchener vor einigen Tagen behauptete, es habe „Prachtleistungen" vollbracht, obwohl es noch gar nicht an den Feind gekommen war. Unsere Truppen stehen im Norden bei St. Quentin, kaum hundert Kilometer von Paris!

Nicht ganz so erfreulich sieht es auf dem nördlichen Teil des östlichen Kriegsschauplatzes aus, trotz des großen Sieges zwischen Gilgenburg und Ortelsburg, wo fünf russische Armeekorps und drei Kavalleriedivisionen von bedeutend geringeren Streitkräften zurückgeworfen wurden. Verspätet zwar, aber doch mit weit an Zahl überlegenen Kräften sind die Russen von Kowno her hinter unseren langsam zurückweichenden Truppen in Ostpreußen bis über die Angerap ein-

gedrungen. Der Gedanke an das furchtbare Ringen im Osten lastet auf allen Gemütern und läßt eine helle Freude über die Siege im Westen nicht recht aufkommen. Wir brauchen dennoch nicht zu verzagen: alles, was bisher in Ostpreußen geschehen ist, liegt begründet in der geopraphischen Lage der Provinz und in den strategischen Verhältnissen dieses Krieges; alles war vorausgesehen! Auch dort wird der Sieg unser sein. Die Umzingelung einer Armeeabteilung, die unseren Braven am Sonnabend gelang, die Gefangennahme von dreißigtausend Russen, — alles zeugt, daß selbst erdrückende Übermacht unsern Sieg nicht aufzuhalten vermag. Das Vorgehen der Russen in Ostpreußen ist von solcher Eigenart und widerspricht so sehr allen Lehren des modernen Krieges, daß die merkwürdigsten Schlüsse möglich sind. Ein Augenzeuge der Schlacht von Gumbinnen berichtet, die Russen suchten kaum eine Deckung auf; sie gehen in dicken Schwärmen vor und knien zum Feuern nieder, statt sich auf den Boden zu werfen. Reihenweise werden sie vom vernichtenden Feuer unserer Infanterie niedergemäht, — neue Reihen stehen auf! Offiziere erscheinen nicht oder doch nur ausnahmsweise vor der Front. Ihre Aufgabe ist es, die Soldaten mit Knute und Revolver gegen die deutschen Stellungen zu treiben. Der arme Teufel von Mushik hat beim Vorgehen wenigstens die Hoffnung, in deutsche Gefangenschaft zu geraten; die Flucht bedeutet ihm sicheren Tod. Die Gefallenen werden nicht begraben; zu Hunderten werden sie in Häuser und Gehöfte gebracht und mit diesen zusammen verbrannt! — Wehe, wenn diese Massen geschlagen, die Offiziere in panischem Schrecken überrennend, zurückfluten! Eine solche Flucht kann bei Wilna nicht Halt machen! — Jetzt stehen wir in Erwartung der Dinge, die die Lage im nördlichen Teil Ostpreußens entscheiden müssen.

Im Süden des östlichen Kriegsschauplatzes pflücken unsere schwarzgelben Bundesbrüder reichlichen Lorbeer. Die Schlacht bei Krasnik östlich der Weichsel bezeichnet, wie die Schlacht bei Metz, eine große Zahl von kriegerischen Einzelunternehmungen, die sich auf einer Linie von siebzig Kilometer Länge abspielten. Im östlichen Galizien, zwischen Lemberg und Brody stehen die Entscheidungen noch aus. — Ganz im Süden beginnen die Russen Rumänien zu drangsalieren.

Auf dem politischen Kriegsschauplatz haben sich zwei bemerkenswerte Ereignisse zugetragen: Frankreich hat amtlich an Belgien mitgeteilt, daß es nicht imstande sei, seinen Verpflichtungen nachzukommen, und das französische Kabinett hat sich durch Männer aus allen Parteien ergänzt, also auch durch sozialistische Gegner dieses Krieges. Der Vorwärts veröffentlicht dazu in seiner Nummer 234 einen höchst bemerkenswerten Leitartikel, der die Bedeutung eines historischen Dokuments hat. Er sei daher vollständig wiedergegeben:

Die alles Alte umwälzenden Wirkungen des Weltkrieges beginnen sichtbar zu werden. Die Führer der französischen Sozialdemokratie sind in das Ministerium eingetreten und nehmen an der Regierung teil, in der die Vertrauensmänner aller republikanischen Parteien sitzen. Die Radikalen, Sozialistisch-Radikalen und Sozialdemokraten, also die Parteien, die mit der Friedensparole den Sieg bei den letzten Wahlen errangen, besitzen trotz der Teilnahme der rechtsstehenden Republikaner eine starke Mehrheit, während ausgesprochene

Chauvinisten, wie Clemenceau, an der Regierung nicht teilnehmen. Die sozialdemokratischen Führer, die in das neue Ministerium eingetreten sind, sind nicht etwa rechtsstehende, dem Ministerialismus zuneigende Genossen. Es sind die bedeutensten Männer der französischen Bruderpartei, der geistreiche, von revolutionärem Temperament sprühende Marcel Sembat, die stärkste Stütze von Jaurès in dem Kampf für die Verständigung mit Deutschland, und Jules Guesde — Guesde, der alte Kampfgefährte von Marx und Engels, der Begründer und Organisator der marxistischen Richtung in Frankreich, der schärfste und rücksichtsloseste Verfechter des Klassenkampfes, der unermüdlichste Bekämpfer jeder Kompromißpolitik, der ebenso wie Sembat die Spaltung der Billigung des ministerialistischen Experiments vorzog, der unversönlichste Feind kapitalistischer, ministerialistischer, imperialistischer Politik. Wie weit Guesde wie auch Sembat entfernt sind und stets entfernt waren von chauvinistischer Kriegsbegeisterung Deutschland gegenüber, das zeigt noch wieder die Rede, die Sembat am Tage der Kriegserklärung in einer großen Pariser Versammlung hielt. Er wandte sich dagegen, daß der Krieg irgend welchen Rachegelüsten dienen dürfe; auch nicht die Zerstörung deutscher Kultur dürfe sein Ziel sein, und wenn ein siegreiches Rußland Deutschland zerstückeln und die Kosaken seine berühmten Hochschulen zerstören wollten, so werde das Frankreich nicht zugeben. Daß diese Männer, an deren Gesinnung internationaler Solidarität und Freundschaft für die deutsche Arbeiterklasse ein Zweifel nicht erlaubt ist, in das Ministerium eingetreten sind, das den Krieg führt, beweist, daß die Ereignisse Wirkungen zeitigen, die bei Ausbruch des Krieges nicht gewollt und von manchen nicht geahnt waren.

Versuchen wir in dieser Stunde, wo über die Motive der französischen Genossen noch kein Bericht vorliegt, die Tatsache selbst zu deuten.

Die französischen Armeen haben eine Niederlage erlitten. Der Eindruck in Frankreich, in dem in den letzten Jahren immer mehr die Furcht vor dem Kriege mit der übermächtigen deutschen Militärorganisation sowie das Friedensbedürfnis der arbeitenden Massen den Revanchegedanken verdrängt hatte, muß außerordentlich stark sein. Das französische Volk sorgt um seine Existenz, um seine nationale Einheit und Unabhängigkeit. Die herrschenden Klassen, die die Verantwortung für diesen Krieg tragen, wenden sich an die, die bis zur letzten Minute und mit aller Kraft den Ausbruch des Krieges zu hindern suchten. Denn in dieser furchtbaren Krise erscheinen die Tatsachen in ihrer ganzen Härte. Der französische Militarismus war im Frieden eine Kriegsgefahr und ein Herrschaftsmittel für die Besitzenden. Aber das moderne Heer ist zugleich das Volk in Waffen. Der Krieg, einmal ausgebrochen, verlangt die begeistertste und hingebendste Tapferkeit und Opferwilligkeit des Volkes. Und deshalb der Appell an die Vertrauensmänner der arbeitenden Klassen.

Unsere Genossen haben sich in der Stunde furchtbarer Gefahr der schweren Verantwortung nicht entzogen. Sie haben sich wohl gesagt, daß die Unabhängigkeit und Unversehrtheit der Nation die erste Bedingung der demokratischen und sozialen Befreiung ist, und der Selbstbehauptung der Nation können sie ihre Hilfe nicht entziehen.

Der Eintritt der sozialdemokratischen Führer wird seinen Eindruck auf das französische Volk nicht verfehlen, und diese Tatsache gilt es klar ins Auge zu fassen. Die Teilnahme der Sozialdemokraten am Ministerium bedeutet für das französische Volk ein Sturmzeichen, ein Sturmzeichen, das aufruft zur Aufbietung aller Kräfte zur Abwehr. Es wandelt den Krieg, der ein Krieg der Regierung gegen den Willen des Volkes war, zum Volkskrieg um die Erhaltung der Existenz.

Das deutsche Volk muß mit dieser Auffassung rechnen. Unsere französischen Genossen wären nie in das Ministerium eingetreten, wenn sie die Meinung hätten, daß der Krieg im jetzigen Stadium ein Krieg zur Unterstützung des Zarismus, ein Krieg gegen die Kultur und politische Freiheit wäre. Die Niederlage läßt ihnen den Krieg als Kampf um die nationale Selbständigkeit erscheinen. Sie fürchten Annexionen.

Auf der anderen Seite dürfen wir nicht daran zweifeln, daß die Männer, die heute die französische Regierung bilden, in ihrer Mehrheit für einen Frieden, der die nationale Sicherheit,

und Integrität gewährleistet, einzutreten bereit sind. Guesde und Sembat, aber auch Augagneur, Malvy, David und andere kennen keine Solidarität mit Zarismus und Moskowitertum. Ihr Eintritt ins Ministerium stützt also die Friedensaussichten, wenn dieser Friede ein solcher ist, wie ihn auch das deutsche Volk wünschen muß: ein Friede ohne Eroberung, ein Friede, der zur Verständigung mit dem französischen Volke führt. Dann hätte auch der Zarismus seine Schiedsrichterrolle für immer ausgespielt.

Der Krieg ist mit der Parole für Freiheit und nationale Unabhängigkeit eröffnet worden. Gelänge eine Verständigung mit Frankreich, so wäre die Freiheit und Unabhängigkeit Polens und Finnlands gesichert, der Zarismus gebrochen, der europäische Frieden gewährleistet. Das muß aber auch das Ziel deutscher demokratischer Politik sein.

Wir wollen abwarten, was die neue französische Regierung unternimmt, haben jedenfalls keine Veranlassung, den ersten Schritt zum Frieden zu tun. Wie sich die Dinge entwickelt haben, ist anzunehmen, daß wir zusammen mit Österreich-Ungarn allein imstande sind, die russische Regierung auf die Kniee zu zwingen. Jedenfalls würde jedes vorzeitige Entgegenkommen von unserer Seite die Friedensverhandlungen für unsere Diplomatie nur erschweren. Wer Frieden haben will, soll zu uns kommen, denen der Krieg aufgenötigt wurde. Nun wir aber einmal kämpfen, müssen zunächst alle die Fesseln gesprengt sein, die uns bisher bedrohten, ehe von Friede die Rede sein kann. Ob wir uns dann entschließen, mit einem so wankelmütigen und unzuverlässigen Volke wie die Franzosen es sind, grundlegende Verträge einzugehen, wird von den Sicherheiten abhängen, die die Franzosen uns geben. G. Cleinow

14. August 1914. Proklamation der russischen Regierung an die Polen; verspricht Befreiung der Polen, gesteht bisher begangene Fehler zu.

19. August 1914. Die marokkanische Regierung stellt dem deutschen und dem österreichischen Geschäftsträger seine Pässe zu und schafft sie mit dem gesamten Personal der Gesandtschaft unter völliger Nichtachtung des Völkerrechts gewaltsam an Bord des französischen Kreuzers „Cassard", der sie nach Palermo bringt.

20. August 1914. Deutsche Seesoldaten (das Skutari-Detachement) nehmen an den Kämpfen an der bosnisch-serbischen Grenze bei Višegrad erfolgreich teil.

22. August 1914. Österreichische Kavallerie schlägt zwei russische Kavallerie-Brigaden bei Tomaszow.

22. August 1914. Nördlich Metz hat der deutsche Kronprinz zu beiden Seiten von Longwy vorgehend, den gegenüberstehenden Feind siegreich zurückgeworfen. Die Armee des Kronprinzen von Bayern erreicht die Linie Luneville—Blamont und setzt die Verfolgung fort. Namur wird beschossen.

22. August 1914. Seine Majestät der Kaiser hält im Großen Hauptquartier eine Parade ab.

23. August 1914. Dem japanischen Geschäftsträger in Berlin werden die Pässe zugestellt; der deutsche Botschafter in Tokio wird abberufen.

23. August 1914. Ministerpräsident Salandra betont, daß die italienische Regierung fest entschlossen sei, die Politik der Neutralität weiter zu verfolgen.

23. August 1914. Bei Neufchateau schlägt die Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg eine über den Semois vorgedrungene französische

Armee. Bei Maubeuge wird eine englische Kavallerie-Brigade geschlagen.

24. August 1914. Untergang des österreichischen Kreuzers „Zenta" an der montenegrischen Küste.

24. August 1914. Die österreichische Regierung teilt mit, daß die „Kaiserin Elisabeth" in Tsingtau an der Seite der deutschen Schiffe mitkämpfen wird.

24. August 1914. Die Stadt Luxemburg wird von einem französischen Flugzeug bombardiert.

25. August 1914. Die Festung Namur erobert, ebenso Longwy.

25. August 1914. Die gesamte Presse Belgiens mit Ausnahme von Antwerpen erscheint in deutscher Sprache. Ein deutscher Gouverneur für Belgien ernannt.

25/26. August 1914. Ausfall von vier belgischen Divisionen aus Antwerpen zurückgeschlagen. — Überfall der deutschen Truppen durch die Stadt Löwen.

25. August 1914. Das allgemeine Moratorium in England wird bis zum 4. Oktober verlängert.

25. August 1914. Großer Sieg der Österreicher bei Krasnik. Fünf russische Armeekorps auf Lublin zurückgeworfen.

26. August 1914. Kleiner Kreuzer „Magdeburg" auf Grund geraten; wurde in die Luft gesprengt. Torpedoboot V 26 rettet unter feindlichem Feuer größten Teil der Besatzung.

26. August 1914. England verletzt die Neutralität des Suezkanals durch Festhalten von deutschen und österreichischen Handelsschiffen.

26. August 1914. Die Schutztruppe von Deutsch-Südwestafrika ist in die Kapkolonie eingedrungen.

26. August 1914. Ein Zeppelinluftschiff erscheint über Antwerpen.

27. August 1914. Neubildung des französischen Kabinetts unter Viviani. Sozialistische Mitglieder: Sembat (Öff. Arbeiten) und Guesde (ohne Portefeuille).

27. August 1914. Erbprinz Luitpold von Bayern gestorben.

27. August 1914. Generaloberst von Kluck schlägt die englische Armee bei Maubeuge.

27. August 1914. Die Armeen der Generalobersten von Bülow und Freiherr von Hausen haben ungefähr acht Korps französischer und belgischer Truppen zwischen Sambre, Namur und Maas in mehrtätigen Kämpfen vollständig geschlagen.

27. August 1914. Die Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg überschreitet die Maas.

27. August 1914. Die Armee des deutschen Kronprinzen hat eine befestigte Stellung vorwärts Longwy genommen und einen Angriff aus Verdun abgewiesen.

27. August 1914. Die Armee des Kronprinzen von Bayern schlägt in Lothringen einen Angriff der Franzosen aus Süden und Nancy ab.

27. August 1914. Die Armee des Generaloberſten von Heeringen setzt die Verfolgung in den Vogesen nach Süden fort. Das Elsaß ist vom Feind geräumt.

27. August 1914. Die englische Armee, verstärkt durch drei französische Territorial-Divisionen, nördlich St. Quentin vollständig geschlagen und zum Rückzug über St. Quentin genötigt.

27. August 1914. Der deutsche Landsturm wird zur Sicherung der Etappenlinien und Besetzung Belgiens herangezogen.

27. August 1914. In der Ukraine bildet sich ein Komitee zur Befreiung der Ukrainer (Ruthenen) vom russischen Joche.

27. August 1914. Der Kommissar der polnischen freiwilligen Legionen Michael Sokolnicki übernimmt in Kielce „die Führung der politischen Geschäfte und die Verwaltung der Stadt".

27. August 1914. Österreich erklärt Belgien den Krieg.

27. August 1914. Der Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie stellt seine Tätigkeit ein.

28. August 1914. Der Bürgermeister von Brüssel teilt dem deutschen Kommandanten mit, daß die französische Regierung der belgischen die Unmöglichkeit eröffnet habe, sie irgendwie offensiv zu unterstützen, da sie selbst völlig in die Defensive gedrängt sei.

28. August 1914. Rußland bedroht die Neutralität Rumäniens.

28. August 1914. Das bayrische Kriegsministerium gestattet die Verbreitung der sozialdemokratischen Presse im Heere.

28. August 1914. Kämpfe an der russisch-galizischen Grenze. Die Österreicher sind siegreich.

28. August 1914. Manonviller, das stärkste französische Sperrfort, in deutschem Besitz.

28. August 1914. In Ostafrika besetzt unsere Schutztruppe den wichtigen englischen Punkt Taveta am Kilimandscharo. In Belgisch-Kongo sind deutsche Truppen eingerückt.

28. August 1914. Seegefecht bei Helgoland. Drei Kleine Kreuzer und Torpedoboot V 187 gesunken.

29. August 1914. Die von den Österreichern besetzten Teile Russisch-Polens kommen unter österreichische Verwaltung.

29. August 1914. Amerika erklärt seine Neutralität im Deutsch-Österreichisch-Japanischen Kriege.

29. August 1914. Die Armee des Generaloberſten von Hindenburg schlägt fünf russische Armeekorps und drei Kavalleriedivisionen bei Tannenberg, Gilgenburg und Ortelsburg und verfolgt sie über die Grenze. 80000 Gefangene.

29. August 1914. Der französische Oberbefehlshaber Joffre verlangt seinen Abschied.

29. August 1914. Die Bank von Frankreich trifft Angstmaßregeln.

30. August 1914. Mehrtägige Schlacht östlich Lemberg. Siegreiches Vorrücken der Österreicher.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 8630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 26/27.

Japan und China

Von Geheimen Admiralitätsrat Dr. Schrameier

Japans Vorgehen hat nach einer telegraphiſchen Meldung aus Rom die Vereinigten Staaten von Amerika aufs tiefſte erregt. Seine Abſicht, ſich territorial in China auszubreiten, ſei klar. In London mache der Alarm der New Yorker Preſſe großen Eindruck.

Über die Vorgänge in Oſtaſien gelangen nur ſporadiſch Nachrichten nach Deutſchland. Vor einigen Tagen erfuhr die Frankfurter Zeitung aus Peking, daß zwei japaniſche Kreuzer vor Laitſchoufu erſchienen ſeien, um Truppen zu landen. Dieſer Hafen liegt an der Nordküſte Schantungs, weſtlich von Tſchifu. Es iſt chineſiſcher Boden; eine etwaige Ausſchiffung von Truppen würde alſo einen Neutralitätsbruch bedeuten. Ob China in der Lage und bereit iſt, einer Verletzung der Neutralität mit der Waffe entgegenzutreten, iſt ſchwer zu beurteilen. In dieſem Zuſammenhang gewinnen weitere Meldungen aus Waſhington, wonach Japan ein größeres Expeditionskorps ausrüſtet, Bedeutung.

Sollte die Meldung auf Wahrheit beruhen, ſo liegt, da die Verſchiffung der Truppen nach Europa trotz franzöſiſcher Hilferufe allzu phantaſtiſch erſcheint, der Gedanke nahe, daß die Verwendung der Truppen ſich gegen China richtet. Die von England, Rußland und Frankreich längſt beabſichtigte Aufteilung Chinas würde durch einen Vorſtoß Japans einer gewiſſen Löſung entgegengeführt werden.

Chinas Aufgabe würde ſich damit verſchieben. Nicht nur für die Ehre ſeiner Neutralität, ſondern für die Sicherheit und den Beſtand ſeines eigenen Reiches müßte es eintreten. Der Krieg würde damit auf den oſtaſiatiſchen Schauplatz in weit größerem Umfange, als bis jetzt angenommen werden konnte, übergreifen.

Nun haben die Wühlereien gewisser Mächte, besonders Japans, hinter dem England stand, und Frankreichs, das offen seine Geldmittel hergab, China in den letzten Jahren in eine Reihe von Revolutionen gestürzt, an deren grausamen Folgen Regierung und Volk noch jetzt leiden. Die Zügel der Regierung liegen, wie wir wissen, in den Händen Yüanschihkais, eines begabten, kundigen und willenstarken Diktators. Nur äußerlich ist die tiefe Kluft, die zwischen dem Süd- und Nordchinesen besteht, überbrückt; große Bestechungsgelder waren nötig, um die Provinz Kanton während der letzten Revolution von einem tätigen Eingreifen gegen die Zentralgewalt abzuhalten.

Yüanschihkai vermag sich nur dadurch zu behaupten, daß er seinen Heerführern den Willen läßt und ihnen reiche Mittel zur Verfügung stellt. Genügen die Truppen auch, die Bevölkerung in Schach zu halten, so ist doch kaum daran zu denken, daß sie einem geschulten Gegner wie den Japanern, gewachsen sind, besonders zu einer Zeit, wo der Zusammenbruch des nur mühsam gefügten Riesenbaus durch irgendeinen äußeren Anstoß befürchtet werden muß. Denn darüber sollte man sich keiner Täuschung hingeben, daß trotz gemeinsamer Abstammung, Sprache und Sitte die Abneigung des Südens gegen den Norden vielfach dem Hasse gleichkommt. Die Verständnislosigkeit, mit der beide einander gegenüberstehen, hat sich in den letzten Jahren nur vertieft und die Erbitterung der Südchinesen durch das Einsetzen der Reaktion in Peking verschärft.

Würde Japan in diesem Augenblicke über China herfallen, so ist der Ausgang kaum zweifelhaft. Selbst, wenn ein direktes Einverständnis zwischen Japan und den Mächten der Triple-Entente und eine Abmachung über die Verteilung der Beute nicht vorliegen sollte, so sind die drei Mächte zurzeit doch so sehr in Europa gebunden, daß, falls Japan eigenmächtig handeln sollte, keine ihm in den Arm zu fallen vermag.

Nur eine Nation gibt es, die Einspruch erheben könnte, nämlich die Vereinigten Staaten von Amerika. Sie haben neben Deutschland an der Integrität Chinas bis jetzt das größte Interesse gehabt und sich als die wärmsten Fürsprecher einer Erhaltung der offenen Tür in diesem Völkergemisch erwiesen. Eine Verschiebung der Machtverhältnisse zu seinen Ungunsten würde das Volk auf den Plan rufen. In den Philippinen besitzt zudem Amerika eine Basis, von der aus ein Eingreifen sich unschwer bewerkstelligen ließe. Ohne Zweifel haben bereits Verhandlungen zwischen den beiden Mächten stattgefunden. Amerikanischen Telegrammen zufolge hat Japan versprochen, keine Gebietserweiterungen zu suchen und die Integrität der Republik zu wahren. Japan hat erklärt, in Übereinstimmung mit den Bestimmungen des japanisch-englischen Bündnisvertrages handeln zu wollen, der sich zur Aufgabe stelle, die Interessen aller Mächte in China in gleicher Weise zu schützen.

Nun ist auch Deutschland eine vertraglich anerkannte Macht in China und die Überlassung gewisser Stützpunkte an verschiedene europäische Mächte beruhen auf den gleichen Voraussetzungen. Durch Schwächung des deutschen Einflusses

würde einer der wesentlichsten Faktoren der Gewähr für Chinas Integrität schwinden. Kein Mensch, der den Charakter der Japaner kennt, wird sich durch gewundene Erklärungen an ihren wahren Absichten irre machen lassen. Japan wartet ab und wird sicher verstehen, im rechten Augenblick einzugreifen. Bei der Unklarheit und Unbestimmtheit aller Meldungen, die nach Deutschland gelangen, läßt sich ein zutreffendes Urteil im Augenblick nicht fällen. Immerhin besteht Aussicht, daß Amerika sich für alle Fälle bereit hält.

Japans Schwäche liegt in seinem Geldmangel, in seiner finanziellen Abhängigkeit von England, sonst hätte es wohl schon längst gegen die amerikanische Republik zum Schwerte gegriffen; die Wogen der Erbitterung über den Ausschluß aus dem amerikanischen Kontinent sind manchmal recht hoch gegangen und die Vereinigten Staaten haben wenig dazu beitragen können, sie zu glätten. Die freundschaftliche Annäherung Japans an Mexiko im vergangenen Jahre hat die Stimmung nicht gebessert.

Den Fall eines Krieges zwischen Japan und den Vereinigten Staaten sieht das japanisch-englische Bündnis vom 13. Juni 1911 vor; es erleichtert die Möglichkeit eines solchen Krieges dadurch, daß England sich vorbehält, nicht gegen die Vereinigten Staaten als Verbündeter Japans das Schwert ziehen zu müssen. Es wird also entweder neutral bleiben, oder auf die Seite der Vereinigten Staaten treten, falls sein Vorteil es verlangt oder die Umstände es gebieten.

Wie es aber auch mit der Zuverlässigkeit der aus amerikanischen Blättern hierher gelangten Nachrichten bestellt sein mag, soviel ist gewiß, daß die allgemeine Lage eine Landung Japans in China und einen bewaffneten Angriff auf diese Macht durchaus in den Bereich der Möglichkeit stellt. Damit würden sich für die Wirkung des von England entfachten Weltbrandes sehr weite Perspektiven eröffnen.

Die Politik, die England seit Jahren Japan gegenüber verfolgt hat, beginnt sich zu rächen. Den dem Friedensschlusse von Schimonoseki zugrunde liegenden Bestrebungen, ein Gleichgewicht der Kräfte in Ostasien zu erhalten, hat es planmäßig entgegengearbeitet. Um Rußland in Nordchina und an den Grenzen Indiens sich selbst vom Leibe zu halten, hat es den japanisch-russischen Krieg ermöglicht. Durch sein Ansehen glaubte es, Japans Entwicklung seinen eigenen Wünschen entsprechend gestalten, vor allem eine ihm selbst gefährliche Machtausdehnung des japanischen Reiches nach Belieben hemmen zu können. Es war der Ansicht, das Land am Gängelbande zu halten; die Verbindung ging sogar so weit, daß die Reutersche Telegraphen-Agentur sich verpflichtete, von Japan nur amtlich zensierte Telegramme zu versenden, also eine Beeinflussungspolitik größten Stiles im Sinne Englands und Japans zu treiben.

Eine solche Politik war nur möglich, solange Englands Prestige unangetastet dastand. Daß England mit einer ungeschwächten Dauer dieses seines Prestiges rechnete, ist ein Zeichen arger Verblendung. Wenn neuerdings von

Unruhen auch in London über Japans letzte Schritte berichtet wird, so würde das bedeuten, daß dort die Erkenntnis aufdämmert, wie sehr Japan allmählich seinem Lehrmeister über den Kopf wächst. Wie an anderen Punkten der Welt, so liegt auch in Ostasien die Gefahr vor, daß England die Geister, die es rief, nicht mehr los wird.

Das ostasiatische Problem wird in eine neue Phase treten. Mehr als andere Länder hat England zu verlieren. Seine einseitige und eigenmächtige Politik wird, falls Japan einmal ihm nicht vorgeschriebene Bahnen wandeln sollte, sich an seinem eigenen Leibe am bittersten rächen.

Englische Politik

Von Dr. E. Haendcke

Der Aufstieg Englands zur weltbeherrschenden Seemacht vollzieht sich in etwa zweihundertundfünfzig Jahren, von den Tagen der Königin Elisabeth an bis zum Zweiten Pariser Frieden 1815. Im Laufe dieser Zeit sind die Engländer das erste See- und Kolonialvolk der Welt geworden unter einem gewaltigen Aufwand von Tatkraft und Arbeit. Nacheinander haben sie ihre Rivalen, Spanier, Holländer und Franzosen niedergerungen und sich selbst an deren Stelle gesetzt. In diesen immerwährenden, mehr als einmal die ganze Existenz bedrohenden Kämpfen haben sie eine Politik ausgebildet, die für alle ihre Staatsmänner, welcher Parteischattierung sie auch angehören mochten, verbindlich war und wie ein Palladium von einer Generation zur anderen vererbt wurde. Die Grundsätze blieben dieselben, ihre Anwendung war verschieden je nach Zeitverhältnissen, Begabung und Temperament der leitenden Männer. Seine abgeschlossene Lage, die innige Verbindung eines jeden seiner Bürger mit dem Blühen und Welken von Handel und Industrie, sein parlamentarisches Regierungssystem, das Einflüsse von Koterien und Interessengruppen auszuschalten scheint, haben in der Verfechtung der äußeren Interessen ein so festes Band zwischen Regierung und Volk geschlungen, daß für einen Gegensatz kein Boden mehr ist. Gewiß hat es auch auf diesem Gebiete nicht an Opposition gefehlt, aber nur des Weges, nicht des Zieles wegen. So können in diesem rein parlamentarisch regierten Lande die Minister in den Fragen äußerer Politik mit einer fast autokratischen Machtvollkommenheit handeln. Man denke nur an den Kampf des jüngeren Pitt und seiner unmittelbaren Nachfolger gegen Napoleon den Ersten. Die Grundzüge dieser Politik sind einfach genug: sich ein Maß von Einfluß auch in

rein kontinentalen Angelegenheiten in Europa zu sichern, daß nichts ohne Englands Mitwirkung geschehen kann, und die notwendigerweise zahlreichen Differenzpunkte der Festlandstaaten der eigenen Politik der Seegeltung dienstbar zu machen und zwar unter möglichst geringem Aufwand eigener Mittel und mit alleiniger skrupelloser Berücksichtigung der englischen Interessen. Die mächtige Handhabe für jede als zweckmäßig erachtete Einmischung in die Festlandspolitik bot die erst durch Wilhelm den Dritten von Oranien aufgebrachte Theorie von dem europäischen Gleichgewicht. Indem England aus ihr geradezu ein Recht herleitete, über dieses zu wachen und gegen jeden zu mächtig werdenden Staat aufzutreten, wußte es sich geschickt mit dem Nimbus des Verteidigers der bedrohten Freiheit Europas zu umgeben. Wilhelm der Dritte von Oranien war der glänzendste Verfechter seiner Idee vom europäischen Gleichgewicht Ludwig dem Vierzehnten gegenüber, indem er zugleich die religiösen Gegensätze seiner Politik dienstbar machte, die darauf hinausging, Frankreich als Seemacht zu schwächen und England den westindischen Handel unwiederruflich zu sichern. Der Erfolg dieser Politik war glänzend: England hatte es verstanden, Frankreich zu isolieren, das übrige Europa zu einem mächtigen Bund gegen dieses zusammenzuschweißen und sich selbst mit verhältnismäßig geringen Opfern an dem furchtbaren Ringen zu beteiligen. Eine geradezu virtuose Anwendung erfuhr der Grundsatz des Oraniers, der in einer fast hundertjährigen Handhabung durch eine Regierung mit dem unverrückbar gebliebenen Ziel — Ausbreitung der Seegewalt zur alleinigen Meeresherrschaft, — eine bis ins einzelne gehende Ausbildung erhalten hatte, durch den jüngeren Pitt. England hatte Frankreich, das ihm unter Ludwig dem Vierzehnten als See- und Kolonialmacht noch überlegen gewesen war, im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts in die zweite Stellung zurückgedrängt. Der 1786 abgeschlossene sogenannte Edenvertrag war für die französische Industrie ungemein nachteilig, während er für die Agrarerzeugnisse günstig war, und diente so der Absicht, Frankreich industriell nicht aufkommen zu lassen. Die Revolution schuf auch hierin Wandel: sie machte die wirtschaftlichen Kräfte frei und verschärfte dadurch den Gegensatz zu England. Dieses, nicht genügend gerüstet, verhielt sich zunächst neutral. Als aber die Franzosen Belgien besetzten und den Scheldevertrag anullierten, fand sich England in seinen Interessen bedroht. Es begann der denkwürdige Kampf, der erst 1815 enden sollte. Derselbe Pitt, der seine Zustimmung zu der Deklaration von Pillnitz 1791, die geschlossen war, um die Herstellung des Königtums zu erzwingen, verweigerte, fand 1793 die Revolution „abscheulich“ und bezeichnete es als unabweisbare Aufgabe Englands, für die „Freiheit Europas, für Gesetz und Ordnung“ in den Krieg gegen die französische Republik zu treten. Den wahren Grund des Gegensatzes beider Länder hatte schon 1763 der ältere Pitt unverhüllt ausgesprochen: „Frankreich ist uns,“ äußerte dieser, „hauptsächlich als See- und Handelsmacht gefährlich. Was wir in dieser Beziehung gewinnen, ist für uns vor allem wertvoll durch den Schaden, den Frankreich hat.“ Und im Anschluß an den Frieden von

Versailles 1783 klagte er, daß Frankreich die Möglichkeit habe, seine Marine neu ins Leben zu rufen. Diese Gesinnung verschärfte sich noch, besonders im Laufe des Krieges mit Frankreich, der seinen zeitweiligen Abschluß im Frieden von Amiens fand. Die ganze Enttäuschung Englands, bei diesem Anlaß keinen Handelsvertrag durchgesetzt zu haben, spiegelt eine Broschüre wieder mit dem Titel: „Ein ewiger Krieg als einziges Mittel zur Sicherheit und Wohlfahrt Großbritanniens." Einige bezeichnende Sätze lauten: „Bietet Frankreich Frieden, so müssen wir antworten: zieht eure Truppen aus den benachbarten Ländern und von den Küsten zurück, die ihr besetzt habt, entwaffnet eure Flotten, stellt eure Seerüstungen ein, dann sollen die englischen Kriegsschiffe aufhören, die französischen Küsten zu beunruhigen. — Eure ganze Seemacht muß vernichtet werden." In welchem Geiste England seine Seeherrschaft auffaßte, zeigt mit voller Deutlichkeit sein Seerecht. Dieses erkannte den Grundsatz, daß feindliche Ware unter freundschaftlicher Flagge unantastbar sei, also frei Gut frei Schiff, nicht an, sondern maßte sich das Durchsuchungsrecht an, sowie den Begriff Konterbande nach seinem Gutdünken. festzusetzen. Ferner sollte eine einfache Blockadeerklärung genügen, um alle die Maßnahmen zu rechtfertigen, die eine wirklich durchgeführte Blockade im Gefolge hatte. Auch jedes andere Mittel war willkommen, das den Gegner schädigen konnte. Die Unterstützung aller seiner Feinde, des eigenen Landes wie des Auslandes, mit Geld oder anderen Mitteln, war selbstverständlich. In einem eigentümlichen Lichte erscheint „der Prinzipienkampf gegen die unmoralische Revolution", da die englische Regierung den Verschwörern gegen das Leben des Ersten Konsuls, Napoleon Bonaparte, Pichegru, Cadoudal usw., Gastrecht gewährte und sie ihre Vorbereitungen zum feigen Meuchelmord zum mindesten unter stillschweigender Duldung treffen ließ. Damit aber war Englands Arsenal an vergifteten Waffen noch lange nicht erschöpft. In diesen Kämpfen schmiedete es die Waffe, die ihm von da an ein mächtiger Helfer im Streite sein sollte: die Verleumdung des Gegners um jeden Preis. Schon damals war die englische Presse die weitaus bedeutendste: mit ihrem ganzen Einfluß stellte diese sich der Regierung und deren Plänen und Absichten zur Verfügung.

Eine große Anzahl von über die ganze Welt verstreuten Agenten in allen Schichten der Bevölkerung, eine Fülle meist anonymer Broschüren in den verschiedenen Landessprachen vollendeten das sorgsam geplante Werk. Gegenüber diesem skrupellos durchgeführten Verleumdungsfeldzug blieb die französische Regierung machtlos. Sie mochte noch so laut verkünden, daß die Handhabung des Seerechtes seitens Englands dem Völkerrecht Hohn spreche, eine Vergewaltigung der seefahrenden Welt ohnegleichen sei. Ihr Protest verhallte ohne Wirkung. Napoleon mochte noch so oft in die Welt hinausrufen, daß er die Handelsfreiheit Europas gegen britische Anmaßung und Unterdrückung verteidige, daß England ihn zu seinen unaufhörlichen Kriegen und zu seinen handelspolitischen Maßnahmen treibe: nirgends fand er Glauben. Das Festland spürte die harte Faust des Eroberers, die unheilvollen wirtschaftlichen Folgen der Kontinental-

sperre. Waren doch damals Preußen, Österreich, Rußland noch reine Agrarstaaten, ihr Interesse am Seehandel also gering. Begreiflich, daß die Völker in dem unmittelbaren Urheber des sich türmenden Elends auch den allein Schuldigen sahen. In England vergaß man nicht den Mächtigen gegenüber immer wieder zu sagen, daß man die Sache der Ordnung gegen die Revolution verfechte. So verflochten sich die beiderseitigen Interessen zu einem gemeinsamen Ziel: das Festland wollte seinen Zwingherrn los sein, England seinen einzigen gefährlichen handelspolitischen Rivalen. Das Ziel wurde unter der tätigen Mithilfe auch Rußlands erreicht: der dankbare Kontinent flocht England Lorbeeren über Lorbeeren und häufte die ganze Schuld der vergangenen zwanzigjährigen Kriegszeit auf Napoleons Haupt. Vollständig verstrickt in die eigenen kleinen Verhältnisse merkte man nicht, daß man für England die Bahn freigemacht hatte zur unbestrittenen Herrschaft auf den Meeren. Ja man merkte nicht einmal, daß England die plötzliche Aufhebung der Kontinentalsperre durch Überschwemmen von Waren zu Schleuderpreisen derart rücksichtlos ausgebeutet hatte, daß der Kontinent noch auf Jahrzehnte, ja bis in die jüngste Zeit für eine Fülle von Waren der englischen Industrie geradezu tributpflichtig wurde. Aus jenen Tagen stammte das immer wieder geschickt erneuerte Ansehen englischer Fabrikate, das zu beseitigen der deutschen Industrie so unsägliche Arbeit und Mühe gekostet hat. Wie in diesen Dingen so blieb auch in der politischen Auffassung des Zeitalters Napoleons des Ersten die von England wachgerufene und verbreitete Meinung Sieger, so vollständig, daß sie auch heute noch in unseren Geschichtswerken mit nur unbedeutender Abschwächung vertreten wird. So findet der krasse Bruch des Völkerrechts Dänemark gegenüber auch in den neuesten Werken nur eine sehr laue Verurteilung. Die englische Regierung sandte in der Ansicht, Dänemark werde sich dem Bündnis von Tilsit anschließen, an den Prinzregenten die Aufforderung, mit England ein Bündnis einzugehen und als Bürgschaft für sein Wohlverhalten die gesamte Flotte auszuliefern. Die Forderung wurde unterstützt durch eine starke Flotte. Der Prinzregent lehnte ab und der englische Admiral bombardierte Kopenhagen, die Hauptstadt eines Landes, mit dem England im Frieden lebte. Wenige Tage nach Beginn der Beschießung mußte die ganze dänische Flotte 18 Linienschiffe, 10 Fregatten und 42 kleinere Fahrzeuge ausgeliefert werden. Dieser Überfall mitten im Frieden wird noch heute, getreu der englischen Darstellung, als ein Akt der Notwehr in einer Lebensfrage der Nation entschuldigt. In der Tat war es ein brutaler Raubzug eines Mächtigen gegen einen Kleinen. Helgoland wurden bei dieser Gelegenheit von England so nebenbei den Dänen weggenommen. Nie hatte England einen so furchtbaren Gegner wie Napoleon den Ersten gehabt, nie war seit dem Beginn seiner Seegeltung seine Existenz so bedroht gewesen; eben in diesem Kampfe um Sein oder Nichtsein hat es alle Seiten seiner Politik entfaltet, einer Politik, die nur dem eigenen Vorteil Existenzberechtigung zuerkennt und der in dessen Interesse jedes Mittel will-

kommen ist. Diese wenigstens einigermaßen kennen zu lernen ist nur in dieser Epoche möglich, der letzten bis auf unsere Tage, die England in einem Existenzkampf sah. Allerdings eine genaue Kenntnis kann man auch heute noch nicht erhalten, da die entscheidenden Akten z. B. bezüglich Englands Stellung zu den Koalitionskriegen, vor allem zum Bruch des Friedens von Amiens noch wohl verwahrt in den Londoner Archiven ruhen. Sicher nicht, weil man sich in England durch deren Veröffentlichung bloßgestellt fühlt, sondern weil man die Welt nicht in das politische Gedankenarsenal hineinsehen lassen will, damit nicht etwa ein politischer Gegner Vorteil daraus zu ziehen in der Lage wäre. Es soll die Rüstkammer der englischen Staatsmänner bleiben, die sich aus diesem alte Waffen zum neuen Gebrauch oder die Anregung zur Erfindung neuer, den veränderten Zeitverhältnissen besser entsprechenden holen sollen. Denn der Geist, der damals die Gemüter beherrschte, lebt auch heute noch; nur heißt nicht mehr Frankreich, sondern Deutschland der Gegner, der bekämpft werden soll, genau so erbarmungslos und skrupellos. Über den Überfall von Kopenhagen 1807 schreibt Wm. Laird Clowes in seinem Werk: The Royal Navy 1899: „Der Angriff auf Kopenhagen war zweifellos eine weise und in der Tat notwendige Maßnahme. In Zeiten allgemeinen Krieges sind schwache Mächte, die ihre Neutralität nicht wahren können, und die von einer der großen Parteien als Werkzeug im Kampf gebraucht werden könnten, für die andere Partei Gefahrsquellen; und es ist nur klug von der anderen Partei, die erste mögliche Gelegenheit zu ergreifen, sie der Waffen zu berauben, die, obwohl verhältnismäßig harmlos in den Händen kleiner Staaten ohne Ehrgeiz, unter der Führung großer und aggressiver Mächte furchtbar werden können." (Zitiert nach A. von Janson: Der Überfall über See als Feldzugseinleitung.) Wer der eigentliche Urheber des japanischen Ultimatums ist, dürfte demnach keinem Zweifel mehr unterliegen.

Will man einen Gegner in seiner Stärke richtig einschätzen, so wird man seine Maßnahmen kühlen Blutes betrachten und wägen müssen. Und da wird man zugestehen müssen, daß die gegen uns zusammengeschweißte Vereinigung von Mächten ein Meisterstück englischer Staatskunst darstellt. England selbst hat sich ausgesöhnt mit Rußland, einer Macht, die es jahrzehntelang als seinen gegebenen Gegner ansah. Es hat ferner Rußland und Japan in demselben Bund vereinigt, obwohl ihre Gegensätze unvereinbar schienen. Und das alles scheinbar ohne erhebliche Opfer. Denn es hieße die britische Staatskunst zu niedrig einschätzen, wenn der Preis für dies Bündnis etwa die Preisgabe des fernen Ostens und der Weltherrschaftspläne in diesem Erdenwinkel wäre, wie die deutsche Presse allgemein vermutet. Auch von einem Rassenkampf der gelben gegen die weiße Rasse wird man wohl kaum reden können. England hat sich vielmehr, wie es scheint, mit Japan und Rußland über die Interessensphären in China verständigt und sicher so, daß es selbst nicht zu kurz kommt. Damit ist Japan für längere Zeit beschäftigt und Deutschland ein Bundesgenosse oder wenigstens freundlicher Zuschauer entwunden.

Weiter sind China und Japan aufs neue grimmige Gegner geworden. Und möglicherweise hat man durch diese Ablenkung Japans auf China Australien wie den Vereinigten Staaten den Alpdruck der japanischen Invasion, für längere Zeit wenigstens, genommen. In welcher Form sich Nordamerika, trifft die vorgetragene Auffassung der Rolle Japans zu, erkenntlich erzeigen wird, werden wir noch sehen. Wie sehr England die gekennzeichnete Methode den Gegner zu verleumden, und zwar systematisch schon in Friedenszeiten, gemäß den modernen Hilfsmitteln vervollkommnet hat, ist uns nur zu bekannt und nur zu fühlbar geworden. Es hat eben schon stets seine Weltstellung in großartiger Weise dazu benützt, in seinen Händen den Nachrichtendienst zu monopolisieren. Der Nutzen, den es davon zog, ist nicht abzuschätzen und auch in diesem Kriege wird der Vorteil kein geringer sein. So erscheint England in jeder Richtung gerüstet und ein furchtbarer Gegner. Und doch ist es das alternde England, das gegen uns das Schwert gezogen hat. Jeder deutsche Soldat, jeder deutsche Matrose kämpft nicht nur für sich, sondern auch für die Seinigen, für Haus und Hof und damit auch wieder für die Gesamtheit des Deutschtums, seiner Kultur und seiner Existenz. Das weiß jeder, das gibt ihm den gewaltigen idealen Schwung, den wir alle Tage jetzt erleben dürfen. Wie vor hundert Jahren kämpfen für Englands Ehre und Macht Söldner, die man im Grunde des Herzens verachtet. Vergebens hat Kitchener sich für die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht eingesetzt, da er die furchtbare Gefahr in der England durch sein System von geworbenen Armeen schwebt, wohl übersah. Seine Forderung wurde, so oft er sie erhob, von der öffentlichen Meinung Englands abgelehnt. Und mit Recht. Ein England der allgemeinen Dienstpflicht wäre nicht mehr das alte freie England fast uneingeschränkter Bewegungsfreiheit des einzelnen, worauf der Geist, der in seinem Staatsgebilde lebt, im wesentlichen ruht. Dieser müßte eine vollkommene Umbildung erfahren, ehe eine solche Forderung Erfüllung finden könnte. Der Engländer ist noch heute an einem Krieg wie an einem Geschäft mit seinem Geld beteiligt. „Für ihn ist," wie es in einer preisgekrönten Arbeit eines englischen Seeoffiziers heißt, „ein Krieg das Ergebnis von Handelsstreitigkeiten, seine Ziele, den Gegner diejenigen Handelsbedingungen durch unser Schwert aufzuzwingen, welche wir als notwendig erachten zum Vorteil unseres Handels." Daher auch die gekennzeichnete Skrupellosigkeit in den Kampfmitteln. Aber gerade deswegen fehlt England heute das wichtigste: die Möglichkeit, den Gegner moralisch zu überwinden. Mit Recht durfte der Reichskanzler von Bethmann Hollweg von Deutschland sagen: „Es sind tiefe, sittliche Kräfte, die alles vorwärts treiben. Ein Volk aber, das sich im Vollbesitze seiner moralischen Kraft wie ein Mann erhoben hat, und so Bewundernswertes zu leisten vermag, das kann nicht unter die Räder kommen und das kommt nicht unter die Räder!"

La grande nation

Von Wirklichen Geheimen Rat Professor Dr. Stölzel

Unter den Tatsachen, die einst die Geschichte der Entstehung des gegenwärtigen Krieges zwischen Deutschland und Frankreich verzeichnen wird, um einen Begriff von der politischen Denkfähigkeit unserer Gegner zu geben, wird sich vielleicht auch die finden, daß unmittelbar vor der französischen Kriegserklärung (wie französische Briefe nach Straßburg meldeten, um hier Stimmung für Frankreich zu machen) „Poincaré es in seinem Edelmut über sich gebracht habe, dem deutschen Kaiser drei Milliarden anzubieten, wenn er Frieden halte, der Kaiser habe aber sechs Milliarden gewollt, und deshalb gebe es Krieg." Solcher Blödsinn sprießt auf dem Boden, dessen Bewohner vierundvierzig Jahre lang durch ihre Presse gegen uns zum Kriege gehetzt und dessen Regierung niemals gewagt hat, den durch die beispiellosen fortdauernden Niederlagen damals herbeigeführten Friedensschluß als für sie bindend anzuerkennen. Die in den erwähnten Briefen berichteten Vorgänge werfen nebenher ein Licht darauf, wie wenig die Franzosen sich für den herbeigesehnten Revanchekrieg gerüstet glaubten. Sie scheuen nicht davor zurück, ihrer Regierung nachzusagen, sie habe versucht, mit großen Geldmitteln den Krieg, den sie bald darauf erklärte, noch hinauszuschieben.

Jener Tatsache wird eine mehr erheiternde Tatsache gegenübergestellt werden dürfen, die deutschen Ursprungs ist. Einer der mit unseren kampfesmutigen Landesverteidigern gefüllten der feindlichen Grenze zueilenden Eisenbahnwagen hat, nachdem uns die vierte oder fünfte Kriegserklärung zugegangen war, von einem witzigen Insassen die lapidare, weithin sichtbare Aufschrift erhalten: „Hier werden Kriegserklärungen entgegengenommen."

Auch in schwerster ernstester Kriegszeit darf dem Humor sein bescheidener Platz gegönnt werden; er wirkt wohltuend auf die, die freudig zu Felde ziehen, sowie auf die, die in banger Sorge daheim bleiben. Das haben die Älteren unter uns, die bereits in gereiften Jahren den Krieg von 1870 und 1871, gleichviel in welcher Eigenschaft, miterlebten, jeder an sich selbst erfahren. Er wurde in jener Zeit nicht bloß von Tagesblättern gepflegt. Es tauchten auch ganze Bücher auf, die sich zum Ziele setzten, die geradezu unglaublich verlogenen französischen, sogar offiziösen und offiziellen Kriegsberichte den deutschen ganz anders lautenden gegenüberzustellen, die durch die ihnen nachfolgenden Ereignisse

bestätigt wurden. Ein solches Buch veröffentlichte damals Adam Pfaff in Kassel, ein trefflicher Patriot, der Freund Friedrich Ötkers, mit welchem er die Hessische Morgenzeitung redigierte. Geradezu herzerfrischend wirkte das Buch, dessen erste Lieferung unmittelbar nach der Einbringung des kriegsgefangenen französischen Kaisers erschien. Den Titel des Buches gibt die Überschrift dieser Zeilen wieder*). Es ist vortrefflich geeignet, eine Parallele zu ziehen zwischen der französischen Presse von heute und von 1870, zugleich aber auch darüber aufzuklären, was bislang in jener Presse geschah und in nächster Zukunft von ihr zu erwarten ist. Der moralische Tiefstand des Volkes kommt darin zum Ausdruck.

Nur an ein paar Einzelheiten, die das Buch enthält, sei hier erinnert.

Um die verlangten Kredite für den Krieg gegen Preußen durchzusetzen erklärte bekanntlich die vom Minister Olivier in der Sitzung des gesetzgebenden Körpers vom 15. Juli 1870 laut amtlichen Protokolls verlesene Begründung des Ministerrats, der König von Preußen habe sich geweigert, den französischen Gesandten zu empfangen, und die preußische Regierung habe dies amtlich mitgeteilt. Die hier unterstrichenen Worte enthielten eine Unwahrheit. Oliviers Kollege, der Herzog von Gramont, verschärfte die Unwahrheit in derselben Sitzung, der die Kriegserklärung Frankreichs bereits vorangegangen war, durch die weitere Erklärung: „Hätten wir länger gewartet, so hätten wir damit Preußen Zeit gewährt, seine Rüstungen zu vervollständigen, überdies genügt das eine Faktum: die preußische Regierung hat alle Kabinette davon benachrichtigt, daß sie unseren Gesandten zu empfangen ablehnte, als man noch unterhandelte. Wenn die Kammer diese Beleidigung ertragen könnte, würde ich nicht fünf Minuten lang Minister bleiben." Als die nun bald gefolgten deutschen Siege zum Sturz dieser Minister führten, ließen die neuen Minister am 9. August im offiziellen Wochenbulletin des Soir weise verkünden:

„Es treten im Leben der Völker entscheidende feierliche Stunden ein, wo Gott ihnen Gelegenheit gibt zu zeigen, was sie sind und was sie vermögen."

Was sie sind, die Franzosen? Minderwertig gegenüber deutschen Kriegern und ihren Leitern!

Was sie vermögen? Nichts als Niederlage auf Niederlage einzuernten, aber abzuleugnen, bis sie zu Hunderttausenden in deutscher Kriegsgefangenschaft sitzen, um nun in niedrigster Gesinnung den eigenen Heerführern Verrat vorzuwerfen!

---

*) Beim Verlage der La grande nation sind Exemplare nicht mehr vorrätig. Ein billiger Neudruck, namentlich der ersten Lieferung, würde sich gewiß lohnen, damit eine Anzahl Exemplare unsern tapfern Truppen dargebracht werden könnte. Die Freude, die sie daran haben müßten, würde jetzt doppelt so groß sein, als die der Leser von 1871. Wer von damaliger Zeit her Besitzer des Buches ist, nimmt vielleicht Anlaß, sein Exemplar einer der Sammelstellen von Lesestoff für die Krieger zu stiften; er kann sicher sein, daß er damit manchem eine freudige Stunde bereitet.

Und obwohl am 1. und 2. September 1870 der Schlag von Sedan schon geführt war, schrieb am 3. September das Pariser Journal officiel: „Das Kriegsministerium hat gestern über das Resultat des Kampfes am Donnerstag noch keine offizielle Depesche erhalten; die anderen hier eingelaufenen Nachrichten sind zu widersprechender Art, um berücksichtigt zu werden." Am Morgen desselben Tages war Berlin bereits im Siegesjubel gewesen. Erst am 4. September bekannte sich in Paris eine vom Gesamtministerium unterzeichnete Ansprache zu der Verkündung: „Franzosen, ein großes Unglück hat Frankreich betroffen! .... Nach dreitägigem Kampfe gegen dreihunderttausend Feinde wurden vierzigtausend Mann zu Gefangenen gemacht. .... Der Kaiser ist zum Gefangenen gemacht. ..." Noch am Tage zuvor schrieb das Hofjournal Patrie: „Wir erhalten über Belgien preußische Depeschen, Telegramme des Königs an die Königin, Mitteilungen von Manteuffel unterzeichnet, welche den Sieg am 30. und 31. August und am 1. September der preußischen Armee zuschreiben. Wohlan, alle diese Depeschen beunruhigen uns durchaus nicht. Wir glauben nicht daran. Wir glauben nicht daran, weil seit Beginn des Krieges der König von Preußen, seine Verwandten und seine Generale sich auf dem Papiere stets den Gewinn der Schlachten zugeschrieben haben, in denen sie tatsächlich Terrain verloren hatten. Der König Wilhelm und seine Heerführer haben in der Vergangenheit immer gelogen, deshalb können sie gegenwärtig nicht anders denn als Lügner betrachtet werden, und wir sind wahrhaftig nicht töricht genug, ihren leeren Erklärungen Glauben zu schenken. Wir bleiben dabei, daß wir am 31. August und 1. September die Schlacht gewonnen haben."

Einer kleinen Verwechslung machte sich dann der Pariser Gaulois am nämlichen Tage, als der Transport des gefangenen Napoleon in deutschen Gewahrsam erfolgte, schuldig. Das Blatt ließ sich aus Varennes, der Poststation unseligen Andenkens, wo Ludwig der Sechzehnte und Marie Antoinette im Januar 1793 mit Hilfe des berüchtigten Postmeisters Drouet verhaftet wurden, um bald darauf die Pariser Guillotine zu besteigen, folgendes schreiben: „Es ist das Gerücht verbreitet, daß der König von Preußen wahnsinnig geworden ist. Der König soll gestern von Varennes nach Berlin dirigiert worden sein. Nichts autorisiert uns, diese Nachricht für unrichtig zu erklären oder sie zu bestätigen, aber es gibt eine Tatsache, die wir unmöglich übergehen können: es ist dies die Wahl der Stadt, wo der König sein Hauptquartier aufgeschlagen hat. Varennes! Furchtbares Vorzeichen: dies ist der Ort, wo man Könige festnimmt!"

Als ich so in Pfaffs Buch vor dreiundvierzig Jahren nach dem Anblick des zusammengeknickten auf Wilhelmshöhe lustwandelnden Napoleon las und daneben die oben eingerückten prophetischen Worte des Soir vom 9. August über die entscheidenden Stunden, in denen Gott die Völker zeigen läßt, „was sie sind und was sie vermögen", da klangen andere Worte wieder, die an Varennes anknüpften. Sie kamen mir seit meinen Jugendjahren mehr als einmal aus elterlichem und großelterlichem Munde zu Ohren, wenn von Frank-

reich die Rede war, und davon, daß es dort seit Ludwigs des Sechzehnten bis in die neue Zeit ständig gährte und brodelte, — die Erinnerung der Eltern umfaßte nämlich die ganze Zeit seit Napoleons des Ersten Aufstieg, die der Großeltern reichte zurück bis zu Ludwig dem Sechzehnten. Jene anderen Worte lauteten: „Dem französischen Volke kann es niemals wohl ergehen; niemals wird ihm Ruhe und Frieden beschieden sein; auf ihm lastet dauernd der Fluch der Tat von Varennes mit ihren nächsten Folgen, nicht zu vergessen der niederträchtigen Rede des öffentlichen Anklägers Hebert gegen die Königin."

Wenn darum am 3. September 1870 der Gaulois auf Varennes hinwies, so war dies ebenso ominös wie der Hinweis des Soir vom 9. August auf die Fingerzeige Gottes in den für das Leben der Völker entscheidenden feierlichen Stunden. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Die Franzosen selbst haben sich in jenen Worten ihr Urteil gesprochen — mögen sie das er- und bekennen.

Nun noch nach diesem ernsten Aufblick ein paar Zeilen kläglichster französischer Todesangst, die das Journal de Paris zwei Wochen nach der Katastrophe von Sedan brachte, und die zugleich an Albernheit wohl alles sonstige übertreffen. Sie handeln von den preußischen Ulanen. Obwohl zu jener Zeit neunzehn Ulanenregimenter bestanden, die den Franzosen bereits genügend bekannt geworden sein mußten, behauptet jenes Blatt, daß es Ulanenregimenter überhaupt nicht gibt. „Es sind vielmehr", so heißt es weiter, „mit einem Patent versehene Freibeuter, welche keinem General und keiner Disziplin folgen, sich auf eigene Kosten anwerben, ausrüsten und unterhalten, den Krieg auf eigene Rechnung führen, nur für Gewinn kämpfen und von Rechtswegen behalten, was ihnen Fortuna sendet. Die Ulanen sind mit einem Worte Korsaren zu Lande. Ihr Patent ist ein Kaperbrief. Die zivilisierten Völker haben mit Recht das Kaperwesen als organisierten Seeraub betrachtet und unterdrückt. Die Ulanen hat man dabei vergessen, und Preußen weiß dies zu benutzen. Niemals findet man unter den Ulanen einen Menschen von guter Erziehung oder einen Offizier, der irgendwelche Zukunft hat, niemals Großherzigkeit oder einen Schatten von Patriotismus.*) Sie rauben bei uns, sie werden in ihrer Heimat rauben. Raub ist Bedingung ihrer Existenz. Deshalb eben löst man sie jedesmal gleich nach Beendigung des Krieges auf. Gelegentlich mag es unter ihnen einen Tapferen geben, im allgemeinen haben sie nichts als Räuberkühnheit."

Hieran wird deutlich, was eine französische Presse leisten, zugleich aber erkennt man auch an ihren schmachvollen Leistungen der letzten vierzig Jahre, was sie schaden kann. Wohl der größte Teil des jetzt über Europa hereingebrochenen Unglücks ist ihr und ihren ebenbürtigen Organen in Rußland und England zu danken.

Daß auch der Nimbus von Englands Größe schon lange im Schwinden begriffen ist, haben seine Frauenrechtlerinnen sehr schlagend bewiesen, und seine

*) Vgl. den Generalfeldmarschall Grafen von Häseler, Chef und einstigen Kommandeur des Ulanenregiments Nr. 11!

Zeitungen haben jetzt angefangen, mit den französischen zu wetteifern, ja sogar ihnen den Rang abzugewinnen. Wenigstens hat man aus Paris davon noch nichts gehört, daß dort, wie in London, vor den besuchtesten Restaurationen auf dem Pflaster aufgeklebte Extrablätter in fußhohen Buchstaben melden: „Zwei deutsche Armeekorps an der lothringischen Grenze gefangen genommen!“*) So bezeugt aus eigener Wahrnehmung eine am 6. August von der Insel Wight ausgewiesene, über London heimgekehrte Dame, und setzt hinzu: „was die englischen Zeitungen in jetziger Zeit auf Grund ihrer Preßfreiheit alles an Lüge und Gehässigkeit gegen Deutschland ausgespieen haben, läßt sich hier in Kürze gar nicht erzählen ... Das Volk ist weit entfernt von jeder Kriegsbegeisterung.“

Aus russischen Blättern der Gegenwart stehen ähnliche Belege augenblicklich nicht zu Gebote; was unsere Zeitungen aus ihnen referieren, läßt Schlimmes annehmen. In meiner Erinnerung lebt aber noch ein Faktum aus fast hundertjähriger Vergangenheit, das eine Familientradition weiter trug. Eine Anzahl Kosaken Tscherniscbeffs, die in Kassel nicht als Feinde, sondern als Freunde einquartiert wurden, lagen in unserem Hause der Oberneustadt. Zwei andere unweit davon gelegene Häuser waren ebenfalls Familienbesitz. Reichliche Einquartierung gab es darauf, aber Mietgelder, die eingehen sollten, fehlten, so daß der jungen Generation größte Sparsamkeit empfohlen wurde; denn — so hieß es — an den drei Häusern ist der Wohlstand der Familie zugrunde gegangen. Kurz vorher war von König Jerome eine Zwangsanleihe für den Bau der noch in der alten Wilhelmshöher Allee befindlichen Kaserne ausgeschrieben worden. Mehrere auf je 1000 Franken lautende Obligationen habe ich selbst im Besitz gehabt. Schwärmer hielten, zumal als der Sohn Jeromes, Prinz Plomblon, zu Zeiten Louis Napoleons Kassel und Umgegend mit seinem Besuche beglückte, es für möglich, daß er die Rückzahlung der vom Vater in Kassel hinterlassenen Schuld durchsetzen würde. Aber es geschah nichts dergleichen; meine wie anderer Leute Obligationen wanderten in das Feuer des Herdes, auf dem einst den russischen Kosaken die Suppe gekocht worden war. Solche Herde damaliger Zeit nahmen einen gewaltigen Raum ein; ein riesiger gemauerter Rauchfang überdachte sie, der von reichlichen Schwaben oder Schaben bevölkert zu sein pflegte. In der Mitte flammte nun, als die Kosaken gefüttert werden mußten, unter einem gewaltigen Kessel ein besonders starkes Feuer, das die Schwaben aus den Ritzen des Rauchfangs herauslockte. Sie stürzten alsbald bei der ersten Speisung der Kosaken reichlich in die Suppe und wurden mitserviert; bei der zweiten Speisung hielten sie sich klüglichst zurück, sehr zur Unzufriedenheit der Kosaken. Diese hatten die Suppe vom Tage vorher besonders belobt, jetzt aber rügten sie, daß die „guten Krebschen“ fehlten. So erzählte man in Kassel noch lange nachher. Wie es heute mit der Kosakenliebhaberei bei uns stehen würde, brauchen wir hoffentlich nicht näher zu erproben; mögen die Russen selbst ihren Kosaken die Suppe mit oder ohne Schwaben bereiten.

*) Unterhaltungsbeilage des „Tag“ vom 23. August.

Deutschlands Telegraphenisolierung während des Krieges

Von Dr. phil. Richard Hennig

Durch den Ausbruch des großen Weltkrieges ist Deutschland, trotz der günstigen, den sicheren Sieg verheißenden militärischen Anfänge, insofern in eine sehr üble Lage gekommen, als ihm die telegraphischen Verbindungen mit den meisten überseeischen Ländern mit einem Schlage abgeschnitten worden sind. Nicht nur nach den gegen uns im Felde stehenden Ländern Frankreich, England, Belgien und Rußland ist der Telegraph völlig unterbrochen, sondern auch nach allen außereuropäischen Ländern, einschließlich unserer Kolonien. Die deutschen Kabel, die wir uns im Laufe der letzten anderthalb Jahrzehnte geschaffen haben und die Deutschland in Friedenszeiten eine unmittelbare telegraphische Verbindung mit Nord- und Südamerika, mit Spanien, den Azoren und den Kanaren und über die letzteren mit Togo und Kamerun gewähren, sind bei Ausbruch des Krieges mit England sogleich am ersten Tage, am 5. August, durch englische Kabelschiffe zerschnitten worden, und zwar nicht, wie es das Kriegsrecht verlangt, in den deutschen Gewässern — in die sich die englischen Schiffe überhaupt noch nicht hineingewagt haben —, sondern auf der neutralen offenen See!

Kabelstörungen bedeutender Art sind bisher nur im spanisch-amerikanischen und im russisch-japanischen Krieg vorgekommen. Im letzteren ließ die „Große Nordische Telegraphen-Gesellschaft" ihre von Wladiwostok nach Japan laufenden Seekabel sehr bald nach erfolgtem Ausbruch des Krieges vollkommen sperren, um ihrer Zerstörung durch die Japaner aus dem Wege zu gehen. In der Tat blieben denn auch die Kabel unbeschädigt, da sie ja für die Kriegführung praktisch nicht vorhanden waren und der Betrieb erst nach erfolgter Wiederkehr friedlicher Zeit aufs neue aufgenommen wurde. Wenn jetzt die Engländer die deutschen Kabel sogleich zerstört und nicht erst abgewartet haben, ob sie freiwillig gesperrt würden, so ist freilich nicht zu verkennen, daß in einer Hinsicht die Dinge doch erheblich anders liegen als im russisch-japanischen Kriege. Damals endeten die gesperrten Kabel auf japanischem Boden, und die Japaner hatten es daher völlig in der Hand, eine etwaige, trotz der Sperrung versuchte

Benutzung jederzeit zu verhindern. Die Engländer hingegen könnten die Sperrung der deutſchen Kabel nicht ohne weiteres kontrollieren, denn bei Anlage des deutſchen Seekabelnetzes hat man es mit Recht grundſätzlich vermieden, franzöſiſches oder engliſches Gebiet anzulaufen; deshalb laufen die transatlantiſchen Kabel Deutſchlands von Borkum aus zunächſt nach den Azoren, alſo nach portugieſiſchem Territorium, und von dort nach New York, beziehungsweiſe von Borkum nach den Kanaren, alſo auf ſpaniſchen Boden, von dort nach Monrovia, der Hauptſtadt der weſtafrikaniſchen Negerrepublik Liberia, und ſchließlich von hier nach dem braſilianiſchen Küſtenort Pernambuco.

England hätte alſo nicht ohne weiteres kontrollieren können, ob eine etwa angekündigte Außerbetriebſetzung der deutſchen Kabel (mit Ausnahme der direkt zwiſchen Deutſchland und England verlaufenden Seekabel) in der Tat ſtreng durchgeführt wird. Angriffe auf feindliche Seekabel dürfen nach den völkerrechtlichen Grundſätzen nicht im Gebiete neutraler Staaten erfolgen. Wenn alſo England dieſe von ihm anerkannten Grundſätze beobachtete (was man freilich beim „perfiden Albion" niemals garantieren kann), ſo waren die Mündungen der deutſchen Kabel auf den Azoren, den Kanaren, in Liberia, Braſilien und den Vereinigten Staaten einſchließlich der „Dreimeilenzone", d. h. eines drei engliſche Meilen breiten Meeresſtreifens an der Küſte, abſolut unverletzlich und ein Eingriff hätte eine Brüskierung des jeweilig betroffenen neutralen Staates bedeutet, die dem Überfall auf den Hilfskreuzer „Kaiſer Wilhelm der Große" in ſpaniſchen Gewäſſern gleichzuſtellen geweſen wäre. Unbedingt kriegsrechtlich zuläſſig war ein Angriff auf die von Deutſchland ausgehenden Kabel nur im Bereich der deutſchen Gewäſſer, alſo vor Borkum und ebenſo vor Lome in Togo und vor Duala in Kamerun. In den kolonialen Gewäſſern konnte die Frage keine praktiſche Bedeutung haben, denn ganz abgeſehen davon, daß der praktiſche Erfolg einer Maßnahme daſelbſt minimal oder gleich Null geweſen wäre, mußte ſich ein engliſcher Angriff auf die deutſchen Kolonien keinesfalls nur auf den Kabelbeſitz beſchränken, wie wir ja in Togo geſehen haben. Ein Anſchlag auf die deutſchen Kabel in den Gewäſſern vor Borkum wäre völkerrechtlich keinesfalls zu beanſtanden geweſen, aber er würde in jedem Falle viel Zeit und Mut ſeitens des ſuchenden Kabelſchiffs erfordert haben, und man wagte bei der nicht geringen Aktionsfähigkeit der deutſchen Nordſeeflotte offenbar nicht, die eigenen Fahrzeuge einer immerhin ernſten Gefahr auszuſetzen.

Ungefährlicher war deshalb ein Angriff gegen die deutſchen Kabel auf offener See. Die Amerikaner haben es im ſpaniſchen Kriege 1898 zwar vermieden, die dem Feinde dienenden Kabel auf hoher See aufzufiſchen, und haben es ſich damals zum Grundſatz gemacht, Kabelzerſtörungen nur innerhalb der ſpaniſchen Gewäſſer (Kuba und Philippinen), nötigenfalls ſelbſt unter dem Feuer feindlicher Geſchütze, auszuführen; aber eine ſolche Gentleman-Kriegführung wird man einem Volk, das ſich an einen gefürchteten Gegner nur heranwagt, wenn vier gegen einen losſchlagen, keinesfalls zutrauen dürfen. England hat ſich daher keinen Augen-

blick besonnen, die deutschen Kabel auf hoher See zu zerstören, und die Berechtigung ist nicht einmal ohne weiteres zu leugnen denn die Zerstörung privater Kabel auf offener See ist völkerrechtlich noch umstritten und wird vielfach für zulässig erklärt.

Das zweite deutsche Kabelnetz, das in der Südsee und an der ostasiatischen Küste zu finden ist, dürfen wir als gegen feindliche Angriffe gesichert betrachten, zumal da es nicht einer ausschließlich deutschen, sondern einer gemischten „Deutsch-Niederländischen Telegraphen-Gesellschaft" gehört. Eine Zerstörung dieser Kabel, die von der deutschen Insel Yap nach Schanghai, Celebes und dem amerikanischen Guam ausstrahlen, würde an sich zwar keineswegs schwierig, aber vollständig sinn- und zwecklos sein, da sie für den Gang der kriegerischen Ereignisse unter allen Umständen ohne die geringste Bedeutung sein müssen und der Benutzung durch das deutsche Mutterland in jedem Falle gänzlich entzogen sind. Bei der Anlage des Kabelnetzes im fernen Osten leitete uns der Gedanke, uns von dem unerträglichen britischen Kabelmonopol dadurch frei zu machen, daß wir unsere wichtigsten Interessensphären im Osten mit Seekabeln möglichst verschiedener Nationen in Verbindung brachten, mit britischen, russischen und amerikanischen. Die jetzige üble Konstellation, die uns die Benutzung der britischen Seekabel und der russischen Linien (über Sibirien) gleichzeitig unterbindet, ließ sich bei der alten traditionellen Feindschaft zwischen Rußland und England in Asien kaum vorhersehen, und der Anschluß an das amerikanische Pacific-Kabel in Guam ist für die Verbindung mit dem Mutterland deshalb ohne Wert, weil wir bei der gleichzeitigen Sperrung der deutschen, englischen und französischen transatlantischen Kabel keine Möglichkeit haben, den anschließenden Telegraphenverkehr zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten aufrecht zu erhalten. Die Dinge lägen mit einem Schlage völlig anders, wenn ein einziges amerikanisches Kabel über den Atlantischen Ozean direkt nach Deutschland liefe. Dieses Kabel einer neutralen Nation wäre außerhalb der deutschen Gewässer unbedingt unverletzlich. Leider laufen aber gerade die transatlantischen Kabel der Vereinigten Staaten durchweg nach England und sind daher der deutschen Benutzung entzogen. Nach Wiederkehr friedlicher Zeiten wird es eine der wichtigsten Aufgaben sein, die Amerikaner zu veranlassen, daß sie ein amerikanisches Kabel, vielleicht unter Benutzung der Färöer oder der Azoren als Zwischenstation, direkt nach Deutschland führen. Es liegt dies ebenso im amerikanischen wie im deutschen Interesse — das haben die letzten Wochen zur Genüge bewiesen!

Somit ist Deutschland durch die Zerstörung der deutschen und die gleichzeitige Entziehung der englischen, französischen, amerikanischen und russischen Telegraphenlinien, d. h. durch das plötzliche Versagen aller außereuropäischen Kabelstränge des Erdballs, in einen Zustand der Telegraphenisolierung geraten, den man noch vor wenigen Wochen für fast unmöglich gehalten haben würde. Nun, Deutschlands überseeischer Handel und Wandel stockt während dieses

gigantischen Kampfes ohnehin völlig, und die Telegraphenisolierung, so peinlich sie von geschäftlichen wie privaten Interessen vielfach empfunden wird, erscheint uns zur Stunde gar nicht so ungeheuerlich, wie uns die bloße Möglichkeit noch vor acht Wochen erschienen wäre. Dazu kommt, daß sich über die neutral gebliebenen skandinavischen Reiche, wie auch über Holland, die Schweiz und Italien gar manche überseeische Verbindung aufrecht erhalten läßt, die uns für den unmittelbaren Verkehr abgeschnitten ist. Schließlich ist zu beachten, daß auch unsere Großstationen für Funkentelegraphie in der Lage sind, für besondere Fälle einzutreten und unter günstigen Umständen direkte Depeschen nach den entsprechenden Stationen im Ausland, vielleicht auch hier und da zu einem unserer von der Heimat sonst großenteils ganz abgeschnittenen Auslands-Kriegsschiffe zu befördern.

Ganz so schlimm sind wir also nicht daran wie vor sechzehn Jahren Spanien, das den Krieg gegen die Vereinigten Staaten nicht zum wenigsten deshalb verlor, weil ihm jede Möglichkeit einer telegraphischen Verständigung mit Kuba und den Philippinen sowie mit seiner dort stationierten Flotte benommen war. Wir werden die gegenwärtige Telegraphenisolierung, die ja nicht nur in Deutschlands wirtschaftlicher Entwicklung der letzten Jahrzehnte, sondern allgemein im modernen Leben der Kulturnationen ein Unikum ist, überstehen und aushalten, wie wir so manches andere und Schwerere in dieser großen Zeit geduldig ertragen. Je mehr Deutschland von der Außenwelt abgeschnitten ist, um so mehr wird es seinen Blick nach innen richten und seine ungeheure Kraft in sich selbst konzentrieren, um rasch mit wuchtigen Schlägen die Feinde zu zerschmettern und das tückische Netz zu zerreißen, das der blasse Neid uns übers Haupt zu werfen vergebens bemüht ist.

Aus den Anfängen des Großherzogtums Baden

Von Gerichtsassessor Walther Merk

Das Großherzogtum Baden ist eine Schöpfung der napoleonischen Zeit. Als abgerundeter Mittelstaat ging die kleine zusammenhangslose Markgrafschaft Karl Friedrichs aus den Stürmen der großen Umwälzung hervor. Die Verzehnfachung des Gebietes, die sie dem — durch den Sonderfrieden von 1796 eingeleiteten — Anschluß an Frankreich verdankte, erheischte einen völligen Neuaufbau des Staates. Es galt, die willkürlich zusammengeballten Staatstrümmer und Gebietsteile mit ihrer buntscheckigen Mannigfaltigkeit öffentlich- und bürgerlich-rechtlichen Einrichtungen zu einer wirklichen Einheit zu verschmelzen. Diese Neuordnung füllte anderthalb Jahrzehnte die innere Geschichte des jungen Großherzogtums aus. Ihr Ergebnis war die Umwandlung des absoluten Territorialstaates in den neuzeitlichen Verfassungsstaat.

Die Umbildung des Staates wurde nicht wie in Frankreich von unten her durch die aus den Tiefen der breiten Massen emporsteigenden Kräfte herbeigeführt, vielmehr war sie wie in Preußen das Werk des unumschränkten Fürstentums und seiner Beamtenschaft. Doch vollzog sich die Neuordnung in Baden im Gegensatz zu Preußen unter dem überwiegenden Einflusse Frankreichs. Auf die geschichtlich gewordene verschnörkelte Welt des altdeutsch-territorialen Lebens und die heimische Verwaltungsüberlieferung drückten die vom Westen einströmenden neufranzösischen Staatsanschauungen mit ihrer Vernunftforderung des einheitlichen und gleichförmigen Staates. Erst nach langem Schwanken stellte sich in Baden ein dauernder Ausgleich zwischen den beiden Gegensätzen ein. Eine Reihe sich überstürzender Organisationsversuche löste einander ab. An diesem unsicheren Tasten war nicht nur die Größe und Neuheit der Aufgabe, sondern auch die innere Zerrissenheit und Lähmung der obersten Staatsleitung schuld, die sich aus der Altersschwäche des hochbetagten Großherzogs Karl Friedrichs, aus der fast krankhaften Entschlußlosigkeit seines Enkels und Nachfolgers Karl (1811 bis 1818) und aus der Spaltung der Hofkreise und der höheren Beamtenschaft in sich heftig befehdende Parteien ergab. Auch störten die fortgesetzten Eingriffe der französischen Machthaber und schwere politische und persönliche Demütigungen des Großherzogs und seines Hauses

durch Napoleon wiederholt den ruhigen Fortgang des Organisationswerkes.

Wie sich aus diesen Irrungen und Wirrungen, aus der innigen Verflechtung der inneren und der äußeren Politik, aus dem Zusammenstoß und der wechselseitigen Durchdringung gegensätzlicher Anschauungen, aus dem Ringen der Persönlichkeiten mit all den Zufälligkeiten und Bedingtheiten persönlicher und sachlicher Art das neue Baden entwickelt hat, ist in der nach Inhalt und Form trefflichen badischen Verwaltungsgeschichte von Willy Andreas*) reizvoll geschildert. Gewandt hat der Verfasser den durch mühselige Quellenforschung zutage geförderten weitschichtigen und spröden Stoff bezwungen, und lebensfrisch und anschaulich treten uns die handelnden Personen, vor allem Karl Friedrich, Karl, Markgraf (der spätere Großherzog) Ludwig, die Gräfin Hochberg, Brauer, Dalberg, Reitzenstein, Marschall, Nebenius und Winter in seiner Darstellung entgegen.

Bei der Neuordnung des Kurstaates und des Großherzogtums siegten zunächst noch einmal die Kräfte des altdeutschen aufgeklärten Territorialstaates über den neufranzösischen Geist. Die von dem Geheimrat Joh. Nikolaus Friedrich Brauer entworfenen dreizehn Organisationsedikte von 1803 und sieben Konstitutionsedikte von 1807 knüpften sorgsam an die Baden-Durlachischen Überlieferungen an. Brauer verwarf den französischen straffen Zentralismus und die mechanische Gliederung des Staates nach französischem Muster. Um der landschaftlichen Eigenart und der geschichtlichen Vergangenheit der Landesteile möglichst Rechnung zu tragen, wurde der Staat in drei Provinzen eingeteilt. Der Schwerpunkt der Verwaltung ruhte in den Oberämtern. Die Krönung der Behördenpyramide bildete nach wie vor das Geheimeratskollegium. Der überlieferte Gegensatz von Stadt- und Landgemeinden mit der bevorrechtigten Stellung der Städte und die ständische Scheidung des Volkes in Herren-, Ritter- und Bürgerstand blieb bestehen. Den Standes- und Grundherren wurden weitgehende Befugnisse auf dem Gebiete der Verwaltung und Rechtsprechung belassen.

Kaum war Brauers Organisation recht ins Leben getreten, als die Entwicklung nach der entgegengesetzten Richtung rheinbündischer strafffster Zusammenfassung der Staatsgewalt und mechanischer Gleichformung des ganzen Staatsgebietes umschlug. Ihren Höhepunkt erreichte diese Gegenbewegung in der vom Freiherrn Sigmund Karl Johann von Reitzenstein ausgearbeiteten Verwaltungsordnung vom 26. November 1809. Die Provinzialregierungen wurden aufgehoben und der Staat in zehn Kreise von fast gleicher Größe eingeteilt.

*) Geschichte der badischen Verwaltungsorganisation und Verfassung in den Jahren 1802 bis 1818. Herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Bearbeitet von Dr. Willy Andreas, Privatdozent an der Universität Marburg. 1. Band. Der Aufbau des Staates im Zusammenhang der allgemeinen Politik. 484 Seiten. Leipzig 1913. Verlag von Quelle und Meyer. Preis geheftet 12 M. 40 Pf.

Dabei suchte man möglichst Untertanen, die früher verschiedenen Herrschaften angehört hatten, in einen Kreis zu vereinigen, um die alten Beziehungen zu lockern und die Verschmelzung der Bevölkerung zu fördern. Die Zwischengewalten der Standes- und Grundherren auf den Gebieten der Verwaltung und Rechtsprechung wurden bis auf geringfügige Reste beseitigt. In Anlehnung an die französische Munizipalverfassung wurden die Gemeinden aus selbständigen Gemeinwesen zu Staatsverwaltungsbezirken umgeformt und der alte Unterschied von Stadt- und Landgemeinden im wesentlichen verwischt. Das Schwergewicht der Verwaltung wurde von den Ämtern in die neuen Kreisdirektorien verlegt, die den französischen Präfekturen nachgebildet waren. Über ihnen erhoben sich die den früheren Geheimerat ablösenden fünf Fachministerien, überwölbt von der Ministerialkonferenz unter dem Vorsitz des Großherzogs. Von einem obersten Punkte aus sollte sich der staatliche Wille in immer weiteren Kreisen gleichmäßig über das Land ausbreiten. Alles war auf möglichste Beschleunigung zugeschnitten. Während Brauer die kollegiale Behördenverfassung bevorzugte, in der er eine Schutzwehr gegen Beamtenwillkür erblickte, wurden die Behörden nunmehr straff bureaukratisch eingerichtet; nur für die Ministerien wurde die kollegialische Verfassung beibehalten. Die Wirkung dieser Maßnahmen wurde verstärkt durch die Übernahme des Code Napoleon, die auf einen „Wunsch" Napoleons zurückzuführen ist. Die von Brauer bearbeitete deutsche Übersetzung des französischen bürgerlichen Gesetzbuches trat am 1. Januar 1810 als badisches Landrecht in Kraft und galt bis zum 1. Januar 1900. Brauer suchte die Einbürgerung des fremden Gesetzes zu erleichtern durch völlig sprachreine Fassung und durch Zusätze, die das Fortbestehen heimischer Rechtsgewohnheiten ermöglichten. Vor allem verschaffte er einer Reihe von Rechtsgebilden, mit denen die französische Umwälzung aufgeräumt hatte, wie den Stammgütern, sowie den Zinsen, Zehnten, Frohnden und anderen patrimonialen Lasten wieder einen Platz im Gesetzbuch. Erst der Liberalismus des folgenden Zeitraumes hat diese Lasten beseitigt.

Langwieriger als die Vereinheitlichung des öffentlichen und bürgerlichen Rechtes war die Neuordnung des Finanzwesens, das lange das Schmerzenskind der badischen Regierung blieb; denn das Erträgnis der öffentlichen Abgaben reichte zur Deckung des Hof- und Staatsaufwandes bei weitem nicht aus. Schon bald nach dem Abschlusse des Rheinbundes strebte die Regierung eine gerechtere und gleichförmigere Verteilung der Abgaben und eine einfachere Verwaltung des Steuerwesens an. Nach längeren Vorarbeiten, an denen Boeckh und Nebenius das Hauptverdienst zukommt, wurden durch die Zollordnung von 1812 die Binnenzölle abgeschafft und durch Grenzzölle ersetzt. Gleichzeitig vereinheitlichte die Akzisordnung und die Ohnegeldordnung die inneren Verbrauchsabgaben (hauptsächlich Getränkesteuern) und die Verkehrssteuern (Erbschafts- Schenkungs- und Liegenschaftsumsatzsteuer). Die direkte Besteuerung wurde nach dem französischen Vorbild auf einer Ertragsbesteuerung aufgebaut

(Grundsteuerordnung und Häusersteuerordnung von 1810, Gewerbesteuerordnung von 1815). Diese Regelung bestimmte auf Jahrzehnte hinaus die Grundlagen des badischen Steuerwesens.

Der Sturz der französischen Fremdherrschaft rief eine Gegenbewegung gegen den rheinbündisch-französischen Zuschnitt der Verwaltung auf den Plan. In der Beamtenschaft setzte eine lebhafte Kritik an der Reitzensteinschen Verwaltungsordnung ein. Die Erkenntnis brach durch, daß man in der stürmischen Hast der Rheinbundszeit manche bewährte Form der altbadischen Verwaltung preisgegeben hatte. Am knappsten und eindrucksvollsten wurden die rheinbundfeindlichen Verwaltungsgedanken in der Denkschrift des Ministerialrates (späteren Ministers) Ludwig Winter vom 6. Januar 1817 ausgesprochen. Seine Vorschläge erstrebten eine Wiederbelebung der Brauerschen Verwaltungsorganisation und gipfelten in der Rückkehr zum markgräflichen Geheimratskollegium und in der Beseitigung der Kreisdirektorien. Allein die umfangreichen Beratungen im Schoße der der Ministerien über Verwaltungreformen verliefen ergebnislos. Ermattung und Stillstand drückten dem Zeitraum nach dem Wiener den Stempel auf. Die Mißstimmung über die unaufhörlichen Änderungen und Umgestaltungen des Behördenwesens in der Rheinbundszeit war allgemein. Man sehnte sich nach Ruhe und Stetigkeit.

Mehr und mehr begann man das Heil weniger von Verwaltungsformen als von der Einführung von Landständen zu erwarten. Verschiedene Flüsse mündeten in den Strom der Verfassungsbewegung ein. Die ersten Antriebe gingen von den Kreisen des höheren Beamtentums aus. Marschall und andere Ratgeber des Großherzogs glaubten die erforderliche Stetigkeit der Regierung und Verwaltung und die Ordnung der Staatsfinanzen am besten durch eine landständische Verfassung verbürgt. Auch am Oberrhein hatten vormals Landstände bestanden, doch waren sie schon über ein Jahrhundert eingeschlafen. Nur im Breisgau hatten sie sich bis zur Einverleibung in Baden behauptet. Aber die Erinnerung an die früheren Stände war nicht völlig verblaßt und sie blieb neben den französischen Einflüssen wirksam. Im Adel verdichtete sich die Mißstimmung über die Entziehung oder Schmälerung von Steuervorrechten und anderen Sonderrechten und der Wunsch, wieder größeren Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu erringen, zu dem lebhaft vorgetragenen Verlangen nach Landständen. Den Wortführern des Adels schwebte dabei der altständisch-körperschaftliche Gedanke vor Augen. Die Anschauung, daß die Regierung nicht einseitig von sich aus Abgaben auferlegen dürfe, sondern die Regelung durch Vertrag zwischen der Regierung und den Ständen erfolgen müsse. Erst verhältnismäßig spät zog der Verfassungsgedanke auch im Bürgertum weitere Kreise; den Anstoß gab vor allem die Unzufriedenheit mit der wirtschaftlichen Notlage und mit dem schweren Druck der Staatsabgaben. So fand auch in der Verfassung der Kampf zwischen den einheimischen Überlieferungen und den neufranzösischen Gedankengängen, zwischen geschichtlichem und naturrechtlichem Denken seinen Ausgleich.

Bei der Unschlüssigkeit des Großherzogs Karl führte die Verfassungsbewegung erst nach mehrfachen erfolglosen Anläufen zum Ziel. Der Reichsfreiherr vom Stein, der von Marschall über die Zerfahrenheit der badischen Verhältnisse unterrichtet war, bestimmte den Kaiser Alexander auf Großherzog Karl, seinen Schwager, einen Druck in verfassungsfreundlichem Sinne auszuüben. Karl ließ sich durch dieses Vorgehen gegen Ende des Jahres 1814 den Entschluß abringen, seinem Lande eine ständische Verfassung zu gewähren, und betraute im Januar 1815 einen Ausschuß mit dem Entwurf einer Verfassung; doch geriet das Verfassungswerk ins Stocken, als nach Napoleons Rückkehr von Elba der Krieg wieder aufflammte. Am 16. März 1816 verkündete der Herzog im Regierungsblatt, daß jetzt nach Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung in Europa der Zeitpunkt für die Einführung einer landständischen Verfassung gekommen sei und daß auf 1. August 1816 die erste Ständeversammlung zusammentreten solle. Am 29. Juli 1816 erklärte jedoch Karl im Regierungsblatt, daß er die bereits vollendete Verfassungsurkunde für jetzt noch nicht verkünde, denn die Fragen der deutschen Bundesverfassung, mit denen er die besondere Landesverfassung in Einklang habe bringen wollen, seien noch nicht unter sämtlichen hohen Bundesgliedern geklärt. Die Enttäuschung und Verstimmung über diesen Erlaß war groß, weil man die angegebenen Gründe als leere Ausflucht durchschaute. Allein schließlich brachten dynastische Gründe den Stein ins Rollen. Im Vertrag vom 20. November 1813, durch den Baden sich den Verbündeten anschloß, hatte sich der Großherzog verpflichten müssen, dereinst die Abtretungen zu machen, welche die künftigen Einrichtungen Deutschlands gebieten würden. Bayern erhob Ansprüche auf die badische Pfalz und Österreich schielte nach dem Breisgau. Die Begehrlichkeit dieser Mächte wurde begünstigt durch die badischen Thronfolgeverhältnisse. Die beiden Söhne Großherzog Karls waren in frühester Kindheit gestorben. Markgraf Ludwig, der letzte männliche Nachkomme aus Karl Friedrichs erster Ehe, war unvermählt. Den Söhnen Karl Friedrichs aus seiner zweiten Ehe mit der Gräfin Hochberg bestritt Bayern das Thronfolgerecht. Baden schwebte in höchster Gefahr, durch namhafte Gebietsverluste wieder zum Kleinstaat herabzusinken. Als Antwort auf die bayerischen Ansprüche erging am 4. Oktober 1817 ein großherzogliches Hausgesetz, welches das Großherzogtum als ein für alle Zeiten unteilbares Ganzes erklärte, das schon von Karl Friedrich ausgesprochene Nachfolgerecht der Grafen von Hochberg bestätigte und sie zu Prinzen von Baden erhob. Gleichzeitig bemühte sich die badische Regierung bei den Großmächten um die Anerkennung der Bestimmungen des Hausgesetzes. Da drohte Bayern durch die als unmittelbar bevorstehend angekündigte Einführung einer Verfassung dem Großherzogtum in der Gunst der öffentlichen Meinung und der Großmächte den Rang abzulaufen. Nun galt es zumal bei dem ungünstigen Gesundheitszustand des Großherzogs rasch zu handeln. Im April 1818 beauftragte Großherzog Karl den Finanzrat Nebenius, einen neuen Verfassungsentwurf auszuarbeiten. Der von Nebenius aufgestellte Entwurf wurde

von dem Ausschuß für Bundesangelegenheiten mit geringfügigen Änderungen angenommen und am 22. August 1818 von Karl unterschrieben. Die Verfassungsurkunde, deren Vorbild die Charte Ludwig des Achtzehnten war, betonte im einleitenden Abschnitt den monarchischen Grundsatz, daß alle Staatsgewalt sich in der Person des Großherzogs vereinige, der sie unter den in der Verfassungsurkunde festgesetzten Bestimmungen ausübe, erklärte das Großherzogtum für unteilbar und unveräußerlich und verleibte das Hausgesetz von 1817 der Verfassung ein. Die weiteren Abschnitte regelten in klarer und knapper Fassung die staatsbürgerlichen und politischen Rechte der Badener, die Zusammensetzung der Ständeversammlung und die Rechte und Pflichten der Ständeglieder, die Wirksamkeit der Stände sowie die Eröffnung der ständischen Sitzungen und die Formen der Beratungen. Am 1. Februar 1819 sollte der Landtag erstmals zusammentreten. Karl erlebte dies nicht mehr, am 8. Dezember 1818 starb er im Alter von zweiunddreißig Jahren. Sein Lebensabend wurde vergoldet durch den Jubel, mit dem das badische Volk die Verfassung wie ein Allheilmittel für die Leiden der Vergangenheit und Gegenwart begrüßte. Fand so das Hausgesetz als Bestandteil der Verfassung den nötigen Rückhalt in der Volksstimmung, so wurde der Bestand des Großherzogtums weiter dadurch gefestigt, daß die Großmächte auf dem Aachener Kongreß das Thronfolgerecht der Hochbergischen Linie anerkannten.

Politisch reif für die Verfassung war freilich die große Masse der Bevölkerung noch lange nicht, wie die Folgezeit hinreichend bewies. Oft genug sollte die Landstube zum Tummelplatz eines ungeschichtlichen, sich an schönen Schlagworten berauschenden Radikalismus werden. Gleichwohl war die Verfassung notwendig, um das künstliche Gebilde des neubadischen Staates mit seinem geringen inneren Zusammenhalt fester zusammenzufügen. Neben der Persönlichkeit Großherzogs Friedrich des Ersten hat auch nichts soviel zur Erweckung eines eigentlichen badischen Staatsgefühles beigetragen wie die gemeinsame Arbeit der Vertreter der einzelnen Landesteile in der Ständeversammlung.

Die Verfassung war die letzte staatsschöpferische Tat des unumschränkten Fürstentums und seiner Beamtenschaft. Die Weiterentwickelung des badischen Staates in den folgenden Menschenaltern wurde vorwiegend bestimmt durch den gemäßigten Liberalismus, der von den Ständekammern auch auf die Staatsleitung übergriff und den Ausbau des Verfassungsstaates zum Rechtsstaat vollendete.

Englands Dichter und der Krieg

Von Beda Prilipp

Die Kundgebung der englischen Gelehrten, die im Namen der Zivilisation dagegen protestierten, daß ihr Land seine Kraft in den Dienst einer ungerechten Sache stelle, repräsentiert eine Stimmung, die dem Kenner der englischen Literatur nicht fremd ist. Gerade in den letzten Jahren, wo eine größere Anzahl bedeutender Persönlichkeiten über dem einförmig grauen und etwas langweiligen Himmel der britischen Dichtung aufgestiegen ist, mehrten sich in ihren Reihen die mißbilligenden Äußerungen über die Regierungspolitik, deren Folgen sich in dem heutigen Völkerkrieg enthüllen. Auf dem tiefsten Grunde solcher Gegnerschaft ruht die Sorge, England möchte in seinem gewagten Spiel um die Suprematie materiell und ideell die hohe Stellung einbüßen, die man ihm seit Jahrhunderten unangetastet im Reigen Europas ließ.

Je nach Temperament und Gedankenwelt des Einzelnen findet diese Besorgnis mannigfaltigen Ausdruck, am prägnantesten natürlich bei den Dichtern und Schriftstellern, die England als Volk, als große Kultureinheit des Nordens in den Mittelpunkt ihres Schaffens stellen und über seine Mission in der Geschichte der Menschheit mit den übrigen Völkern abzurechnen versuchen. Häufig begegnen wir da dem Vorwurf der politischen Unaufrichtigkeit, dem Hinweis auf die unausbleiblichen Folgen. So unterscheidet der Reaktionär G. K. Chesterton „drei Stufen im Leben eines starken Volkes. Anfangs kämpft es als kleine Macht mit kleinen Mächten. Sodann wird es Großmacht und bekämpft Großmächte. Dann ist es Großmacht und kämpft mit kleinen Mächten, gibt sie aber für Großmächte aus, um die Asche seiner ehemaligen Begeisterung und Ruhmsucht zu entzünden. Der nächste Schritt führt es selbst wieder auf die Stufe der Kleinmacht zurück und dieses Symptom der Dekadenz zeigte sich bei England übel genug in seinem Kriege gegen Transvaal. . . ."

Noch ist es nicht an der Zeit, die kritische Stellung des Imperialisten Kipling unter die Lupe zu nehmen. Sein Haß gegen uns hat zweifellos in der ersten Zeit viel dazu beigetragen, die Spannung zwischen den stammverwandten

Völkern zu steigern. Und wir dürfen wohl nicht zu Unrecht vermuten, daß der lange stumm gewesene „Generalinspektor des britischen Reichs" nunmehr wieder als Rufer zum Streit die Stimme erheben wird. Sehen wir aber genauer zu, so zeigt sich als letztes Motiv dieser fanatischen Hetzarbeit wieder jene Sorge um die Zukunft des Inselreichs, die er im Wohlleben seiner Bürger gefährdet sieht. Hier ist der richtunggebende Gedanke aller jener flammenden Poesien der Sammlung „The Five Nations" und zwischen den Zeilen steht er auch in den lustigen Flottenmanövergeschichten, wo z. B. Wachsamkeit und Wagemut eines einzelnen, bei der Admiralität nicht gut angeschriebenen Offiziers zwei große Schlachtschiffe mit dem Mal der Gefechtsunfähigkeit zeichnen kann, und manches indiskrete Wort über die zweifelhafte Seetüchtigkeit einiger Kreuzer fällt, die nur noch zur Beruhigung der Steuerzahler die numerische Flottenstärke vermehren helfen.

Die großen Gesichtspunkte der Eifersucht zwischen England und Deutschland sowie die Chancen eines Krieges zwischen ihnen finden wir jedoch sehr eingehend und interessant von Herbert George Wells erörtert, dessen Werk erst kürzlich in diesen Blättern eingehend gewürdigt worden ist*).

In seinen Romanen fällt so manches verurteilende Wort über Englands südafrikanische Politik und über die Stellung zu Deutschland äußert er in den „Passionate Friends" folgendes: „Unsere beiden großen Nationen streiten sich miteinander um die Führerschaft in der Welt und unterdessen fließt die Welt an ihnen vorüber. Wir lassen uns in ein Stauwasser kleinlichen Gezänks treiben." Leicht wiegt ihm diese Rivalität gegenüber der lebenbringenden Gärung, die die ungeheuren Menschenmassen des fernen Ostens zu regsamer Energie aufruft, leicht auch gegenüber den unbegrenzten Entwicklungsmöglichkeiten Nord- und Südamerikas. Das Zusammenhalten der weißen Rasse gegen die gelbe erscheint auch ihm als selbstverständliche internationale Pflicht Europas und er hat vor Jahren schon, in seinem „The War in the Air", der bloßen Nichtbeachtung dieses Prinzips ein in Blut und Flammen getauchtes Menetekel an die Wand gemalt. Hoffentlich hält dieses gesunde weitblickende Urteil den Lügenmeldungen der Londoner Sensationspresse, die Deutschland als schlimmsten Feind aller Kultur zu kennzeichnen bemüht ist, stand.

Die Möglichkeiten des Weltkriegs und Englands Rolle darin erörtert Wells indessen am eingehendsten in einigen Abschnitten einer im Frühsommer vom Tauchnitzverlage herausgebrachten Essaysammlung „An Englishman looks at the World". Uns interessiert in erster Linie die Kritik, die Wells an der vielgerühmten Kriegsbereitschaft seines Landes übt. Der Bau einer Überzahl von Dreadnoughts im Verhältnis von sechzehn zu zehn ist gegenwärtig die einzige Verteidigungswaffe, mit der das Inselreich gerüstet ist — eine Rüstung, die gegenüber der wunderbaren technischen Fortschritte der übrigen Völker und

*) Vgl. Heft 30 d. J.

der durch ein mustergültiges Erziehungssystem Deutschlands hochentwickelten und kaum zu überschätzenden Intelligenz dieses Gegners als unzureichend bezeichnet wird. „Der Kampf um die Seeherrschaft ist durchaus nicht bloß ein Wettlauf im Schiffbau und in der Aufwendung großer Geldmittel, er ist vielmehr ein Wettstreit der Intelligenz und Erfindungsgabe. Nicht die Macht, die die zahlreichsten und größten Schiffe hat, wird einen Seekrieg gewinnen, sondern die Macht, die am schnellsten das unmittelbar Zweckmäßigste bedenkt, die über die bedeutendere Geistesgegenwart und Erfindungskraft verfügt. Achtzig Dreadnoughts mit blöder Bemannung sind nichts weiter als achtzig Schießscheiben für den rascheren Gegner. Haben wir den geringsten Grund zu vermuten, daß unsere Marine sich in diesen Dingen über dem Durchschnitt der Nationen halten wird? Ist unsere Marine geweckt?" (bright) Schon vor einigen Jahren gab ihm Blériots Flug über den Kanal Anlaß zu der Besorgnis, wie weit England auf dem Gebiete der Erfindungen und der mechanischen Hilfsmittel zurückgeblieben sein müsse. „Ich werde wieder an die Zeiten des Burenkrieges erinnert, wo es unserer abenteuernden Armee nie eingefallen war, daß man Stacheldraht militärisch nutzbar machen oder einen Schutzgraben gegen Schrapnells ziehen könne. Wenn wir nun in der Nordsee eine ähnliche Überraschung erlebten und eines schönen Tages einen halb ertrunkenen Admiral herausfischten, der sich mit vielen Worten darüber beklagte, auf was für eine verflucht schlaue und beinahe schon nicht mehr gentlemanmäßige Art ihn der Feind überrumpelt habe?"

„Wir stehen an der Schwelle einer Periode, wo die Erfindung von Kriegsmethoden und -materalien voraussichtlich viel rascher und mannigfaltiger erfolgen wird, als jemals vorher, und die Frage, was wir hinter dem Prachtwall unserer Dreadnoughts getan haben, um den Anforderungen dieser neuen Phase gerecht zu werden, ist von der allergrößten Bedeutung. . . . Sie lautet nicht länger: ‚Wie können wir mehr Dreadnoughts bekommen?' sondern: ‚Was haben wir, was wir den Dreadnoughts folgen lassen können?' Denn der Macht, die die treffendste Lösung dieser Rätselfrage gefunden hat, gehört die künftige Herrschaft über die Meere. . . ."

Besonders ist es Englands Rückständigkeit auf dem Gebiete der Flugtechnik, die des Kritikers ernste Besorgnis erregt. „So lange nur das lenkbare Luftschiff in Betracht zu ziehen war, schien die Erörterung eines Luftkrieges müßig. Ein Zeppelin ist kaum für andere als Rekognoszierungszwecke brauchbar. (?) Er hat im Verhältnis zu seiner ungeheuren Größe nur geringe Tragkraft und kann, was noch wichtiger ist, nichts fallen lassen, ohne wie ein Blase im Selterwasser in die Luft zu fliegen (vgl. Lüttich!). Eine gegen unser Inselreich entsandte Armada lenkbarer Luftschiffe würde versprengt und ihres Gases beraubt wohl hauptsächlich in den Meeren zwischen den Orkneys und der norwegischen Küste enden. Aeroplane aber können das schnellste, vor dem Winde fahrende Luftschiff umfliegen; sie können Lasten fallen lassen, Lasten aufnehmen und alle

möglichen scharfsinnigen und unbequemen Manöver vollführen. Sie sind Vögel. . . . Innerhalb eines Jahres werden wir — oder vielmehr die andern — Aeroplane haben, die von Calais aufbrechen können, über London kreisen, zirka hundert Pfund Explosivstoff auf die Druckerei der „Times" fallen lassen und wohl behalten nach Calais zurückkehren, um sich ein zweites Päckchen zu holen. Sie sind weder schwierig noch kostspielig zu fabrizieren. Für den Preis eines Dreadnoughts kann man ein paar Hundert haben. Sie werden sehr schwer herunterzuschießen sein, und ich glaube nicht, daß eine große Armee ungebildeter, mangelhaft trainierter und höchst unlustiger Söldner etwas gegen sie ausrichten kann."

Die Nutzanwendung dieser Auseinandersetzungen ist bei Wells jedoch nicht ein Aufruf zur Bildung eines Volksheeres, wie Kipling und seine Partei es will. Vielmehr sieht Wells die Wurzel des Unheils in einer mangelhaften Volkserziehung. „Die Welt kann nicht auf die Engländer warten . . . Jene Flugzeuge sind die Erstlingsfrüchte einer steten, ausdauernden Führung im Reiche des Intellekts, die sich das Ausland erobert hat. Der Ausländer ist uns voraus im Erziehungswesen, besonders bei den mittleren und oberen Klassen, von denen Erfindungs- und Unternehmungsgeist kommen — oder wie bei uns, nicht kommen. Er bildet einen besseren Durchschnittsmenschen heran als wir. Seine Wissenschaft ist der unseren überlegen, sein Training gleichfalls. Seine Phantasie ist regsamer, sein Hirn tätiger. Er verlangt beispielsweise vom Roman mehr als daß er ein leicht verdauliches Schlafmittel ist, und seine von der Zensur kaum beschränkten Dramen malen die Wirklichkeit. Seine Schulen sind Stätten der Erziehung zur Tüchtigkeit, und bilden nicht bloß zum aristokratischen Athletensport aus, in seinem Heim gibt es Bücher und inhaltreiche Unterhaltung. Unsere Heimstätten sind wie unsere Schulen verhältnismäßig langweilig und nicht anregend. Es fehlt in ihnen die intellektuelle Führung und das geistige Leben. Und diesen danken wir die neue Generation artiger, von keinem Unternehmungsgeist aufgeregter Söhne, die Golf spielen und die besten Schneider in der Welt haben, während Brasilianer, Franzosen, Amerikaner und Deutsche fliegen . . ."

Auf diese Überlegenheit Deutschlands führt Wells denn auch freimütig genug Englands feindselige Haltung gegen uns zurück. Seine Kritik der heimatlichen Unzulänglichkeit wird indessen noch dadurch verstärkt, daß er unsere mächtigste Waffe, unser Heer, nur gering einschätzt und es als Werkzeug eines Kriegsspiels bezeichnet, das „out of date" ist. Wie weit er hierin recht behält, haben die Ereignisse der jüngsten Tage erwiesen. Sein Resumee aber lautet so: „Großbritannien hat in seinen Rüstungen eine Lücke, die für den Lebensnerv des Landes viel gefährlicher ist als eine numerische Schwäche an Schiffen oder Mannschaften. Es leidet Mangel an Intelligenzen (short of minds). Hinter der modernen Bewaffnung, deren Stärke sich verflüchtigt und vom Augenblick ihres Inkrafttretens zu veralten beginnt, muß immer die tiefer wurzelnde Kraft intellektueller, schöpferischer Betätigung stehen.

Es kommt eine Zeit, wo die Menschen in neue Rangordnungen gestellt werden: auf der einen Stufe werden die sein, die Intelligenz, Kraft und Mut besitzen, herrliche, gefährliche Dinge zu tun, und auf der nächsten diejenigen, die das bescheidenere Niveau bevorzugen. Ich glaube nicht, daß im Kriege der Zukunft Zahlen schwer ins Gewicht fallen werden, und ich glaube, daß, sobald wohlorganisierte Intelligenz gegen eine Majorität streitet, die Majorität keine die Wage haltende Widerstandskraft zur Verfügung haben wird . . ."

Der Geist unseres Volkes, der in dieser ehernen Zeit aufflammt in Begeisterung, bedarf der Ermutigung nicht. Dennoch wird es viele interessieren zu hören, daß die Zuversicht drüben so groß nicht ist, besonders da die Stimme dieses ernsten Denkers viel mehr Bedeutung hat als der Streit unserer Parteien, den man im Auslande für eine Gefährdung der deutschen Einheit hielt.

Geharnischte Sonette

I.

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ" — so sang
Vor mehr als hundert Jahren uns ein Dichter,
Als das verruchte gallische Gelichter
Schmachvoll das deutsche Reich in Ketten zwang.

Da ward die Weltgeschichte Weltenrichter:
Nicht Knecht sein sollte Deutschland; stolz und frank
Erhob sichs aus des Riesenkampfes Drang
Und fegte von dem Thron den Erzvernichter.

Heut wieder droht dem teuren Vaterland
Von West und Ost der Feind zehnfach Verderben:
O, kommt nur an, es soll euch schlecht geraten!

Denn wieder wuchs der Stahl uns in die Hand,
Um unsres Reiches Freiheit woll'n wir werben,
Und sollten bis zum Kinn durch Blut wir waten!

II.

„Wir müssen siegen oder untergehn!“
Das stolze Wort, heut will's nur wenig sagen,
Manch kleines Volk in seinen schwersten Tagen
Sprach so und tat voll Ruhm den Kampf bestehn.

Uns gilt heut nicht nur Ruhm davon zu tragen,
Nicht knüpft an unsrer Fahnen Siegeswehn
Sich bloß die Freiheit, unsres Reichs Bestehn,
Nein mehr, unendlich mehr — könnt ihr noch fragen?

Wir werden siegen! Deutschlands Untergang
Bedeutete des Weltenchaos Nah'n:
Dann gäb es keinen Eid mehr, der nicht trüge,

Des Glaubens holder Trost wär' leerer Klang,
Recht, Freiheit und Gesittung öder Wahn
Und alles Höchste, selbst die Gottheit — Lüge!

III.

Lodernde Glut in deines Volkes Seele
Hast, heil'ge Freiheit, wieder du entfacht,
Und „Deutschland über alles!“ braust mit Macht
Und voll Begeist'rung aus der deutschen Kehle.

Und heil'ge Opfer werden dargebracht:
Daß auch nicht einer auf der Walstatt fehle,
Ziehn Millionen auf — ob ihn erwähle
Das Todeslos, danach nicht einer fragt.

Ein einig Volk, in schimmernder Wehr, geschart
Um seinen Kaiser, seines Reichs Panier,
Beseelt von einem einzigen Gedanken,

Der groß und herrlich nun sich offenbart:
So tritt Alldeutschland, heiß vor Kampfbegier
Für seine höchsten Güter in die Schranken.

IV.

Nur zu, nur zu! Heult euren Todesgruß,
Deutsche Granaten, in der Feinde Reihen!
Der Hinterlist und Tücke kein Verzeihen,
Wo Menschlichkeit sich schaudernd wenden muß

Vor Freveltaten, die zum Himmel schreien,
Die nie entschuld'gen kann ein hartes Muß!
Nur zu, nur zu! Und Treffer Schuß auf Schuß,
Als täts geschmolzenes Blei vom Himmel schneien!

War's nicht genug, daß sie den Frieden störten,
Und des Verrats und der Verlogenheit,
Womit entfacht sie eines Weltkriegs Brand?

Nun kämpfen sie mit Waffen, unerhörten,
Mit Meuchelmord und feigster Grausamkeit!
Verflucht sei zum Verdorren ihre Hand!

V.

„Heraus, heraus die Klingen!" sangen wir
In unsern waffenfrohen Burschentagen,
Wenn wir am nächsten Tag uns wollten schlagen,
Und schlugen — daß es funkte vom Rapier.

Weff' Faust jemals umschloß der Waffe Zier,
Dem mag es gramvoll an der Seele nagen,
Wenn er, wo's gilt so teu'ren Preis zu wagen,
Nicht mit euch ziehn darf, tapfre Brüder, ihr!

Daß ich noch einmal fünfundzwanzig Jahr!
Im Herzen glüht der Kampfmut mir so loh —
Wie wollt ich einhau'n in der Feinde Schar!

Ich bin nur einer. Einer doch von allen,
Und alle, alle sind so kampfesfroh,
Mein heil'ges Deutschland, kannst du da noch fallen?

Hermann Seeliger

Mene Tekel

Durch Verordnung des Zaren Nikolaus des Zweiten ist der Name Sankt Petersburg gelöscht worden. Die Hand des Schwächlings tastete pietätlos ans Erbe seines großen Ahnen. Mag sein, daß ein Naturgesetz hier waltet — wie feindliche Pole fliehen sich die Geister dieser beiden Männer. Peter war ein Mann der Tat, der einzige Zar, den die Geschichte „Groß" zu nennen würdig erachtet hat. Mit ausgestreckter Hand dem Schlammboden des Newadeltas gebietend eine Stadt zu tragen, die den alten Kulturstätten des Westens als ebenbürtige Schwester an die Seite treten sollte — so steht sein Bild aus Erz am Ufer des Stromes, dessen schwere Wogen gen Westen wandern. Der Westen! Wie ein leuchtendes Meteor war seines Wesens Kern im Gesichtskreis Peters aufgegangen und hatte das Denken und Tun dieses Slawen in den Höhenflug des kulturellen Fortschritts gerissen. Seine Burg an der Newa, die Schutzwehr westlicher Kultur in der unermeßlichen Weite der sarmatischen Ebene — er nannte sie nach sich, taufte sie auf den Namen des Mannes, den Rom als Bringer des Christentums, als seinen Heiligen verehrt. Auch *seine* Sendung war ihm heilig und so sollte das trotzige Wahrzeichen seines eisernen Kulturwillens für alle Zeit geheiligt sein. Der Name Peter aber ward zum Symbol eines Gliedes, das Ideales und Reales auf ewig bindet: Sankt — Peter — Burg.

Nun ist der stolze Name, der ein Bekenntnis war, in Trümmer gesunken, ist zusammengeschrumpft zu Petrograd — Peterstadt! Keine Heiligkeit mehr — keine Burg! Ist auch dies ein Bekenntnis? Oder ist es ein anderes? Ist es ein Mene Tekel, das eine ruchlose Hand unbewußt sich selber schrieb? „Mene, das ist, Gott hat dein Königreich gezählt und vollendet. Tekel, das ist, man hat dich gewogen und zu leicht gefunden." So deutete einst Daniel den Spruch, der auf der Wand des königlichen Saales zu Babylon Belsazers und seines Reiches Ende kündete.

M. Kelchner

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Zeichnet die Kriegsanleihen!

Wir ſtehen allein gegen eine Welt in Waffen. Vom neutralen Ausland iſt nennenswerte finanzielle Hilfe nicht zu erwarten, auch für die Geldbeſchaffung ſind wir auf die eigene Kraft angewieſen. Dieſe Kraft iſt vorhanden und wird ſich betätigen, wie draußen vor dem Feinde, ſo in den Grenzen des deutſchen Vaterlandes jetzt, wo es gilt, ihm die Mittel zu ſchaffen, deren es für den Kampf um ſeine Exiſtenz und ſeine Weltgeltung bedarf.

Die Siege, die unſer herrliches Heer ſchon jetzt in Weſt und Oſt errungen, berechtigen zu der Hoffnung, daß auch diesmal wie einſt nach 1870/71 die Koſten und Laſten des Krieges ſchließlich auf diejenigen fallen werden, die des Deutſchen Reiches Frieden geſtört haben.

Vorerſt aber müſſen wir uns ſelbſt helfen.

Großes ſteht auf dem Spiele. Noch erwartet der Feind von unſrer vermeintlichen finanziellen Schwäche ſein Heil. Der Erfolg der Anleihe muß dieſe Hoffnung zerſtören.

Deutſche Kapitaliſten! Zeigt, daß Ihr vom gleichen Geiſte beſeelt ſeid wie unſere Helden, die in der Schlacht ihr Herzblut verſpritzen! Deutſche Sparer! Zeigt, daß Ihr nicht nur für Euch, ſondern auch für das Vaterland geſpart habt! Deutſche Korporationen, Anſtalten, Sparkaſſen, Inſtitute, Geſellſchaften, die Ihr unter dem mächtigen Schutze des Reichs erblüht und gewachſen ſeid! Erſtattet dem Reiche Euern Dank in dieſer ſchickſalsſchweren Stunde! Deutſche Banken und Bankiers! Zeigt, was Eure glänzende Organiſation, Euer Einfluß auf die Kundſchaft zu leiſten vermag!

Nicht einmal ein Opfer iſt es, was von Euch verlangt wird! Man bietet Euch zu billigem Kurſe Wertpapiere von hervorragender Sicherheit mit ausgezeichneter Verzinſung!

Sage Keiner, daß ihm die flüſſigen Mittel fehlen! Durch die Kriegsdarlehnskaſſen iſt im weiteſtem Umfang dafür geſorgt, daß die nötigen Gelder flüſſig gemacht werden können. Eine vorübergehende kleine Zinseinbuße bei der Flüſſigmachung muß heute jeder vaterländiſch geſinnte Deutſche ohne Zaudern auf ſich nehmen. Die deutſchen Sparkaſſen werden den Einlegern gegenüber, die ihre Sparguthaben für dieſen Zweck verwenden wollen, nach Möglichkeit in weitherziger Weiſe auf die Einhaltung der Kündigungsfriſten verzichten.

Näheres über die Anleihen ergibt die Bekanntmachung unſeres Reichsbank-Direktoriums, das heute an anderer Stelle dieſes Blattes erſcheint.

Der Krieg und soziale Religion

Aphorismen

Von Heinrich Jaeger

Der Ausbruch des Krieges hat die Herzen geläutert. Die Hoffnung lebt auf, daß der neuerwachte Idealismus nun auch Schluß macht mit dem Streit um das Wahlrecht. Auf daß wir an kraftvoller, der Außenwelt unzweifelhafter Struktur gewinnen und nicht wieder, weithin sichtbar, das Klassengift uns auseinandertreibe!

* * *

Ausgegeben werden muß die Losung schon jetzt, wo die Gewissen hüben und drüben noch wach sind und noch schweigt der Lärm des Alltags. Jetzt lauscht die Nation.

Allen leuchtet ein, daß der Staat das Recht haben muß, sich Gehorsam nötigenfalls zu erzwingen. Jeder fühlt sich vom Ganzen getragen, nie war deutlicher die Dienstpflicht und klarer die Unwirksamkeit der Gleichheit. Es ist Tag geworden in den Köpfen, daß der Geist als Führer nicht zu entbehren ist, seine Voraussicht das Land behütet und den Sieg vorbereitet. Daß Tapferkeit wertvoll ist, aber verlangt werden kann und auch der Besitz ein Recht mitzureden nur hat, nachmaßen er sich im Dienst des Gemeinwohls hervortut.

* * *

Der Auszeichnung den Vorzug, — das ist die adlige Lehre des Sieges im Krieg. Die laßt uns festhalten für den Frieden! Damit auch er deutsch werde, am Leben bleibe der Respekt und von Dauer sei unsere Gesundung*)!

* * *

---

*) Diese Gedanken sind näher ausgeführt in unserer Schrift „Ideales Wahlrecht", Verlag von Carl Georgi, Bonn a. Rh. M. 1.—.

Die Aufgabe, den Tüchtigen, den Verdienten herauszufinden, schien nicht lösbar. Sie wird es aber, wenn man sie nicht dem Staat, sondern der Gemeinde stellt. Ihr sind der einzelne und seine Leistungen keine unbekannten Größen und der Staat handelt im Interesse aller, wenn er die Bestimmung der politischen Werte der Gemeinde überläßt. Wenn er ihrem Weg zum Mann folgt und ihre Prämien einfach einlöst. Die Gemeinde kennt ihre Pappenheimer.

* * *

Vor der heutigen Selbstverwaltung hat man auch die allerschwersten Bedenken gehabt — es ist gegangen, sehr gut gegangen. Schon Treitschke weist darauf hin (Politik II, S. 511): „Alles in allem wird man sagen können, Stein hat in dem Maße das rechte getroffen, daß alle Kommunalordnungen Deutschlands seitdem sich unmittelbar oder mittelbar an sein Vorbild anlehnten. Vor 1848 pflegte man bei uns geradezu einen Kultus mit der Selbstverwaltung zu treiben. In den dreißiger Jahren nannte man die Städteordnung ‚Preußens politische Bibel'. Es fand ein schöner Wetteifer unter den großen Städten statt, welche von ihnen die am besten verwaltete sei." Genau so wird man es wieder machen.

* * *

Der Staat soll sich nur einmischen, wenn Ruhe und Ordnung seine Hilfe anrufen. Er zerstört sonst die Autorität der Gemeinde, die Wurzel der seinigen. Was unsere Großindustrie mit weitgehender Selbständigkeit ihrer Unterorgane, mit delegierter Autorität erreicht, das gleiche kann auch der Staat erreichen — eine wirksame Autorität der Spitze. Auf beides kommt es an.

* * *

Wir müssen dahin umlernen, daß die Parlamente die Vertretung der Gemeinden und Wahlkreise sind, nicht die des individuellen Wählers oder der aus solchen zusammengeballten Parteien. Diese müssen vom Staat schon darum als etwas Sekundäres angesehen werden, weil sie die (unwillkürliche) Tendenz haben, ihn im Streit miteinander in Stücke zu reißen. Sie waren auch noch nie staatenbildend, Provinzen, Kreisen und Gemeinden dagegen liegt der Zusammenschluß im Blut. Jedes Wahlrecht, das die Bedeutung der letzteren herabdrückt, den Parteien den ungehinderten Aufmarsch landauf, landab einräumt, ist revolutionär.

* * *

Solange ein Wahlkreis, eine Gemeinde die Dinge zu Haus ohne Anrufung der Gewalt geradehält, liegt kein Grund vor, ihnen das Selbstbestimmungsrecht über den Modus vorzuenthalten, nach welchem sie ihre Vertretung für Berlin

ermitteln wollen. Man sammelt Erfahrungen, deren Gegenüberstellung den Weg weist und bis dahin bleibt man beim Hergebrachten.

Muß das Regiment eingreifen, so können (bei der Ausdehnung der Front) nur sachliche Leistungen für die Einschätzung in Frage kommen. Etwa nach dem jetzigen preußischen Recht, das zu gelten hätte, bis bei einer nächsten Wahl sich die Volljährigkeit der Betreffenden erweist.

* * *

Die Gemeinde wird sich in den Ältesten und Angesehensten aller Stände einen Senat schaffen, dessen Augenmaß genügt und dessen mittelst Kugelung erfolgende Abstimmung gelten darf. Der Gemeinschaftsgedanke, sagen wir ruhig der Heimatstolz, entwickelt neue Bindekraft und läßt lokale Einigungen (notfalls alternierend) zustandekommen, die man in den heutigen ortsfernen Zeiten gar nicht zu träumen wagt.

Zu Hause müssen wir es fertig bringen, die unvermeidlichen Kämpfe und Risse wieder zu schließen, sie nicht durchreißen, nicht das ganze Land in Fragmente aufgehen zu lassen.

* * *

Der Haß gegen das Bestehende richtet sich in erster Linie gegen die jetzige Art der staatsbürgerlichen Unterscheidung, die als Demütigung empfunden wird und aufgegeben werden sollte, ehe der kriegerische Akkord verklingt*).

Der Deutsche denkt und will durch Vernunft überzeugt sein, daß der Zwang gerecht ist. Er erwartet keine Vollkommenheit vom Leben, aber ein Ziel fordert er und Gewißheit im Ziel. Auch will er teil haben an der Orientierung und hält dann durch, verzeiht seinem Führer ohne weiteres auch mal einen Fehler. Nur über die Fahne läßt er nicht mit sich spaßen. Die will er vorne sehen. So allein bleibt man in Deutschland beisammen!

* * *

Gibt einer sich Mühe — steht nicht das Gegenteil fest oder verweigert er gar den Bürgereid — so hat er das Mindestmaß, wird, nach zurückgelegtem fünfundzwanzigsten Lebensjahr und einjährigem Wohnsitz am Ort, Bürger (eine Wahlstimme). Dem Familienvater bringt dann das vierzigste Lebensjahr ohne weiteres das Vollbürgerrecht mit einer zweiten Stimme. Nur der Ehrenbürger (drei oder mehr Stimmen, nach Wahl der Gemeinde) begegnet einem strengeren Maßstab: wer hoch stehen will, muß hohen Anforderungen genügen und sich eine Auslese gefallen lassen. Sie ist leicht in den Zeiten der Not!

---

*) „Der Abstand in der wirtschaftlichen Lage wird nicht so tief empfunden, wie der Abstand als Mensch und Mitbürger." (Harnack.)

Das Recht der Überlegenheit ist ein natürliches, dem Ganzen und damit auch den Schwächeren vorwiegend nützliches Recht. Nicht ob es, sondern wie es ausgeübt wird, entscheidet. Man muß sich die Ausübung nur zutrauen. Das hat noch immer Eindruck gemacht. Und muß sich „in vernünftigen und ehrlichen Grenzen" (Bismarck) bewegen. Dann geht's.

Aus Verstocktheit und Verranntheit haben wir uns zusammengefunden. Freiwillig folgten alle. Im Handumdrehen können wir heut den Grundstock von Ehrenbürgern haben, der den persönlichen Werten ihr Recht gibt und dann erst ihren politischen Anstrich in Rechnung zieht.

* * *

Mit 70 Jahren muß überhaupt jedem, der in solcher Zeit seinen Mann gestellt hat, der Ehrenbürgerbrief werden. Andrerseits aber soll irgendeine Altersbeschränkung fortfallen, die Auszeichnung beliebig früh erfolgen dürfen, wenn es sich um hervorragendes Verdienst handelt. Der Spielraum ist weit, aber von einem Senat wird er nicht vergeudet werden. Man wird im Grundsatz gesund konservativ und doch auch liberal in der Gebahrung sein. Wird den Geist in der Gemeinde nicht ohne Gemeingeist pflegen.

Die Verschiedenheit in der Wirkung kommt zum Vorschein, sie ist die Kraft, die sich immer wieder durchsetzt. Die Gemeinde wird größer, wo sie dies am leichtesten tut.

* * *

„Der Deutsche, wenn man ihn gewähren läßt, besitzt großes Geschick und Opferwilligkeit für die Selbstverwaltung; alle Versuche in dieser Richtung haben sich bei uns regelmäßig bewährt." (Treitschke, Politik II, 517.)

* * *

Das Ansehen unsrer Parlamente wird ebenfalls gehoben; die Abgeordneten fühlen sich wieder mehr als solche. Und dann erst als Parteiangehörige. Das Maß der Dinge zu Haus, nicht der Radikalismus, hat das Wort. Die Regierung wird die Sammlung sein.

* * *

Der Wettbewerb unter den Kreisen und Gemeinden sorgt gleichzeitig für gute Behandlung des Besitzes, den man lokal zu würdigen weiß.

* * *

Deutschland soll bei dem wirtschaftlichen Aufstieg bleiben, den es der heutigen, alles in allem gut funktionierenden Verbindung von Tüchtigkeit und Kapital verdankt — aber der Zeiger der Zeit weist gebieterisch auch auf einen festeren Zusammenschluß des Ganzen hin, der nur durch eine großzügige Reform, nicht durch kleinliche Mittel zu erreichen ist. An der Verwirklichung dieser Forderung sind alle und ist auch der Reichtum interessiert. Auch er muß vor der Zukunft bestehen können: er wird es, wenn er sich unserm Wahlrechtsgedanken nicht verschließt, in seinen besten Vertretern nicht versagt. Unerfreuliche Ausnahmen gibt es überall — eine Politik, die bergauf will, muß sich an die ersteren halten.

* * *

Wo man so denkt, wird dem Ganzen gedient.

Ein Segen war der Ausbruch des Krieges, er hat Staat und Volk zusammengeführt. Und Deutschland geradegerichtet. Jetzt ist es Zeit, ein Wahlrecht zu verkünden, das unter Gereiften Gerechtigkeit für alle bedeutet und in der Hand der Gemeinden als soziale Religion wirken wird. Will man auch jetzt, nach all dem Erlebten, noch warten, bis auch die vereinzelte Notwendigkeit, einen Wahlkreis wieder an die Leine zu nehmen, ausgeschlossen erscheint, so kann man warten bis ans Ende der Tage. Das Bürgertum wird sich wieder zu Bett legen und an seiner Schwäche jede Reform scheitern!

Angst ist keine Politik und Skepsis kein geistiges Band — der preußische Wahlspruch wohl: Tief verankert im deutschen Gemüt ist das

Jedem das Seine!

Das slawiſche Kulturproblem

Von Dr. Dragutin Prohaska

I.

Viele hervorragende Gelehrte der Gegenwart haben die romantiſche Anſicht Herders verworfen, derzufolge die Slawen ſich von den Deutſchen durch Sanftmut der Seele und gefühlvolle Paſſivität des Charakters unterſcheiden. Aber ſlawiſche Denker, die heute das Slawentum erforſchen, haben Feſtſtellungen gemacht, die nichts anderes beſagen als feinere Unterſcheidungen und Beſtimmungen deſſen, was ſchon die Romantiker gefühlsmäßig erkannt haben. Die Romantiker: Herder, und nach ihm der Tſcheche Kolár, die Polen Mickiewicz und Hoene-Wronſki, die Ruſſen Chomjakow, die Brüder Kirejewſki, Danilewſki ſtellten die Deutſchen nicht aus nationalem Haß als Eroberer Gewalt-Herren- und Kriegernaturen dar — zur Zeit der Romantik war der Nationalismus noch poetiſch und philoſophiſch, wurde alſo noch nicht vom politiſchen Egoismus regiert. Aber die kritiſche Geſchichtsforſchung nach der Romantik nahm von einer derartigen Beurteilung Abſtand. Ja ſelbſt die Poeſie begann, nachdem ſie einmal ihre prophetiſche und ideelle Rolle aufgegeben und ſich rein deſkriptiven, naturaliſtiſchen Zielen zugewendet hatte, tiefer in die Volksſeele einzudringen. Und da geſchah es, daß mancher nüchterne Gelehrte und Künſtler zu zweifeln begann, ob es ſo etwas wie eine Volksſeele überhaupt gibt, das heißt, ob ein Volk ſeeliſche Grundzüge aufweiſt, durch die es ſich von anderen Völkern unterſcheidet und — was wichtiger iſt — ob es ſeine Geſchichte dieſen ſeinen Eigenheiten gemäß ausgeſtaltet, ob endlich in ſeinem Leben ein Sinn zu entdecken iſt. Einige griffen den Gedanken auf, daß nicht die Völker ihre Geſchichte beſtimmen, ſondern große Einzelne (Macaulay, Emerſon), andere erblickten im Klima, in der ganzen Umwelt die Kräfte, welche die Völker und ihre Geſchicke regieren (Taine). Dieſe Theorien fanden feurige Anhänger und Gegner, das Problem iſt aber bis heute nicht gelöſt. Dieſe Löſung wird um ſo ſchwieriger, je mehr Material zu dieſer Frage ſich angehäuft hat, je komplizierter das Problem ſelbſt geworden iſt. Aber das iſt kein Grund, ihm auszuweichen. Umſonſt verſucht man, es zu umgehen oder nicht zu ſehen. Wer Geſchichte ſchreibt, fühlt

sich von diesem Problem weit weniger beunruhigt, als wer Geschichte macht. Bismarck hat sich ungemein stark dafür interessiert und scharfäugig Seelenkunde getrieben, als er in unserer Donaumonarchie Deutsche und Magyaren zu gemeinsamer Tätigkeit berief. Die Beobachtungen des großen Staatsmannes waren feiner, als die des großen deutschen Historikers Mommsen, der die Deutschen in Böhmen aufforderte, „ihre Kultur und ihren Charakter in die inferioren harten slawischen Schädel einzuhämmern". Dieses Problem vibriert viel stärker in den Seelen großer Dichter als in den Gehirnen ihrer Biographen und Beurteiler, der Literarhistoriker. Der Dichter trägt große Synthesen in sich, tut sie in seinen Werken kund, überträgt sie durch seine Werke in Taten, — der literarische Kritiker aber greift zögernd nach vollzogener Tat eine bleiche Idee, eine Abstraktion auf, fängt einen bunten Falter, steckt ihn auf ein Brett und setzt einen lateinischen Namen darüber. Jene Wundererscheinung hat sich gewiß nicht diesem Namen zuliebe in blauer Luft gewiegt, gewiß war es nicht ihr Zweck, nach Nahrung, Aufenthalt und Fortpflanzungsweise in eine Familie, Art und Klasse eingereiht und beschrieben zu werden. Was vom Falter gilt, gilt erst recht vom Menschen, besonders aber von den Völkern und der Volksseele. Ein Volk ist nicht nur das, was als sein Körper und an seinem Körper sichtbar wird, es verbirgt sich noch ein Etwas dahinter. Wer statistische Angaben zu lesen versteht, sieht nicht nur Zahlen und Verhältnisse, sondern auch das Walten moralischer Kräfte. So sichtbar sind diese, daß die Diplomatie gerade bei den wichtigsten Entschlüssen mit ihnen rechnet. Geistige, psychologische Momente sind mit materiellen Proportionen in die unentwirrbare Logik des Lebens verflochten. Das Leben ist eine summa summarum. Und wer seine Lehre, seine politische Tat, sein gesellschaftliches und persönliches Leben vor sich selbst rechtfertigen will, hat sich auch mit dem Problem der Volksseele zu beschäftigen, mit dem Charakter der Rasse und der Bedeutung, den sie in der Geschichte hat.

Von den kroatischen Historikern besaß einzig Natko Nodilo solch eine synthetische Anschauungsweise. Ich habe seine Ansichten niemals geliebt, wohl aber liebte ich seine Aufgabe. Mich hat es immer gereizt, Äußerungen zu tun, die seinen Auffassungen entgegengesetzt sind, aber ich fühlte, daß dies nicht feuilletonistisch geschehen dürfe, sondern daß es vorher noch zu lernen und Gelerntes durchzuarbeiten gab.

Nodilo ist nicht mehr. Inzwischen hatte ich Gelegenheit, Italiener, Franzosen, Deutsche, die Nordslawen: Tschechen, Polen und Russen, kennen zu lernen und wurde im lange gehegten Verdacht bestärkt, daß Nodilo tendenziös und gefühlsmäßig geschrieben, daß er die germanische Rasse in satirischem Lichte, als Karikatur, die romanische dagegen in sympathischer, idealisierter Gestalt gesehen hat. Dies ist auf die halbromanische Individualität des Gelehrten zurückzuführen. Die Italiener und Franzosen hassen die Deutschen, wir fürchten sie in politischer Beziehung, sprechen deshalb jenes romanische Urteil über die

Germanen nach und verfallen dabei noch in den Fehler, uns selbst für geistige Romanen zu halten. Diese Auffassung wird hauptsächlich von den Polen, Serben und Bulgaren, die Schüler der Franzosen sind, geteilt und auch von uns Kroaten, besonders von dalmatinischen Kroaten, Schülern der Italiener. Die Tschechen, die sich nicht mit Theorien begnügen durften, verfielen nicht dem Irrtum, im romanischen Vorbild Stärkung für ihre nationale Individualität zu suchen, sie hatten sogar Kühnheit genug, der Gefahr offen ins Auge zu sehen, sie haben auf den slawischen Stamm germanische Kulturvorzüge gepfropft und sich eben dadurch vor dem Verlust ihrer nationalen Eigenart gerettet, der ihnen gerade wegen der großen Ähnlichkeit ihres Charakters mit dem germanischen drohte.

Beachtenswert ist folgendes: die Franzosen halten uns nie für ihnen nahestehend und vermengen uns mit den Deutschen. Ich spreche nicht von der französischen Politik, sondern vom französischen Nationalgefühl. Der Deutsche ist für den Franzosen „une tête carrée", ein viereckiger Schädel. Wenn ihm schon der deutsche Kopf viereckig erscheint, wie mag ihm da der tschechische, polnische, russische, slowenische erscheinen? Von unserem Kopfe spreche ich nicht, der ist schon zu südländisch, länglich, orientalisch und wirkt daher „romanisch". Kein einziger Franzose war erfreut zu hören, daß ich Slawe sei, das ist ihm soviel wie ein Deutscher, etwas Entgegengesetztes und Unbekanntes.

Alphonse Daudet schrieb einen Roman, „Le prince Pogontzine", in dem er einen Russen als Vertreter des Pariser Fremdenviertels hinstellte, — er zeichnete ihn als eine Bestie. Es gibt nur ein fremdes Volk, das der Franzose achten und manchmal auch lieben kann, das ist das englische. Der Franzose hat heute aus dem Engländer sein Ideal gemacht. Der Amerikanismus hat in Paris den Kavalier und Salonmenschen umgebracht. Der Franzose gleitet nicht mehr mit diplomatischem Lächeln umher wie seine ruhmreichen Altväter, sondern er bahnt sich auch manchmal mit dem Ellbogen den Weg. Taine, Guyau, Ribot haben den Kult des Engländers in die französische Kulturlehre eingeführt. Engländer und Franzosen halten sich für eine von der deutsch-slawischen getrennte Welt. So sondern sie sich in Bädern, in diplomatischen Angelegenheiten, in der Kolonialpolitik, in der Wissenschaft, in der Ästhetik, der Kunst, kurz in allem ab. Und in dieser Sonderung liegt eine große historische Gerechtigkeit.

Es ist eine Hauptaufgabe deutscher und slawischer Forscher und Dichter, diese Gerechtigkeit einzusehen und zu behandeln. Die vergleichende Sprachlehre beweist unzweifelhaft die einheitliche Wurzel des deutschen und des slawischen Idioms. Die Somatologen haben keinerlei Merkmale gefunden, denen zufolge Deutsche und Slawen zu trennen wären, die vergleichende Volkskunde findet analoge Motive in den Sitten, der Ornamentik, der Volksdichtung, und die slawisch-nationale Renaissance ist nichts anderes als ein Widerhall der deutschen Romantik. Aber der politische Kampf zerstört jede Möglichkeit, sich gegenseitig

kennen zu lernen. Er ist es auch, der den Gedanken großgezogen hat, der Slawe sei der Seele nach mit dem Franzosen verwandt...!

Diese Meinung stützt sich hauptsächlich auf Mickiewicz' Pariser Vorlesungen über die polnische Literatur. Von Mickiewicz stammt die Idee der slawisch-romanischen Verwandtschaft. Diese Idee erwuchs aus politischen Motiven, Napoleon, „dem Erretter Polens" zuliebe und nicht auf Grund einer wissenschaftlichen oder dichterischen Erkenntnis. Heute ist die Frage unserer Rassenbestimmtheit wieder brennender geworden. Es zeigt sich ungefähr folgende Rassengruppierung: Der englisch-französische Block, der deutsch-magyarisch-rumänisch-italienische, oder kurz der Block Deutschlands und der slawische Block. Man sah, daß Franzosen und Engländer in ihren Sympathien für die Slawen sofort nachlassen, sobald sie nur das geringste Opfer kosten und bemerkte, daß ein großer politischer Haß zwischen Slawen und Deutschen im Ausbruch ist. In der Vierteljahrsschrift für Sozialwirtschaftsgeschichte (1912) veröffentlichte E. Hanslick einen Artikel, in dem er behauptete, daß die westliche Kultur dort aufhört, wo sich die Deutschen und die Slawen begegnen. Ein anderer Mitarbeiter dieser Zeitschrift verbesserte teilweise diese Ansicht und betonte, daß es Erscheinungen der Unkultur auch unter Romanen gibt. Nach ihm wären die Deutschen nicht nur kultivierter als die Slawen, sondern auch den Romanen kulturell überlegen. Kein Zweifel, daß diese beiden Herren deutsch empfinden. Was bedeutet aber kulturelle Grenze, Grenze der Kultur? Was ist Kultur? Das große Wort der heutigen Zeit!

Ich werde im folgenden kritische Anschauungen über die Bestimmung der slawischen Völker nach solchen Schriftstellern bringen, die nicht der Tagespolitik dienen wollen, sondern nach wissenschaftlicher Erkenntnis streben. Hierdurch wird der Blick sich klären und vielleicht findet sich dann der rechte Weg für die Politik der Slawen. Es ist darauf zu achten, welche Bestrebungen bei den slawischen Völkern der Gegenwart die aufrichtigsten und besten sind und welchen Ausdruck sie finden; hieraus werden wir Schlüsse bezüglich ihrer gemeinsamen Ziele ableiten, und eine Bestimmung des Sinnes des Panslawismus und seiner Stellung zur deutschen Welt gewinnen.

II.

Der tschechische Nationalcharakter

„Das humanistische Ideal, das Dobrowski und Kolàr aufgestellt haben, das Ideal unserer Wiedergeburt, hat für uns Tschechen einen tiefen nationalen und historischen Sinn. Mit dem voll erfaßten Begriff der Humanität, knüpfen wir wieder an unsere beste Zeit in der Vergangenheit an, mit Humanität überbrücken wir den geistigen und moralischen Schlaf mehrerer Jahrhunderte, im Dienste der Humanität haben wir an die Spitze des menschlichen Fortschrittes zu treten."

„Unser tschechisches Ideal der Humanität ist keine romantische Verirrung. Freilich, Humanität ist ohne Arbeit und Anstrengung etwas Totes. Das Ideal der Humanität verlangt, daß wir uns überall, in allem und allzeit dem Bösen, der Inhumanität, wo immer sie sich in der Gesellschaft und ihren kulturellen, kirchlichen, politischen, nationalen Einrichtungen findet, widersetzen. Humanität ist nicht Sentimentalität, sondern Arbeit und wieder Arbeit." (Masaryk, Die tschechische Frage S. 183).

Das Vorstehende ist allerdings nicht eine Charakteristik des tschechischen Volkes wie es ist, sondern ein Postulat, wie es werden soll. Masaryk behauptet vom tschechischen Volke nicht, daß es human ist, sondern er verlangt von ihm, daß es human werde, wie es dies einstmals war. Masaryk, bei uns als Verteidiger unserer nationalen Bestrebungen bekannt, ist nicht Nationalist im Sinne unserer jüngsten Generation, er ist kein Radikaler, ist kein politischer Radikaler. Seine politische Taktik will dem Grundsatz der Redlichkeit und der Idee der Humanität entsprechen. Sie widersetzt sich dem Chauvinismus, Erpressungen, Gewaltakten, advokatischen Kniffen, alle dem, dessen sich heute manche Politik, und besonders eine uns sehr wohlbekannte bedient.

Vor mehr als einem Jahre hatte ich Gelegenheit, Masaryk zu sehen und mit ihm zu sprechen. Ich fragte ihn, wie ihm die kroatische Politik gefalle, besonders die der Fortschrittspartei. Professor Masaryk antwortete ungefähr folgendes — nicht dem Wortlaut, sondern dem Sinne nach: „Ihr habt die Magyaren gegen Euch. Und Eure Politik ist zur Bekämpfung der ihrigen entstanden. Eure Leute haben das höhere Moment in der Politik vernachlässigt. Sie treiben politische Politik, ich kulturelle. Die Idee allein tut es freilich nicht. Man muß seine Arbeit den Verhältnissen anpassen. Und das haben die Eurigen nicht getan. Ich habe ihnen immer gesagt: Eure Aufgabe muß sich aus Euern Verhältnissen ergeben. Es taugt nicht, mit List und Politik auskommen zu wollen. Bei Euch da unten ist noch alles roh; überall herrscht die materialistische Auffassung."

In Masaryks Schrift: „Unsere gegenwärtige Krise, der Fall der alttschechischen Partei und die Anfänge der neuen Richtung" (1895) lesen wir: „Es gereicht uns zum Ruhme, daß unsere Kämpfe, unsere Niederlagen in der Vergangenheit einen religiösen, und keinen nationalen Sinn haben. Die Idee der Nationalität ist jünger, sie stammt aus dem Ende des verflossenen und hauptsächlich aus diesem Jahrhundert, deshalb darf man unsere Geschichte nicht von diesem neueren Standpunkt aus betrachten."

Es könnte scheinen, als sei Masaryks Programm zu historisch und nicht zeitgemäß. Das merkantile und industrielle kleine böhmische Volk ist heute von dem Zeitalter Hussens weit abgerückt. Die tschechische Reformation kann für es keine Bedeutung mehr haben. Aber in der tiefsten Schicht des tschechischen Bewußtseins findet sich dennoch etwas vom Geist des Hussitentums.

Die Losungsworte sind nationalistisch, die Phrasen positivistisch, die Methode des Kampfes ökonomisch, aber der Geist, der alle bewegt, ist nichts anderes als jene ethische Erbitterung gegen Gewalt und materielle Kräfte, die wir aus den Traktaten von Hus, Chelcicki und Komenski herauslesen. Der Kampf um die tschechische Sprache ist aber nicht allein ein Kampf um tschechische Festungen, tschechische Fabriken, Kassen, Gemeinden, Schulen, sondern um etwas Höheres. Hier geht es um den tieferen Sinn des tschechischen Wortes, um den tschechischen Geist. Dieser Geist ist der Urheber der tschechischen Sprache und der Kampf um die Sprache nur ein Mittel des geistigen Ringens. Gilt aber der Kampf dem Geiste, so darf er sich auch der Waffe des Teufels, des Mammons nicht bedienen. Gewalt ist Sünde gegen den Geist. Nicht in der Gewalt, sondern in der Gerechtigkeit ist Gott. Faßt man Masaryks Charakteristik der Tschechen so, dann bedarf sie keiner historischen Begründung.

Zehn Jahre und mehr, von 1894 bis 1908, machte sich keine wissenschaftliche Kritik gegen Masaryks Lehre geltend und Masaryk übte einen bedeutenden Einfluß auf die tschechische Journalistik, Politik, Religion und Kunst aus. Es reiften viele entschlossene Kämpfer für jenes höhere Moment im Leben heran. Philosophie, Psychologie, Pädagogik erhielten neue Anregungen. Die tschechische Kultur fand Verbindungspunkte mit der tschechischen Vergangenheit und begann sich über den Weg zu orientieren, den sie in Zukunft zu gehen haben wird. Und da legte man an diese Wurzel die wissenschaftliche Säge und durchschnitt den neuen Stamm der tschechischen Kultur. Es geschah dies gelegentlich der Diskussion über Masaryks Verdienste aus Anlaß seines sechzigsten Geburtstags (1910).

Den Kampf gegen Masaryk führen Nationalisten, Historiker, politische Politiker und Gelehrte, Fachleute, die jenes „höhere Moment" nicht suchen, aber „wissenschaftliche" Wahrheit lieben. Diese wissenschaftliche Wahrheit behauptet: erstens, daß die Wiedergeburt im neunzehnten Jahrhundert nicht an die tschechische Reformation im fünfzehnten und sechzehnten anknüpfte und mit ihr nichts gemein hat; zweitens, daß die Erneuerer der tschechischen Nation an die Idee der Humanität anknüpfen, wie sie das aufgeklärte achtzehnte Jahrhundert, besonders Herder entwickelte; drittens, daß die Idee der Humanität demnach nicht tschechischen, sondern fremden Ursprungs ist. In der Polemik, Journalistik und Politik lautet diese Erkenntnis, praktisch ausgedrückt so: wir Tschechen sind nicht stark genug, uns Wien, Rom, den Deutschen mit derlei Ansprüchen auf etwas „Höheres" zu widersetzen, diesen Luxus können sich stärkere erlauben.

Auf welcher Seite ist nun die Wahrheit?

Wenn sich mit dem Verstand, durch Logik nicht nachweisen läßt, daß Humanität ein tschechisches Charaktermerkmal ist, so läßt es sich durch Wille und Arbeit feststellen.

Den wichtigsten Charakterzug des tschechischen Volkes sieht E. Chalupny, ein ehemaliger Anhänger und späterer Gegner Masaryks im Unternehmungsgeist:

der Name des tschechischen Volkes sagt schon, daß es unternehmend ist. „Cech" wird vom Zeitwort ce—ti, altslawisch centi, abgeleitet, kroatisch findet es sich in Zusammensetzungen wie poceti (beginnen), naceti (anschneiden . . .); also ein Volk, das beginnt, das vorschreitet, das Initiative hat. Wichtiger ist die historische Begründung. Die Geschichte findet den tschechischen Stamm an der Spitze aller slawischen Stämme, die sich nach dem Westen zu ansiedeln. Der Tscheche war der erste, der den Kampf gegen Rom begann, der Tscheche verläßt auch heute sein Vaterland und schlägt sich durch die Welt, er ist voll Unternehmungsgeist. Aber der Tscheche hat einen großen Fehler, er ist nicht beständig, nicht ausdauernd. Er flammt leicht auf, aber erlischt rasch. Deshalb gelang auch die tschechische Reformation nicht, weil es dem Tschechen an Ausdauer gebrach; was er begonnen hatte, führte der Deutsche durch. Hus wurde von Luther beerbt und zum Ziele geführt.

Die ganze Philosophie der Geschichte dreht sich bei den Tschechen um ihre Reformation, sie ist der moralische Motor ihres gesamten geistigen Lebens. Dies hat O. Josifek wunderschön ausgedrückt. Er hält die protestantischen Völker für überlegen und bedauert, daß das tschechische Volk nicht mächtig genug war, die Reformation durchzuführen und in den Katholizismus zurückfiel. Die Reformation bedeutet ihm: Disziplin, Organisation, Verfassung, Handeln nach Grundsätzen.

Bei uns Kroaten hat sich die Meinung eingenistet, daß die Tschechen von Natur aus ein Handwerker- und Handelsvolk sind, daß der wirtschaftliche Sinn bei ihnen von altersher entwickelt war. Dem ist aber nicht so. Die ganze tschechische Betriebs- und Erwerbsamkeit ist aus dem Drang der Not und nicht aus freier Wahl hervorgegangen; sie entstand aus Abwehr und nicht aus dem Trieb nach „mehr". Aber diese Wehr wird durch unabläßiges Anspornen der Führer des Volkes erhalten. Fällt die nationale tschechische Idee, so wird auch die tschechische Industrie und Handelstätigkeit, das ganze tschechische Wirtschaftsleben, werden Fleiß und Ehrgeiz sinken. So ist der Tscheche.

Einige Slawophilen schließen das tschechische Volk seiner Organisiertheit und Produktivität halber aus der Reihe der echten Slawen aus. Einige russische Ethnologen erkennen die Tschechen nicht als Slawen an. Ein Danilewski sieht in den Tschechen ein entstelltes Volkstum, er nennt sie Deutsche, die tschechisch sprechen. In Rußland stieß ich bei Fachleuten, Slawisten, die sich in Böhmen mit slawistischen Studien befaßt hatten, oft auf diese Meinung. Einige Kroaten teilen diese Auffassung. Stefan Radic stellte uns den Tschechen als wirtschaftlichen Typus dar, während der geistige Typus ihm entging. Dem fernstehenden Beobachter entgeht es, daß die Grundlage des böhmischen Reichtums gerade in der Religion der böhmischen Brüder zu suchen ist. Die tschechischen Protestanten wurden zur Zeit der katholischen Reaktion des Landbesitzes beraubt und auf tschechischem Boden als Fremdlinge angesehen. Am Handel der Städte durften sie sich nicht beteiligen, das brachte sie dazu, im Handwerk ihr Brot zu

suchen. Die böhmischen Brüder verbergen sich im Osten in den tschechisch-mährischen Bergen, im Riesengebirge. Dort verlegen sie sich auf die Weberei, auf die Erzeugung von hölzernem Gerät, auf den Bergbau. Und hier ist die Grundlage der großen heutigen böhmischen Textil-, Glas-, Töpfer-, Eisenindustrie u. a. Von den mittelalterlichen Sekten der Albingenser, Katharer und Patarener und auch von unseren bosnischen Bogumilen weiß man, daß sie Weber waren, textores. Carnegie, der amerikanische Milliardär, ist der Sohn eines Webers, eines schottischen Auswanderers. Hätte das Bogumilentum sich bei uns erhalten, so wären wir das kultivierteste Volk auf dem Balkan und im unteren Donauland, aber das Schicksal wollte, daß unser Volk Sklave, Hirt, Heiduk blieb, und das alles macht den Menschen konservativ, beschränkt und primitiv. Wir brauchen übrigens nur auf den protestantischen deutschen Norden zu sehen, um zu begreifen, welche Bedeutung die Religiosität für die Gesamtentwicklung der Kultur hat. Die Quelle des englischen Reichtums liegt in der englischen Glaubensbewegung, im Puritanertum. Das Kapital entsteht durch Arbeit und Sparsamkeit. Zu arbeiten und zu sparen versteht nur ein religiöser Mensch und nur er versteht es, Kapital für Kulturzwecke anzulegen.

In diesem Sinne haben wir unsere Meinung über den tschechischen Nationalcharakter richtig zu stellen.

(Weitere Aufsätze über den polnischen, russischen und südslawischen Nationalcharakter folgen.)

Russisch-Polen als Kriegsschauplatz

Eine militärgeographische Skizze

Von Dr. Hans Praesent

Wer die Kriegsschauplätze des Westens und Ostens miteinander vergleicht, dem werden tiefgreifende Unterschiede auffallen. Die Gebiete, durch die unsere Truppen gegen Frankreich ziehen, haben ein ungemein wechselvolles Gepräge. Die fruchtbaren flämischen Ebenen des nördlichen Belgiens gehen über in die dichtbevölkerten, industriereichen Kohlengebiete der Maas-Sambrelinie, und wenig südlich davon dehnen sich die schwer zugänglichen Hochflächen der Ardennen aus. Die reichkultivierten Gefilde Lothringens und die weinbekränzten Höhenzüge der Champagne, die sich in Landstufen um das Pariser Becken konzentrisch herumziehen, bilden ein eigenartiges Kampfgelände, und anders geartet ist wiederum der von Karen der Eiszeit zerfressene Kamm der Vogesen mit seinen steilen, dichtbewaldeten Tälern und Schluchten nach dem Elsaß zu und seinen breiteren Flüssen und dem offeneren Gelände nach Westen. Alle diese französischen und belgischen Grenzgebiete sind hoch kultiviert, haben eine reiche Geschichte und sind deshalb und wegen landschaftlicher Schönheiten beliebte und bekannte Touristenziele, seien es nun die flämischen Kunststätten, die Schlachtfelder von 1870 oder die lieblichen Vogesenorte.

Vergleichen wir damit die Kriegsschauplätze gegen Rußland, so haben wir das Gefühl des Weiten, Ebenen und Unbekannten. In der Tat bildet Polen, obgleich es auch wichtige Kämpfe der Weltgeschichte gesehen hat, kein beliebtes Reiseziel. Die Gründe sind allzu bekannt: Polen, politisch zu Rußland gehörig und deshalb durch eine strenge Grenzwacht von der Außenwelt isoliert, weist zuviel Züge östlicher Unkultur auf, als daß seine Städte außer zu Handelszwecken von uns bereist werden. Es sei daher gestattet, in folgenden Abschnitten die geographischen Züge Polens kurz zu skizzieren, auf die militärische Eignung des Gebietes aufmerksam zu machen und die Maßnahmen russischer Verteidigung zu besprechen, soweit sie sich aus der neuesten Literatur erkennen lassen.

Ohne merkbare landschaftliche Übergänge, als eine nach allen Seiten hin offene Ebene leitet Russisch-Polen aus den ostdeutschen Provinzen nach dem

weiten Innerrußland über. Ohne natürliche, sondern durch den Gang der Geschichte willkürlich gegebene Grenzen schiebt es sich wie ein Fremdkörper in das mitteleuropäische Kulturgebiet vor, im Norden von Ost- und Westpreußen, im Westen von Posen und Schlesien und im Süden von Galizien, dem Vorland der Karpathen begrenzt. Die Ostgrenze, die sich breit an das eigentliche Rußland legt, folgt im allgemeinen den Läufen des Njemen, Bobr und Bug und scheidet etwa die polnische von der russischen Bevölkerung. Daraus folgt die natürliche, geologische und hydrographische Zugehörigkeit Polens zu Mitteleuropa, sowie die eigenartige politische Stellung. Geologisch bildet Polen die Fortsetzung des norddeutschen Flachlandes. Zumeist bilden gestörte, zum Teil auch gefaltete Schichten den Untergrund und darüber lagern als Produkt der nordeuropäischen Eiszeit wie bei uns eine mehr oder weniger mächtige Schicht fruchtbaren Geschiebelehms, der den Ackerbau bedingt, aber auch weite Sandflächen. Nur ein kleiner Teil Polens gehört der großen russischen Sedimenttafel an; im bewegteren Hügelgelände Südpolens treten auch ältere Formationen zutage. Die Entwässerung geschieht hauptsächlich durch die Polen von Südosten nach Nordwesten durchquerende Weichsel mit ihren Nebenflüssen, zum Teil auch im Westen darch die Warthe. Das Klima bildet naturgemäß einen Übergang, ähnelt aber mehr dem ostdeutschen als dem extrem kontinentalen Mittelrußlands. In Warschau beträgt beispielsweise die Mitteltemperatur im Januar — 3,4 Grad, im Juli + 18,8 Grad.

Zum besseren Verständnis der strategisch wichtigen Plätze wollen wir zunächst einen Blick auf die durch besondere geographischen Eigenheiten geschiedenen, sogenannten natürlichen Landschaften Polens werfen. Drei können wir unterscheiden. Die von Österreichs Grenze aus nach Norden fließende Weichsel trennt Südpolen in einen südöstlichen und südwestlichen Teil. Der Südosten, zwischen Weichsel und Bug und im Norden von dem Weichselnebenfluß Wjeprsh und dem Sumpfgebiet der die östliche Fortsetzung des Wjeprsh bildenden Tysmeniza begrenzt, die ihrerseits wieder mit dem großen Sumpfgelände südwestlich von Brest—Litowsk am Bug zusammenhängt, bildet ein zum Teil von Gletscherschutt bedecktes Tafelland von oberer Kreide, das bis 334 Meter Höhe erreicht. Am Rande dieser von Flußtälern durchfurchten Tafel, die das nordwestliche Ende des südrussischen Landrückens bildet, liegen die wichtigen Städte Ljublin und Cholm.

Den Südwesten Polens nimmt in der Hauptsache das sogenannte polnische Hügelland ein, das aus mehreren Gliedern besteht. Nordwestlich von der Stelle, wo der galizische San in die Weichsel mündet, streicht der Hauptzug bis zum Flusse Piliza. Es ist ein Rumpfgebirge, vielen deutschen Mittelgebirgen ähnlich, aus gefalteten paläozoischen Schiefern, Kalken und Quarziten, die als lange Rücken die wellige Hochfläche des Rumpfes überragen, umgeben von Schollen von Trias und Jura. Vier derartige Hügelketten kann man unterscheiden, darunter die Lysa Gora mit 611 Meter Höhe. Daran schließt sich nach Südwesten hin ein Tafelland von flach nach Nordosten fallenden mesozoischen

Ablagerungen, die nach Südwesten geologisch immer älter werden und teilweise Landstufen bilden. So wird der nach Südwesten abfallende Steilrand der oberen Jurakalke bei Tschenstochow von der oberen Warthe durchbrochen. Davor folgt dann das industriell wichtige Karbongebiet, das aus Oberschlesien bei dem Städtchen Bendzin hereinreicht.

Die Physiogeographie der dritten Landschaft, ganz Nordpolens, ist ähnlich der Norddeutschlands. Abgesehen von einem Landstreifen, der sich zwischen Ostpreußens Grenze und dem Njemen nach Norden auf die baltische Seenplatte hinaufzieht (Gouvernement Suwalki), ist es ein weites niedriges Gebiet meist fruchtbaren Geschiebelehms der Eiszeit, in das breite sumpfige oder sandige Täler eingeschnitten sind. Diese gehören teilweise zum System unserer „Urstromtäler", das heißt jener breiten Talzüge, die die Gletscherschmelzwasser schufen, die an dem jeweiligen Stillstandsrande der zurückweichenden nordischen Vereisung von Osten nach Westen entlangflossen. Die heutigen Flüsse folgen diesen alten Tälern nur streckenweise, sonst haben sie sich eigene Furchen gegraben. So fließt die Warthe nach Norden, bis sie bei Kolo sich im „Warschau—Berliner Urstromtal" scharf nach Westen wendet und in dieser Richtung in die Provinz Posen eintritt. Die Weichsel, die auf den Karpathen entspringt, bildet bald hinter Krakau auf eine Strecke von 165 Kilometer die österreichisch-russische Grenze in einer schmalen Niederung, durchschneidet dann in engem Tal die südpolnische Kreidetafel nach Norden, tritt dann in das Flachland hinaus und wendet sich hinter Warschau im „Thorn—Eberswalder Urstromtal" nach Nordwesten zur deutschen Grenze bei Thorn. An der Umbiegungsstelle bei Nowogeorgiewsk empfängt sie den Bug, der aus der Kreidetafel Südostpolens kommt und eine lange Strecke die Ostgrenze Polens bildet. Kurz vor seiner Einmündung strömt ihm von Nordosten her der Narew zu, der mit seinem rechten Nebenfluß Bobr ungefähr der ostpreußischen Grenze parallel läuft und daher, wie wir noch sehen werden, eine wichtige strategische Bedeutung besitzt. Da sich nach Einmündung des Bug die Weichsel zu einem breiten, sumpfigen, Überschwemmungen leicht ausgesetzten Laufe entwickelt, so hat die Lage Warschaus auf dem linken Hochufer des hier 1000 Meter breiten Stromes nicht nur als Mittelpunkt wichtiger Schiffahrtswege, sondern auch als natürliche Übergangsstelle bedeutsamer Verkehrslinien hohen Wert. Daher konnte sich Warschau hier als Hauptstadt mit 855000 Einwohnern (mit Vororten) kräftig entwickeln, als polnische Großstadt, an der Pforte des westeuropäischen Vollkulturkreises gegen Osteuropa und mit bedeutendem Handel und wichtigen Industrien (Wollen- und Seidenweberei, Leder- und Zuckerindustrie). Auf der Diluvialplatte zwischen Weichsel und Warthe ist noch Lodz nennenswert an der Bahnlinie Sagan—Kalisch—Warschau mit 350000 Einwohnern wegen seiner riesigen, von Deutschen begründeten Baumwollindustrie.

Überblicken wir noch die Bevölkerungsverhältnisse des Landes. Das ehemalige Königreich Polen erstreckte sich noch 1772 von der Nähe der Oder bis

fast nach Smolensk und von der Ostsee bis an den unteren Dnjestr. Das jetzige Gebiet ist das sogenannte „Kongreßpolen", das auf dem Wiener Kongreß 1815 dem russischen Reiche angegliedert wurde. Anfangs besaß es eine eigene Verfassung, aber infolge wiederholter erfolgloser Aufstände hat es seine Sonderrechte verloren, wurde 1831 in Gouvernements eingeteilt und 1868 vollständig mit dem russischen Reiche verschmolzen. Polen zählt nach den neuesten Angaben auf 127300 Quadratkilometer etwa 12,1 Millionen Einwohner, ist also bei einer Volksdichte von 99 auf ein Quadratkilometer die bei weitem am dichtesten bevölkerte Provinz Rußlands. Diese Verdichtung ist teils dem guten Stande der Landwirtschaft, teils der hochentwickelten Industrie, namentlich Textil-, aber auch Bergwerksindustrie im Südwesten zuzuschreiben, die sich ihrerseits wieder auf die deutsche Anregung und die dem Russen überlegene Tüchtigkeit des Polen stützt. An Nationalitäten werden angegeben 72 Prozent Polen, 14 Prozent Juden, 7 Prozent Russen, 4 Prozent Deutsche, 3 Prozent andere (z. B. Litauer in Suwalki). Beachtenswert ist auch die Bevölkerungsverteilung in den einzelnen Gouvernements. Links der Weichsel wohnen 128 Menschen pro Quadratkilometer (Handel und Industrie), rechts derselben nur 75 pro Quadratkilometer (Landwirtschaft). Demgemäß wohnen 77 Prozent der Arbeiter auf dem linken Ufer, 23 Prozent auf dem rechten. Die Zentren der revolutionären Partei sind also, wie wir noch sehen werden, von dem militärischen Zentrum Russisch-Polens weit entfernt und überdies durch das operative Hindernis des Weichselstromes getrennt.

Wegen seiner weit nach Westen vorgeschobenen Lage war es selbstverständlich, daß Polen als Schauplatz der ersten Kämpfe gelten mußte in einem Kriege gegen das verbündete Deutschland und Österreich-Ungarn. Überblicken wir die zahlreiche militärische Literatur, so finden wir fast immer nur die Frage behandelt: wie wird sich Rußland in Polen verteidigen? Welche Linien sind als Verteidigungslinien ausgewählt und ausgebaut? Wie weit wird sich die russische Armee vor den angreifenden Gegnern zurückziehen? Die Ereignisse der letzten Wochen haben gezeigt, daß die Russen, vielen unerwartet, offensiv vorgegangen sind. Wir werden darauf zurückkommen.

Die Meinungen über den Wert der verschiedenen Verteidigungslinien haben hin und hergeschwankt. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß nur an der ostpreußischen Grenze eine natürliche Verteidigungslinie in dem Bobr-Narewlauf nahe an die politische Grenze heranrückt. Im Westen und Süden mußte sie sich weit in das Innere Polens zurückziehen, da eine Landesverteidigung sich auf möglichst starke natürliche Abschnitte stützen muß. Da war einerseits die breite Weichsel nach Westen die gegebene Schranke, nach Süden aber die oben erwähnten Abschnitte des Wjeprsh und der Tysmeniza bis zum Bug mit ihrem Sumpfgelände. Nach Nordosten schließt sich an den Bobr der Njemen als natürliche Verteidigungslinie parallel der ostpreußischen Grenze an. Alle diese Abschnitte und die Straßenübergänge sind durch Festungen geschützt.

Die Nordwestfront zieht sich etwa 400 Kilometer von der Mündung des Bug in die Weichsel bis zu der Festung Kowno am Njemen hin. Der linke Flügel, der Bug—Narew—Bobrabschnitt, hat wechselndes Gelände, flaches, zum Teil trockenes Waldgebiet am Narew, ungangbares Sumpfgelände am Bobr, viel Waldbestand, wenig Wege, ein Gewirr kleiner Seen am Njemenabschnitt und bildet kulturell die ärmsten und zurückgebliebensten Teile Polens. Die Brückenstädte sind befestigt: Kowno sperrt den Njemenübergang, Olita und Grodno sind weitere Festungen. Ossowiez schützt den Bobr und die einzige Eisenbahn in der ganzen Front (Lyck—Bjelostok), ausgenommen die Bahnen von Kowno—Insterburg und Soldau—Nowogeorgiewsk an den Flanken. Lomsha soll den dortigen Narewübergang und den gut gangbaren Raum gegen Preußen sperren. Wichtige Brückenköpfe sind weiterhin Ostrolenka, Roshan und Pultusk. Und an der Weichsel folgt schließlich der wichtige Festungsbezirk Warschau—Nowogeorgiewsk—Segrshe. Die militärische Brauchbarkeit dieses hervorragenden Flügelstützpunktes hatte bereits Napoleon im Winterfeldzug 1806/07 erkannt und für seine Zwecke benutzt. Am Südende der 120 Kilometer langen Weichselfront sichert die Festung Iwangorod an der Mündung des Wjeprsh die einzige Weichselbrücke zwischen Warschau und Österreich sowie die Bahn, die über Kjelzy nach Oberschlesien führt. Das Vormarschgelände von Galizien her zwischen Weichsel und Bug begrenzen im Norden die Sümpfe, die sich an den Wjeprsh anschließen und bei der Festung Brest—Litowsk an den Bug reichen. Östlich Brest bilden die weiten Sumpfgebiete der Polesie am Pripet (Rokitnosümpfe) eine wirksame Schranke.

Von den Wasserstraßen, die im friedlichen Verkehr zahlreiche Holzflöße im Unterlauf der Weichsel vereinigten, sind nur die größten für strategische Zwecke wertvoll. Weichsel und Njemen sind teilweise reguliert und die Kanalverbindung zwischen Bug und Pripet—Dnjepr stellt sogar eine Verbindung mit dem Schwarzen Meere her. Man muß sich aber vor Augen halten, daß die Wasserstraßen lange durch Eis gesperrt sind. Sie froren 1895 bis 1905 in der Zeit vom 16. November bis 16. Dezember zu und tauten zwischen 23. Februar und 25. März auf, so daß die Dauer der Schiffahrt in diesem Zeitraum nur zweihunderteinvierzig bis zweihundertzweiundneunzig Tage betrug.

So stellt das Festungsviereck Ossowiez—Nowogeorgiewsk—Iwangorod—Brest das wichtige Verteidigungszentrum Polens dar. Neben dem Zweck, den ersten Angriff der Gegner aufzuhalten und dadurch Zeit zum eigenen Aufmarsch zu gewinnen, ist die Hauptaufgabe dieses gesicherten Gebietes die ungestörte Konzentration der Truppen aus Innerrußland. Deshalb laufen die Eisenbahnlinien aus dem Osten hier zentripetal zusammen. Sechs Hauptlinien zeigt die Karte: 1. St. Petersburg—Wilna—Grodno—Warschau, 2. Bologoje—Welikije Luki—Polozk—Lida—Sjedlez (1100 Kilometer lediglich als Militärbahn seit Herbst 1909 eröffnet), 3. Moskau—Smolensk—Minsk—Brest—Sjedlez—Warschau, 4. Gomel—Pinsk—Brest—Iwangorod (Polesiebahn, die im

Frieden wenig Verkehr aufweist), 5. Kiew—Kowel—Brest, 6. Kiew—Kasatin—Kowel—Ljublin—Iwangorod (teilweise außerhalb des Festungsgürtels). Mehrere Querbahnen setzen einzelne Stationen dieser Hauptlinien miteinander in Verbindung.

Außerhalb des Festungsbereiches sind die Bahnen viel weitmaschiger. Die Nordwestfront hat, wie oben erwähnt, nur drei Linien an die Grenze mit Fortsetzung auf deutschem Boden. Von Warschau aus führt auf dem linken Weichselufer die Bahn über Kutno nach Thorn, eine zweite über Lodz nach Kalisch und über Petrokow—Tschenstochow nach Lublinitz. Die Bahn von Iwangorod über Kielzy nach Oberschlesien wurde schon gestreift. Zweifellos können diese Bahnen einer russischen Offensive sehr zu statten kommen. Daß die russische Regierung diese Möglichkeit im Auge hatte, zeigt, daß die Bahnen westlich der Weichsel 1912 verstaatlicht wurden, 1913 sollten alle die größere russische Spurweite erhalten. Eine neue Linie auf dem rechten Weichselufer von Nowogeorgiewsk über Plozk war vorgesehen und war zweifellos auf Thorn gerichtet. Nach Galizien führen auch nur wenige Bahnen, von denen die nach Krakau und die Strecke Rowno—Brody—Lemberg die wichtigsten sind. Die neue Bahn Cholm—Tomaschow—Belzec mit Richtung auf Lemberg scheinen die Russen, wenn sie bereits vollendet war, bei ihrem Vormarsch gegen Galizien schon benutzt zu haben, bevor sie bei Samostje zurückgeworfen wurden.

Die Festungen, besonders die Werke von Nowogeorgiewsk und Brest-Litowsk scheinen in den letzten Jahren sehr verbessert worden zu sein. Allerdings sind Nachrichten darüber nur spärlich in der neuesten Literatur zu finden; denn bei Ausbruch des Balkankrieges im Herbst 1912 hatte die russische Regierung die Verbreitung aller Nachrichten über militärische Angelegenheiten untersagt und seit dem 1. Januar 1914 sogar Veröffentlichungen in russischen Zeitungen über Bahnbauten, Befestigungen usw. bei strengen Strafen verboten. Demnach ist kein Zweifel, daß die Russen die militärische Rüstung Polens in letzter Zeit intensiv gefördert haben.

Es fehlte in der Militärliteratur allerdings auch nicht an Stimmen, die sozusagen einer Abrüstung in Polen das Wort redeten aus der Vermutung heraus, daß der altnationale Gegensatz zwischen Polen- und Russentum sich im Laufe der Zeit allmählich abgeschwächt habe und die Russen deshalb nicht mehr wie früher starke Truppenverbände in den Weichselprovinzen benötigten. Während des zum Teil recht schwankenden Krieges mit den Osmanen 1877/78, während der militärischen Notlage Rußlands im Kampfe gegen die Japaner 1904/05 und während großer innerer Unruhen 1905/06 blieb das Polentum abgesehen von örtlichen Gärungen ruhig. Dazu kamen strategische Vorschläge, die große unbewegliche Truppenanhäufungen in Polen für unsinnig erklärten, da sie vom Gegner leicht eingekreist werden könnten, Vorschläge, die Weichselfestungen nicht weiter auszubauen, sondern das Geld lieber zu Befestigungen an der Ostseeküste zu verwenden, wo eher eine Offensive zu erwarten sei. Bei einer Defensive sollten die natürlichen Hilfsmittel

Rußlands, der weite Raum und das Klima und damit zusammenhängend die Schwierigkeit der Rückverbindungen für den Gegner mehr ausgenutzt werden, die seiner Zeit Napoleon dem Ersten so verhängnisvoll geworden waren, da die Russen damals dem Angriff grundsätzlich auswichen, bis hinter den Dnjepr zurückgingen und sich erst bei Smolensk dem schon stark geschwächten Gegner gestellt hatten. Diese Annahmen gipfelten in der Aufstellung anderer, weiter rückwärts gelegener Verteidigungslinien, zunächst an der wirklichen Grenze des Russentums, die die Flüsse Njemen und oberer Bug vorzeichnen mit den Festungen Kowno, Bjelostok und Brest und sich über Kowel nach den Forts bei Rowno in Wolhynien fortsetzen läßt. Eine wirksame, noch 400 Kilometer weiter landeinwärts gelegene Verteidigungsstellung kennzeichnen die Oberläufe der Dwina und des Dnjepr und stützt sich auf die Städte Polozk, Witebsk, Orscha, Mohilew, Gomel und Kiew. Das Waldland der Polesie mit seinen Sümpfen macht das Anmarschgelände für den Gegner schwierig und muß im Norden und Süden umgangen werden.

Daß die Annahme solcher Ansichten zuschanden geworden ist, haben die Ereignisse der letzten Wochen vollauf gezeigt, ja sie haben bewiesen, daß die militärische Bedeutung des polnischen Kriegsschauplatzes in der Literatur arg unterschätzt worden ist. Vermutlich hat Rußland in den letzten Monaten im Hinblick auf einen nahen Krieg gegen den Dreibund die militärische Rüstung Polens heimlich und stark gefestigt und die Offensive längst geplant. Nach den Lehren des mandschurischen Krieges hat die russische Regierung eingesehen, daß bloße Defensive bereits Niederlage bedeutet. Daher sind russische Truppen, scheinbar lange vorher wohl vorbereitet, in die blühenden Gefilde Ostpreußens eingefallen. Die stärkere geistige Überlegenheit unserer deutschen Armee hat die feindlichen Massen bei Gumbinnen—Angerburg und bei Soldau—Ortelsburg glänzend aus dem Lande getrieben, ja die russischen Korps so gut wie aufgerieben. Eine ähnliche Offensive verfolgte Rußland gegen Galizien und stieß hier mit der österreichischen Angriffsbewegung zusammen, die über die Lysa Gora und den Weichsel-Bugzwischenraum vorging. Mehrtägige erbitterte Schlachten bei Krasnik und Komarow—Samostje haben die Russen auch hier zurückgeschlagen, aufgerieben oder gegen Ljublin zurückgedrängt. In Ostgalizien dagegen schienen die Russen einen großen Vorsprung in den Vorbereitungen zu einem Kriege gegen Österreich gehabt zu haben. Aus taktischen Gründen mußte ihrer übermächtigen Offensive sogar Lemberg eingeräumt werden (5. September). Wir zweifeln nicht, daß es gelingen wird, sie dort einzukreisen und über die Grenze zurückzuwerfen. Hoffentlich glückt es dann, sie bis in die Pripetsümpfe zu treiben, wenn sie nicht vorher aufgerieben werden.

Wie sich nach der erfolgten Abwehr der russischen Offensive die geschilderten polnischen Verteidigungslinien bewähren werden, muß die Zukunft lehren. Wir haben das feste Vertrauen, daß es auch hier wie im Westen gelingen wird, das Deutsche Reich zu schützen, eingedenk der kraftvollen Sätze, mit denen schon

1886 der bekannte Generalleutnant von Liebert seine treffliche militärgeographische Studie „Von der Weichsel zum Dnjepr" schloß: „Im Falle die kriegerische Entscheidung zwischen Germanen- und Slawentum an uns herantritt, so wird dieselbe von deutscher Seite siegreich durchgeführt werden. Es bedarf dazu nur, die Lehren des modernen Krieges geistvoll und zielbewußt auf polnisch-litthauischem Boden anzuwenden und im deutschen Heere die Idee wachzurufen, daß es zwischen den Sümpfen und Wäldern des fernen Ostens den heimischen Herd zu schützen und deutsche Sitte und Art vor slawischer Herrschaft zu bewahren gilt!"

* * *

Die wichtigste Literatur. Die Literatur über die behandelten Gegenstände ist sehr groß und in zahlreichen Militärzeitschriften zerstreut. Da die vielen Arbeiten in russischer und polnischer Sprache den Lesern meist unzugänglich sein dürften, seien hier nur die wichtigsten deutschen besprochen.

Eine allseitige nach modernen Gesichtspunkten geschriebene Geographie Polens gibt es nicht. Man ist daher auf die Handbücher über Rußland angewiesen. Das umfassendste enthält die A. Kirchhoffsche Sammlung „Unser Wissen von der Erde", in der die Behandlung Rußlands von A. von Kraßnow in Verbindung mit dem bekannten Klimatologen A Woeikow stammt (Leipzig und Wien, G. Freytag und F. Tempsky, 1907). Zur ersten Orientierung diene die treffliche „Kleine Landeskunde des Europäischen Rußlands nebst Finnlands" von dem Bonner Geographen A. Philippson (Sammlung Göschen, Nr. 359, Leipzig, G. J. Göschen, 1908). Der Heidelberger Geograph A. Hettner beschenkte uns mit einem ausgezeichneten Buche „Das europäische Rußland, eine Studie zur Geographie des Menschen" (Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1905), das den durchaus gelungenen Versuch macht, die Eigenart des russischen Volkes, des russischen Staates und der russischen Kultur in ihrer geographischen Bedingtheit zu erkennen und dadurch die Grundlage zu einer gerechten Würdigung zu finden, welche nicht preist und nicht verdammt, sondern zu verstehen sucht. Wertvolle Anregungen geographischer Art enthalten auch die ungleichen Werke von D. M. Wallace, Rußland (übersetzt von E. Purlitz, 4. Auflage, 2 Bände, Würzburg 1906), A. Leroy-Beaulieu, L'empire des Tsars et les Russes (3 Bände, Paris 1881, übersetzt von Pezold, Berlin 1884), und E. von der Brüggen, Das heutige Rußland, Kulturstudien (Leipzig, Veit und Co., 1902). Zuverlässige Antwort auf alle Fragen gibt Schlesingers „Land und Leute in Rußland" (Langenscheidts Sachwörterbücher). Neben den „Volkswirtschaftlichen Studien aus Rußland" von von Schulze-Gaevernitz (Leipzig 1899) orientiert über wirtschaftliche Fragen speziell in Polen am besten George Cleinow „Die Zukunft Polens" (Band I Wirtschaft, Band II Politik 1864—83, Leipzig, Friedr. Wilh. Grunow, 1908—14), über die Politik Rußlands desselben Verfassers „Aus Rußlands Not und Hoffen" (2 Bände, ebenda 1906/07).

An die Spitze der militärgeographischen Literatur über Polen ist das Buch von Sarmaticus zu stellen, hinter welchem Pseudonym sich der bekannte Generalleutnant z. D. von Liebert verbirgt, „Von der Weichsel zum Dnjepr" (Hannover, Helwing 1886). Im ersten militärgeographischen Teil werden die Kriegsschauplätze beschrieben, dessen Angaben natürlich teilweise veraltet sind. Der kriegsgeschichtliche Teil behandelt den preußisch-russischen Feldzug in Polen 1792—94, den Winterfeldzug 1806/07, den Krieg von 1812 und den polnisch-russischen Krieg 1831. Ein operativer Teil mit praktischen Angaben beschließt das treffliche Buch. „Polen als Schauplatz vergangener und zukünftiger Kriege" behandelt von dem Borne (Leipzig, A. Strauch [1890]) insbesondere die Kämpfe 1806, 1812 und 1830/31. Anspruchslose Schilderungen des russischen Militärlebens und eines Manövers bei Wilna gab A. von Drygalski

(Neue Militärische Blätter, Januar—März 1900, auch sep. in „Sammlung militärwissenschaftlicher Einzelschriften", Heft 4, Berlin, R. Schröder, 1900). Über „die Verteidigungsfähigkeit der russischen Westgrenze" äußern sich von russischen Gesichtspunkten aus in sehr interessanter Weise die Offiziere der russischen Garde M. Enwald und W. Lebedef (übersetzt von v. Kutzleben, Berlin, A. Bath, 1903, auch in „Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine").

Die neuesten Angaben enthält die monatliche Beilage „Militärgeographie" zu „A. Petermanns Geographischen Mitteilungen" (Gotha, J. Perthes), übrigens unser einziges militärgeographisches Organ. Besonders erwähnenswert sind darin die Aufsätze von F. Kawkaski (1910, I, 56—59), der „Russisch-Polen vom militärgeographischen Standpunkt" gut zusammenfassend beleuchtet, von G. Kuchinka (1911, II, 363/64, 1912, I, 61/62), der ein ausführliches Referat über die von der sozialistischen Partei in polnischer Sprache herausgegebene militärgeographische Studie: Das Königreich Polen als strategisches Terrain (Warschau 1911) liefert und von dem österreichischen Oberstleutnant J. Hola (1910, II, 108—12, 162—64; 1913, I, 163—66; 1914, I, 173).

Der polnische Militärgeograph Major L. Bystrzynowski bot eine „Notice sur le réseau stratégique de la Pologne pour servir à une guerre de partisans", die in dem Satze gipfelt: „Die Polen würden, da sie keine Armee besitzen, unter dem Druck ihrer zahlreichen Feinde vernichtet werden müssen, wenn sie freiwillig auf die verschiedenen Hilfsfaktoren, insbesondere auf die Ausnutzung des Terrains zu einem Guerillakrieg, verzichten würden, welcher allein imstande ist, die zahlreichen Armeen ihrer Feinde aufzureiben!" Schließlich sei als neueste knappe, schematische Darstellung, die auch Russisch-Asien behandelt, die „Kurze militärgeographische Beschreibung Rußlands" von Hauptmann L. Schmidt (Berlin, Zuckschwerdt und Co., 1913) bestens empfohlen.

Petrograder Kultur

Die Zerstörung der Deutschen Botschaft

Nach Berichten von Augenzeugen

erzählt von George Cleinow

Am Dienstag, den 4. August abends gegen 11 Uhr verbreitete sich auf dem Newski-Prospekt, der Hauptstraße des alten St. Petersburg, das Gerücht, daß von dem Verlage der durch ihre Hetzereien gegen Deutschland wohlbekannten Nowoje Wremja eine große Demonstration stattfinde und daß vom Dache des niedrigen Hauses, das gegenüber der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek liegt, Brandreden an das Volk gehalten werden. Sehr bald wurden auf der Straße Extrablätter des genannten Blattes verteilt mit der Überschrift: „Wer holt die Figuren von der deutschen Botschaft herunter?“ Es handelt sich um jene Bronzegruppe von zwei von nackten Männern geführten Pferden, die die Botschaft krönte und die schon während des letzten Winters das Mißfallen der chauvinistischen Presse erregt hat. Auf dem Dache des Hauses der Nowoje Wremja stand ein Redner, der der Menge klarzumachen versuchte, wie Österreich und Deutschland es fertig bekommen hätten, Slawen und Germanen gegeneinander zu hetzen und Slawen zu betören, gegen Slawen zu kämpfen. Slawenbrüder müßten jetzt für die germanische Sache ihr Blut opfern.

Wie auf ein Kommando strömte nun die Menge den ganzen Newski-Prospekt hinunter, vorbei an der Kasan-Kathedrale, über die Polizeibrücke, vorbei am Triumphbogen, der das Generalstabsgebäude mit dem Finanzministerium verbindet, links herunter die Morskaja, am Kaiserlichen Yachtklub vorüber, wo sich allabendlich die Mitglieder der Petersburger Hofgesellschaft versammeln, zu dem großen Platz, der eingesäumt wird vom Marienpalais und den beiden schönen Gebäuden des Ministeriums für Landwirtschaft und Domänen, auf dessen Mitte ein berühmtes Denkmal Nikolaus des Ersten steht. Dort befindet sich rechter Hand eine schöne Gartenanlage, die den Blick auf den herrlichen Bau der Isaaks-Kathedrale frei macht und an der Ecke von Morskaja und Platz der neue von Peter Behrens geschaffene Bau der deutschen Botschaft. Auf der anderen Seite erhebt sich im französischen Barockstil gleichfalls ein neues Haus, das Hotel Astoria, und von dort aus haben nun mehrere Personen unabhängig voneinander die weiteren Vorgänge beobachtet, deren Berichte zusammen

mit dem Bericht eines Beamten der Botschaft, der sich mit seiner Frau unter dem Bett eines Zimmers versteckt hatte, die Grundlagen für den nachfolgenden Bericht geben.

Als der Haufe vom Newski-Prospekt über die Morskaja auf den Platz kam, war dieser bereits eingenommen von einer nach vielen Tausenden zählenden Menge mit Fahnen, die teils johlend, teils singend auf dem Platze herumstand und auf die Botschaft wies, teils vor dem Denkmal Nikolaus des Ersten kniete und Verwünschungen betete. Bald nach 11 Uhr hörte man die ersten Fensterscheiben klirren, die ersten wuchtigen Stöße von Äxten und Pfählen gegen die Portale der Botschaft. Einige Dutzend Polizisten hielten die Passage bei der Morskaja frei, andere wieder verhinderten die Menge, Feuer anzulegen, im übrigen sah man die Schutzleute untätig die Menge gewähren lassen.

Ein deutscher Beobachter machte von diesen Vorgängen sofort bei ihrem Beginnen den amerikanischen Geschäftsträger darauf aufmerksam, daß die ihm anvertraute deutsche Botschaft durch den Pöbel gefährdet sei und dieser meldete die Vorgänge sofort an das Auswärtige Amt und den Stadthauptmann von Petersburg. Bemerkt muß werden, daß die Stadthauptmannschaft sich von der deutschen Botschaft etwa nur 500 Meter entfernt befindet, während der Weg von der Botschaft bis zum Auswärtigen Amt zu Fuß in längstens einer Viertelstunde zurückzulegen ist; mit einem der den Ministern und höheren Polizeiorganen zur Verfügung stehenden Traber aber in drei bis vier Minuten. Eine Hilfe von irgendeiner Regierungsbehörde kam indessen nicht. „Zu dieser Zeit," schreibt einer meiner Gewährsmänner: „waren auf dem Dache der Botschaft bereits mehrere Menschen erschienen, die von der Morskaja aus eingedrungen sein mußten, eine russische Fahne mit sich führten und sich unter anderem daran machten, die auf dem Dache der Botschaft befindliche Bronzegruppe mit Werkzeugen loszuwuchten, um sie herabzustürzen. Alle diese Vorgänge begleitete der Mob unten mit dumpfem Geheule. Die Menge auf dem Dache wuchs rasch auf hundert Mann an und bald zeigte sich in dem ersten rechten Eckfenster der obersten Zimmerflucht auf der Hauptfassade Licht. Ich habe diese Vorgänge mit vier anderen Herren, darunter auch einem Mitgliede der Petersburger englischen Kolonie, Mr. Hartley, ganz genau von dem Balkon der ersten Etage des Hotel Astoria beobachtet. Kurz nachdem das Licht in dem Eckfenster eingeschaltet worden war, wurde das Fenster geöffnet und daraus lange Wäschestücke, anscheinend Bettwäsche und Tischtücher unter dem Gejohle der Menge auf die Straße geworfen. Von dem Eckzimmer aus gingen die Leute bald auch in die anderen Zimmer bis etwa zur Hälfte der oberen Zimmerreihe, dann in die Empfangsräume des ersten Stocks und das Parterre. Die Fenster wurden aufgerissen und Inventar, — erinnerlich sind mir vor allem Wäschestücke — hinausgeworfen. Bald war es auch gelungen, die eine männliche Figur auf dem Dache abzureißen, die nun unter dem Hallo der Menschenmenge auf die Straße hinunterstürzte. Nach

links (vom Hotel gesehen) zu dem Denkmal des Kaisers Nikolaus, waren aus der Botschaft drei Porträts, anscheinend russischer Herrscher, gebracht worden, die dort auf dem Sockel aufgestellt wurden. In größeren und kleineren Gruppen verteilte sich die Masse über den ganzen freien Platz, zum Teil mit russischen Fahnen versehen. Sie mag etwa 5000 bis 7000 Menschen betragen haben. Das polizeiliche Aufgebot bestand in berittenen und unberittenen Schutzleuten. Genau ihre Zahl anzugeben ist nicht möglich, da sie zum Teil von der Menge verdeckt wurden. Sie wurde im Laufe der Ereignisse verstärkt. Ganz auffallend war es jedenfalls, daß wirklich energische Angriffe auf die Ruhestörer nicht gemacht wurden. Mir sind ein oder zwei ziemlich harmlose Attacken im Gedächtnis, während sich das Polizeiaufgebot im allgemeinen darauf beschränkte, einen gewissen Raum vor der Hauptfassade frei zu halten und die Morskaja an der Seitenfront — unvollkommen — abzusperren. Gegen die in die Botschaft eingedrungenen Leute ist zunächst anscheinend gar nicht vorgegangen worden. Das Bild änderte sich erst, als die Menge brennbare Stücke aus der Botschaft auf zwei Haufen rechts vor dem Palais zusammentrug und anzündete. Dieses Moment bildete augenscheinlich einen Vorwand für das Eingreifen der Feuerwehr." Ein anderer Augenzeuge versicherte, die Feuerwehr sei noch auf der Millionnaja im Schritt angerückt. „Zu diesem Zeitpunkte wurde im rechten Eckzimmer des untersten Geschosses der Hauptfassade von vorn betrachtet, Feuer angelegt. Ein Vorhang am Fenster geriet in Brand. Nach dem energischen Eingreifen zweier dort postierter Polizisten zu urteilen, die die brennenden Vorhänge sofort herunterrissen, war man jedenfalls entschlossen, einen Brand zu verhüten. Die Feuerwehr löschte die brennenden Haufen und spritzte erst in Bogen von oben, dann unmittelbar in die Menge und zwang sie so, etwas zurückzutreten. Gleichzeitig sah man in der hell erleuchteten Botschaft Polize erscheinen, die den Pöbel energisch und wie man erkennen konnte, rasch und glatt hinauswarf. Als Grund für die Zerstörung der Botschaft gab ein Schutzmann an, man habe die russische Botschaft in Berlin verbrannt und die Kaiserin-Mutter, deren Namenstag übrigens war, nicht über die Grenze gelassen. Als drittes Argument wurde die angebliche Verhaftung des Großfürsten Konstantin Konstantinowitsch in Deutschland angegeben."

Während diese Vorgänge sich auf dem Isaaksplatz zutrugen, war es einem Beamten der Botschaft gelungen, sich mit seiner Frau zu retten, indem sie ein Zimmer mit Möbel und Betten füllten und sich selbst unter einem Bett verkrochen. Dieser Beamte erzählt:

„Wir schlossen die schweren Fenstervorhänge im Erdgeschoß — oben waren sie bereits im Laufe des Nachmittags geschlossen worden —, gleich darauf setzte unter furchtbarem Pfeifen und Johlen ein neuer Steinhagel und Ansturm auf das Botschaftsgebäude ein, der auch die Wachmannschaften überrannte. Als dann schon an dem Eisengitter des Hauptportals gerüttelt wurde, zog ich mich mit meiner Frau in die Wohnung zurück, wo wir seit dem zweiten dieses

Monats mit Erlaubnis des nordamerikanischen Geschäftsträgers wohnten. Jetzt hörten wir bereits Axtschläge an der kleinen nach der Morskaja zu gelegenen Eingangstür, die auch bald nachgab. Während ein Teil der Menge durch den Gang in den Hof stürmte, vernahmen wir kurz darauf auch das Geheul des Mobs in der großen Vorhalle. Und nun drangen durch beide Einfallstore immer mehr Scharen in das Gebäude ein und zerstreuten sich über sämtliche Stockwerke, wo sie alles Erreichbare kurz und klein schlugen. Etwa um $^1/_2$12 Uhr ebbte der Sturm ab; man hörte nun vereinzelte Schritte durch das Haus gehen, darunter auch Sporenklirren. Eine Stimme sagte: ‚Na hier haben sie ja gut gearbeitet, nun wollen wir mal sehen, was sie für uns nachgelassen haben.' Offenbar wurde zwischen den Trümmern nach Wertgegenständen gesucht.

Kurz vor 12 Uhr drangen neue Horden ein und setzten ihr Zerstörungswerk fort, wobei Einbruchswerkzeuge aller Art zur Verwendung gelangten. Bei diesem zweiten Ansturm war man auch in unsere Wohnung eingedrungen und hatte dort bis auf das verschlossene Schlafzimmer, in dem wir unter den Betten lagen, alles demoliert; dabei war oft die Frage zu hören: ‚Habt Ihr nichts gefunden?' und auch: ‚Habt Ihr niemanden von den verfluchten Deutschen gefunden?' Das genannte Schlafzimmer war noch verschont geblieben, weil unter den Fenstern mehrere Weinkisten standen, von denen die Menge ferngehalten wurde, damit die wenigen ‚Auserwählten' sich desto ruhiger daran gütlich tun konnten, was sie auch unter Hochrufen auf die Deutschen, die ihnen zu trinken nachgelassen hätten, später taten.

Dieser zweite Ansturm wurde gegen $^1/_4$2 schwächer, um gegen $^3/_4$2 mit erneuter Kraft einzusetzen. In der Zwischenpause suchten wieder einzelne Individuen die Räume nach mitnehmenswerten Sachen ab. Beim dritten Ansturm wurde auch unser Zimmer erbrochen und sogleich alle Möbelstücke zertrümmert. Dabei immer wieder die Frage: ‚Wo sind denn die verfl. . . . Deutschen?' und ‚Habt Ihr nichts gefunden?' In einem Schiebfach fand einer ein 20-Kopekenstück. Das muß ein anderer gesehen haben, denn plötzlich stürzte ein Zweiter auf den Finder los und schrie: ‚Gleich gib die Hälfte her, sonst schlage ich Dich tot, Du Hundesohn!'

Bald nach Beginn des dritten Sturms schrieen einzelne Stimmen — wahrscheinlich die Führer —: ‚Nun ist's genug, hört auf zu brechen.' Die Banden waren aber nicht mehr zu halten. Erst als man gegen $^3/_4$4 Uhr schrie: ‚Zieht Euch zurück, jetzt wird es gefährlich', erst da wurde das Getöse schwächer, bis bald darauf der Ruf ertönte: ‚Flieht, man verhaftet uns!' Nach 3 Uhr, als wir hörten, daß nach Menschen gesucht wurde, arbeiteten wir uns unter den Betten und Trümmern hervor und wurden auf der Straße vom Stadthauptmann, dem Minister des Innern und anderen höheren Ministerialbeamten in Empfang genommen.

Die Feuerwehr, die schon am Ende des ersten Ansturms angerückt war, räumte die auf der Straße liegenden Trümmer hinweg. In dem Gebäude

selbst sah es grauenhaft aus. Alles ohne Unterschied hatten die Vandalen vernichtet, soweit sie es nicht mitschleppen konnten, es war in der Tat kaum ein Nagel in der Wand geblieben. Alles, was an Herrenkleidern zu finden war, war gestohlen, viel Wäsche und Silberzeug geraubt, Kunstwerke zerstört. Es war direkt gefährlich, über die Scherben und Trümmer hinwegzuschreiten. Unversehrt sind nur die Registraturfächer, die Geldschränke und der Tresor, sowie im Thronsaal die elektrischen Beleuchtungskörper."

Auch nach den Angaben anderer Augenzeugen sind die Angriffe auf die Botschaft noch zweimal erneuert worden. Der erste Angriff muß etwa bis $^1/_2$12 Uhr gedauert haben. Wenigstens entsinnt sich der Beamte, der in der Botschaft selbst unter dem Bett versteckt lag, daß etwa um die Zeit des zweiten Angriffs eine in seiner Nähe befindliche Uhr Mitternacht geschlagen habe. Nach seinen Angaben hat die letzte Attacke um $^3/_4$2 Uhr begonnen. „Ich entsinne mich etwa um 2 Uhr, als ich die Botschaft für endgültig geräumt hielt und nochmals vor das Hotel Astoria hinaustrat, das Zerstörungswerk wieder in vollem Gange gesehen zu haben. Ich hielt mich bei diesem Anblick nicht lange auf, sondern fuhr sofort im Automobil mit noch zwei Herren nach der amerikanischen Botschaft. Beim Wegfahren entsinne ich mich genau, ein Automobil gesehen zu haben, das auf der Straße hielt, in dem sich unter anderen ein General befand, der sich das Zerstörungswerk ansah. Schon im Anfange der Ereignisse war links von dem Hotel Astoria am Eingange in die Morskaja ein Offizier in einem Automobil zum Gegenstand von Demonstrationen seitens der umstehenden Leute gemacht worden, für die er erfreut dankte.

Auf dem Wege nach der amerikanischen Botschaft sahen wir eine Abteilung Kavallerie heranrücken. In der Botschaft sprachen wir mit Mr. Wilson. Er war noch nicht persönlich im Ministerim des Äußern gewesen. Er motivierte uns gegenüber seine persönliche Abwesenheit vom Tatorte damit, daß man russischerseits „an incident" fürchte, wenn er selbst nach der angegriffenen Botschaft fahre."

Bis zu diesem Momente hatte Mr. Wilson selbst alles telephonisch erledigt. Welchen Erfolg seine Bemühungen gehabt haben, charakterisiert die Tatsache, daß Ssasonow, der auf die unerhörten Vorgänge in der Botschaft etwa um 1 Uhr nachts telephonisch aufmerksam gemacht wurde, geantwortet hat: „Ah, ce n'est rien, ils ont cassé quelques vitres!" und behauptete, von der Plünderung nichts zu wissen. Diese Antwort läßt sehr weitgehende Schlüsse auf die Mitschuld der russischen Regierung zu. Bei der Organisation des Sicherheitsdienstes in Petersburg, die sicherlich in diesen ersten Tagen nach der Kriegserklärung so funktioniert hat, daß Ereignisse wie der Sturm auf die deutsche Botschaft sofort die ganze Stufenleiter der verantwortlichen Personen durchlaufen haben muß, erscheint es völlig unbegreiflich, daß der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten zweieinhalb Stunden nach dem ersten Angriff keine näheren Nachrichten gehabt haben soll.

Mr. Wilson fuhr nunmehr persönlich nach dem Auswärtigen Amte, während wir den Erfolg abwarteten. Gegen 3 Uhr etwa kam der amerikanische Geschäftsträger wieder mit der Erklärung, daß jetzt Ordnung geschaffen sei. Der Minister des Innern, Maklakow, war selbst nach der deutschen Botschaft gefahren.

Auf eine Mitschuld der russischen Regierung weist noch ein anderes Moment hin. Kurz vor der Zerstörung der Botschaft hat in der Nowoje Wremja eine Bemerkung gestanden, die auf die günstige Gelegenheit zur Entfernung der „anstößigen" Figuren auf der Botschaft anspielte. Das vielgelesene Organ hätte damit den Anstoß zu den späteren Ereignissen selbst gegeben.

Den Höhepunkt der Hypokrisie aber bilden die Ausführungen der Nowoje Wremja vom folgenden Tage (Mittwoch den 24./6. Juli/August 1914, Nr. 13780), die sich über die Auffindung der Leiche des vom Pöbel ermordeten Hofrats Kattner in der Botschaft verbreiteten und unter völliger Verdrehung des Sachverhaltes die schamlosesten Verdächtigungen gegen den deutschen Botschafter äußerten. Nach dem russischen Originale wird zunächst folgender Tatbestand gegeben:

„Nach der Zerstörung der deutschen Botschaft, kurz vor dem Erscheinen des Ministers des Innern, fand die Polizei bei der Besichtigung der Botschaft, auf dem Boden zwischen einigen Kisten die Leiche eines alten Mannes, dem Anschein nach von sechzig Jahren. Die Leiche lag mit dem Gesichte nach unten und trug die Spuren eines gewaltsamen Todes. Auf der Brust hatte er an zwei Stellen tiefe Messerwunden, von denen eine bis zum Herzen reichte, und eine dritte auf der Seite. Alle drei Wunden waren mit dem Kinschal — Dolch — beigebracht. Von der Leiche ging ein starker Geruch aus, Blutspuren in der Nähe der Leiche waren nicht vorhanden. Man rief sofort Beamte der Geheimpolizei und die gerichtlichen Untersuchungsbehörden zur Stelle. Sie besichtigten den Platz, wo die Leiche lag. Die Kisten um die Leiche herum waren versengt und zeigten Spuren von Stearinkerzen. Es wurde angeordnet, die Leiche in die Leichenhalle des nächsten städtischen Krankenhauses überzuführen, wo die Öffnung und Besichtigung der Leiche stattfindet. — Nach den Hausbüchern wurde er als am 21. Juli nach dem Auslande abgereist aufgeführt, das heißt vor drei Tagen, am Tage der Abreise des deutschen Botschafters aus Petersburg." (Anmerkung: das ist falsch; die Abreise erfolgte bereits am 20. Juli.) „Da die Leiche nur mit Wäsche bekleidet war und einen starken Geruch verbreitete, nimmt man an, daß sie nicht weniger als drei Tage auf dem Boden gelegen haben kann.

Die Untersuchung über den aufgefundenen Leichnam wird auf die energischste Weise durch die Beamten der Geheimpolizei geführt. Aufzuklären, unter welchen Umständen der Mord ausgeführt worden ist, ist bis jetzt nicht möglich gewesen. Es existieren zwei Versionen."

Die Nowoje Wremja fährt nach diesen Feststellungen fort:

„Es gelang uns mit einer Persönlichkeit, die mit dem verstorbenen Kattner nahe bekannt war, zu sprechen. Sie erzählt uns folgendes: Er genoß volles Vertrauen, und die früheren Botschafter betrachteten ihn als ihren Mann, vor dem man nichts zu verbergen brauchte. Graf Pourtalès behandelte den Verstorbenen von oben herab und Kattner beklagte sich mehr als einmal in der Unterhaltung mit mir über ihn. Obwohl Kattner deutscher Reichsangehöriger und Angestellter an der Botschaft war, lebte er mit Russen zusammen und hatte unter ihnen viele Freunde, mit denen er Beziehungen unterhielt. Alle liebten ihn wegen seiner Ehrlichkeit und erstaunlichen Korrektheit. Kattner lebte auf der zwölften Linie von Wassilij Ostrow, wo er ein möbliertes Zimmer inne hatte. Am Tage der Kriegserklärung verließ er das Haus und kam nicht mehr zurück. Alle Sachen waren im Zimmer geblieben und er hatte niemanden davon verständigt, daß er nicht wieder in die Wohnung zurückkehren werde. Während der Zeit seiner Anwesenheit auf der Botschaft erfuhr Kattner sehr viel und unwillkürlich entsteht der Verdacht (podosrjenje), daß seine Anwesenheit in Petersburg den deutschen Behörden unerwünscht sein konnte.

Es ist mindestens seltsam, daß Graf Pourtalès, als er Petersburg mit allen Beamten und Angestellten, sowohl der Botschaft wie der Kanzlei, verließ, den Übersetzer Kattner in der Botschaft ließ, außerdem verständigte der letztere seine Quartierwirtin nicht davon und überführte nicht seine Sachen.

Seit dem Tage der Kriegserklärung hat niemand mehr Kattner gesehen, und er hat keinem seiner Freunde telephonisch mitgeteilt, daß er in Petersburg geblieben sei."

So das erste Blatt Petersburgs, das Organ der Petersburger hohen Beamtenschaft!

Nur zur Vervollständigung des Sachverhalts sei diesen Ausführungen gegenüber festgestellt, daß unser Gewährsmann selbst und verschiedene andere Personen noch am Tage vor dem Sturm auf die Botschaft, und am Morgen des fraglichen Dienstag, den Ermordeten gesehen und gesprochen haben. Ein anderer Gewährsmann hat ferner eine Empfangsbescheinigung über einige Gegenstände des Konsulats in Kowno, die am Dienstag ausgestellt und von Kattner unterschrieben war, gesehen. Konsul Freiherr von Lerchenfeld, Konsulatssekretär Göring und Frau, Kanzlist Limbertz, Kanzlerdragoman Woronowicz, der zuständige Polizeipristaw selbst wissen dasselbe. Um so auffälliger ist auch diesen Tatsachen gegenüber das Gerücht, das sich über diese Ermordung sofort gebildet zu haben scheint. Wenigstens sagte einer von den herumlungernden Leuten nachts gegen 2 Uhr, man habe in der Botschaft einen Toten gefunden. Auf die Frage, was für einen, erwiderte er: einen Russen. „Er war schon verfault!"

Die Regierung stellt sich auf den Standpunkt, daß die Menge erbittert gewesen sei wegen der angeblich schlechten Behandlung Swerbejews in Berlin, und

daß man machtlos gewesen sei. Das hat der Unterstaatssekretär Artsimowitsch, an den sich einer meiner Gewährsmänner telephonisch gewendet hatte, selbst gesagt. Man darf daraus schließen, daß es die offizielle Erklärung ist. Dem gegenüber bleiben alle Zeugen der grausigen Vorgänge dabei, daß ein ernsthafter Versuch nicht gemacht worden ist, die Botschaft zu schützen. Wenn man weiß, mit welcher Energie und Schnelligkeit große Menschenmassen in Rußland durch berittene Polizei oder Kosaken auseinandergetrieben werden, ist die Behauptung der Hilflosigkeit schon an sich ganz unhaltbar. Im vorliegenden Falle war aber das fast die ganze Zeit über ruhig abwartende Verhalten der zur Ordnung abkommandierten Schutzaufgebote garnicht zu mißdeuten. Ein kleines Anreiten weniger Polizisten genügte sofort, um die Plünderer zurückzutreiben. Als die Polizei etwas energischer vordrang, lief die Menge sofort feige zurück.

Der ganze Vorfall gliedert sich jedenfalls in das offensichtliche Bestreben der russischen Regierung ein, die Volksleidenschaft aufzustacheln und der großen unwissenden Masse einen Köder hinzuwerfen, der seinen Instinkten zusagt.

Diesen Darstellungen von Augenzeugen auch nur ein Wort hinzuzufügen, würde die Schilderung abschwächen. Aber ein Wort der Erinnerung sei wenigstens den Kunstschätzen geweiht, die die russische Regierung dort preisgegeben hat. Es handelt sich um die berühmte Sammlung teilweise jahrhunderte alter und unersetzlicher Kunstschätze des deutschen Botschafters Grafen Pourtalès, eine der herrlichsten Kunstsammlungen, die sich im deutschen Besitz befanden.

In sehr eigentümlichem Lichte erscheint bei dem Verhalten der russischen Regierung die Persönlichkeit des Herrn Ssasonow, des Leiters der auswärtigen Politik Rußlands. Als ich im April dieses Jahres mit ihm eine lange, ernste Unterredung hatte über die Spannung zwischen Deutschland und Rußland, schloß er mit der Versicherung, daß er sein gesamtes Können dafür einsetzen werde, den Ausbruch eines Krieges zu verhindern. „Der Ausbruch eines Krieges bedeutet immer", rief er emphatisch aus, „den Zusammenbruch der Diplomatie." Er hat es nicht vermocht, die Anordnung der Mobilmachung in Petersburg durch seine Autorität zu verhindern. Das sei ihm nicht verdacht. Die Kriegspartei war eben stärker nachdem der Zar selbst versagt hatte. Aber Herr Ssasonow hat anscheinend auch nicht gewagt, beim Minister des Innern Maklakow mit seiner Person für das Privateigentum seines deutschen Kollegen einzutreten, den er zwei Tage vorher mit Tränen und Schluchzen und russischen Küssen wie einen persönlichen Freund aus Petersburg entlassen hatte.

Kriegstagebuch

8. August 1914. Gründung des Kriegsausschusses der deutschen Industrie (alter Gedanke von Arthur Dix).

28. August 1914. Lille wird von den Franzosen geräumt.

29. August 1914. Samoa von den Engländern besetzt.

29. August 1914. Griechenland trifft Mobilisierungsvorbereitungen.

31. August 1914. Völkerrechtswidriger Gebrauch von Dum-Dum-Geschosse durch Franzosen und Engländer wird einwandfrei festgestellt.

31. August 1914. Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große" von den Engländern unter Neutralitätsverletzung im Hafen der spanischen Kolonie Rio del Oro zum Sinken gebracht.

31. August 1914. Erlaß wegen militärischer Vorbildung der Jugend.

31. August 1914. Die Westarmeen schlagen die Franzosen und Engländer bei Combles, St. Quentin, an der Aisne und an der Maas. Festungen Montmedy und Les Ayvelles gefallen.

31. August 1914. Der Sieg im Osten bei Tannenberg stellt sich als eine vollständige Niederlage der Russen heraus. Drei Armeekorps und der Artilleriepark von mehr als fünf Korps vernichtet. Über 90000 Gefangene.

31. August 1914. Deutsche Flieger erscheinen über Paris.

31. August 1914. Einberufung des Jahrgangs 1914 in Frankreich.

31. August 1914. Die Königin von Belgien verläßt Antwerpen. Feste Givet gefallen.

1. September 1914. St. Petersburg wird auf Befehl des Zaren in Petrograd umgetauft. (Siehe Grenzboten Heft 36 Seite 376.)

1. September 1914. Prinz von Wied verläßt Albanien.

1. September 1914. Der preußische Kriegsminister hebt das Verbot betreffend Verbreitung sozialdemokratischer Schriften im Heere auf.

1. September 1914. Zehn französische Armeekorps zwischen Reims und Verdun geschlagen. Der Kaiser befindet sich bei der Armee des Kronprinzen.

1. September 1914. Sieg der österreichischen Armee unter Auffenberg bei Zamosc-Tyszowcze. Viele Gefangene. 200 Geschütze erobert.

1. September 1914. Die französische Flotte beschießt Punta d'Ostro bei Cattaro in Dalmatien.

2. September 1914. Rußland richtet an Bulgarien die Anfrage, ob Bulgarien im Falle eines russisch-türkischen Krieges wohlwollende Neutralität beobachten werde.

2. September 1914. Deutsch-österreichischer Aufruf an die russischen Polen.

2. September 1914. Franzosenfeindliche Bewegung in Marokko.

2. September 1914. Die französische Regierung wird nach Bordeaux verlegt.

2. September 1914. Der Reichskanzler gibt im Auftrage des Kaisers eine Erklärung an das amerikanische Volk.

3. September 1914. Die Österreicher räumen Lemberg.

3. September 1914. Der Erzbischof von Bologna, Kardinal della Chiesa, wird als Benedikt XV. zum Papste gewählt.

3. September 1914. Die Sperrfestungen Hirson, Condé, La Fère und Laon ohne Kampf genommen. — Vor Paris erscheint deutsche Kavallerie. Die Marne vom deutschen Westheer erreicht.

3. September 1914. Boulogne sur Mer von den Franzosen geräumt.

3. September 1914. Österreich erklärt die Neutralität Albaniens aufrecht zu erhalten.

3. September 1914. Generalleutnant von Wandel wird zum stellvertretenden preußischen Kriegsminister ernannt.

3. September 1914. Der Metallschatz der Banque de France sowie die Staatsarchive werden von Paris nach Bordeaux gebracht. Die wohlhabende Bevölkerung verläßt Paris.

4. September 1914. Reims und Amiens in deutschen Händen.

4. September 1914. Belgien wird postalisch dem Reichspostamt angeschlossen.

5. September 1914. Deutsch-russisches Gegenseitigkeitsabkommen betreffend Erlaubnis zum Verlassen des Landes für die nicht wehrpflichtigen deutschen Untertanen in Rußland und die nicht wehrpflichtigen russischen Untertanen in Deutschland.

5. September 1914. Die Führer bürgerlicher Parteien des Reichstages beschließen, für sofortige Verstärkung der Flotte einzutreten.

6. September 1914. Gegen die Befestigungen bei Nancy wird in Anwesenheit des Kaisers der Angriff eingeleitet. Zwei Forts von Maubeuge erobert.

6. September 1914. Der japanische Minister des Äußern gibt bekannt, daß England Anfang August Japans Beistand angerufen habe.

6. September 1914. Englischer Kreuzer „Warrior" gesunken.

6. September 1914. England, Frankreich und Rußland verpflichten sich wechselseitig, keinen Einzelfrieden zu schließen.

6. September 1914. Die unter den gefangenen französischen Truppen befindlichen Mohammedaner sollen nach Konstantinopel entlassen werden.

6. September 1914. Dendermonde besetzt.

7. September 1914. In Rußland wird während der ganzen Dauer des Krieges der Spirituosenverkauf verboten.

7. September 1914. 5000 Serben bei Mitrovitza von den Österreichern gefangen, die serbische Timokdivision vernichtet.

7. September 1914. In Longwy werden große Massen fabrikmäßig verpackter Dum-Dum-Geschosse gefunden.

7. September 1914. Der bei Lunéville erfolgte Tod des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Dr. Frank wird bekannt.

7. September 1914. Englischer Kreuzer „Pathfinder" gesunken.

7. September 1914. Maubeuge gefallen, 40 000 Gefangene, 400 Geschütze erobert.

7. September 1914. Wechsel des spanischen Botschafters in Paris.

7. September 1914. Die schlesische Landwehr schlägt (in Russisch-Polen) das russische Gardekorps sowie das dritte kaukasische Korps; über 1000 Gefangene.

8. September 1914. Der Kaiser richtet an Präsident Wilson einen Protest wegen Gebrauchs von Dum-Dum-Geschossen seitens der Franzosen und Engländer.

8. September 1914. Japanische Flieger erscheinen über Tsingtau.

9. September 1914. Die Österreicher schreiten bei Lemberg erneut zur Offensive. — Spanien erklärt wiederholt, strengste Neutralität bewahren zu wollen.

10. September 1914. Deutsche Kriegsanleihe zur Zeichnung aufgelegt. Krupp zeichnet 80 000 000 Mark.

10. September 1914. Deutsch-Südwestafrikanische Truppen besetzen Walfischbai.

10. September 1914. Protest der deutschen Sozialdemokratie gegen die einseitige Stellungnahme des Internationalen Sozialistischen Bureaus.

10. September 1914. Kämpfe nördlich Paris. 50 Geschütze erbeutet, mehrere tausend Gefangene gemacht.

10. September 1914. Die Franzosen rufen die Dienstuntauglichen auf.

10. September 1914. Aufruf König Georgs von England an die Kolonien.

10. September 1914. Sieg der Armee des Generaloberſten von Hindenburg im nördlichen Ostpreußen über die Russen. Verfolgung über den Njemen.

10. September 1914. Der deutsche Kronprinz nimmt eine befestigte Stellung südwestlich Verdun.

10. September 1914. Der englische Hilfskreuzer Oceanic gesunken.

10. September 1914. Japan schließt sich dem Abkommen der drei Verbündeten, keinen Einzelfrieden zu schließen, an.

11. September 1914. Die Türkei hebt mit Wirkung vom 1. Oktober 1914 die Kapitulationen mit den europäischen Mächten auf und erklärt den drei Ententemächten, daß ihre Neutralität nicht käuflich sei.

11. September 1914. Das 22. russische Armeekorps (Finnland) wird bei Lyck geschlagen.

11. September 1914. Englisch-Deutsche Kämpfe in Kamerun und Deutsch-Ostafrika.

11. September 1914. Aus einem der deutschen Regierung in die Hände gefallenen Bericht des belgischen Geschäftsträgers in St. Petersburg vom 30. Juli geht unzweifelhaft hervor, daß England schon zu diesem Zeitpunkte die Zusicherung seines Beistandes Frankreich gegeben hatte und daß die russische Mobilmachung am 30. Juli, früh 4 Uhr, bekanntgegeben wurde.

11. September 1914. Es wird festgestellt, daß bereits am 30. Juli das französische 45. Regiment nach der belgischen Festung Namur befördert worden ist.

11. September 1914. Herbertshöhe im Bismarckarchipel von den Engländern besetzt.

12. September 1914. Die Regierung drückt dem Reichstage ihre Anteilnahme an dem Tode Dr. Franks aus.

12. September 1914. Die österreichische Sozialdemokratie protestiert gegen die einseitige Stellungnahme des Internationalen Sozialistischen Bureaus.

12. September 1914. Die Russen in Ostpreußen von der Armee des Generaloberſten von Hindenburg geschlagen, fliehen in voller Auflösung über die Grenze. Über 150 Geschütze erobert, mehr als 30 000 Gefangene.

13. September 1914. Erklärung des deutschen Reichskanzlers gegen die Guildhall-Rede des englischen Premierministers Asquith betreffend die neutralen Länder.

13. September 1914. Nach fünftägigem Kampfe wird die zweite Schlacht bei Lemberg unentschieden abgebrochen. Die Österreicher haben trotz ungeheurer Übermacht der Russen große Teilerfolge, über 10000 Gefangene gemacht, zahlreiche Geschütze erobert. — Ausfall dreier Divisionen aus Antwerpen zurückgeschlagen.

Erinnerungen und Hinweise

Bunsen und Göschen. Der ziviliſtiſche Literaturfreund, der jetzt, wo die Kanonen das Wort ergriffen haben, von ſolchen Dingen wie „Kultur" zu reden anfängt, tut ſicher etwas Zweckloſes. Man möge ihm verzeihen; denn allzu groß iſt für jeden, dem Deutſchlands und Europas geiſtige Güter am Herzen liegen, der Schmerz und der Zorn über die Tatſache nicht, daß Frankreich und Rußland als Feinde alles deutſchen Weſens auftreten — darin liegt, wenn man will, etwas wie hiſtoriſche Logik —, nein, daß England ihnen die Hand reicht. Daß England kein Kulturgewiſſen bekundet hat, das iſt die eigentliche Sünde, die an uns und an Europa begangen wird. Heinrich Heine, der ſcharfe Augen hatte, wo er haßte, hat die Engländer wohl recht erkannt, wenn er ſie immer wieder und wieder als ein Volk von Krämern malte, und ganz ins Schwarze hat er getroffen, als er meinte, daß es nichts Ungemütlicheres gäbe, als ein Volk von Krämern, wenn man ihm ſeine Kunden nimmt. Der deutſche Kaufmann hat dem engliſchen viele Kunden genommen — und nun waren einzig ſehr platte Krämeranſchauungen für Englands Haltung maßgebend. Alle feineren Erwägungen verſanken in einen Abgrund. Verſunken das Bewußtſein der gemeinſamen proteſtantiſch-germaniſchen Grundlage beider Länder, verſunken das Gefühl des Gegenſatzes zwiſchen dem engliſchen Rechts- und Freiheitsſtaate und der abſolutiſtiſchen Anarchie Rußlands. Verſunken Shakeſpeare, der mindeſtens ſo ſehr deutſcher Klaſſiker iſt wie engliſcher, deſſen Erforſchung ſich eine deutſche Shakeſpearegeſellſchaft ebenſo widmet wie eine engliſche. Verſunken Goethe. Lord Byron hat ihm begeiſtert als ſeinem „Lehensherrn" gehuldigt, Thomas Carlyle, der Biograph Schillers und Friedrichs des Großen, iſt ſein ſtürmiſcher Apoſtel geweſen, Lewes hat ſein Leben beſchrieben und iſt jahrzehntelang in Deutſchland geleſen worden, bis ihn Houſton Stewart Chamberlain vor zwei Jahren ablöſte, jener in Frankreich erzogene Engländer, der die Gemeinſamkeit und den Adel alles Germanentums gar ſo ſehr betont — man kann es ihm nachfühlen, denn der Brite gewinnt dabei, was der Deutſche verliert.... Was Kulturgewiſſen! Was Shakeſpeare! Was Goethe! Literatengeſchwätz.... Es gibt einfach zuviel Waren „Made in Germany".

Aber hübſch iſt es doch, wenn man ſich zwei Tatſachen vergegenwärtigt, die in dieſem Zuſammenhange eine ſtille Beredſamkeit haben, zu ſtill, um von den Ohren feilſchender Krämer vernommen zu werden. Der engliſche Botſchafter in Wien, der die Kriegserklärung überreichte, hört auf den Namen Bunſen. Wenn mich nicht alles täuſcht, iſt er ein Nachkomme des großen Chemikers Robert Wilhelm Bunſen, der mit Kirchhoff zuſammen eine der größten Entdeckungen aller Zeiten machte, die der Spektralanalyſe, und ſo in den üppigen Ruhmeskranz deutſcher Wiſſenſchaft eines der ſchönſten Lorbeerreiſer flocht. Der engliſche Botſchafter in Berlin aber iſt gar der Urenkel eines Mannes, der mit Goethes und Schillers Namen untrennbar verknüpft iſt: Georg Joachim Göſchen. Er hat Schillers Jugenddichtungen verlegt, bei ihm erſchienen die erſten Geſamtausgaben von Goethes, Wielands und Klopſtocks Werken, er hat den „Taſſo" zum erſten Male gedruckt. In der Familie hält man das Andenken des Ahnherrn hoch: Es gibt ein Werk „Life and times of G. J. Göschen", London 1903. Die deutſche Überſetzung erſchien 1905 in Leipzig Der Verfaſſer iſt — ein Viscount Goſchen. Derſelbe Herr, der in Berlin die Kriegserklärung überreicht hat. Die Weltgeſchichte macht doch immer die beſten Witze.... Dr. Franz Leppmann

Die Urſache des Krieges. Man kann kaum bezweifeln, daß England das Feuer angelegt hat, das jetzt die Welt in Flammen ſetzt. Darum iſt Rußland aber nicht unſchuldig an der Brandſtiftung.

Schon vor fünfundzwanzig Jahren ſchrieb Guſtav Freytag, der frühere Herausgeber der Grenzboten, am 10. Juli 1889 an ſeine ſpätere Gattin:

„In Berlin sieht man die nächste Zukunft bedenklich an; noch gibt der Kanzler nicht die Hoffnung auf, den Frieden mit Rußland zu erhalten, wenigstens den Bruch in unbestimmte Zukunft zu vertagen, mit dem richtigen Hintergedanken, daß Aufschub in der Politik dem Schwachen Verderben, dem Starken Hilfe zu sein pflegt, wenn man es mit fürstlicher, feindlicher Willkür zu tun hat. Unser Generalstab erwartet dagegen mit Sicherheit den Krieg. — Es ist merkwürdig, wie sehr die Deutschen von ihren Nachbaren gehaßt werden; gerade jetzt sind Schweizer, Franzosen, Dänen, Russen eifrig, diesen Widerwillen auszusprechen. Wir müssen doch etwas recht Unliebenswürdiges an uns haben. Aber wir dürfen auch sagen: Viel Feind, viel Ehr.'"

Nach russischem Urteil ist der Grund der Abneigung aber ein anderer. Denn in dem Briefe vom 15. Juni 1889 heißt es:

„Die Russen haben einen Vernichtungskampf gegen das deutsche Element in den russischen Ostseeprovinzen Esthland, Livland, Kurland begonnen, weit schonungsloser, als je zuvor. Ein esthischer Grundbesitzer, der in diesen Tagen sich vorstellte, klagte jämmerlich. Graf Tolstoi hatte dem Vater des Mannes geradezu gesagt: Die Deutschen sind dem russischen Wesen verhaßt, denn sie sind uns um hundertundfünfzig Jahre voraus, und das ist für die Russen unleidlich geworden." Bamberger

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 8630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 26/27.

Dresdner Bank

Aktien-Kapital . . Mk. 200 000 000
Reservefonds . . Mk. 61 000 000

DRESDEN — BERLIN — LONDON

— BREMEN BRESLAU CASSEL FRANKFURT a. M. HAMBURG — HANNOVER LEIPZIG MANNHEIM MÜNCHEN NÜRNBERG STUTTGART

Altona, Augsburg, Bautzen, Beuthen O.-Schl., Bückeburg, Bunzlau, Cannstatt, Chemnitz, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Freiburg i. Br., Fulda, Fürth, Gleiwitz, Göttingen, Greiz, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Kattowitz, Königshütte O.-Schl., Leer, Liegnitz, Lübeck, Meißen, Plauen i. V., Spandau, Stettin, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau, Zwickau.

Annahme von Depositengeldern zur Verzinsung; An- und Verkauf von Wertpapieren, ausländischen Geldsorten, Devisen usw.
Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen; Ausstellung von Schecks und Kreditbriefen;
Diskontieren und Einziehen von Wechseln und Schecks; Beleihung börsengängiger Wertpapiere und deren Versicherung gegen Kursverlust im Falle der Auslosung; Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren; Beschaffung und Unterbringung von Hypothekengeldern, Vermögensverwaltungen, Testamentsvollstreckungen, sowie alle sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen.

Vermietung von Stahlkammern

Rumänien und der Krieg

Von Dr. Freiherr von Dungern
Professor an der Universität Czernowitz

Jeden Augenblick kann Rumänien in den Völkerkrieg mit hineingezogen werden. Anfangs, als die ersten Kriegserklärungen erfolgten, haben unsere Regierungen mit einiger Besorgnis in die Donaumonarchie hinübergeblickt, in der ein Hohenzoller ein romanisches Volk mit offenkundig französischen Sympathien regiert. Die verfassungsmäßige Stellung des Königs ist nicht derart, daß sein Befehl imstande wäre, die Regierung und das Land eventuell gegen den Strom einer einhelligen öffentlichen Meinung zu dirigieren. Mitte Juni war durch den Besuch des Zaren in Kronstadt eine Annäherung Rumäniens an Rußland vor aller Welt offenbar geworden. Man mußte sich in Wien und in Berlin fragen: wird Rumänien neutral bleiben?

Inzwischen ist diese Sorge gewichen. Nach den deutschen Siegen und den österreichisch-ungarischen Erfolgen (ich schreibe während die große Schlacht bei Lemberg noch unentschieden tobt) muß Rumänien — sagt man sich jetzt bei uns — einsehen, daß es durch sein eigenes Interesse auf die Seite der verbündeten Zentralmächte gestellt ist, und damit ist unser Interesse an der rumänischen Stellungnahme geringer geworden. Aber noch kann jeder Tag einen Umschwung bringen. Der furchtbare Verbündete Rußlands, die Cholera, ist ja noch nicht fühlbar aufgetreten — daß sie den angreifenden Truppen gefährlicher werden muß wie den Russen, liegt auf der Hand; daß sie kommen wird, ist ziemlich sicher nur eine Frage der Zeit; schon im Juli ist sie in Bessarabien vereinzelt gemeldet worden. Und dann: Rumänien ist ja auch nach der anderen Seite, im Süden, interessiert. Dort aber ist der Moment, der Rumänien ins Feld rufen würde:

die Vernichtung Serbiens, noch nicht eingetreten. Deshalb ist es doch wohl am Platze, auch jetzt noch der Lage in Rumänien einige Beachtung zu geben. Und das um so mehr, als, wie mir scheint, die öffentliche Meinung gerade in Deutschland nicht gründlich genug über die Motive und die Bedürfnisse, die für Rumänien in Frage kommen, orientiert worden ist. Manche Nachricht und manches Gerücht aus Bukarest und aus Sinaja ist in letzter Zeit durch unsere Presse gegangen und nicht richtiggestellt worden, obwohl daran kein wahres Wort war.

Zunächst: als Machtfaktor ist Rumänien von unseren Regierungen mit Recht hoch eingeschätzt worden. Die Bevölkerungszahl ist etwas geringer wie die Belgiens. Aber das Heer ist weit größer, ist vollkommen modern geschult, organisiert, bewaffnet; die Artillerie hervorragend. Das Soldatenmaterial hat sich während des unblutigen aber äußerst strapaziösen Feldzuges in Bulgarien im Sommer 1913 als ausgezeichnet erwiesen. Die Mobilmachung funktionierte musterhaft. Die Führung war vollkommen auf der Höhe und die Disziplin glänzend. Böswillig herabsetzende Berichte über diesen Feldzug, die bei uns zirkulierten, entsprachen nicht der Wahrheit. Mitteilungen der Carnegie-Untersuchungskommission über Völkerrechtswidrigkeiten und Grausamkeiten der rumänischen Truppen waren aus der Luft gegriffen. Unmittelbar vor Beginn des jetzigen Krieges haben nichtrumänische Augenzeugen, insbesondere auch Franzosen (die antirumänischen „Berichte" im Carnegieprotokoll wurden auf die französischen Mitglieder der Untersuchungskommission zurückgeführt) nachgewiesen, daß Carnegies Friedensmänner in Rumänien nicht nach eigenem Augenschein berichtet hatten. Es ist jedenfalls kein Zweifel, daß Europa im Fall des rumänischen Eingreifens mit einer halben Million vollwertiger rumänischer Truppen zu rechnen hätte.

Die Armee untersteht direkt dem König. Er hat sie in seiner bald fünfzigjährigen Regierungszeit geschaffen. Er hat für ihre stete Vervollkommnung und Kriegsbereitschaft, insbesondere für ihre moderne artilleristische Ausstattung, gesorgt. Man hat bei uns gesagt, als geborener Deutscher wird der König diese seine Armee nie gegen deutsche Interessen ins Feld führen. Das ist nicht ganz richtig. Selbstverständlich gehören die persönlichen Sympathien des Königs Deutschland und Österreich-Ungarn. Er hat in Holstein als junger preußischer Offizier gekämpft. Er ist den Herrschern unserer Monarchien durch Blutsverwandtschaft und Freundschaft verbunden. Aber er ist keine sentimentale Natur: seitdem er Rumänien regiert, ist seine erste Leitlinie die Pflicht, die er auf sich genommen hat, sein Land zu heben. Nie wird er seine Armee für andere ins Feld schicken, als einzig und allein für seine Rumänen. Zu Anfang des gegenwärtigen Völkerkonflikts sind von fremder Seite Versuche gemacht worden, Rumänien für eine bestimmte Partei zu gewinnen. Wie und in welcher Form, das hat die Öffentlichkeit nicht erfahren. Das werden wir, nach langen Jahren vielleicht, hören, wenn einmal alles gesagt werden darf,

was dem Kriegsausbruch in der kurzen Spanne einer Woche an diplomatischen Verhandlungen vorausgegangen ist. Der König hat abgelehnt, denn er sah für Rumänien kein Bedürfnis, den fremden Wünschen zu entsprechen. Sein Heer wird er nur bereitstellen, wenn die Sicherheit, Ehre, Größe seines Landes das fordern.

Auch die Größe, die künftige Größe! Das ist ein wichtiger Punkt. Wir denken dabei immer noch in erster Linie daran, daß mehrere Millionen Rumänen außerhalb der Grenzen des Landes wohnen, und daß eine starke nationalistische Stimmung sie, die durch Sprach- und Kulturgemeinschaft verwandten, hineinziehen möchte in den rumänischen Staatsverband. Dabei kommen vorläufig allein die siebenbürger und bukowiner Rumänen und die Rumänen des russischen Bessarabien in Frage. Die serbischen Rumänen, die im Donauwinkel jenseits Vidin wohnen, würden für Rumänien, wenn sie einverleibt werden sollten, wie auf einer vorgeschobenen Insel liegen; ihre natürliche ökonomische Basis würde das serbische Hinterland bleiben. Die geographischen Scheidewände, die der Pruth gegen Bessarabien, die Karpathen gegen Siebenbürgen bilden, sind lange nicht so hinderlich. Es ist gar kein Zweifel und wir dürfen uns darüber gar keine Illusionen machen: sowohl die bessarabischen wie die siebenbürgischen Rumänen bilden einen Posten in jeder großen politischen Berechnung jedes rumänischen Politikers. Momentane Konstellationen können diesen Posten zurücktreten lassen. Auslöschen wird man ihn nie, solange die Idee des Nationalismus und das Ideal politischer Zusammengehörigkeit der einzelnen Sprachrassen überhaupt in den Köpfen der denkenden Menschheit Platz haben. Dabei wird nun immer ein Gegensatz herrschen zwischen den Tendenzen und Wünschen begeisterter aber unverantwortlicher Patrioten und den Entschlüssen einer vorsichtig berechnenden Regierung. Und die Regierung eines Staates, der schwächer ist als der Nachbar, wird doppelt sorgfältig rechnen und wägen müssen, ehe sie das scheinbar unmögliche wagen darf: dem Mächtigeren neue Grenzen zu diktieren. Sie wird die Pflicht fühlen, einer noch so starken nationalistischen Strömung im eigenen Volke entgegenzutreten, wenn sie überzeugt ist, daß ein Angriff zur Eroberung der Brüder in der Fremde tollkühn wäre. Es gibt ein Moment, das stärker auf die Bildung der Staatsgrenzen wirkt, wie die Nationalität: nämlich das Interesse an gemeinsamer staatlicher Organisation. Das eigene Interesse der Siebenbürger, zu Ungarn zu gehören, ist im gegenwärtigen Augenblick für sie zu groß, zu klar, als daß sie einen Wunsch nach Einverleibung in Rumänien haben könnten. Solange Ungarn mit Österreich und Österreich-Ungarn mit Deutschland eng verbunden ist, bildet der ungarische Staatsverband mit seinen deutschen Stützen für die Siebenbürger gegen die drohende, die furchtbare Gefahr der Russifizierung eine weit bessere Garantie, wie ein noch so großes Rumänien sie bilden könnte. Es wäre eine sentimentale Selbsttäuschung, wenn wir die ungarnfreundliche Haltung der siebenbürger Rumänen aus der traditionellen Zugehörigkeit zum Magyarenstaat

erklären wollten. Derartige Ponderabilien wiegen heute nicht schwer genug, um Schicksalsfragen der Völker zu entscheiden. Aber in Momenten der gemeinsamen Gefahr, wie jetzt, erwacht der gesunde Selbsterhaltungstrieb jedes Volkes. Die Siebenbürger, die hinter der schmalen Grenzmauer Galiziens und der Bukowina das rücksichtslose freiheitvernichtende Moskowitertum drohen fühlten, wußten instinktiv, wo ihre ersten Lebensinteressen am meisten gefährdet, von wem sie am besten geschützt waren: daher die einmütige imponierende Loyalitätskundgebung der österreichisch-ungarischen Rumänen zu Anfang des jetzigen Krieges. Ihre politische Not und ihre Neigung über die Karpathen hinüber nach Rumänien sind nicht vergessen. Aber ihre Treue galt dem Herrscherhaus, von dem sie wußten, daß es Treue vergilt durch den gleichmäßigen Schutz, mit dem es alle seine Völker umfaßt, wenn dem einen oder anderen Vernichtung droht. Man nenne diese Auffassung nicht materialistisch: die Zeiten der Lehnstreue, in der das Wort des Herrn die Untertanen band, sind vorüber. Heute ist Loyalität eine Volksäußerung geworden. Völker empfinden kollektiv. Deshalb brauchen sie die Macht der Logik als Leiter ihrer Empfindungen und die Logik kann sich nur auf Tatsachen aufbauen. Die Tatsachen im Volksempfinden sind aber die eigenen Interessen und Bedürfnisse. Es ist nur eine andere, eine moderne Art Idealismus, der die Erhaltung der eigenen Kultur als Richtlinie an die Stelle der Einhaltung des feudalen Eides gesetzt hat.

Die rumänische Regierung und ihr vornehmster Berater, der erfahrenste und feinste und kühlste Diplomat Europas, der eigene König, haben das wohl gewußt. Deshalb war die Sorge unserer Regierungen in den ersten Kriegstagen, daß Rumänien mit Rußland gehen könnte, um Siebenbürgen zu erobern, grundlos. Die rumänische Regierung war vom ersten Tage an entschlossen, keinen noch so dringenden Kundgebungen der rumänischen öffentlichen Meinung gegen Österreich-Ungarn nachzugeben. Bis jetzt hat sie danach gehandelt: sie ist neutral geblieben.

Man mag das eine laue Stellungnahme nennen. Warum nur Neutralität? Warum nicht gleich bestimmtes Eintreten für den nördlichen Nachbar, den man nicht angreifen will, gegen den östlichen, der das von jedem Rumänen still begehrte Bessarabien in unwürdiger Knechtschaft hält? Man hat bei uns auf die langjährige Hinneigung Rumäniens zum Dreibund und auf eine Art militärischen Abkommens hingewiesen, das — nie veröffentlicht — doch in Österreich-Ungarn kein Geheimnis war. Sogar sehr hohe Stellen bei uns haben geglaubt, daraufhin eine entschiedene Parteinahme gegen Rußland erwarten zu können, halb als Pflicht, halb wegen des Gewinnes, den eine Niederwerfung Rußlands verhieß.

Zunächst: daß Rumänien uns gegenüber irgendwie vertraglich gebunden gewesen wäre, ist ein Irrtum. Es gab bei Ausbruch des Krieges keinerlei internationale Verpflichtung, die Rumänien auf unsere Seite hätte führen müssen. Das Verhältnis zu Deutschland war allerdings seit einer Reihe von Jahren

— seit den Trübungen, die zuletzt im Jubiläumsjahre 1906 hervortraten*) — ausgezeichnet. Die ökonomische Interessengemeinschaft ist umfassend und tiefgreifend. Diplomatisch hatte sich Deutschland durch die entschlossene Stellungnahme des Kaisers zugunsten der rumänischen Bestrebungen bei dem Bukarester Friedensschluß im Sommer 1913 die Dankbarkeit der Regierung Rumäniens verdient. Aber ein diplomatischer Beitritt zum Dreibund war nie erfolgt. Und die diplomatischen Beziehungen zur österreichisch-ungarischen Monarchie, die ehedem lange Zeit überaus warme gewesen, hatten sich gerade während Deutschland im letzten Jahre Rumänien ostentativ unterstützte, stark abgekühlt. Es wäre Selbsttäuschung, wollten wir das übersehen. Man hatte in Rumänien — inwiefern mit Recht, ist jetzt gleichgültig — das Gefühl bekommen, daß Österreich-Ungarn, um Bulgarien zu gewinnen, Rumänien ein wenig vernachlässigt habe. Man zitierte in Rumänien die Geschichte von dem Mann, der den Spatz unterm Hut entwischen ließ, weil er einen zweiten dazustecken wollte. Wenn wir die diplomatische Korrespondenz in den Grün- und Rotbüchern zur letzten Balkankrise studieren, scheint dieser rumänische Vorwurf ungerecht. Allein diese Bücher sind gerade in dieser Beziehung nicht ganz vollständig. Manch wichtiges Aktenstück ist vorläufig in den Archiven verschlossen geblieben. Und dann: vom kleinen Staat aus betrachtet schauen die Dinge stets etwas anders aus, wie wenn wir sie mit den Augen des mächtigen Gönners ansehen. Genug: man war in Rumänien mit der österreichisch-ungarischen Diplomatie gerade in letzter Zeit nicht mehr recht zufrieden.

Umgekehrt fühlte sich Rumänien dem russischen Nachbar verpflichtet. Da war die Mission eines russischen Großfürsten mit dem Marschallstab zu Anfang des ersten Balkankrieges. Dann das Eintreten Rußlands für Rumänien auf der Petersburger Botschafterkonferenz, die Rumänien Silistria zusprach. Darüber ist bisher so gut wie gar nichts bekannt geworden: man ist in Rumänien überzeugt, daß auf dieser Konferenz Österreich-Ungarn und Deutschland mit ihrem Eintreten für Rumänien nicht bis zum Äußersten gegangen seien, daß vielmehr Rußland den Ausschlag gegen Bulgarien gab. Dann kam der Zarenbesuch in Konstanz. Die Nachrichten der Presse, daß dabei irgendeine politische Abmachung mit Rußland zustande gekommen sei, sind allerdings falsch. Nichts dergleichen ist geschehen. Aber es war doch eine ostentative Aufmerksamkeit Rußlands für den kleinen Nachbar. Noch höher hat man es den Russen angerechnet, daß sie in diesem Sommer in Konstantinopel ihre Aktion wegen künftiger Offenhaltung der Dardanellen für die Privatschiffahrt in Kriegszeiten Seite an Seite mit Rumänien unternommen haben. Hieß das nicht, daß Rumänien von Rußland als gleichberechtigte Großmacht behandelt wurde? Man hat es so empfunden. Wenn wir uns auch hier wieder die Mühe geben, uns

*) Vergleiche meine Abhandlung „Deutschland und König Karl von Rumänien" Berlin, 1906.

in die Psychologie des ehrgeizig aufstrebenden kleineren Staats hineindenken, müssen wir erkennen, wie wichtig das für Rumänien war. Also in Rußland sah man den entschlossenen diplomatischen Freund. Nicht Dankbarkeit, nicht Sentimentalität, die im politischen Leben niemals eine dauernde Rolle spielen kann, sondern das Gefühl, einer zielbewußten konsequent helfenden Macht gegenüberzustehen, mußte Rumänien verhindern, sich gegen Rußland zu erklären. Die Rückgewinnung von Bessarabien blieb in Rumänien ein Wunsch, der nie eingeschlafen war, auch nicht im letzten Jahre, da man mit Rußland besser stand als je seit den bitteren Enttäuschungen des Berliner Kongresses 1878. Aber dieser Wunsch war für die Regierung nur ein Traum, der auf die politischen Tagesrechnungen keinen Einfluß haben durfte.

Die Summe aller dieser Erwägungen konnte nur sein: Neutralität zwischen den großen kriegführenden Nachbarreichen. So ist denn auch in dem Kronrat, den König Karl am 2. August in Sinaja um sich versammelte, diese Neutralität nach langen bewegten Verhandlungen beschlossen worden. Ob Rumänien sie aufrecht halten und sie, wenn es not tut, mit den Waffen verteidigen wird, das hängt wesentlich davon ab, wie die Nachbarn sie auffassen. Beide hätten dafür dankbar sein müssen. Statt dessen war Rußland enttäuscht. Das ist für uns günstig. Aber hier werden doch erst die unberechenbaren kriegerischen Ereignisse die Entwicklung in eine neue Bahn lenken können.

Rumäniens gegenwärtige und künftige Größe hat aber noch eine andere Grundlage und die rumänische Politik hat deshalb eine zweite Sorge: die Stellung als Balkanvormacht. Mit Zähigkeit, Energie, Geschick und Glück hat sich die rumänische Regierung während der beiden letzten Jahre auf dem Balkan eine ausschlaggebende Position geschaffen*). Nicht zuerst, aber am deutlichsten hat sich das auf der Bukarester Friedenskonferenz 1913 erwiesen. Inzwischen ist Rumänien bereits darüber hinausgegangen: der erste Besuch Talaats in Rumänien in diesem Frühjahr hat die Regelung des Inselkonflikts zwischen der Türkei und Griechenland angebahnt. Der letzte Besuch Talaats in Sinaja vor wenigen Tagen hat dem gleichen Zweck gedient. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß Rumänien zum zweitenmal den Krieg zwischen Türken und Griechen verhindert hat, weil es diesen Krieg nicht will. Als das Albanien, das Europa geplant hatte, durch die Isolierung des Fürsten in Durazzo im Mai gefährdet schien, war es Rumänien, Rumänien allein, das die internationale Flottenaktion vor Durazzo zustande brachte, durch Intervention in England, das nicht mittun wollte und von dessen Teilnahme alles abhing. Auch zu Beginn des jetzigen Krieges gegen Serbien hat Rumänien eingegriffen — wie, das wird später einmal bekannt werden. Und hier ist die Gefahr, daß Rumänien,

*) Näheres darüber habe ich in meinen Berichten über die völkerrechtlichen Beziehungen Rumäniens und über die Bukarester Friedenskonferenz in dem nächstens erscheinenden Band II von Niemeyer und Strupps Jahrbuch des Völkerrechts dargelegt.

um sich seine diplomatische Suprematie zu erhalten, bewaffnet auftreten muß, jetzt sehr nahe.

Aber das ist eine Frage, die für uns in diesem Augenblick nicht so brennend ist, wie Rumäniens Stellung uns selbst gegenüber. Es wird davon zu reden sein, wenn die Offensive gegen Serbien beginnt. Eines nur mag noch gesagt sein: die Nachrichten von einem Sonderbunde zwischen Rumänien, der Türkei und Bulgarien sind sicher falsch. Ich weiß hierüber nichts bestimmtes. Ich war schon aus Rumänien abgereist, als die Gerüchte auftraten. Aber sie müssen falsch sein; denn sie widersprechen der Rolle eines summus arbiter, die Rumänien auf dem Balkan übernommen hat und die es entschlossen ist, wenn nötig mit den Waffen in der Hand durchzuführen, weil es in dem von ihm selbst diktierten gesunden Gleichgewicht der Balkanmächte eine rumänische Lebensfrage erblickt*). Unabhängige Kontrolle und zu diesem Zweck freie Hand: das ist die Grundlage der rumänischen Balkanpolitik.

In der diplomatischen Geschichte der entscheidungsschweren letzten Juliwoche dieses Jahres werden die Verhandlungen der Mächte mit Sinaja einst eine große Rolle spielen. Das Ansehen des königlichen Diplomaten dort im Karpathenschlosse ist bei allen Regierungen außerordentlich und ist von fast allen Großmächten zu Hilfe gerufen worden, nur daß man seinen Ratschlägen zum Frieden dann doch nicht gefolgt ist. Kein Monarch ist heute so friedlich gesinnt, wie der König von Rumänien. Als glänzend orientierter Finanzmann berechnet er die materiellen Verluste, die direkten und die indirekten, und als Monarch, dessen stolzes Lebenswerk es gewesen, ein bankrottes, rückständiges, armes Land wirtschaftlich zu Ordnung, Wohlstand und Kredit zu bringen, ist ihm die Vergeudung sorgsam aufgebauter wirtschaftlicher Kräfte durch Kriege ein Greuel. Deshalb kann uns ein Symptom im rumänischen Volksleben dieser Tage vorläufig unbesorgt lassen: die unfaßlichen unsinnigen Straßen- und Pressekundgebungen für Frankreich und gegen uns, die durch die russischen Erfolge in Galizien und der Bukowina lebhaft angefacht worden sind. Die rumänische Regierung will Frieden halten, will abwarten bis zum äußersten. Sie wird alles aufbieten, um zu widerstehen, solange kein tieferes Motiv als Beifallsgetöse einer unüberlegten und irregeleiteten Volksmenge sie aus der Ruhe treibt. Glücklicherweise ist die außerordentliche Hochachtung vor der politischen Weisheit des Königs nicht auf die ausländischen Kabinette beschränkt. Auch in Rumänien selbst hat man zu ihm unbegrenztes Vertrauen. Die gegenwärtige Regierung Bratianus ist vielleicht nicht so stark wie die Majorescos, die im vorigen Jahre das Land so glücklich durch die Balkanwirren hindurchgeführt hatte. Aber der auswärtige Minister dieser Regierung ist im Grunde derselbe geblieben: der

*) Die Pressenachricht, daß Rumänien den Bulgaren Abtretung der Dobrutscha verheißen habe, ist zu absurd, um der Widerlegung zu bedürfen. Es wird sich wohl um ein Mißverständnis handeln.

König selbst. Kein Schritt geschieht da ohne ihn. Dabei ist er so vorsichtig, dafür zu sorgen, das formell kein Schritt durch ihn geschieht. Das Volk, das bei aller Königstreue demokratisch auf seine Selbstentscheidung pocht, sieht nur die vom Volk selbst gewählten Minister handeln. Wo der König durch einen Brief, ein Telegramm eingreift, tritt er als Werkzeug seiner Regierung auf. Dies System funktioniert augenblicklich so gut wie je. Das kann uns beruhigen, solange wir von Rumäniens Politik nichts anderes erwarten, als daß es seine eigenen Interessen vertritt und solange wir damit zufrieden sind, daß diese Interessen dem rumänischen Staat Wege weisen, die unsere Bahn nicht stören. Noch einmal: Sympathie besitzen wir heute in Rumänien kaum, aber Volksgefühle geben dort augenblicklich nicht den Ausschlag. Die weitausschauenden politischen Berechnungen, die dort regieren, stellen das Land vorläufig neben uns in freundschaftliche Neutralität. Nur unabwendbarer Zwang wird hieran etwas ändern.

England und die elsaß-lothringische Frage

Von M. Schwabhäuser

Eine elsaß-lothringische Frage, das heißt die Frage einer etwaigen Wiederabtretung Elsaß-Lothringens an Frankreich, gibt es für uns Deutsche nicht, wohl aber für das Ausland. Da vom Besitze Elsaß-Lothringens die Sicherheit des Deutschen Reiches vor Frankreich und damit seine Großmachtstellung abhängt, so kommt für uns sehr viel darauf an, wie sich die einzelnen Staaten der Welt zu dieser sogenannten elsaß-lothringischen Frage stellen. An dieser Stellungnahme erkennen wir Freund und Feind.

Was nun England betrifft, so scheint es sich verpflichtet zu haben, Frankreich im Falle des Sieges die verlorenen Provinzen wieder zu verschaffen. Seit der Thronbesteigung Eduard des Siebenten hat sich die englische Presse in dieser Frage immer offener auf die Seite Frankreichs gestellt und die unliebsamen Vorgänge der letzten Jahre in den Reichslanden ganz in französischem Sinne besprochen. In der Zeit, als das Verhältnis Deutschlands und Englands das denkbar beste war, zwischen 1890 und 1895, das heißt kurz nach Bismarcks Rücktritt und vor Kaiser Wilhelms Telegramm an Präsident Krüger, stand die öffentliche Meinung der meisten unparteiischen Engländer auf deutscher Seite, und wir empfehlen ganz besonders den Franzosen, den folgenden Äußerungen ihrer sogenannten Freunde und Bundesgenossen Beachtung zu schenken.

Sie rühren her von William Harbutt Dawson, dem in Deutschland wohlbekannten Verfasser des zweibändigen Buches „Germany and the Germans", und von Samuel James Capper, dessen Aufsatz „Alsace and Lorraine" sich findet in der Julinummer der Contemporary Rewiew, 1894, Seite 13 bis 34. Zur Empfehlung Dawsons möge noch gesagt sein, daß er mehrere Jahre auf deutschen Universitäten studiert hat und Bismarcks Gast in Friedrichsruhe gewesen ist. Capper war Begleiter des deutschen Heeres im Kriege von 1870/71 und gehörte nach demselben der Gesellschaft zur Entschädigung der Opfer des Krieges in dem eroberten Grenzland als Mitglied an. Mit seinem Aufsatz verfolgt er den ausgesprochenen Zweck, die Nichtigkeit der französischen Ansprüche auf Elsaß-Lothringen vor aller Welt zu erweisen und damit der Sache des allgemeinen Friedens zu dienen. „Beide Provinzen sind wenigstens ebenso feste und untrennbare Bestandteile von Deutschland (at least as absolute and integral parts of Germany) wie Savoyen und Nizza und Algier von Frankreich, Toskana von Italien" (S. 21, Mitte). Ähnlich Dawson (Band II S. 172): „Deutschlands Lage ist genügend und klar gekennzeichnet durch den Präliminarfrieden von Versailles, in dem es heißt: Das Deutsche Reich soll die von Frankreich abgetretenen Gebiete behalten mit dem vollen Rechte der Souveränität und des Besitzes für alle Zeit (in perpetuity)."

Da somit Deutschland der rechtlich unbestreitbare Herr und Besitzer beider Provinzen ist, so drängt sich jedem Unparteiischen die Frage auf: Wie kommen die Franzosen und ihre Freunde dazu, von Deutschland zu verlangen, daß es auf seine Rechte freiwillig verzichte? War etwa die Annexion eine Ungerechtigkeit? Hatte im Juli 1870 Preußen im günstig gewählten Augenblick das unvorbereitete, verratene Frankreich überfallen und als ruchloser Entführer der Mutter ihre teuersten Kinder gewaltsam geraubt? Nein, wie unter Ludwig dem Vierzehnten und Napoleon dem Ersten war das französische Volk der Angreifer (Dawson II, S. 171: France herself sought the war; II, 173: The French were the aggressors). Napoleon der Dritte aber hoffte, durch Vergrößerung Frankreichs seine Dynastie zu sichern (Capper S. 18, Mitte). Der zurückgewiesene Angreifer hatte nach uraltem Gesetz und Brauch des Völkerrechts dem Sieger einen Teil seines Gebietes abzutreten. Im Altertum verlor der Unterlegene nicht selten den dritten Teil seines Besitzes, Frankreich nur 263 Quadratmeilen, ein Gebiet nur um ein Drittel größer als die Insel Jamaica und um ein Zehntel kleiner als die englische Grafschaft Yorkshire (Capper S. 15 oben). Daß das französische Volk den Verlust der schönen Länder am Rhein und an der Mosel sehr schmerzlich empfand, ist selbstverständlich. Jedoch das beliebte Bild der trostlosen Mutter, die die Arme verlangend nach den entführten Töchtern ausstreckt, hält vor der scharfen kritischen Beleuchtung des kaltherzigen Engländers nicht stand. Für die Bewohner von Elsaß-Lothringen war Frankreich von jeher nur eine Stiefmutter, und zwar bisweilen eine recht böse. Vor allem wurde die deutsch gebliebene Landbevölkerung mit ausgesuchter Geringschätzung behandelt. „Darum hat diese

wenig Ursache, sich nach einer Verwaltung zurückzusehnen, deren Beamte von fremder Abstammung waren, die kein Wort von der Sprache des Bauern verstanden, und die ihn immer verachteten, weil er die ihrige nicht verstand" (Capper S. 24). „Die echte Mutter war Germania, die sich 1870 in dem Wonnegedanken berauschte, ihre seit bald 200 Jahren im Auslande dienende Tochter wieder in die Arme schließen zu können, und die sich nur mit blutendem Herzen zu harten Maßregeln gegen das für Liberté, Égalité und Fraternité schwärmende Kind entschließen konnte" (Capper S. 33). Wohl mag die elsässische Bevölkerung einige volkswirtschaftliche Vorteile der französischen Herrschaft, wie die Pflege des Wein- und Tabakbaus, ungern entbehren, aber das Verlorene ist ihr von Deutschland reichlich ersetzt worden, und sie hat dafür Güter eingetauscht, die ihr Frankreich nimmermehr bieten konnte: eine gerechte und gewissenhafte Verwaltung und Rechtspflege. „Sie erkennt an, daß sich die deutsche Regierung ihrer materiellen Interessen fürsorglich und wohlwollend annimmt, und vermag trotz der schlechten Zeiten und der drückenden Militärlasten noch Ersparnisse zurückzulegen. Nichts fürchtet sie so sehr als einen Krieg, der ihrem Wohlbefinden ein jähes Ende bereiten könnte, und der, wenn für Deutschland nachteilig, ihr nichts weiter gewähren würde als den sehr zweifelhaften Trost, wieder wie ihre Väter zu der edlen französischen Nation zu gehören" (Capper S. 24). Trotz des Bestehens einer starken und eifrigen französischen Partei ist die Hauptmasse der Bewohner nicht unzufrieden mit der deutschen Herrschaft und will nichts mehr von einer Rückkehr der französischen wissen, wenngleich sie noch häufig ihre französischen Sympathien zur Schau trägt. „An den Gefühlsäußerungen der Elsässer für die Franzosen ist viel Schein und Gemachtes (a great deal of humbug and unreality). Sie besuchen ihre Freunde in Paris und machen ein recht betrübtes Gesicht, wenn sie auf ihre Trennung von Frankreich zu sprechen kommen, aber im innersten Grunde ihres Herzens sind sie nicht so ganz unglücklich darüber, unter einer starken und dauerhaften Regierung zu stehen, wie es die deutsche ist. Ebenso ist viel Unechtes und Gemachtes in der zur Schau getragenen Teilnahme des französischen Volkes für die Elsässer Emigranten, und oft genug merkt man wie die Eifersucht durchschimmert gegen die lästigen Konkurrenten, denen man ihre einfluß- und gewinnreiche Stellung nicht gönnen mag" (Capper, S. 32).

Damit ist die eine Begründung der französischen Ansprüche auf Elsaß-Lothringen genügend widerlegt. Viele treffende Bemerkungen der beiden Engländer über die Nationalfehler der Franzosen übergehe ich aus Mangel an Raum, um den Leser noch mit der Hauptsache, der Beurteilung des russisch-französischen Bündnisses, bekannt zu machen. Dawson kann nicht umhin, der französischen Nation seine Bewunderung auszusprechen, daß sie sich um keinen Preis für besiegt erklären wolle und in ihrer militärischen Wiedergeburt große Fortschritte gemacht habe, verkennt aber keineswegs die Ausartung des franzö-

fischen Ehrgefühls in dem das Volk erfüllenden Rachedanken, den er mit Recht als die wahre Ursache der europäischen Kriegsgefahr bezeichnet. „The refusal of France to accept the arbitrament of a war which she herself sought, in other words to abandon the idea of revenge, is the real source of disquiet" (II, S. 170/71). Noch nachdrücklicher warnt Capper (S. 31) die Franzosen: „Als wahrer Freund von Frankreich bin ich tief betrübt darüber zu sehen, wie die neue Generation, die nichts vom Krieg weiß, mit den nämlichen Lügen genährt wird, die sich 1870 so verhängnisvoll erwiesen haben." Die Ruhmredigkeit, die eine Wiederholung jener Unglücksfälle geradezu für unmöglich erkläre, tadelt er aufs schärfste. „Ein Deutscher, der eine Niederlage des so trefflich gerüsteten Deutschlands in einem künftigen Kriege als unmöglich hinstellen wollte, würde von allen seinen Landsleuten als geisteskrank angesehen werden" (S. 32). Auch könnte sich Frankreich in seiner Hoffnung auf die russische Hilfe leicht verrechnen. Rußland hat kein wirkliches Interesse, seinen friedliebenden Nachbar zugunsten der händelsüchtigen gallischen Nation zu schädigen. Deutschland braucht nur sein bisheriges korrektes und würdiges Verhalten gegen Rußland beizubehalten, um einen Krieg mit ihm zu vermeiden. Sollte es aber dennoch ungerechterweise von ihm angegriffen werden, so würden es diesem Feinde gegenüber selbst die Sozialdemokraten nicht an sich fehlen lassen. „I am certain, if Liebknecht were to recommend the restoration, he would fail to carry with him more than an inconsiderable fraction, even of the extreme Social Democrats" (Capper S. 19). „Mag der Parteikampf noch so erbittert sein, in dem einen Gedanken stimmen alle Staatsmänner und nahezu alle Männer und Frauen in Deutschland überein, daß der letzte Mann und das letzte Goldstück daran gesetzt werden muß, jene zwei schönen deutschen Länder zu behaupten, die dem Vaterland durch das kostbare Blut seiner edelsten Söhne (Dawson II, S. 172: by tremendous sacrifice both of life and treasure) wiedergewonnen worden sind" (Capper S. 19/20).

Welch feines Verständnis für deutsches Wesen offenbaren die Engländer, wenn sie frei und unbefangen urteilen! Und nun dieser Krieg!

Das slawische Kulturproblem

Von Dr. Dragutin Prohaska

III.

Der polnische Nationalcharakter

Von den Polen sprechen wir selten, aber wenn wir es tun, so tun wir es „mit dem Herzen". Mit dem Herzen, nicht mit dem Verstand, läßt sich das polnische Volk begreifen und lieben. Die Tschechen hingegen liebt man mehr mit dem Verstande. Mit dem Verstand kann man aber wieder nicht eigentlich lieben! Unsere Zuneigung erwacht unbegründet, spontan. Wir vermögen den tschechischen Kulturgrad wert zu schätzen, aber um seinetwillen ist uns das tschechische Volk nicht wert. Die Tschechen wissen das wohl. Von unseren eigenen Studenten in Prag hörte ich, daß ihnen die „Pemci" nicht sympathisch seien. Der „Pemac" ist bei uns eine komische Figur. Die Polen erscheinen niemandem komisch. Sie werden gehaßt oder geliebt. Sie haben Züge von Größe und Tragik. Der Russe, der aus politischen Gründen dem „Polaken" gram ist, glüht in religiösem Fanatismus. Er haßt die jesuitische Moral des Polaken. Die Deutschen hassen die polnische Unwirtschaftlichkeit. „Polnische Wirtschaft" ist in Berlin ein geflügeltes Wort. Aber an den Idealismus und das Herrentum des polnischen Volkes rührt niemand. Im Vergleich mit dem Tschechen ist dies der Don Quichote neben Sancho Pansa.

Für mich ist das Bild der Muttergottes von Ostrobram mit ihrem „silbernen Rock und goldenen Knöpfen", das auf tiefem Saphirgrund leuchtet, oder auch das Riesenbild der Muttergottes von Czenstochau mit der Krone der polnischen Königin und dem Kind, das die Hand zum Segen erhebt, das Symbol des polnischen Volkes. Vor dieser Muttergottes liegt das Volk mit erglühter Stirne, mit phantastischen Gedanken gefesselt am Boden und träumt von dem Wunder, das es erlösen wird, von Wernyhora, dem Königsohn Marko, durch den Polen auferstehen wird.

Solche Träumereien haben dem Polen der Gegenwart verfeinerte Nerven, den Flammenblick, das hohe historische Pathos und Unbeugsamkeit gegeben. Im Gedanken an seine königliche Vergangenheit hält das Volk den Atem an und lauscht gespannt in der Totenstille der schicksalsschwangeren Nacht auf den ersten Laut, den ersten Schrei der Freiheit, das Signal zu einer neuen Erhebung.

Und während das Gewissen der Nation in den bitteren Qualen einer messianistischen Idee am Kreuze hängt, ist die Unterschicht des Volkes, die

gemeine Masse stark und gesund; sie lebt, mehrt sich, aristokratischer Schmerzen bar, ist taub und blind durch den Kampf ums Brot, der es in die Fabriken und in die Arme der Sozialdemokratie treibt, nur mit den kleinen Freuden des häuslichen und persönlichen Lebens beschäftigt — und erwartet alles übrige von der Fürbitte der Muttergottes. . . . Ich sehe das Volk im dritten Akt der „Hochzeit" von Wyspiański symbolisiert. Da tanzt die liebliche Braut ihre Polonäse und Mazurka in den Armen des riesigen Burschen. Da bricht Jasiek sich durch die Paare Bahn und will sie trennen: „Zu den Waffen, zu Pferd! Für Polen! Zum Aufstand!" Aber wie verzaubert tanzen die Paare weiter im Takt, — Jasieks Kraft bricht zusammen, Verzweiflung würgt ihn, Entsetzen und Grauen schlagen ihn mit tötlicher Erstarrung, er fällt zur Erde, niedergetreten von den dichten Reihen der Tänzer, die er vergebens zu trennen und zu den Waffen zu rufen versucht hat.

Das ganze Problem der modernen polnischen Kultur liegt in diesem Bilde: die Verzweiflung der Inhaber von Wappen, Landgütern und Kapitalien darüber, daß sie kein Volk hinter sich haben, denn das Volk hat sich von ihnen abgewendet, da es ohne Rechte ist, ohne Ländereien und ohne Tradition. Das einzige, was sie, die Jegomóści, mit ihm gemein haben, ist die Idee des polnischen Katholizismus, die Muttergottes von Czenstochau mit der Krone der polnischen Königin.

Die jüngste Generation fühlt, daß dies ein sehr lockeres Band ist und daß ein innigeres und realeres geschaffen werden muß.

Zwischen Volk und Aristokratie hat sich eine neue Schicht herangebildet, die proletarische Intelligenz, die mehr oder weniger niederer Herkunft ist. Einen hervorragenden Platz nehmen in ihr heute schon die Söhne polnischer Juden ein, die sich besonders in der Publizistik betätigen. Dieses Junge Polen fand sich der großen verflossenen Epoche der polnischen Romantik gegenüber, Dichtern mit ausgeprägt aristokratischem, katholischem Empfinden. Der ganze geistige Kampf der neuen demokratischen Geschlechter geht darauf aus, einen Anschluß an diese Vergangenheit zu finden. Die Theorie strebt danach, den zeitgenössischen Geist mit dem der vorausgegangenen Epoche auszusöhnen, um auf dieser Grundlage eine neue individuelle polnische Kultur vorzubereiten. Diese Absicht tritt am deutlichsten in den historischen Studien des Gelehrten J. K. Kochanowski hervor. Wenn er in Warschau Vorträge hält, lauschen Tausende seiner Rede. Eine seiner bevorzugtesten antithetischen Ideen ist die deutsch-polnische: „Über dem Rhein und der Weichsel — eine historische Antithese." Der Gegensatz zwischen der deutschen und der polnischen Rasse prägt sich im Gegensatz zwischen Individual- und Massenkultur aus. Das Hauptmerkmal der Gesellschaftsordnung bei den Deutschen des Mittelalters ist der Feudalismus: zwei Personen lösen sich aus der Menge und einigen sich über ein Rechtsverhältnis, das feudale Verhältnis; in Polen entwickelte sich ein ganz anderer Verfassungstypus — der Verwandtschaftsverband. Hier trennt sich der einzelne nicht, um sich von der Masse zu lösen, er bleibt vielmehr in einer starken kommunistischen Verbindung, vor

allem im Familienverband. Ein Staat, in dem vertragsmäßig gebundene einzelne regieren, entwickelt sich anders als ein Staat vertragloser Verwandtschaftsverbände.

Der Feudalismus hat die vorhistorischen Erbtümer zugunsten der modernen Monarchie bearbeitet, während umgekehrt die Einrichtung der Verwandtschaftsverbände sich zum Schaden der modernen Staatsform erhalten hat. Die Haupturſache dieſes Gegenſatzes iſt in der geographiſchen Lage Polens dem Weſten gegenüber einigermaßen begründet. Deutſchland lag dem Zentrum der weſtlichen Kultur, Rom, näher als Polen. Tabellariſch läßt ſich der deutſche Typus gegen den polniſchen folgendermaßen ausdrücken:

Polen:	Deutſche:
Die Maſſe, die Gruppe.	Ein einzelner, eine Einheit.
Verſammelte.	Einzelne.
Verwandtſchafts- und Vaterſchaftsverband, der die Mutterſchaftsfaktoren ſchwächt.	Feudalismus, der die Mutterſchaftsfaktoren ſtärkt.
Eudokratie, Eudoarchie.	Exokratie, Exoarchie.
Regierung Einheimiſcher.	Regierung Fremder (der Sachſen uſw.).
Demokratie (Familienwappen).	Ariſtokratie (Perſönliche Wappen).
Verhältnis zu Rom gefühlsmäßig.	Verhältnis zu Rom verſtandesmäßig.
Die Krone ſchwach.	Die Krone ſtark.
Sehr ſtürmiſcher Individualismus.	Einordnung in die Geſellſchaft.

Dies das Reſultat, zu dem Kochanowſki auf Grund ſoziologiſcher Studien im Rheingau und den polniſchen Gauen an der Weichſel kommt.

Intereſſant iſt es, daß der Pole Gumplowicz, der jüdiſcher Herkunft iſt, in der Soziologie mit einer ähnlichen Theorie Erfolg hatte: der Staat entſteht nur durch Gewalttaten, die von mehreren einzelnen in der Maſſe verübt werden. Gumplowicz war der Meinung, daß der kroatiſche Staat wie der ruſſiſche, bulgariſche, magyariſche durch den Einbruch fremder Herren entſtanden iſt. Kochanowſki behauptet von den Polen, daß ſie ſelbſt aus ſich heraus einen Staat ſchufen, der aber eben deswegen auch zugrunde ging.

Alexander Brückner, der bekannte polniſche Literarhiſtoriker, hat wieder eine eigene Auffaſſung von derſelben Tragödie. Er entwickelt ſeine Gedanken in einer Weiſe, die ein wenig an Herder erinnert. Die Deutſchen betrachtet er als Eroberer und Sieger, die Slawen und Finnen als Opfer der deutſchen Übermacht. Schon Tacitus betont, daß die Nord- und Oſtgermanen Treue und Gehorſam gegen ihre Könige und Heerführer bewieſen; in dieſer Ergebenheit birgt ſich das Geheimnis der großen deutſchen Erfolge. Ganz anders iſt es bei den Slawen. Sie bringen nicht in organiſierten und von Führern befehligten Scharen, ſondern in Maſſen, demokratiſch, anarchiſtiſch vor, ohne Plan und Syſtem, indem ſie dem bloßen Drucke nachgeben. Die Getriebenen treiben andere vor ſich her und reißen Land an ſich, ſolange es welches gibt. All das

geschieht wie im Halbdunkel, ohne Losungswort, ohne Waffenklirren, ohne die Nachbarn aufzuschrecken. Die Wörter, welche Waffen bezeichnen, sind nicht slawisch, sondern germanisch, gotisch, solche aber, die der Landwirtschaft dienen, entlehnen die Deutschen von den Slawen, z. B. stammt das deutsche Wort Pflug vom slawischen plug. Die Namen slawischer Stämme sind Bauern- und Ortsnamen: „Polani", weil sie auf dem Felde leben, „Drewjani" ,weil sie im Walde leben, „Pomorjani", weil sie am Meere leben; die Deutschen hingegen haben kriegerische Namen, Sachs (von einer Art Messer), Frank (von der Lanze), Got (vom Handeln), Vandal und Soeb bedeuten Verbindlichkeit und Freiheit, Alaman ist ein Verbündeter, Markoman ein Grenzer. Sogar die Frauennamen sind bei den Germanen kriegerisch. Tacitus erzählt von deutschen Amazonen — Hildegild, Mathild, Brunhild (hild — Held), Haduwig (wig — Kühnheit) sind bekannte Namen germanischer Walküren.

Den furor teutonicus kannten schon die Römer. Am interessantesten aber ist folgendes: die Slawen übernehmen den Begriff und Namen des Königs von den Deutschen: knez zu deutsch kuning. Die Geschichte bestätigt, daß die Slawen Deutsche zu Herrschern nahmen, die ersten russischen Fürsten Oleg, Igor, Rurik sind Normannen, Schweden. Die slawische Mythologie ist ganz bäuerisch: Dazdbog, Svarog, Vesna, Lada. Die Germanen haben kriegerische Gottheiten und leiten ihre Heroen von Göttern her (Siegfried), während die Slawen sie aus den Reihen der Knechte nehmen: Premysl, Piast. Am besten hat Brückner diese seine Meinung in seiner Geschichte der polnischen Literatur erörtert. Die Polen des Mittelalters sind nach ihm echte Feldleute, unverdrossene Ackerbauer, Hirten, Bienenzüchter, sie leben mäßig, bescheiden und ruhig, in slawischer Freiheit und Gleichheit, fern von den Einfallsstraßen der Ostvölker, fern von den alten Hauptadern des Verkehrs, unbehelligt und niemanden behelligend durch viele Jahrhunderte. Keine Kämpfe und Angriffe, nicht einmal erbitterte Grenzfehden weckten die Energie des Volkes oder beeinflußten seine Tradition, die ebenso wie in Böhmen — anders wie bei Russen und Südslawen — ohne epische Überlieferungen und Sagen blieb. Innig hängen sie am eigenen Boden, halten an allem Hergebrachten zäh fest, sind gastfrei, tanz- und liebesluſtig, sorglos und lässig, kräftig und gesund die Männer, zarter die Frauen, so verbringen diese Bier- und Mettrinker viele Jahrhunderte. Besonders stark war ihr Familiensinn ausgeprägt, mäßig die Polygamie, die Frau war keine Sklavin, sondern eine Gefährtin des Mannes und neigte stark zur Selbständigkeit. Die Macht des Familienältesten, zumal wenn Familien sich nicht abtrennten, sondern weiter zusammen hausten, war bedeutend.

Das polnische Volk hat nichts von jenen Gewissenskämpfen durchlebt, die dem tschechischen ein eigenartiges „deutsches", protestantisches Antlitz gaben. Die Polen häufen vielmehr den ganzen Unsinn der heidnisch-christlichen Jesuitenkultur bei sich an. Ohne dem religiösen Einflusse Rechnung zu tragen und ohne daran zu denken, daß die Polen einzig darum dem fernen französischen Volke

ähnlicher sind als dem deutschen, weil sie katholisch blieben, nimmt Brückner eine Art kongenialer Verwandtschaft zwischen Franzosen und Polen an. Während Deutschland sich von poetischem Tand und Zierrat abwandte, blieben Frankreich und Polen — sagt Brückner — ihm treu. Die deutsche Literatur, geographisch der polnischen so viel näher, blieb dieser ferner als jede andere. An Frankreich hing Polen mit tausend Fäden.

Aber die nationale Wiedererhebung vollzog sich in Polen unter deutschem Einfluß. Auch Brückner betont dies, hebt aber hervor, die Polen seien vom Franzosentum so sehr beherrscht gewesen, daß sie, deutschen Schulen und Ämtern zum Trotz, von der deutschen Romantik zuerst aus dem französischen Buch der Madame de Staël erfuhren. Der große Nationaldichter mußte von der Peripherie des Landes kommen, und nicht aus den zentral gelegenen Teilen, die vom französischen Einfluß durchtränkt waren und einem Pseudoklassizismus huldigten. Adam Mickiewicz kam aus Litauen. In ihm mischten sich polnische mit litauischen Eigentümlichkeiten, das polnische Gemüt war in ihm „temperiert". In Mickiewicz war die litauische Zähigkeit, Innerlichkeit und Abkehr von eitlem Flitter und Tand, tiefer, schwermütiger Ernst mit dem polnischen Elan, polnischer Offenheit und Beweglichkeit, Phantasie und Leidenschaftlichkeit gepaart, eine Mischung scheinbar widersprechender Eigenschaften, welcher Religiosität, ein liebevolles Herz, große Fähigkeit zur Selbstaufopferung und Entsagung sowie starkes Pflichtgefühl zugrunde lagen.

Einen rein polnischen Charakter sehen wir in Marijan Zdziechowski und einigen anderen Krakauer Schriftstellern, besonders in Arthur Górski verkörpert. Diese Dichter-Philosophen haben nicht aufgehört, im polnischen Volk den Träger ethischer und messianistischer Ideen zu sehen. Das Buch Arthur Górskis: Monsalwat, fand starken Widerhall bei der polnischen Jugend und diese schloß sich aufs neue dem philaretischen Reigen der ethisch-religiös-nationalen Verbindung an. Hierin war besonders der Exdozent der Philosophie, Vincenz Lutoslawski ihr Führer. Für M. Zdziechowski steht der Glaube im Mittelpunkt. Der polnische Messianismus ist für ihn durch die Schlußworte des Gebetes Krasinskis formuliert: „Gib Herr, daß wir uns selbst durch heilige Taten auferwecken." Auch Zdziechowski ist, wie Masaryk, dem nationalen Chauvinismus abhold, besonders dem zeitgenössischen Nationalismus, er spricht ihm jeden Sinn ab. Aber von Masaryk unterscheidet sich Zdziechowski durch seine Art zu glauben. Zdziechowski ist Katholik und vertritt die Religion „heiliger Handlungen", Masaryk hingegen die Religion der Arbeit. Der Heilige und der Arbeiter, der Katholik und der Hussit sind zwei entgegengesetzte Vertreter des religiösen Gedankens, sie bekämpfen sich wie Metaphysik und Positivismus, Wunder und Wirklichkeit, Herz und Verstand. Zdziechowski wendet sich von jeder Politik ab, er rechnet auch nicht mit ihr, sondern einzig mit dem großen polnischen Herzen im Moment großer Aktionen, mit dem Pathos des Willens. Zdziechowsky betrachtet auch heute den Messianismus als das Wesen des polnischen Volkes, als sein Ideal und Gesetz.

Inzwischen ist die junge Generation, die dank ihm in die religiösen Probleme der großen polnischen Schriftsteller eingeführt worden war, in Skepsis verfallen und hat sich vor allem die Frage gestellt: ist der religiöse Gedanke der polnischen Messtoniſten Mickiewicz, Slowacki und Krasinski, ein ursprünglich polnischer Gedanke, oder stammt auch er aus Deutschland, wie die ganze Romantik? Die Beantwortung dieser Frage versuchte Jan Gwalbert Pawlikowski in einem Werk, das auf die heutige polnische Intelligenz stark gewirkt hat. Es begann sie von der messtoniſtischen Idee zu befreien, indem es ihren westeuropäischen Ursprung nachwies. Andrerseits bestärkt es sie wieder in dieser Idee, denn es zeigt, daß das polnische Volk sie mit großem Verständnis ergriffen hat. Pawlikowski ist nicht in Extreme verfallen und wahrt wissenschaftliche Disziplin. Oft begegnen wir allerdings in seinen Darstellungen polnischen Auffassungen. „Lassen wir," sagte er, „den Deutschen ihre Theorie, daß die Religion ein Gefühl absoluter Abhängigkeit ist — vielleicht entspricht das ihrem Nationalcharakter — eins ist gewiß: in der Religion drückt sich das Bedürfnis nach einer Bestimmung des Menschen im Weltall aus. Die kalte Unendlichkeit wirkt auf uns vernichtend. Deshalb nennen fast alle Religionen Gott ihren Vater. Deshalb hat unsere Volksseele, von Natur gefühlvoller, empfindsamer, an die Spitze des Kultes nicht den Vater, sondern die dem Herzen schließlich nähere Mutter in der Person der Muttergottes gestellt." Pawlikowski sieht in diesem Kult eine nähere Verwandtschaft mit den Franzosen als mit den Deutschen und Russen.

Eine besondere Einseitigkeit dieser Studien liegt in der Nichtbeachtung, daß die romantische Religiosität Frankreichs durch die deutsche angeregt wurde und daß die französische Romantik nur das Medium zwischen der polnischen und der deutschen ist.

Eine fatale Tatsache ist es, daß das polnische Volk seine Feinde nur in Nichtkatholiken fand: Protestanten einerseits (Preußen) und Rechtgläubige andrerseits (Rußland). Daher die polnische Ergebenheit im Hinblick auf Wien. In Wien begegnen die Polen Tschechen und Hussiten, aber dort fällt es ihnen nicht schwer, unter dem Mantel der Regierung konsequente Katholiken zu bleiben. Diese Situation gibt polnischem Denken, polnischen Sympathien und Antipathien auf verschiedenen Gebieten die Richtung.

Es war die Absicht der vorliegenden Ausführungen, diese Grundstimmung der Polen und der zeitgenössischen polnischen Dichtkunst aufzuzeigen. Die Poesie Wyspianskis, Kaspronicz' und Zeromskis wirkt visionär, intuitiv. — Ein religiöses Schauen gibt ihren dichterischen Bekenntnissen eine große suggestive Kraft. Die polnische Poesie steht zweifellos in ihrer lyrischen Note über der ganzen zeitgenössischen slawischen Dichtkunst. In der Bilanz der polnischen Kultur ist dies vielleicht der einzige große positive Posten.

Krieg und Wirtschaft

Von Rechtsanwalt Dr. jur. Karl Vonschott

Die gesetzgebenden Körperschaften und auch Privatkörperschaften, wie z. B. die Berliner Handelskammer, sind in Erwägung aller der Schädigungen, welche ein allgemeines Moratorium zur Folge haben würde, mit Recht zu der Überzeugung gekommen, daß dieses aus wirtschaftlichen Gründen eine vollständig verfehlte Maßnahme sein würde. Die Gesetzgebung hat sich aber keineswegs auf den Standpunkt gestellt, daß es ihres Eingreifens zur möglichsten Abwendung wirtschaftlicher Schäden in der jetzigen Kriegszeit nicht bedürfe. Sie hat vielmehr durch eine Reihe von Gesetzen und Verordnungen die schädlichen Folgen, die der Krieg für das Leben des einzelnen sowohl wie auch der Gesamtheit, insbesondere für das wirtschaftliche Leben mit sich bringt, herabgemindert. So ist zunächst zum Schutze der infolge des Krieges in der Wahrnehmung ihrer Rechte behinderten Personen für den gegenwärtigen Kriegszustand durch Gesetz vom 4. August 1914 angeordnet, daß sämtliche bürgerliche Rechtsstreitigkeiten, die gegen sie anhängig sind oder anhängig werden, von Amtswegen unterbrochen sind; es sei denn, daß die betreffende kriegspflichtige Partei durch einen Bevollmächtigten oder sonst eine andere zur Wahrnehmung ihrer Rechte berufene Person, wie z. B. durch ihren Vater oder Vormund vertreten ist. Aber auch im letzteren Falle muß Aussetzung des Verfahrens eintreten, wenn die betreffende Partei dies beantragt. Ferner darf gegen die kriegspflichtige Person keine Zwangsvollstreckung durchgeführt werden, ja sogar ihre Ehefrauen und Kinder müssen während des Krieges von Zwangsvollstreckungsmaßregeln verschont bleiben, wenn der zum Kriege eingezogene Ehemann beziehungsweise Vater an dem Vermögen seiner Ehefrau beziehungsweise seiner Kinder auf Grund des ehelichen Güterrechts beziehungsweise auf Grund der elterlichen Gewalt Rechte hat. Konkurs gegen eine Partei, die infolge des Krieges militärisch eingezogen ist, darf nicht eröffnet und auch nicht weiter fortgesetzt werden; es sei denn, daß der Kriegspflichtige dieses beantragt. Schließlich ruhen gegen solche Personen auch alle Verjährungs- und Ausschlußfristen, insbesondere Rechtstitelfristen.

Hat dieses Gesetz lediglich den Schutz kriegspflichtiger Personen im Auge, so ist auch wirtschaftlich Schwachen, die nicht infolge des Krieges militärisch eingezogen sind, der Gesetzgeber zur Hilfe gekommen. Da sich nicht von vornherein alle Fälle übersehen ließen, die zur Abwendung wirtschaftlicher Schäden gesetzlicher Hilfe bedürfen, ist durch ein Gesetz von demselben Tage der Bundesrat ermächtigt worden, während der Zeit des Krieges diejenigen gesetzlichen Maßnahmen anzuordnen, welche sich zur Abhilfe wirtschaftlicher Schädigungen als notwendig erweisen. Von dieser Ermächtigung ist bereits in zahlreichen Fällen Gebrauch gewacht worden. So hat der Bundesrat am 7. August 1914 angeordnet, daß in Prozessen das Gericht dem Beklagten auf dessen Antrag eine Zahlungsfrist bis auf die Dauer von drei Monaten bewilligen darf, wenn die Lage des Beklagten sie rechtfertigt, und dadurch dem Kläger kein unverhältnismäßiger Nachteil zugefügt wird. Der Zahlungsaufschub kann auch für einen Teil der Forderung bewilligt und auch von einer seitens des Gerichts zu bestimmenden Sicherheit abhängig gemacht werden. Diesen Vorteil genießen aber nur Schulden, die vor dem 31. Juli 1914 entstanden sind. Ob eine Zahlungspflicht zu bewilligen ist, hängt zwar vom Ermessen des Gerichts ab, welches pflichtgemäß zu prüfen haben wird, einerseits, ob der Beklagte der Zahlungsfrist würdig ist, und andererseits, ob dadurch der Kläger nicht unverhältnismäßig benachteiligt wird. Die Verordnung soll also keineswegs den Absichten fauler Schuldner Vorschub leisten, sich möglichst lange der Erfüllung ihrer Verpflichtungen zu entziehen. Man wird daher wohl bei derartigen Fristgesuchen immer zu prüfen haben, ob die schlechte Vermögenslage des Schuldners infolge des Krieges und der dadurch hervorgerufenen wirtschaftlichen Erschwerungen verursacht ist. Wenn dieses nicht zutrifft, muß nach der Absicht des Gesetzes das Fristgesuch abgelehnt werden. Der Schuldner braucht mit seinem Fristgesuche nicht zu warten, bis er verklagt ist, sondern kann dieses schon vor Erhebung der Klage stellen. Andererseits kann er um Fristbewilligung noch während der Zwangsvollstreckung einkommen.

Wenn auch den Schuldnern durch diese Verordnung von Amts wegen Frist erteilt werden kann, so wurden doch durch sie die gesetzlichen oder vertraglichen Folgen nicht aufgehoben, welche die Unterlassung einer nicht rechtzeitigen Zahlung nach sich ziehen. So z. B. hätte von einem Mieter, wenn er bei nichtrechtzeitiger Mietzahlung zur sofortigen Räumung verpflichtet wäre, trotz der gesetzlichen Frist sofortige Räumung verlangt werden können. Ferner hätte, wenn die nichtrechtzeitige Zinsenzahlung vertraglich die Fälligkeit des Kapitals zur Folge hätte, dieses von dem Gläubiger eingefordert werden können. Ebenso würde, wenn bei nichtpünktlicher Entrichtung der einzelnen Raten das ganze Kapital fällig wäre, dieses zu zahlen gewesen sein, obwohl für die einzelnen Raten Frist bewilligt worden wäre. In all diesen Fällen hätte also die Bewilligung von Zahlungsfristen dem Schuldner keine Vorteile, sondern im Gegenteil die schwersten Nachteile gebracht. Um dieses zu verhüten, hat der

Bundesrat am 18. August 1914 den Gerichten die Befugnis eingeräumt, auf Antrag des Schuldners im Urteile anzuordnen, daß die besonderen Rechtsfolgen, die wegen der nichtrechtzeitigen Zahlung einer vor dem 31. Juli 1914 entstandenen Geldforderung gesetzlich oder vertraglich eintreten, nicht eintreten oder nur unter einer Bedingung, insbesondere erst nach dem fruchtlosen Ablauf einer auf höchstens drei Monate zu bemessenden Frist eintreten sollten. Soweit jedoch die Rechtsfolgen bereits am 31. Juli 1914 eingetreten sind, können solche Anordnungen vom Gericht nicht mehr erlassen werden.

Um den wirtschaftlichen Zusammenbruch solcher Personen zu vermeiden, die infolge des Krieges zahlungsunfähig geworden sind, können diese beim Gericht eine Geschäftsaufsicht zur Abwendung des Konkurses beantragen. Das Gericht bestellt dann eine oder mehrere Personen, die die Geschäftsführung des Schuldners zu unterstützen und zu überwachen haben. Natürlich ist dem Schuldner während dieser Zeit jede Verfügung untersagt, die zum Nachteil seiner Gläubiger sein würde. Er darf nur solche Verbindlichkeiten eingehen, die zur Fortführung des Geschäfts oder zu einer bescheidenen Lebensführung erforderlich sind. Die Mittel, die hierzu nicht erforderlich sind, werden unter die Gläubiger verteilt. Die Reihenfolge der Befriedigung wird von den Aufsichtspersonen nach billigem Ermessen bestimmt. In Streitfällen entscheidet das Gericht. Hierdurch wird möglich gemacht, daß Schuldner, die infolge des Krieges in augenblickliche Zahlungsunfähigkeit geraten sind, die aber voraussichtlich nach dem Kriege wieder wirtschaftlich gesund werden, keinen Konkurs zu beantragen brauchen. Selbstverständlich können solche Schuldner, deren Zahlungsunfähigkeit nicht infolge des Krieges, sondern aus anderen Ursachen eingetreten ist, die Vergünstigung des Gesetzes nicht in Anspruch nehmen. Auch bezieht sich natürlich die Vergünstigung nicht auf solche Gläubiger, die auch im Falle eines Konkurses Anspruch auf Absonderung oder auf abgesonderte Befriedigung oder auf bevorzugte Befriedigung haben. So müssen die Löhne, Mieten und Steuern auch trotz der Geschäftsaufsicht voll und pünktlich bezahlt werden, andernfalls die betreffenden Gläubiger nach den allgemeinen Gesetzen vorgehen können.

Der wirtschaftliche Niedergang, welcher infolge des Krieges nicht ausbleiben kann, zeitigt nicht lediglich für Privatpersonen, sondern auch für Gesellschaften die ungünstigsten Folgen und zwar häufig in einem solchen Maße, daß sie nach den allgemeinen Gesetzen verpflichtet wären, Konkurs anzumelden. So müssen z. B. Aktiengesellschaften und Gesellschaften mit beschränkter Haftung, Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften im Falle der Zahlungsunfähigkeit Konkurs beantragen. Da die augenblickliche Zahlungsunfähigkeit zur jetzigen Zeit häufig lediglich auf den durch den Krieg verursachten wirtschaftlichen Niedergang zurückzuführen ist und nach Beendigung des Krieges der Zustand der Zahlungsunfähigkeit vermutlich durch den dann wieder eintretenden wirtschaftlichen Aufschwung sich bald wieder heben lassen wird, sind die betreffenden Bestimmungen des Handelsgesetzbuches, des Gesetzes betreffend die Gesellschaften mit beschränkter

Haftung und des Gesetzes betreffend die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, wonach in solchen Fällen die Vorstandsmitglieder zum Antrage auf Konkurseröffnung unter Androhung von Strafen verpflichtet sind, bis auf weiteres außer Kraft gesetzt.

Schließlich hat die Gesetzgebung sich auch der Schuldner angenommen, deren Gläubiger im Auslande wohnen. Da im Auslande, wie z. B. England, jetzt häufig ein allgemeines Moratorium eingeführt wird, so daß deutsche Gläubiger gegen ihre ausländischen Schuldner nicht vorgehen können und von ihnen selbstverständlich auch zurzeit kein Geld erhalten, ist es nicht mehr wie recht und billig, daß ausländischen Gläubigern der Zugriff gegen ihre inländischen Schuldner zurzeit untersagt wird. Deswegen ist angeordnet, daß ausländische Personen, sowohl natürliche wie juristische, vermögensrechtliche Ansprüche, die vor dem 31. Juli 1914 entstanden sind, bis zum 31. Oktober 1914 im Inlande nicht geltend machen und etwaige Prozesse nicht weiter betreiben dürfen. In besonderen Fällen, wo der andere Staat dies ebenfalls zuläßt, kann der Reichskanzler Ausnahmen gestatten.

Auch der Gläubiger hat sich die Gesetzgebung insofern angenommen, als sie vor Rechtsnachteilen, die die Nichtinnehaltung von Fristen für sie mit sich bringen würden, nach Möglichkeit geschützt werden. Zur Erhaltung der Regreßansprüche aus Wechseln und Schecks ist die Protesterhebung innerhalb drei Tagen nach den allgemeinen Gesetzen erforderlich. Nachdem diese Frist bereits durch Gesetz vom 4. August 1914 für die Bezirke, in denen infolge des Krieges der der Verkehr sehr erschwert ist, bis zur Erhebung des Hindernisses mindestens aber um sechs Tage verlängert ist, hat der Bundesrat von der ihm von demselben Gesetze gewordenen Befugnis, die Fristen für das gesamte Reichsgebiet zu verlängern, Gebrauch gemacht und durch Verordnung vom 6. August 1914 bestimmt, daß diese Fristen bis auf weiteres, soweit sie nicht am 31. Juli 1914 abgelaufen waren, um 30 Tage verlängert werden. Hiernach brauchen Proteste, die zur Erhaltung von Wechselrechten oder Regreßrechten aus Schecks erforderlich sind, erst spätestens am 33. Tage nach dem Fälligkeitstage vorgenommen werden.

Mit den vorstehenden Gesetzen und Bundesratsverordnungen ist aber die Fürsorge des Staates für wirtschaftliche Existenzen nicht erschöpft. Durch die auf Grund des Gesetzes vom 4. August 1914 gegründeten Darlehnskassen ist geldbedürftigen Personen die Möglichkeit gewährt, gegen Verpfändung von Sicherheiten Darlehen zu bekommen, um ihnen dadurch eine wirtschaftliche Krisis zu erleichtern. Zwar wird an die zu leistenden Sicherheiten ein etwas strenger Maßstab angelegt, und die Höhe der Darlehen bewegt sich in der Regel nur bis zur Hälfte ihres Wertes. Auch werden die Darlehen nur auf kurze Zeit, nämlich in der Regel nicht länger als auf drei, ausnahmsweise auf höchstens sechs Monate gewährt, und ferner ist die Verzinsung eine ziemlich hohe, in der Regel der Zinsfuß der Reichsbank bei Ankauf von Wechseln. Indessen ist doch hierdurch geldbedürftigen Personen immerhin die Möglichkeit gewährt,

aus einer öffentlichen Kasse Geld zu bekommen, und sind sie dadurch vor Wucherern und Leuten bewahrt, die ihre Notlage nur ausbeuten würden.

Es fragt sich nun, ob alle diese Maßregeln ausreichend sind und die Einführung eines allgemeinen Moratoriums überflüssig machen. Sie reichen in der Tat aus. Selbstverständlich wird es im großen deutschen Reiche eine Reihe von Existenzen geben, die den wirtschaftlichen Kampf in der jetzigen schweren Zeit nicht durchhalten werden, ja es werden sogar viele Personen dadurch ruiniert werden, daß ihre Schuldner die Vorteile der oben auseinander gesetzten Schutzvorschriften genießen, während sie dieses Vorteiles nicht teilhaftig und von ihren Gläubigern in Anspruch genommen werden. Viele werden dann, weil ihnen die erforderlichen Mittel von ihren Schuldnern nicht zufließen, ihre Gläubiger nicht befriedigen können und auch nicht durch gerichtliche Geschäftsaufsicht vor dem Zusammenbruch bewahrt bleiben. In allen solchen Fällen wird aber die Grundlage des Geschäfts von vornherein keine gesunde sein. Der lange Frieden und der wirtschaftliche Aufschwung, den Deutschland gerade infolge des über 40jährigen Friedens hat nehmen können, hat naturgemäß eine Reihe von Existenzen gezeitigt, die im Kartenhause sitzen und bei denen es nur eines geringen wirtschaftlichen Ansturmes bedarf, um sie zu Fall zu bringen. Solche Existenzen könnten natürlich auch nicht gehalten werden, wenn noch weitere Schutzgesetze erlassen werden, ja selbst dann nicht, wenn ein allgemeines Moratorium eingeführt würde; denn auch dieses wird mit der Zeit ein Ende erreichen. Dann aber werden die Schulden derartiger Personen, insbesondere durch die hinzukommenden Zinsen eine solche Höhe erreicht haben, daß ihnen ihre Zahlung erst recht unmöglich wird. Für solche Existenzen würde das Moratorium im günstigsten Falle nur einen Aufschub des wirtschaftlichen Zusammenbruches bedeuten, der ganz unvermeidlich doch einmal eintreten würde.

Wenn man also bei der Frage eines Moratoriums das Für und Wider gegeneinander abwägt, so muß man zu dem Ergebnis kommen, daß es eines allgemeinen Moratoriums nicht bedarf; im Gegenteil, dieses würde geradezu den wirtschaftlichen Zusammenbruch nicht nur einzelner Existenzen, sondern der Allgemeinheit zur Folge haben.

Die Niederlage des Ästhetizismus

Von Dr. Roland Schacht

Alle Ästhetenherzen im intellektuellen Europa erzittern jetzt in ängstlicher Bewegung. Noch vor acht Wochen durfte man, gestützt auf die selbsterrungene „enorme“ Differenziertheit der eigenen Seele, auf eine umfassende Kenntnis der Kunst aller Länder und Zeiten, der bedeutendsten darüber handelnden Bücher nicht zu vergessen, gestützt auf die logisch erklügelten neuen Ästhetiken und Ethiken sich fast unbestritten als berufensten Vertreter der höher strebenden Menschheit, als eine Art Kulturgipfel fühlen und ungestört von neuen epochemachenden Theatergründungen, Literaturrevolutionen und unerhörten Ausstellungsorgien träumen. Da tauchte wieder einmal das in den letzten Jahren so häufig umgegangene Gespenst des Krieges auf. Aber trotzdem es diesmal durch die Plötzlichkeit, mit der es erschien, erschreckender wirkte denn je, bekam man doch noch eine kurze Galgenfrist, in der man im Verein mit Humanitätsaposteln, die sich, freilich unberechtigterweise, bereits so manchen schönen Erfolg zugeschrieben hatten, im Verein mit lebensmüden Ethikern und eifernden sogenannten Kulturkämpfern wenigstens noch mit beschwörend erhobenen Händen gegen jeden Krieg protestieren konnte. Dann aber flogen von allen Seiten wie Brandraketen die Kriegserklärungen auf und im Nu stand der ganze Friedensbau der Kulturbegriffe in Flammen. Und dann zeigte sich auf einmal, was niemand geglaubt hatte und was in kein Ästhetenprogramm passen wollte: dieser Krieg war mehr als ein gruseliges Gespenst, war ein Wesen von Fleisch und Blut, das mit höchst brutalen Fäusten den Vertreter der Menschheit von seinem Gipfelthron herunterriß und ihn, ohne im geringsten auf die Bedürfnisse und Leiden seiner wohlgepflegten Seele Rücksicht zu nehmen, mitten in die brodelnde Masse hineinwarf, wo in wenigen Tagen, er, der Edelmensch, zu einem ganz winzigen unbedeutenden Teile einer ungeheuren von Männern der Tat gelenkten Maschinerie wurde. Da zeigte sich denn jählings, daß die sublimsten Gedanken nicht soviel wert waren, wie ein Trunk Wasser, daß die Sorge um einen abgerissenen Knopf oder einen drückenden Stiefel sehr viel wichtiger war, als die feinsten Beobachtungen über das Verhalten der menschlichen Psyche bei Gewaltmärschen, ja daß der ganze so

unendlich fein organisierte Seelenapparat zurücktrat vor der rohen Materialität zweier gedrückter Schultern, zweier ermatteter Knie und eines hungrigen Magens. Der einzelne ging auf in der Masse, der Ästhet war nichts, die Kraft alles. Umwertung aller Werte!

In solcher Schule kann sich der Geist wieder auf seine Grundlagen besinnen und gesunden. Die aber zurückblieben erhoben öffentlich und mehr noch unter sich ein großes Geschrei und Wehklagen um das, was sie „Kultur" zu nennen pflegen. Gerade nämlich hatte man sich mit Nord, Süd, West und Ost so herrlich zusammengefunden und dem Bund der Intellektuellen eine vornehme kosmopolitische Färbung, d. h. ein farbloses Grau gegeben, in dem sich alle wohlfühlten, gerade hatte man eine Wissenschaft, die auch die kleinsten Geister auf das Postament dicker Bücher stellte und die geringfügigsten Tatsachen über Meere von Tinte segeln ließ, gerade hatte man eine Kunst, die so recht dem Kultus der abstrakten Seele diente, gerade hatte man sich die Welt mit dilettantisch ausgeübtem Sozialismus und Weltfriedensideen hübsch wohnlich eingerichtet und die Rechte und Pflichten der Völker unter genauer Abwägung aller juristischen Bedenken vom Katheder herab dekretiert, als die eingeschläferte Wirklichkeit erwachte und der Krieg begann. Einen Augenblick noch konnte man aufatmen: Italien wenigstens tat nicht mit, Neapel, Palermo, Genua mit ihren Palästen und Kirchen blieben vor den Granaten der Engländer bewahrt. Aber dann kam roh und unerbittlich eine Hiobspost über die andere: Völkerrechtsbestimmungen gebrochen, Franktireurkrieg erklärt, die deutsche Botschaft in Petersburg geplündert, die Eremitage durch die bevorstehende Revolution bedroht, die schönsten gotischen Kirchtürme erbarmungslos zusammengeschossen, altberühmte Städtebilder der Zerstörung preisgegeben, ein Hauptwerk des Rubens in Mecheln vernichtet, das „intelligenteste Volk Europas", nämlich die Franzosen in seiner Blüte bedroht. Und auf Jahre hinaus keine Hilfe abzusehen. Und über all der Verwirrung wie Jeremias über den Trümmern Jerusalems der Ästhet als allernutzlosestes Glied der menschlichen Gesellschaft!

In der Tat, mit den Ästheten steht es erbärmlich. Nichts hätte ihre geistige Herrschaft so jäh erschüttern können, als die rohe Tatsache dieses Krieges. Wir aber, die wir im Ästhetizismus und seiner Weltanschauung schon längst eine Gefahr für unser Geistesleben sahen, dürfen diesen Krieg wohl, mögen seine politischen und wirtschaftlichen Resultate einmal sein, welche sie müssen, als eine Befreiung ohne gleichen feiern und uns in Ruhe überlegen, ob die viel bejammerten Verluste an Kulturwerten wirklich so groß sein werden wie vielfach angenommen wird. Es ist wahr, mehrere öffentlich aufgestellte Kunstwerke werden zugrunde gehen, eine Reihe der besten Gemälde beschädigt werden, — selbst bombensichere Aufbewahrung in Kellern wird ja keineswegs spurlos an ihnen vorübergehen, — eine vielleicht große Anzahl Kirchen werden ihrer ehrwürdigen Schönheit beraubt werden, und manches schöne alte Städtebild wird für immer zerstört sein. Es ist auch wahr, daß

Amerika die prekäre Lage des europäischen Kunsthandels benutzen wird, um manches wertvolle Stück alter Kunst über den Ozean zu entführen. Aber sind wir denn wirklich so ganz und gar jämmerlich geworden, daß uns die alte Kunst unentbehrlich, unersetzlich geworden ist, daß wir uns nicht mehr getrauen gleichwertiges Neues zu schaffen? Keine Zeit hat wie die unsere diese erbärmliche Sentimentalität gegenüber alter Kunst gezeigt und was die Bilderstürmer des sechzehnten und die Religionskriege des siebzehnten Jahrhunderts in den Niederlanden und Deutschland an Kunstwerken vernichtet haben, hat die Kunst Rubens und Rembrandts, hat der Kunstsinn der deutschen Fürsten im ausgehenden siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert durchaus ersetzt. Wollten wir uns wirklich darauf beschränken, Konservatoren und, schlimmer noch, Restauratoren zu sein? Es ist auch wahr, daß in den nächsten Jahren für unfruchtbare ästhetische Experimente, für prätentiöse Literatur mit kostbaren Einbänden, vielleicht auch für allerlei wissenschaftliche Sammelarbeit kein Geld da sein wird, mag auch sein, daß es mit unserm ruhelosen und verweichlichenden internationalen Eklektizismus ein Ende hat. Sollen wir deshalb verzagen? Gerade durch den Krieg, der, von allen erlebend begriffen, auch allen ein nicht auszulöschendes Erlebnis werden wird — das starke Erlebnis, nach dem Tausende in einer immer mehr verflachenden Zeit sich gesehnt haben, wird das bisher so vielfältig zerstreute Interesse der geistigen Menschen in einen Brennpunkt gesammelt werden, wird uns allen, Großen wie Kleinen, ein neuer Gehalt gegeben. Und gerade, daß die bisherigen immer wieder angebeteten Kulturnationen, Frankreich und England, einen Krieg führen, der zuletzt doch gegen das neue deutsche Wesen gerichtet ist, wie es sich seit den Tagen Schillers und Goethes herausgebildet hat, wie es im letzten Jahrzehnt in der Architektur wie im Kunstgewerbe sich selbständig auszusprechen begonnen hat, kann, wie immer der Krieg auch enden möge, unser Selbstbewußtsein stärken und erhöhen und die Frucht dieser Selbstbesinnung braucht sich durchaus nicht in nationalistischem Geschrei um deutsche Mode und Vermeidung von Fremdwörtern zu erschöpfen, kann sich recht gut zum freien Bekenntnis unsres eigenen, durch den Krieg mächtig erstarkten Wesens auswachsen, nicht zu chauvinistischer Enge, sondern in ruhiger Beherrschung der von den andern Völkern übernommenen Anregungen.

Und noch eins wird dieser Krieg uns unter allen Umständen bringen, was uns bisher fehlte, die Grundbedingung aller echten Kultur: Bodenständigkeit. All die Tausende, die jetzt draußen marschieren, so gut wie die Zurückgebliebenen, die die Not der Verwundeten, Verwaisten und Arbeitslosen zu lindern bestrebt sind, müssen es jetzt am eigenen Leibe erfahren, daß es nirgends mit der vorlauten Äußerung des Idealismus, der dilettantischen Begeisterung allein getan ist, sondern daß Idealismus nur die stille und innerlich wurzelnde, als ganz selbstverständlich vorauszusetzende Bedingung ist für die absolut restlose gleichermaßen materielle wie geistige Bewältigung auch der kleinsten Realität. Eine einzige Weiche falsch gestellt, ein einziger Schreibfehler in einem Telegramm

kann ebenso ungeheuerliche Folgen nach sich ziehen, wie falsch geleitete, sich vorschnell hinzudrängende Begeisterung. Und eben wo diese Erkenntnis, daß alle wahrhaft große und nützliche Tätigkeit nicht aus der Theorie, nicht aus rasch durch Worte entflammtem Enthusiasmus, sondern aus dem realen Wesen der Dinge organisch erwachsen muß, wo diese Erkenntnis sich einwurzelt, da wird man sich nach dem Kriege noch sehr besinnen, ob man einer romantisch verträumten oder individuell verzerrenden lebensfremden Kunst, einer volkswirtschaftlich verschwenderischen und demoralisierenden Wohltätigkeit, einer auf Kosten der Volksgesundheit üppig wuchernden Pseudobildung noch Lebensberechtigung zuerkennen wird. Vielmehr kann man sehr wohl erwarten, daß wie man die Ethik nicht mehr von lebensfremden theoretischen, wenn auch vielleicht irgendwie wünschenswerten Grundsätzen ausgehen lassen wird, sondern von der sich kräftig wehrenden und lebendig wachsenden Menschennatur, wie man die Schaffung neuer Arbeitsgelegenheit höher bewerten wird als verweichlichendes Almosengeben, man auch die Schaffung von menschenwürdigen Existenzbedingungen, von solider Wohnung und Nahrung abseits der sinnlosen Menschenaufspeicherung in ungesunden Großstädten einer wurzellosen Bildung, einem unechten Luxus vorziehen wird und die gute, ehrliche Befriedigung realer Kunstbedürfnisse einer nur ihr eigenes Selbst unfruchtbar wiederkäuenden formalistischen Kunst.

Die wahrhaft tüchtigen Arbeiter des Geistes sind nicht überflüssig geworden. Ihre Aufgabe ist es im Gegenteil, das Wertvolle und Lebensfähige des Alten und das gerade im kräftigen Entstehen Begriffene zu erhalten und uns auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vor einer Wiederkehr des Gründerjahrefiaskos zu bewahren, indem sie wachsam und zäh alle schädlichen Auswüchse, alles unnütze Phrasentum, das sich um die neue Bewegung legen wird wie an alles Große, nach Möglichkeit fernhalten. Es gilt, nicht sich in den Schmollwinkel zu setzen und den Krieg trotzig oder greinend zu verneinen, sondern ihn zu bejahen und die vielen neuen und guten Triebkräfte, die er befreit hat und weiter befreien wird, zu pflegen und zu lenken. Wer aber hierbei keinen Platz findet oder ihn eigenwillig verschmäht, um den wird es nicht weiter schade sein, wenn er vom Brausen dieses reinigenden Kriegsgewitters hinweggeweht wird wie die Spreu vom Winde.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politik

Staatenbund von Nordeuropa. Der große Gemeinschaftsgedanke, der in der friedlichen Entwicklung des letzten Menschenalters so stark in den Vordergrund getreten ist und sich auf so vielen Gebieten segensreich erwiesen hat, ist nun auch im Kriege zu einer kaum geahnten Geltung gelangt. Trotz der höchsten Anspannung aller Kräfte, die wir in Deutschland bewundern durften, die bis zu einem gewissen Grade auch bei den übrigen kriegführenden Mächten beobachtet werden konnte, scheint es doch auf allen Seiten von vornherein für notwendig erachtet zu sein, eine Vereinigung von Kräften anzustreben, um den Erfolg der eigenen Anstrengungen zu verstärken und zu sichern. Ist diese Erkenntnis bei den Großmächten, selbst über die Grenzen Europas hinaus, durchgedrungen, so daß in der Tat ein Weltkrieg entbrannt ist mit besonderem Gepräge, so ist die Lage der mitten zwischen den Kämpfenden liegenden kleineren Staaten eine doppelt schwierige geworden. Unsicher war sie im Grunde immer, wenn man die Wahrheit sagen will. Dabei war und ist es nicht entscheidend, ob die einem solchen Staatswesen benachbarten Mächte tatsächlich Eroberungsgelüste hegen. Jedenfalls besteht die Befürchtung, und sie ist auf keine Weise zu bannen, nicht durch die stärksten Tatsachen, auch nicht durch den dreiundvierzigjährigen Frieden, den Deutschland bewahrt hat. Die beständige Sorge, verschlungen zu werden, ist aber nicht allein für das Selbstbewußtsein eines ehrliebenden Volkes drückend und auf die Dauer unerträglich, sondern sie schädigt auch Handel und Verkehr und untergräbt das Ansehen der Regierung. Denn jede Regierung muß den Wunsch hegen, der Bevölkerung diejenigen Steuern zu ersparen, die in einem großen Staatswesen mit großen Zielen unerläßlich sind, sie muß aber auch aus dem begreiflichen Gefühl der Unsicherheit heraus wünschen, nach Möglichkeit für den Schutz der Grenzen zu sorgen. Beides wirksam miteinander zu vereinigen, ist offenbar schwierig, wenn nicht unmöglich. Ein naheliegendes, warnendes Beispiel kleinstaatlicher Ohnmacht bietet das Schicksal des Königreichs Belgien. Trotz der völkerrechtlich verbürgten Neutralität wurde Belgien innerhalb weniger Tage zum Kriegsschauplatz für Franzosen, Deutsche und Engländer. Nachdem Frankreich sich die belgische Willfährigkeit gesichert hatte, rückten die deutschen Heere ein. Dann folgten die Engländer, selbstlos wie immer, nur von strengem Rechtsgefühl, von der Empörung über den Bruch der belgischen Neutralität und von reiner Menschlichkeit dazu getrieben, Millionen Menschen ins Unglück zu stürzen. Eine einfache Wahrheit trat nun zutage: ein Land, das nur vom Völkerrecht geschützt wird, ist schutzlos. Kann es sich nicht selbst mit seinen Waffen schützen, so bleibt nichts weiter übrig, als daß es seine Kräfte mit denen Stärkerer vereinigt. Nur so kann es dem unwürdigen Schicksal entgehen, zum Spielball fremder Mächte zu werden. Die Unabhängigkeit des Kleinstaats ist ein leeres Wort. Will der Staat seinen Bestand sicherstellen, will er Tatsachen an die Stelle von Worten setzen, so muß er sich dauernd mit einem Großstaat verbinden, der sich auf seine eigene Kraft stützt und stützen kann. Ist

dieser Schluß richtig — und er läßt sich durch bekannte Beispiele belegen —, so liegt es in dem wohlverstandenen Interesse von Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen, sowie der Schweiz, mehr aber noch von Belgien, — wenn der Zeitpunkt nicht verpaßt sein sollte, — sich zu einem dauernden Schutz- und Trutzbündnis mit dem Deutschen Reiche zu vereinigen.

Die Errichtung eines Staatenbundes zu dem Zwecke wird, wie betont werden soll, nicht nur zum Besten der bezeichneten Staaten empfohlen. Auch für Deutschland würde damit ein bedeutender Machtzuwachs verbunden sein. Die Vorteile liegen auf beiden Seiten, wie dies bei einem auf natürlicher, gesunder Grundlage ruhenden Bündnis stets der Fall sein muß. Es ist auch zuzugeben, daß die Errichtung eines Staatenbundes für seine Mitglieder in Hinsicht auf ihre Handlungsfreiheit Opfer mit sich bringt. Das liegt in der Natur der Dinge, in dem Begriff der Vereinigung. Die großen Millionenunternehmungen auf dem Gebiete der Industrie und des Handels in allen fünf Erdteilen wissen sehr wohl, warum sie sich trotz ihrer Größe zusammenschließen, und warum sie den gemeinsamen Interessen so bedeutende Opfer bringen, die nicht etwa nur in Geld bestehen. Ohne Pflichten keine Rechte. Ohne Unterordnung unter den Zweck der Gemeinschaft ist das Ziel der Gemeinschaft nicht zu erreichen. Ein Staatenbund, der ohne die ihm jetzt zur Verfügung stehenden Kolonien nahezu hundert Millionen Menschen umfaßt, der vom Nordkap bis zum St. Gotthardt reicht, der den größten Militärstaat Europas als Kern umschließt, wird im Frieden wie im Kriege eine ausschlaggebende Machtstellung einnehmen, und das um so mehr, als damit zu rechnen ist, daß auch mit Österreich-Ungarn zum Schutze der gemeinsamen Interessen ein neuer Bund geschlossen wird. Die Kraft und das Ansehen dieses mit eisernen Klammern zusammengehaltenen Staatenbundes kommt mit Notwendigkeit allen seinen Mitgliedern zugute. Ob nicht noch dauernde materielle Vorteile, etwa auf dem Gebiete des Zollwesens, für die Gesamtheit erzielt werden können, das mag einer späteren Betrachtung vorbehalten werden.

Vielleicht erscheint es verfrüht, jetzt schon solche Möglichkeiten ins Auge zu fassen. Wem es aber nicht vergönnt ist, an dem großen Kampf unmittelbar teilzunehmen, dem schweifen leicht über Blut und Eisen der Gegenwart hinweg die Gedanken in die Zukunft, da wieder Friede ins Land zieht. Daß dieser Friede ein ruhmreicher sein wird, daß am letzten Ende unsere Waffen siegreich bleiben, das ist wohl mehr als eine deutsche Hoffnung. Auf dieser Annahme ruht der Plan, der oben in leichten Umrissen dargestellt ist. Er wird bekämpft und verspottet werden. Gelingt es aber, ihn zu verwirklichen, so wird der neue Staatenbund, ebenbürtig der Schöpfung des Deutschen Reiches, zu einer Quelle der Wohlfahrt seiner Glieder, zu einer starken Bürgschaft des europäischen Friedens werden. Justizrat Bamberger

Belgien. Nachdem Belgien freiwillig in die Reihe unserer Gegner getreten ist und nunmehr zum größten Teile in deutsche Verwaltung genommen worden ist, erscheint es angezeigt, und nicht ohne Wert, sich etwas mit seiner inneren Beschaffenheit zu beschäftigen, da leider in weiteren Kreisen des deutschen Volkes keine ausreichende Kenntnis hierüber vorhanden ist. Der Namen Belgier hat nur eine politische, staatsbürgerliche Bedeutung, stellt aber keinen völkischen, rassenmäßigen Begriff dar. Dies ist für die Behandlung und Beurteilung der belgischen Bevölkerung von wesentlicher Bedeutung. Der größte Teil dieser Bevölkerung ist deutschen Stammes und zwar überwiegend niederdeutschen Volkstums. Nur ein kleiner Bruchteil gehört dem hochdeutschen Sprachgebiete an und zwar handelt es sich hierbei nicht etwa um eingewanderte, sondern um geschlossene bodenständige, alteingesessene Bevölkerungskreise, die hauptsächlich in der belgischen Provinz Luxemburg, deren Hauptstadt Arel (Arlon) ist, wohnhaft sind.

Der größte Teil des deutschen Volksgebietes wird dagegen von dem niederdeutschen Stamme der Blaamen, dem zahlreichsten Volkskörper Belgiens, besiedelt. Alle die glänzenden Namen und Orte einer großen Geschichte, wie z. B. Brüssel, Löwen, Gent, Brügge, Antwerpen, fallen in das

vlämische Gebiet. Auch die herrlichen Erzeugnisse mittelalterlichen Kunst entstammen hauptsächlich den vlämischen Gebietsteilen Flandern und Brabant. Brabant hat dem deutschen Reiche auch ein edles Fürstengeschlecht geschenkt, das auf den hessischen Thronen seit langen Zeiten bis in die Gegenwart bedeutsam und segensreich gewirkt hat. Es sei hier nur der Namen Philipps des Großmütigen herausgegriffen. Also mit gutem, altem deutschem Volksboden haben wir es in Flandern und Brabant, jenen belgischen Kernprovinzen, zu tun, denen auch einst die Verbindung mit dem alten deutschen Reiche nicht gefehlt hat.

Trotzdem hat sich diese niederdeutsche (nederduitsche) Welt, die an Geist, Kraft und Zahl überwiegend war und ist, in den jetzigen belgischen Landen allmählich einer romanischen Minderheit untergeordnet, die unter dem Namen Wallonen zusammengefaßt wird. Diese Wallonen sind aber nicht einmal reine Romanen, sondern sie sind stark mit jetzt verwelschten Germanen untermischt. Daher ist Wallonisch auch diejenige französische Mundart, in der sich von allen französischen Volkssprachen am meisten germanische Sprachreste erhalten haben. Bekanntlich enthält ja auch die französische Schriftsprache zahlreiche deutsche Wortstämme, was auf die deutsche Einwanderung nach Gallien zur Zeit der Völkerwanderung zurückzuführen ist. Der Norden und Osten Frankreichs enthält daher auch die tüchtigste Bevölkerung des Landes, weil in ihr viel deutsches Blut steckt, was man noch äußerlich vielen hochgewachsenen blonden Leuten ansieht. Niederdeutsch (vlämisch) wird noch heute in der Nordwestecke von Frankreich, in der Gegend von Dünkirchen, gesprochen. Diese Bevölkerung der Dünkircher Gegend nahmen 1870 teilweise sogar eine feindliche Haltung gegen die französische Obrigkeit ein, worauf ein damaliger französischer Bericht ausdrücklich hinwies, unter Bezeichnung dieser Bevölkerung als niederdeutsch („bas-allemand").

Der Minderheit der Wallonen in Belgien ist es also gelungen, dem ganzen Lande einen romanischen Stempel aufzudrücken, so daß Französisch als Sprache des Umgangs der gebildeten Stände, der Staatsbehörden sowie der höheren und mittleren Schulen die Oberherrschaft hat. Die Nachgiebigkeit der gesamten deutschen Rasse gegenüber fremden Einflüssen zeigt sich auch hier wieder, sie hat z. B. auch dahin geführt, daß der benachbarte rein deutsche Staat Luxemburg als Amtssprache das Französische benutzt. In dem Vlaamentum Belgiens hat man in der letzten Zeit jedoch in zunehmendem Maße das Beschämende und Unwürdige des seitherigen Zustandes erkannt und die sogenannte vlämische Bewegung hat sich bemüht, dem eigenen Volkstum nach Art und Sprache die berechtigte Geltung zu verschaffen. Es sind dann auch in den letzten Jahren in der Verwaltung und Gesetzgebung Belgiens für die Vlaamen nennenswerte Erfolge tatsächlich erzielt worden. Das Vlaamentum hat es noch nicht erreicht, daß unter den Universitäten des Landes die französische Ausschließlichkeit beseitigt, und daß wenigstens eine Hochschule, nämlich Gent, ganz oder überwiegend vlämisch wurde. Das ist aber nötig, damit der welsche Firnis, der über den vlämischen Teil Belgiens gezogen ist, beseitigt wird. Die große Mehrheit der Vlaamen hat nun allerdings nicht das Gefühl, daß sie einfach ein Glied des großen deutschen Volkes sind und daß sie die nächsten Stammesbrüder der niederdeutschen (plattdeutschen) Bevölkerung des Nordens unseres deutschen Reiches sind, obgleich sie dies sofort an der Ähnlichkeit und Verständlichkeit der Sprache erkennen müßten. Das ändert nun aber an den unbestreitbaren Tatsachen selbst, wie sie durch Sprache, Blut und Geschichte gegeben sind, nichts und wir Reichsdeutsche, die wir jetzt den Großteil Belgiens in unsere Verwaltung genommen haben, müssen uns dieser Umstände, die für unsere Politik und Verwaltung von der größten Bedeutung sind, stets auf das bestimmteste bewußt bleiben, mag nun unsere Verwaltung vorübergehend oder dauernd sein. Diese Verhältnisse müssen bei der einstigen endgültigen Regelung neben den zwingenden militärischen Erwägungen, die unbedingt auf eine möglichst dauernde Sicherung unseres Volks- und Reichsgebietes abzuzielen haben, eine wesentliche Rolle spielen. Es kann und darf für die Entschließungen nicht ohne Bedeutung sein, ob ein feindliches Land, das wir notgedrungen siegreich ge-

nommen haben, einen fremden oder aber einen überwiegend stammverwandten Volkskörper aufweist, wobei es auch nicht ausschlaggebend sein kann, ob diese Stammesgenossen sich zurzeit der Gemeinsamkeit des Volkstums bewußt sind oder nicht. Jedenfalls ist es aber eine Gegenwartsaufgabe der jetzt bestehenden deutschen Verwaltung in Belgien an diese Gemeinsamkeit anzuknüpfen, das Bewußtsein derselben zu wecken und zu stärken und den äußeren französischen Firnis des Landes als solchen zu erkennen und zu behandeln*). Otto von Pfister

England — der Zuchtmeister der Welt. Daß unsere lieben Vettern jenseits der Nordsee wahrlich nicht an übermäßiger Bescheidenheit leiden, haben wir immer gewußt. Bis zu welcher Stärke sich aber ihre Anmaßung und Selbstüberhebung allmählich entwickelt hat, das ist uns wohl erst seit dem Beginn des großen Krieges ganz klar geworden. Den Gipfel der Unverschämtheit dürfte jener Aufsatz erreichen, den das Londoner Blatt Daily Chronicle am 1. September gebracht hat und der überschrieben ist: „Was soll mit dem Kaiser geschehen?" Daß man bereits das Fell des Bären verteilt, bevor man ihn erlegt hat, daß man Landkarten veröffentlicht, auf denen das Gebiet Deutschlands bis auf einen kleinen Rest an die — natürlich siegreichen — Staaten des Dreiverbands aufgeteilt ist, das wollen wir den Engländern nicht einmal so sehr übelnehmen. Wenn aber darin das Verlangen ausgesprochen wird, mit Kaiser Wilhelm, der durch seine Verbrechen gegen Kultur und Zivilisation das Leben verwirkt habe, kurzen Prozeß zu machen, „damit unseren Herrschern die Aufgabe abgenommen wird, die Art seiner Bestrafung festzusetzen", so fragt man sich unwillkürlich, ob der Verfasser des Aufsatzes noch bei klarem Verstande war, als er diese Zeilen niederschrieb. Die Unverfrorenheit, mit der sich England hier anmaßt, den Zuchtmeister über andere Völker zu spielen, erscheint uns so unfaßbar, daß wir sie am liebsten für die Ausgeburt eines kranken Hirns ansehen möchten. Und doch ist diese Überzeugung von dem Berufe Englands als eines Zuchtmeisters der Welt tief im Herzen des englischen Volkes eingewurzelt. Das möge man aus folgenden Zeilen erkennen, die ein bekannter und viel gelesener Schriftsteller Englands, A. Conan Doyle, lange Jahre vor dem Ausbruche des Krieges in der Erzählung „Die Tragödie der Korosko" niederschrieb und mit denen er gewiß nur das ausdrückte, was so ziemlich jeder Engländer denkt und fühlt.

Es unterhalten sich dort zwei Engländer über die Besitzergreifung Ägyptens durch Großbritannien. Der eine sagt: „Ich bin der Ansicht, daß wir lange genug die Polizisten der Welt gewesen sind. Wir reinigten die Meere von Piraten und Sklavenjägern. Jetzt reinigen wir das Land von Derwischen, Straßenräubern und allem, was sonst eine Gefahr für die Zivilisation sein könnte. Es gibt keinen verrückten Priester, Zauberdoktor oder sonstigen Aufwiegler auf diesem Planeten, der sein Auftreten nicht dadurch anzeigt, daß er nach dem nächsten britischen Offizier sticht. Man bekommt das nachgerade satt. Wenn ein Kurde in Kleinasien losbricht, will die Welt wissen, warum Großbritannien ihn nicht in Ordnung hält. Wenn in Ägypten oder im Sudan sich die Soldaten oder die Eingeborenen erheben, so hat wieder Großbritannien nach dem Rechten zu sehen. Und all das zu einer Begleitung von Verwünschungen, wie sie der Schutzmann zu hören bekommt, wenn er einen Einbrecher unter seinen Spießgesellen festnimmt. Wir ernten derbe Stöße und keinen Dank; warum sollten wir es also tun? Laßt doch Europa selbst seine Schmutzarbeit verrichten!"

„Nun," sagte der Oberst Cochrane, „ich stimme Ihnen keinesfalls bei, und ich denke, wenn Sie ein solches Verfahren befürworten, so verrät dies eine sehr beschränkte Auffassung unserer nationalen Pflichten. Ich denke, daß hinter nationalen Interessen, diplomatischen Verhandlungen und alledem eine große leitende Macht steht — in der Tat eine Vorsehung — die immer darauf ausgeht, aus jedem Volke das Beste herauszuholen und zum Wohle der ganzen Welt zu verwenden. Wenn ein Volk aufhört, ihrem Rufe zu ant-

*) Man vergleiche zu diesen Ausführungen den Aufsatz von Franz Fromme „Flämen und Wallonen in Belgien", 1913, Heft 25.

worten, ist es Zeit, daß es für ein paar Jahrhunderte ins Krankenhaus kommt, wie Spanien und Griechenland — es hat seine Tugend verloren. Ein Mann oder ein Volk ist nicht auf diese Erde gestellt, um nur das Angenehme und Nützliche zu tun. Ein Volk wird auch oft aufgerufen, das durchzuführen, was weder Vergnügen noch Nutzen verspricht; aber wenn es offenbar im Recht ist, darf es sich nicht darum drücken, die Arbeit auf sich zu nehmen.

Ein jedes Volk hat seine eigene Aufgabe Deutschland herrscht in der Welt des abstrakten Gedankens, Frankreich in der Literatur, Kunst und Anmut. Aber wir haben unter unseren besten Männern eine höhere Auffassung sittlichen Gefühls und öffentlicher Pflicht, als sich bei irgend einem anderen Volk findet. Nun sind diese beiden Eigenschaften erforderlich, um eine schwächere Rasse zu regieren. Man kann ihr nicht mit abstrakten Gedanken, noch mit anmutiger Kunst helfen, sondern nur mit jenem sittlichen Gefühl, welches die Schalen der Gerechtigkeit gleichmäßig wägt und sich selbst von jedem Flecken der Bestechlichkeit frei hält. So beherrschen wir Indien. Wir kamen dorthin auf Grund eines Naturgesetzes, wie Luft in einen leeren Raum eindringt. Über die ganze Welt hin werden wir gegen unsere unmittelbaren Interessen und wohlerwogenen Absichten dazu gebracht, dasselbe zu tun. . . .

Es gibt auf der Welt keinen Raum für unehrliche, pflichtvergessene, tyrannische, unverantwortliche Regierungen. Solange sie bestehen, werden sie immer eine Quelle der Verwirrung und der Gefahr bedeuten. Aber es gibt viele Rassen, die so unfähig erscheinen, sich zu bessern, daß wir niemals hoffen dürfen, aus ihnen eine gute Regierung zu bilden. Was sollen wir dann tun? In einem solchen Fall benutzte die Vorsehung früher das Mittel, sie durch einen männlicheren Stamm auszurotten — ein Attila oder ein Tamerlan schnitt den schwächeren Zweig aus. Jetzt geht es gnädiger ab, indem die Regierenden oder auch nur die Ratgeber von einer fortgeschrittneren Rasse gestellt werden. Dies ist der Fall mit den innerasiatischen Khanaten und den Schutzstaaten Indiens. Wenn die Arbeit getan werden muß, wäre es, wie ich denke, eine Feigheit und ein Verbrechen, sich darum zu drücken. . . .

Nehmen wir z. B. Ägypten! Im Jahr 1881 lag unserem Volke in der Welt nichts ferner, als sich irgendwie in Ägypten einzumischen; und dennoch waren wir 1882 im Besitz des Landes. Es gab aber keine Wahl in der Kette der Ereignisse. Ein Gemetzel in den Straßen Alexandrias und das Auffahren von Geschützen, um unsere Flotte hinauszutreiben, welche dort lag, wie Sie wissen, um feierlich vertragsmäßig übernommene Pflichten zu erfüllen, führten zu der Beschießung Alexandrias. Die Beschießung führte zu einer Landung, um die Stadt vor der Zerstörung zu retten. Die Landung veranlaßte uns, unsere militärischen Operationen auszudehnen — und da sitzen wir nun mit dem Land auf dem Halse. Während der Unruhen baten und beschworen wir die Franzosen oder irgendjemand anders, uns zu helfen, Ordnung zu schaffen; aber sie alle ließen uns im Stich, als es Arbeit zu tun gab, obgleich sie bereit genug sind, jetzt auf uns zu schelten und uns Steine in den Weg zu legen. Als wir versuchten, wieder aus Ägypten herauszukommen, entstand jene wilde Bewegung unter den Derwischen, und wir mußten fester denn je sitzen bleiben. Wir haben uns nie nach der Aufgabe gedrängt, aber wo sie jetzt da ist, müssen wir geschickt bis zu Ende durchhalten. . . ."

So weit Conan Doyle. Was für ein Musterstück tiefer, unparteiischer Geschichtswissenschaft sind doch die Ausführungen über die Besitzergreifung Indiens, die Vergewaltigung Ägyptens! Und welch köstliches Bild für den unbefangenen Zuschauer der biedere John Bull, der tränenden Auges, ganz wider seinen Willen gezwungen ist, einen fetten Bissen nach dem anderen in den weitgeöffneten, unersättlichen Schlund zu schieben. Zugleich aber auch welch Beispiel unerhörter Anmaßung und widerlicher Heuchelei! Das aber hat ja England immer meisterhaft verstanden, nicht nur den eigenen selbstsüchtigen Absichten irgendein Mäntelchen der Humanität, Kultur oder Zivilisation umzuhängen, sondern auch die anderen Völker durch die englische Brille schauen zu lassen, ihnen vorzuschreiben, was sie für gut und

was sie für böse zu finden haben: was ich tu', das ist wohlgetan, es bleibt gerecht mein Wille! Nun, wir wissen es ja: die Engländer sind das auserwählte Volk Gottes, und „God is an Englishman". Möge dieses freche, lästerliche Wort, das hoffen wir zu unserem Gott, in diesem Krieg an ihnen zuschanden werden! Dr. Julius Voigt

Ein Urteil des Auslandes. „Es handelt sich in der gegenwärtigen Krisis für die Deutschen nicht darum, Edelsinn oder Mitleid zu zeigen, oder dem besiegten Feinde großmütig Verzeihung zu gewähren, sondern vielmehr um einen einfachen Akt der Vorsicht und der praktischen Behandlung der Frage: Was wird der Feind nach dem Kriege tun, wenn er wieder zu Kräften gekommen ist? In England hat man nur eine schwache Erinnerung an die zahlreichen harten Lektionen, die Deutschland durch das Verfahren Frankreichs in den letzten vier Jahrhunderten erteilt worden sind. Seit vierhundert Jahren hat keine Nation so böswillige Nachbarn gehabt, als die Deutschen an den Franzosen, die unverschämt, raubgierig, unersättlich, unversöhnlich auftraten, und stets bereit bereit waren, die Offensive zu ergreifen. Deutschland hat während dieser ganzen Zeit die Übergriffe und Anmaßungen Frankreichs ertragen. . . . Die Gesamtmasse der Lügen, welche das offizielle und nicht offizielle Frankreich seit dem Monat Juli mit dem Bewußtsein, daß es lüge, zutage gefördert hat, ist unerhört und ganz erschreckend groß."

So schrieb die Times im Dezember 1870 (Vergl. Moritz Busch: Graf Bismarck und seine Leute, Band 2 S. 107.) Das englische Blatt stand damals ganz überzeugt auf Seiten des Siegers. Der Aufsatz schloß in heller Begeisterung:

„Vermittels ruhiger, grandioser Maßregeln verfolgt Herr von Bismarck mit seinen eminenten Fähigkeiten einen einzigen Zweck: die Wohlfahrt Deutschlands, die Wohlfahrt der ganzen Welt. Möge das großherzige, friedliebende, aufgeklärte und ernsthafte deutsche Volk sich denn zur Einheit gestalten, möge Germania die Königin des Festlandes werden, statt des leichtsinnigen, ehrgeizigen, streitsüchtigen und viel zu reizbaren Frankreich. Das ist das größte Ereignis der gegenwärtigen Zeitläufte, dessen Eintritt alle Welt erhoffen muß."

Die Ausführungen waren gewiß vortrefflich. Wenn der Verfasser aber meint, es sei schwer zu sagen, ob sich jemals eine Nation mit solcher Schande bedeckt hat, wie die französische, so ist die Frage heute nicht schwer zu beantworten. Es gibt ganz sicher eine Nation, richtiger eine Regierung, die viel leichtsinniger, viel schändlicher mit Gut und Blut von Millionen Menschen gespielt hat, — das ist die englische Regierung von 1914.

B.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da anderenfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3681, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Das Gouvernement Sſuwalki

Von George Cleinow

Es iſt noch keine „geheiligte ruſſiſche Erde“, die in dieſen Tagen mit dem Gouvernement Sſuwalki unter deutſche Verwaltung geraten iſt. Vorwiegend von Katholiken bewohnt, iſt Sſuwalki alter litauiſcher Beſitz, um den Preußen, Shmuden, Litauer, Polen und Ruſſen viele Jahrhunderte gekämpft hatten, ehe im Jahre 1867 Alexander der Zweite die alte polniſche Wojwodſchaft Auguſtowo in die beiden Gouvernements des Weichſelgebietes Lomſha und Sſuwalki zerlegte, um die Bekämpfung des polniſchen Großgrundbeſitzes durch den Gouverneur mit Hilfe der Litauer gerade in Sſuwalki möglichſt ungeſtört durch die übrigen Polen des Weichſelgebiets betreiben laſſen zu können. Zur direkten Ruſſifizierung des Gebietes, wie ſie etwa im öſtlichen Teile von Lublin, im ſogenannten Cholmer Lande Platz gegriffen hatte, war Sſuwalki bisher noch nicht reif. Noch bedurfte die Regierung, wie in den baltiſchen Provinzen bei der Ruſſifizierung der Deutſchen, eines Deckmantels. Der gütige Zar, das demokratiſche ruſſiſche Volk, nahm ſich noch lediglich der „bedrückten“ niederen Schichten, der Litauer, an gegen die polniſchen Uſurpatoren. Infolgedeſſen wird die Beſitzergreifung von Sſuwalki durch unſere Truppen bei den Ruſſen kaum große nationale Erregung wecken: die „geheiligte ruſſiſche Erde“ beginnt erſt hinter der Linie Wilna—Breſt-Litowſk—Lublin—Przemyſl, im ſogenannten Nordweſt- und Südweſtgebiet und in Oſtgalizien.

Das Gebiet des heutigen Gouvernements Sſuwalki iſt zuſammen mit Kowno, Grodno und Wilna in ſeinen wechſelvollen Schickſalen auch einmal deutſches Kolonialland geweſen. Das bezeugt noch heute, abgeſehen von den Namen ehemals deutſcher Edelleute, wie von Biſtram, von Lengning und anderer, das Vorhandenſein von mehr als 50 000 Lutheranern, von denen ſich bei der letzten Volkszählung (1897) rund 40 000 noch als „njemcy“, das heißt als Deutſche ruſſiſcher Untertanenſchaft bezeichneten. Kein Wunder.

Klimatiſch, geologiſch, in Fauna und Flora unterſcheidet nichts das Gouvernement von Oſtpreußen. Der uraliſch-baltiſche Höhenrücken geht hier breit durch und zeigt mit ſeinen Wäldern, Sümpfen, Seen denſelben Charakter wie die Romintener Heide. Die guten Weiden geſtatten die Aufzucht eines dem oſtpreußiſchen verwandten guten Pferdeſchlages. Wenn alles wilder und urwaldartiger, an einzelnen Stellen unberührter, meiſt aber verwahrloſter ausſieht, wie in Oſtpreußen, ſo trägt die Natur nicht die Schuld daran: der Unterſchied im äußeren Anſehen der preußiſchen und ruſſiſchen Provinz gibt den Maßſtab für den Unterſchied zwiſchen preußiſcher und ruſſiſcher Verwaltungspraxis. Den natürlichen, nach Preußen weiſenden Vorbedingungen ſcheint die ruſſiſche Regierung Rechnung getragen zu haben, als ſie dereinſt bei der Schaffung von Kongreßpolen das Gouvernement im Norden und Oſten vom Lauf des Njemen, im Süden von dem der Loſſina und des Bobr mit ihren unwegſamen Sümpfen gegen Rußland abgrenzte und es ſo aus den ruſſiſchen Landen förmlich herausſchnitt. Es iſt nur ein ganz ſchmaler kaum fünfzig Kilometer breiter Streifen trocknen Landes im Südweſten, der Sſuwalki mit dem übrigen Weichſelgebiet verbindet.

Jetzt im Herbſt hat die litauiſche Landſchaft gerade am flach abſteigenden Nordhange des Höhenzuges einen wunderbar eigenen Reiz. Der Horizont wird begrenzt durch dunkle Wälder; die ſanften Hügelketten ſind bedeckt von weiten, endloſen gelben Stoppelfeldern; nur hin und wieder werden ſie ſchon jetzt von einer emſigen Pflugſchar aufgeriſſen, die das Gelb in Grau verwandelt. Dafür beleben zahlreiche Gänſeſcharen die Fläche; ihr Gefieder ſcheint in dem eigenen träumeriſchen Licht zu glitzern und zu gleißen; wie Trompeten ſchmettert der Ruf der Gänſeriche über die Flur. Hin und wieder werden graugelbe Schweineherden ſichtbar und an den Feldrainen Kinder, die Hüter aller dieſer Scharen. Über das ganze Land verſtreut die Bauernhöfe. Geſchloſſene Dörfer gibt es hier nicht, — es ſei denn eine alte deutſche Haulandkolonie am Waldrande. Größere Gutshöfe ſind ſelten, obwohl das Standesregiſter gegen dreitauſend Perſonen von Adel aufweiſt. Die Nähe von Großgrundbeſitz deutet ſich dem Wanderer durch weite Wieſen, auf denen Pferde weiden, an. Fabrikſchornſteine kennt man in dieſen glücklichen Gefilden kaum. Die Bauernhöfe ſind meiſt von hohen Bäumen, ſchwarzen Edeltannen und herbſtgelben Birken und Ebereſchen umſtanden, deren ſaftigroten Früchte auf dem dunklen Hintergrunde faſt ſo kräftig glühen, wie die Kamelien und Azalien in den Gärten des Comer Sees. Über alle dem liegt jetzt ein blaugrauer ſchweigſamer Himmel ohne Sonnenſcheibe und geheimnisvoll, als ging Keiſtuds Geiſt über die Fluren, zieht Altweiberſommer über die Felder, raunt ein Etwas durch die Stille. Litauen! ſagenreiches, märchenreiches! Auch ohne die zahlreichen Lager umherziehender und Pferde ſtehlender Zigeuner an den Waldrändern, atmet dies Land eine Romantik, wie ſie mir weder in den Bergen der Schweiz, noch im Kaukaſus, noch in Bosnien je zum Bewußtſein gekommen iſt.

Aus den Träumen ſchreckt den Wandrer Raſſeln, Klappern und Plappern. Ein merkwürdiges Gefährt rumpelt heran: drei oder vier Klepper, breit geſpannt vor einem Inſtrument, das ſeinen Ausmaßen nach früher einmal ein Omnibus, ſeiner Konſtruktion nach eine Equipage geweſen ſein könnte; jedenfalls mochte der Wiener Wagenbauer, der vor achtzig bis hundert Jahren die Zeichnung zu dieſem Gefährt für den polniſchen, ſpäter von Murawjoff vertriebenen Magnaten entwarf, nicht auf den Gedanken gekommen ſein, daß je in ihm eine ſo bunte und wenig diſtinguierte Geſellſchaft ſitzen würde: gegen zehn jüdiſche Händler verſchiedenſter Steuerkraft und Anſehens, ein deutſcher Handwerker, wohl auch der evangeliſche Paſtor oder der katholiſche Vikar, dem die Bauern kein Geſpann geben wollten; im Sack quietſchen ein Paar Ferkel; hinter dem Wagen am Seil oder neben den Kleppern vorn trottet ein Gaul, der vielleicht erſt an der letzten paſſierten Waldecke vom Zigeunerhäuptling in Kommiſſion genommen wurde. Dieſe Wagen ſind, wenn nicht die einzigen, ſo doch die wichtigſten Träger des Verkehrs zwiſchen den Orten von Sſuwalki. Der Hauptſtrom Litauens, der Njemen, kommt kaum in Betracht: er iſt eine viel gewundene, tief, an manchen Stellen bis zu ſechzig Meter eingeſchnittene Grenzlinie gegen Oſten und Norden, kein eigentlicher Verkehrsweg für das Gouvernement. Der Kanal von Auguſtow, der den Njemen mit dem Narew verbindet und die ungeheuren Sümpfe und Waldungen in der ſüdöſtlichſten Ecke durchquert, kommt wohl nur für dieſe und den Durchgangsverkehr für Holz aus Lomſha in Betracht. Die Eiſenbahn, die den Truppenübungsplatz von Orany mit der Gouvernementshauptſtadt verbindet und von dort nach Grodno — Schnellzugſtation der Eiſenbahn Petrograd—Wilna—Warſchau — führt, wurde bisher vorwiegend nach ruſſiſch-militäriſchen Geſichtspunkten betrieben: man braucht für die hundertunddreißig Kilometer lange Strecke ſieben Stunden; durch den nördlichſten Teil der Provinz führt die zweigleiſige Hauptſtrecke, die Eydtkuhnen mit Kowno und darüber hinaus mit Wilna und Petrograd verbindet. Einige wenige Chauſſeen, die die hauptſächlichſten Orte: Kowno an der Nordoſtecke, gegenüber Wirballen an der preußiſchen Grenze, Wilkowiſki, Mariampol, Sſuwalki und Auguſtow mit Grodno im Südoſten verbinden, ſind zuſammen etwa dreihundertundfünfzig Kilometer lang, was bei einer Fläche von zwölftauſendfünfhundertundeinundfünfzig Quadratkilometern und rund 800 000 Einwohnern bezeichnend iſt für die wirtſchaftliche Erſchließung des Gebiets. Unter dieſen Verhältniſſen würde der leicht ausführbare Bau einer Anſchlußbahn von kaum hundert Kilometer Länge zwiſchen Sſuwalki und Marggrabowo geradezu revolutionierend wirken. — Möge dieſer Bau die nach der Befreiung des Gebiets vom ruſſiſchen Joch erſte Kulturwohltat unſerer Truppen an den Bewohnern von Sſuwalki ſein.

Das Gouvernement Sſuwalki einwandfrei ſtatiſtiſch zu erfaſſen, iſt bei dem vorhandenen Material unmöglich: die Bevölkerungsſtatiſtik beruht auf der berüchtigten Volkszählung von 1897 und die Gewerbeſtatiſtik iſt von verſchiedenen

Ressorts unter verschiedenen Gesichtspunkten aufgestellt. Die hier folgenden Angaben werden aber das heutige Bild im allgemeinen richtig wiedergeben.

Noch heute darf das Gouvernement als ein rein landwirtschaftliches mit großer Waldwirtschaft bezeichnet werden. Die industrielle Gütererzeugung wird sieben Millionen Mark kaum übersteigen, die Zahl der industriellen Arbeiter wird nicht wesentlich höher wie 2500 sein. Die Industrie verarbeitet ausschließlich einheimische landwirtschaftliche Erzeugnisse. Eine gewisse Rolle spielt im nördlichen Teil die Bürstenbinderei und Lederverarbeitung. Eisen- und Maschinenindustrie, über Schlosserei hinausgehend, beschränkt sich auf die unbedeutenden Eisenbahnwerkstätten. Von der rund 1115000 Hektar großen Gesamtfläche des Gouvernements befinden sich 630000 Hektar in bäuerlichem, 260000 Hektar in sonstigem Privatbesitz; 225000 Hektar sind Staatseigentum. Zieht man in Betracht, daß von diesem Staatseigentum im Jahre 1907 allein 945221 Rubel, oder rund 2 Millionen Mark, auf Einnahmen aus Forstwirtschaft entfielen, aber nur 29708 Rubel aus „sonstige", so wird man folgern dürfen, daß der Staatsbesitz vorwiegend aus Wald- und Sumpfland besteht. Die Landwirtschaft wird den Bauern sehr erschwert, einmal durch Mangel guter Weiden, was sie hindert, Vieh und Pferde zu züchten, und dem Großgrundbesitz durch das Vorhandensein der Servitutenplage, die den Bauern die Möglichkeit gibt, die Wälder zu verwüsten. Schließlich hat der letzte Handelsvertrag mit Deutschland mit seinem Einfuhrscheinsystem den Getreidebau recht wenig rentabel gemacht.

Die Städte sind kläglich. Es gibt ihrer zehn. Sie hatten noch 1901 zusammen ein Ausgabenbudget von 118653 Rubel, darunter die Hauptstadt Sſuwalki — übrigens eine der in sanitärer Beziehung höchst stehenden Städte des Weichselgebiets — mit 43244 Rubel! Sollte die Summe sich im Laufe der Jahre bis heute wirklich verdoppelt haben, so wäre das außerordentlich. Die wenigen Zahlen lehren, wie gering das wirtschaftliche Leben und die Selbstverwaltung in Sſuwalki entwickelt ist, wie alles Leben unter einem unsichtbaren Druck zu stehen scheint, — sie lassen aber auch ahnen, wieviel der neue Verwalter dieser Provinz wird leisten müssen, um das Leben hier zu erwecken. Im Hinblick auf die Rührigkeit und Opferfreudigkeit der Juden wird in den Städten manches leichter gehen, als es auf den ersten Blick möglich erscheint, sobald nur die Verkehrswege ausgebaut sind.

Unvergleichlich viel mannigfaltiger, wie die Wirtschaft vermuten läßt, ist die Zusammensetzung der Bevölkerung nach Nationalitäten und Glaubensbekenntnissen. Den Stock bilden die 400000 Litauer, die etwa fünf Sechstel des Gouvernements, begrenzt im Süden durch die Schwarze Hancza, besetzt halten, während die Polen mit 165000 Seelen vorwiegend das südliche Sechstel bewohnen. Die Städte und Flecken beherbergen gegen 125000 Juden. Außerdem gibt es noch etwa 40000 Deutsche, die vorwiegend in den mittleren Kreisen Mariampol und Kalvaria wohnen (in der Stadt Sſuwalki,

wo eine evangeliſche Kirche iſt, gegen 900); ebenſoviel Ruſſen; dieſe bilden, abgeſehen von den Beamten, ziemlich abgeſchloſſene Kolonien ganz im Süden in den Kreiſen Auguſtow, Sſuwalki und Seyny. Schließlich wohnen ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert in den Kreiſen Kalvaria und Wilkowiſki noch ein halbes Tauſend Tataren, die die polniſche Sprache und Lebensweiſe angenommen haben.

Litauer und Polen ſind römiſch-katholiſch, die Ruſſen jedoch in Sekten geſpalten. Gegen 20000 von ihnen gehören zu den ſogenannten Altgläubigen (Staro-obrjadce), ein ſehr konſervatives Element, das ſtreng an den alten ruſſiſchen Gebräuchen feſthält und am Zarentum hängt und ſomit dem deutſchen Regiment Schwierigkeiten bereiten dürfte. Neben ihnen ſtehen gegen 10000 Sektierer, die ſeit Jahrhunderten in offener Auflehnung gegen die Staatskirche leben, teils ſogenannte Beſpopowcy, die keine vom Staat beſtellten Prieſter anerkennen, teils Gleichgläubige (Jedinowjery), die im Jahre 1800 der ruſſiſchen Staatskirche verbunden (uniert) wurden. Die übrigen Ruſſen ſind als Offiziere und Beamte wohl ohne weiteres der Staatskirche zuzurechnen.

Das Vorhandenſein der verſchiedenen Arten von Altgläubigen in Sſuwalki ſtellt den Verwaltungschef dieſes Gebiets vor Aufgaben der Kulturpolitik, die in den übrigen Gouvernements des Weichſelgebiets nicht vorhanden ſind. Die Altgläubigen, deren es im inneren Rußland an die fünfzehn Millionen gibt, haben ſich auf dem Konzil von Moskau am 13. Mai 1667 von der Staatskirche getrennt; „ſcheinbar," ſchreibt Völker, „ging man wegen Nebenſächlichkeiten auseinander." Es handelte ſich tatſächlich um Äußerlichkeiten des Gottesdienſtes, um „eine Überſpannung des kultiſchen Momentes". Die Altgläubigen erwarten das Heil von der peinlichſten Beobachtung der rituellen Vorſchriften. „Der Jeſusname wird Iſſus und nicht, wie die revidierten Texte vorſchlugen, Jiſſus ausgeſprochen; nach dem Gloria wird nach wie vor ein zweifaches, nicht ein dreifaches Hallelujah angeſtimmt." Man erkennt den Altgläubigen ohne weiteres daran, daß er beim Gebet oder Schwur das Kreuz nicht mit drei Fingern ſchlägt, ſondern mit zweien, mit dem Zeigefinger und Mittelfinger! — Im Jahre 1905 hat die ruſſiſche Regierung die Altgläubigen dadurch verſöhnt, daß ſie die bis dahin verſchloſſenen Kirchen öffnen ließ und das Kirchenvermögen wieder herausgab. — Unerbittlich zeigte ſie ſich bis in die jüngſte Zeit nur gegen eine Abſplitterung der Altgläubigen, gegen die Beſpopowcy. Bei der Spaltung der ruſſiſchen Kirche im Jahre 1667 war nur ein Biſchof, Paul von Kolomna, mit zu den Altgläubigen übergetreten, aber bald im Gefängnis geſtorben. Die Beſpopowcy lehnten nun alle nicht von ihrem Biſchof geweihten, ſonſt zu ihnen übergetretenen Prieſter ab. Das hat das Aufhören der Sakramente zur Folge gehabt. „Das Abendmahl wurde, ſolange der Vorrat reichte, mit ‚vornikonianiſchen' Hoſtien, die zerrieben und neuem Teig beigemiſcht wurden, gefeiert.... Aus demſelben Grunde erfolgte die Preisgabe des ſakramentalen Charakters der Ehe; die Folge war eine heilloſe Verwirrung der Anſchauungen auf dieſem Gebiet, die zwiſchen

mönchiſcher Aſkeſe und freier Liebe ſchwanken." *) Und das iſt auch der hauptſächlichſte Grund, wenn die ruſſiſche Bevölkerung in Sſuwalki, ſoweit ſie zu den Beſpopowcy gehört, ſchwer in eine geordnete ſtaatsbürgerliche Gemeinſchaft einzufügen iſt. Sie iſt durch die Ungeſchicklichkeiten der Polizei und die Grauſamkeit der Prieſter der Staatskirche aufs äußerſte fanatiſiert und gegen jeden mißtrauiſch, der ihr auf den genannten Gebieten Vorſchriften machen will. Die Beſpopowcy gehören zu den unkultivierteſten Teilen des ruſſiſchen Volkes.

Ein intereſſantes Merkmal des Gouvernements iſt die völlige Abweſenheit eines geiſtigen Zentrums. Die Hauptſtadt iſt eine reine jüdiſche Händlerſtadt ohne politiſche Intereſſen, da dieſe niedergehalten werden durch das Vorhandenſein der Gouvernementsregierung und zahlreicher Truppenſtäbe. Die litauiſche Intelligenz hat ihren Sitz außerhalb Sſuwalkis in der Stadt Kowno, von wo ſich ihr Einfluß längs der Eiſenbahn bis zum Hauptzollamt Kibarty (Wirballen) ausdehnt. So iſt es auch verſtändlich, daß das Gouvernement als ſeine Vertreter in der Reichsduma zwei Litauer aus Kowno, Andrej Bulat, einen Sozialrevolutionär, und Peter Leonas, einen konſtitutionellen Demokraten, erwählte, und bezeichnend für die Stimmung in der Landbevölkerung iſt, daß ſie, als die Zahl der Abgeordneten für das Gouvernement im Jahre 1907 von zwei auf einen herabgeſetzt wurde, nicht den konſtitutionellen Demokraten ſondern den Sozialrevolutionär mit ſeinem radikalen Agrarprogramm wählte. Eine höherſtehende jüdiſche Intelligenz von einiger politiſcher Bedeutung gibt es in Sſuwalki nicht; dagegen im nördlichen Teile mit dem Zentrum in Wilkowiſki und Mariampol gut organiſierte marxiſtiſche und zioniſtiſche Arbeitervereine. Im übrigen hat die jüdiſche Intelligenz ihren Rückhalt in Grodno, Kowno und Bjalyſtok.

Auch ſonſt kann man ſagen, daß der ſüdliche Teil des Gouvernements nach Grodno und Bjalyſtok, der nördliche nach Kowno gravitiert. Die wirtſchaftliche Verbindung zu Warſchau wird nur vermittelt durch die Gouvernements- und Kreiskomitees der Hypothekenbank, die auf dem Statut von 1808 beruht; eine letzte Erinnerung an die frühere Selbſtändigkeit im Kongreß-Polen. Die einzige in Sſuwalki durch eine Filiale vertretene größere Privatbank iſt die Rigaer Kommerzbank, ein Zeichen für die Richtung und Bedeutung des Holzhandels. Der großgrundbeſitzende polniſche Adel ſpielt keine hervorragende Rolle. Wo er in der Landwirtſchaft, zum Beiſpiel bei der Gründung landwirtſchaftlicher Genoſſenſchaften, hätte hervortreten können, hat er das Feld Litauern und Deutſchen geräumt, und verhält ſich der nationalen Frage gegenüber indifferent.

Die geiſtige Unſelbſtändigkeit des Gebietes erklärt ſich, abgeſehen von der geographiſchen Lage und der adminiſtrativen Abgeſchloſſenheit, wohl auch durch

*) Näheres über die Altgläubigen bei Völker im Handwörterbuch „Die Religion in Geſchichte und Gegenwart", herausgegeben von Friedrich Michael Schiele und Leopold Zſcharnack. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1913. Bd. V. S. 73. — Dort auch ein vortrefflicher Aufſatz von K. Graß über die ruſſiſchen Sekten überhaupt.

die Schulverhältniſſe daſelbſt. Es gibt im ganzen Gouvernement mit ſeinen 800000 Einwohnern nur ein vierklaſſiges Gymnaſium in der Hauptſtadt, das vorwiegend den Kindern ruſſiſcher Beamten und Offizieren zugute kommt, und ein Seminar für Volksſchullehrer in Wejwery. Überhaupt gehört Sſuwalki in Schulangelegenheiten zu den vernachläſſigſten Gouvernements nicht nur des Königreichs Polen, ſondern ganz Rußlands. In Dingen der Schule iſt ihm eigentlich nur das benachbarte Lomſha in dieſem Sinne überlegen. So gab es im Jahre 1903/04 in Sſuwalki nur 195 Volksſchulen, davon 181 einklaſſige, 6 zweiklaſſige, 7 Abend- und Sonntagsſchulen; eine Volksſchule kam auf 3208 Einwohner reſpektive auf 521 Kinder im ſchulpflichtigen Alter, während in den fünfzig Gouvernements des europäiſchen Rußland auf 2907 Einwohner beziehungsweiſe auf 461 Kinder eine Schule entfällt. Auf eine Fläche von 55,4 Quadratwerſt (annähernd 60 Quadratkilometer) kommt eine Volksſchule, in Rußland auf 116,6 Quadratwerſt, wobei freilich zu beachten iſt, daß das ganze Gebiet der Tundra im Nordoſten Rußlands, wo faſt gar keine Bevölkerung iſt, aus der Statiſtik nicht herausgenommen iſt.

Auch das Lehrperſonal iſt im höchſten Grade ungenügend. In den 195 Schulen gibt es 244 Lehrer oder auf 502 ſchulpflichtige Kinder ein Lehrer. Im Jahre 1903 waren in Sſuwalki im ganzen nur 10073 Kinder zur Schule zugelaſſen; auf eine Schule kamen ſomit durchſchnittlich nur 51,6 Kinder. Somit genießen von allen im ſchulpflichtigen Alter ſtehenden Kindern Schulunterricht nur 9,7 Prozent, von der männlichen ſchulpflichtigen Jugend 13,8 Prozent, von der weiblichen 5,6 Prozent. Es iſt intereſſant feſtzuſtellen, daß auf einen Einwohner berechnet die Ausgaben des ruſſiſchen Staates, der ſich jetzt als Kulturträger der ſlawiſchen Welt aufſpielt, pro Jahr im Durchſchnitt 1,9 Kopeken oder 4 Pfennig betragen! Das ſchulpflichtige Kind koſtet dem ruſſiſchen Staate 71,41 Kopeken, der Schüler aber 7,77 Rubel oder 16 Mark pro Jahr!

Ein wenig beſſer als das Gros der litauiſchen und polniſchen Bevölkerung ſtehen ſich die Juden und orthodoxen Ruſſen, die außer den Schulen des Miniſteriums für Volksaufklärung eigene Schulen haben, nämlich die Ruſſen 30 ſogenannte Synodalſchulen, in denen in Sſuwalki 469 Schüler lernen. Die Juden Sſuwalkis haben 179 Schulen mit 187 Lehrern, wovon 168 ſogenannte Cheder und Talmud Thora ſind, zu denen 174 Lehrer gehören. Auf welchem Niveau dieſe jüdiſchen Schulen ſtehen, möge der Hinweis zeigen, daß die Methode im ſogenannten Dabbern beſteht, das iſt im Auswendiglernen und Nachſprechen von Talmudſtellen im beſtimmten Tonfall.

So reizvoll es wäre, hier noch weiter in die Eigenheiten dieſes verwilderten und vernachläſſigten Gebietes mit ſeinen um Menſchenalter zurückgebliebenen Bewohnern einzudringen, muß ich es mir doch verſagen, um den Charakter einer Skizze zu wahren. Was angedeutet werden ſollte, die vielfachen Schwierigkeiten, mit denen eine nach modernen Grundſätzen arbeitende Ver-

waltung zu rechnen haben wird, das iſt, glaube ich, geſchehen. Unter der ruſſiſchen Herrſchaft vor 1905, das iſt vor dem Manifeſt vom 18. Oktober, war Sſuwalki dasjenige von den zehn Gouvernements des Weichſelgebiets, in dem die meiſten Vergehen gegen den Staat vorkamen. Jetzt iſt es an die zweite Stelle gerückt. Es darf daraus geſchloſſen werden, daß in den letzten Jahren die aufſäſſigen Beſpopowcy weniger ſtreng behandelt worden ſind als vor 1905. Die Zukunft des Gouvernements in ſozialer und wirtſchaftlicher Beziehung wird aber wohl im weſentlichen davon abhängen, ob es gelingt, die Agrarfrage, die heute Litauer und Polen, das ſind Bauern und Großgrundbeſitzer, ſcharf voneinander trennt, glücklich zu löſen. Gegenwärtig gibt es gegen 200000 Seelen Landloſer außerhalb der Städte, und Sſuwalki ſtellt einen ungeheuren Prozentſatz für die Sachſengängerei und ſonſtige Wanderarbeit im Weſten. Einer Regierung, die ſich hier mit der indigenen litauiſchen Bevölkerung durch ihre in Kowno lebenden Führer verſtändigt, und die auch die Juden geſchickt in ihren wirtſchaftlichen Intereſſen befriedigt, dürfte es dennoch nicht ſchwer fallen, das Gebiet in Ruhe einem geſunden Fortſchritt entgegenzuführen. Eine große Erleichterung für eine humane Regierung iſt für den Anfang die außerordentliche Anſpruchsloſigkeit der litauiſchen Bevölkerung. Freilich hat ſie mit um ſo größeren Anſprüchen bei den Juden zu rechnen, die dabei kaum geneigt ſein werden, Heeresdienſt zu leiſten, es ſei denn, daß es gelänge, ſie mit Hilfe der nationaliſtiſchen Führer ganz allgemein von der Notwendigkeit und der großen kulturellen Bedeutung des ſtehenden Volksheeres für ſie ſelbſt zu überzeugen.

Literatur: Józef Konczyński, Stan moralny spoleczenstwa polskiego. Warszawa 1911, bei Gebethner & Wolff (polniſch).

Henryk Radziszewski, Statystika szkolnictwa poczatkowego w Królestwie polskiem (1903/4). Warszawa 1908, bei E. Wende i S-ka (polniſch).

Wladyslaw Zukowski, Bilans Handlowy gubernij królestwa polskiego. Warszawa 1904, Verlag des »Slowo« (polniſch).

Bohdan Wasintynski, Ludnósc zydowska w królestwie polskiem. Warszawa 1911. Akt. Geſ. Orgelbrand Söhne (polniſch).

Jahrbuch des Finanzminiſteriums, Ausgabe 1909 (ruſſiſch) amtlich.

M. Enwald und W. Lebedew, Die Verteidigungsmöglichkeiten der weſtlichen Grenzgebiete Rußlands, eine militärgeographiſche Skizze. St. Petersburg 1908 (ruſſiſch).

Jahrbuch der Landwirtſchaftlichen Genoſſenſchaften im Zartum Polen. Warſchau 1912 (ruſſiſch).

Arbeiten des Warſchauer Statiſtiſchen Komitees.

Die Engländer

Von Professor Dr. Rudolf Lehmann

In diesen Tagen ging durch die Blätter die Nachricht, daß nach dem Vorgang des greisen Forschers Häckel in Jena eine Anzahl vornehmer Vertreter deutscher Wissenschaft auf alle Ehrenbezeugungen, Mitgliedschaften und Medaillen englischer Gesellschaften, die ihnen in der Friedenszeit zuteil geworden sind, verzichtet haben. Unter den mannigfaltigen Bezeugungen nationaler Gesinnung verdient dieser Entschluß eine besondere Beachtung. Denn bisher waren gerade wir Deutschen stets geneigt, den internationalen Charakter der Wissenschaft und ihre mittelbare Friedensmission zu betonen, und gerade die Männer, welche jenen Verzicht ausgesprochen haben, gehören zu denen, in deren Verhältnis zum Auslande sich diese weltbürgerliche Anschauung verkörperte. Hält man sich dies vor Augen, so zeigt dieser Vorgang, wie bitter der Haß gegen England ist, der die Herzen unseres Volkes von den unteren Schichten bis zu den geistig höchststehenden Männern ergriffen hat. Und in der Tat, wer in diesen Wochen um sich geschaut und gehört hat, der weiß, daß in einer Zeit, wo wir gegen unser inneres Wesen so viel zu hassen gezwungen werden, die Erbitterung gegen kein anderes feindliches Volk so stark und tief empfunden wird wie gegen England. Das Gefühl, das uns gegen Rußland erfüllt, ist nichts weniger als einheitlich. Von der Verachtung, die einzelne Mitglieder unserer Kulturnation gegen die russischen Barbaren hegen, bis zu jenen, die mit herzlicher Teilnahme das Russentum schützen und lieben, gibt es viele Nuancen, und gegenwärtig richtet sich der Haß mehr gegen jene unverantwortliche Klique in Petersburg, und die Verachtung gegen eine betrügerische Beamtenschaft, nicht aber gegen die Masse des Volkes. Den Franzosen gegenüber spürt man deutlich ein gewisses Bedauern, daß wir Feindschaft mit Feindschaft, Angriff mit Angriff erwidern müssen. Aber gegen England zeigt sich eine elementare, tiefwurzelnde Empörung.

Natürlich genug. Der russische Angriff hat etwas von der Brutalität des sinnlosen und unbändigen Elements, wie der Einbruch des Meeres in wohlkultivierte Küstenländer. Wir fühlen, daß er unabwendbar war, und zugleich, daß die Mittel unserer Kultur ausreichen, um seine Folgen abzuwehren. In Frankreich ist es seit Jahrzehnten zu einer üblen Tradition geworden, daß eine politische Klique nach der anderen sich ans Ruder zu bringen oder sich am

Ruder zu erhalten sucht, indem sie die schlechtesten nationalen Instinkte eines an sich nicht unedlen Volkes, Eitelkeit und Rachsucht, künstlich nährt und wach erhält. England aber hat uns ohne Ursache und Anlaß unter einem künstlichen Vorwand, der niemanden täuscht, angefallen. Ein eigentliches Streitobjekt, wie etwa Elsaß-Lothringen, ist gar nicht vorhanden. Wo ein solches vorliegt, kann man kämpfen und zu einem ehrlichen Frieden kommen, wo jedoch der Gegner nur aus Neid und allgemeiner Gewinnsucht kämpft, ist ein Ende der Gegnerschaft unabsehbar. Die entscheidende Rede Greys im englischen Parlament im Juli war ein Gemisch von zynisch offener Berechnung von Gewinnchancen und phrasenhafter Heuchelei, die jeder, auch jeder Engländer durchschauen mußte. Und gleichwohl hat ihm das englische Parlament in weit überwiegender Mehrzahl „begeistert" zugestimmt.

Aber selbst dieses Verhalten würde an sich noch nicht genügen, die deutsche Empörung in ihrer ganzen Stärke zu erklären. Die letzte Wurzel derselben liegt vielmehr in der tiefen Enttäuschung, die wir erlitten haben. Weder Rußland noch Frankreich gegenüber haben wir eine ähnliche Empfindung oder Grund, sie zu hegen. Enttäuschungen dieser Art können nur aus Überschätzung hervorgehen, und einer solchen haben wir uns — das ist offenbar geworden — dem Engländertum gegenüber schuldig gemacht, die höchstgebildetsten und welterfahrensten von uns vielleicht am meisten. Nicht als ob wir uns über das Wohlwollen Illusionen gemacht hätten, mit dem das englische Volk und seine Regierung auf das Erblühen und Erstarken des Deutschen Reiches sahen — es war dafür gesorgt, daß das nicht geschehen konnte. Auch daß die Blutsverwandtschaft mit dem deutschen Volke irgendwelche Rolle in der englischen Politik spielte und die Entschlüsse leitender Staatsmänner in einem entscheidenden Momente beeinflussen könnte, haben wohl nur optimistische Verehrer der Rassentheorie angenommen. Niemand kann den Engländern einen Vorwurf daraus machen, daß sie sich nach ihrem historischen Werdegang, nach ihrer inneren und äußeren Entwicklung nur als Nation und allen anderen Nationen gleichmäßig fremd fühlen. „We are neither Germans nor Russians" schrieb zu Beginn der kriegerischen Wirren ein großes englisches Blatt, eines von den wenigen, die für Neutralität eintraten. Allein was wir glaubten und allem Anschein nach glauben durften, war, daß die englische Kultur in intellektueller und moralischer Hinsicht zu hoch und zu allgemein sei, als daß diese Nation sich ohne Not und Zwang in einen ungerechten Krieg stürzen oder stürzen lassen würde. Wir glaubten das um so fester, als die parlamentarische Verfassung des Landes nach der bei uns allgemein verbreiteten Anschauung eine Gewähr dafür gab, daß keine Regierung ein solches Unternehmen durchführen könnte, wenn es nicht von dem Willen einer überwältigenden Majorität getragen würde. Beide Anschauungen sind, wie sich jetzt erweist, falsch, und es ist lehrreich, ja nötig, uns klar zu machen, woraus unser Irrtum hervorging und wie die Wahrheit tatsächlich aussieht.

Zunächst das Vorurteil bezüglich des Parlamentarismus. Kenner der englischen Verhältnisse wissen es freilich seit lange, daß das House of Commons (vom

Herrenhaus gar nicht zu reden) keine Volksvertretung im demokratischen Sinne, sondern eine Klassenvertretung in engster Bedeutung des Wortes ist, auch nach den mehrfachen Reformen, die das 19. Jahrhundert gebracht hat, noch ist. Es sind freilich die geistig führenden Klassen der Nation, die hier regieren, und solange die von diesen gebildeten Parteien großzügige, geschichtlich gefestigte Programme verfolgen, wie das in England lange Zeit geschah, wird das parlamentarische Regime eine gewisse, wenn auch im einzelnen nicht immer gleichmäßige Höhe behaupten. Überall aber, wo das noch nicht oder nicht mehr der Fall ist, da verwirklicht sich unvermeidlich die Gefahr, die ein für alle Mal die Begleiterscheinung des Parlamentarismus bildet: die Oligarchie, die Herrschaft der Kliquen, die sich der parlamentarischen Formen bedienen, um ihre selbstischen und zumeist rein persönlichen Interessen durchzusetzen, — am schlimmsten da, wo das Hauptziel der Machthaber kein anderes ist, als sich an der Macht zu erhalten. Denn in diesem Fall pflegen ihnen keine Mittel zu schlecht zu sein, um ihren Zweck zu erreichen. Dieses Schauspiel bieten uns in grotesker Verzerrung die kleineren Staaten, besonders auf dem Balkan, die zumeist unter englischem Einfluß mit parlamentarischer Verfassung beglückt worden sind. Aber ähnliches zeigt sich wie vorhin schon angedeutet, in der Geschichte der dritten französischen Republik, und es ist nunmehr als ein ausgesprochenes Verfallsymptom auch in England in die Erscheinung getreten. Die inneren Verhältnisse haben sich durch die Arbeiterbewegung einerseits, durch die Homerulefrage andererseits so kompliziert, daß die einfache Geschlossenheit der geschichtlichen Parteien und ihrer Programme unmöglich geworden ist. Und eben jetzt stand die Regierung vor einer Verwirrung, die jeden Augenblick in offenen Bürgerkrieg umzuschlagen drohte. Daß der Gegensatz der feindlichen Parteien in der irischen Frage durch einen Krieg gegen Deutschland, der wesentlich als Handels- und Kaperkrieg gedacht ist, mehr als bloß vertagt, daß er durch ein solches Mittel dauernd überbrückt werden könnte, glaubt auch das jetzige Ministerium schwerlich. Aber es wollte wenigstens nicht selber verzichten, weder auf sein Programm, noch auf die Macht, und der europäische Krieg erscheint ihm als rettende Fristung.

Wenn die innere Politik Englands verwickelt und schwierig geworden ist, so ist die äußere seit einigen Jahren völlig desorientiert und zwar durch die Einkreisungsidee Eduards des Siebenten. Was auch die letzten Beweggründe des Königs gewesen sein mögen, persönlicher Haß oder rechnerische Gewinnsucht, sein Einfluß hat zu einem vollständigen Bruch mit den traditionell leitenden Ideen der englischen Politik geführt. Diese Politik war seit hundert Jahren auf die Erhaltung des indischen Reiches gerichtet. Als Voraussetzung dafür galt die unbedingte Beherrschung der Meereswege und Länder, die das Mutterland mit diesem Reiche verband. Darüber hinaus und zum größten Teil dadurch genötigt, mußte der Einfluß Englands im nahen Osten ein selbständiger und umfassender, im fernen wenigstens ein alles andere überwiegender sein.

Rußland mit seinen Expansionsgelüsten und seinen gewaltigen Mitteln, bildet die Hauptgefahr, und die Gegnerschaft gegen das Zarenreich, wenn auch nicht mit gleicher Energie, von der liberalen wie von der konservativen Partei festgehalten, war Richtung gebend für die englische Politik in Europa wie in Asien. Der Anschluß an das russisch-französische Bündnis widerspricht dieser Tradition durchaus und wäre eine Unbegreiflichkeit, wenn er für England mehr bedeutete als einen Geschäftsvertrag zu zeitig begrenzten Zwecken. Offenbar haben sich bei dem Abschluß desselben beide Seiten alles weitere vorbehalten. In dem jetzigen Kriege, der durch diesen Vertrag möglich geworden, vielleicht herbeigeführt ist, hätte sich für England nichts schlimmeres ereignen können, als ein entscheidender Sieg seines russischen Bundesgenossen. Ein Weltkrieg zwischen England und Rußland, vermutlich mit ungleichen Waffen geführt, wäre die unvermeidliche Folge gewesen. Für Augenblickszwecke, unter denen die Einschränkung und Erniedrigung Deutschlands der wichtigste war, hat England die leitenden Ideen seiner geschichtlichen Politik, wenn nicht dauernd geopfert, so doch schwer und unwiderruflich geschädigt. Um den verhaßten Konkurrenten auf dem europäischen Kontinent zu schwächen, hat es seine natürlichen und historischen Gegner gestärkt und sich in einer kontinentalen Politik dermaßen engagiert, daß es seine großen überseeischen Ziele dieser Politik zuliebe preisgeben mußte. In alle dem ist Grey ein getreuer, geistig offenbar vollkommen unselbständiger und beschränkter Schüler König Edwards: um uns zu schädigen, hat er die Japaner nach Kiautschou berufen, deren Konkurrenz im fernen Osten England schwerlich wieder los werden wird; um die Kriegführung einiger Monate zu erleichtern, hat er durch die tatsächliche Annexion Ägyptens im ganzen Orient den Samen zu einem unvergänglichen Haß ausgestreut. Und die liberale Partei ebenso wie die Opposition, haben sich nicht weitsichtiger erwiesen als der Minister. Sie haben die Politik gutgeheißen, die ohne Not, um augenblicklicher Geschäftsvorteile willen, die Zukunft des Weltreichs in Frage stellt, die liberale Partei, ohne Zweifel in gerechter Würdigung der letzten Motive ihrer Führer, nämlich um sich und sie an der Macht zu erhalten, die Opposition, weil ihr in jener der geschäftliche Gewinn einleuchtet, den dieser ungleiche Kampf einbringen kann, die Arbeiterpartei und die Iren endlich, um nicht weniger patriotisch zu erscheinen als die anderen. Wohl gemerkt die Parteien im Parlamente! Damit aber noch lange nicht im Volke, wie das leider verspätete Auftreten Keir Hardies und Macdonalds, und vor allem das kürzlich veröffentlichte Manifest der Arbeiterpartei bewiesen hat. Freilich war neben jenen Motiven und weiter verbreitet als sie alle noch eins wirksam und wahrscheinlich entscheidend. Wir werden darauf alsbald zurückkommen.

Die Parteien sind nicht die Nation. Und eine parlamentarische Versammlung ist Berechnungen einerseits, persönlichen Einflüssen andererseits zugänglicher als die gesamte Masse eines Volkes. Wenn aber der Kriegsbeschluß der Regierung, wenn die Haltung der Kammer nur auf vereinzelte Proteste gestoßen ist und

nirgends im Volke den rechtzeitigen Widerstand gefunden hat, der allein das Unheil hätte abwenden können, so hat sich damit zweifellos die Gesamtheit des englischen Volkes an dem Vorgehen der Regierung mit schuldig gemacht. Und dieses ist es, was wir am wenigsten verstehen: wie vereinigt sich eine solche Haltung mit dem Charakter und dem Kulturstand, den wir trotz einzelner Gegensätze dem englischen Volke zuzusprechen gewohnt sind und der uns immer wieder Vertrauen auf seine Loyalität und Friedensliebe eingeflößt hat?

Zweifellos, es kann kein Land geben, in welchem der Ausländer stärker und entschiedener den Eindruck einer alten tief eingewurzelten Kultur empfängt als in England mit seinen alten Städten und modernen Landhäusern, seinen Herrensitzen und Universitäten, seinen Überlieferungen und Einrichtungen, mit der Gastlichkeit seiner oberen und der freundlichen Liebenswürdigkeit seiner unteren Volksklassen. Der Weltliteratur und Poesie ist hier eine Reihe von Genien erstanden, der Technik und der Wissenschaft eine ganze Anzahl bahnbrechender Talente. Man braucht kein Anbeter fremder Sitten zu sein, wenn man von dem Stil des englischen Lebens ebenso unmittelbar fasziniert wird wie von der Poesie Byrons und Shelleys oder von den Lebensschilderungen der Eliot, — von Shakespeare gar nicht zu reden. Aber wenn man aus dem Zauber erwacht und mit unbefangenen Augen sieht, so wird man sich sagen müssen, daß die englische Kultur, wie sie sich dem nüchternen Blick darstellt, zwar wertvoll ist und vor allem sehr ausgeprägte Züge trägt, daß aber das Niveau, von dem sie zeugen, in intellektueller Beziehung nicht eben hoch steht. Die englische Kultur ist doch mehr Zivilisation, um den bekannten Gegensatz anzuwenden. Sie besteht in einer nun schon längst Überlieferung gewordenen entschiedenen Beherrschung der äußeren Lebensbedingungen und Lebensformen, mehr, als in eigentlicher Geistesbildung wie sie der Deutsche bis tief ins Volk hinein anerkennt und anstrebt. Die Formen des Lebens haben Stil und die herrschenden Anschauungen zumeist natürliche und verständige Grundlagen. Beide sind von einer konservativen Nation in jahrhundertlanger Überlieferung ausgebildet. Aber sie haben eben hierdurch etwas Starres bekommen und engen den Durchschnittsengländer auch der höheren Klassen in jeder Hinsicht ein. Die Interessen gehen im allgemeinen über Familienleben und Geschäft, Sport und Politik nicht hinaus. Für die ideale Seite des Lebens sorgt im übrigen eine sehr äußerliche und konventionelle Kirchlichkeit. Die Weltherrschaft und die Weite der Handelsbeziehungen hat den Blick des Engländers tatsächlich nur äußerlich erweitert, aber in keiner Weise vertieft, und das öffentliche Leben zeigt jenes eigentümliche Gemisch von geschäftlichem Weitblick und Kühnheit der Spekulationen mit pedantischem Urteil in sittlichen Dingen und engherzigem Haften an Hergebrachtem, das auch bei anderen Handelsvölkern nicht selten charakteristisch hervortritt. Infolgedessen ist der Abstand zwischen den eigentlichen Kulturträgern, den Intellektuellen, und nicht etwa bloß der Masse, sondern dem Durchschnitt der Gebildeten und herrschenden Klassen ungemein groß, jedenfalls viel schärfer ausgeprägt als wir uns nach deutschen

Verhältnissen eine Vorstellung davon machen. Von den großen Engländern des vorigen Jahrhunderts haben die wenigsten mit ihrem Volke Fühlung gehabt, nicht wenige haben wie Byron und Shelley in selbstgewählter Verbannung gelebt, und die radikalen Denker und Forscher haben sich zu allen Zeiten nur durch Konzessionen halten können, die sie dem überlieferten kirchlichen Standpunkt machten. Wie weit auch jetzt noch dieser Abstand, wie gering die Fühlung zwischen den geistig selbständigen und den regierenden Klassen ist, zeigt die Tatsache, daß von den Mitgliedern des Ministeriums Asquith drei bei der Kriegserklärung ihre Ämter niederlegen konnten, darunter der Unterrichtsminister und der einzige namhafte Schriftsteller, der der Regierung angehörte, ohne daß dieses auf den Gang der Dinge und die herrschende Stimmung irgendwelchen Einfluß gehabt hätte.

Ein solches Volk ist leicht zu leiten, wenn die Führer seine Überlieferung und seine Instinkte kennen und teilen. Aber es ist ein Irrtum zu glauben, daß es geeignet sei, aus sich selbst heraus frei und groß seine Geschichte zu bestimmen. Es wird sich widersetzen, wenn jene verletzt werden, wie im Homerulestreit, aber es wird sich wenig widerstandsfähig erweisen, wenn sie geschickt benutzt werden, und vor allem wenn die Gewinnsucht der Geschäftswelt mit ins Spiel gezogen wird. In solchen Fällen wird die public opinion bisweilen zu den stärksten Irrtümern verleitet werden können, und die Regierung kann auf die Leichtgläubigkeit der Nation zählen. Nur so ist es erklärlich, wenn Sir Edward Grey dem Parlament in jener entscheidenden Sitzung vorerzählen konnte: erstens, daß die englische Regierung sich durch ihr Bündnis mit Frankreich nicht gebunden habe, und zweitens, daß die Teilnahme an dem europäischen Kriege geschäftlich vorteilhafter sei als Neutralität. In der Haltung des Parlaments wie des Volks bei dieser Gelegenheit wird man vielleicht mit mehr Recht ein Symptom intellektueller Schwäche als eines moralischen Niedergangs zu sehen haben.

England hat nicht nur durch den Parlamentarismus und die Schwurgerichte, sondern auch durch das im weiten Umfang gewährte Asylrecht für politisch Verfolgte den berechtigten Ruf eines Landes der Freiheit erlangt. Aber an diesen hat sich bei uns mit beträchtlich geringerer Berechtigung die Vorstellung von einem politischen Idealismus geknüpft, von einer Großherzigkeit den Freunden wie den Gegnern gegenüber. Schon Elisabeth galt als Schützerin des Protestantismus; man schrieb ihr eine Politik der protestantischen Überzeugung zu, die der diplomatisch klugen Renaissancefürstin fern gelegen hat. Daß sie diesen Ruf ihren spanischen Feinden gegenüber auszunutzen gewußt hat, wird ihr freilich niemand verübeln, und wie oft hat sich eine ähnliche Konstellation in der englischen Geschichte wiederholt! Ja, von den Tagen der Puritanerherrschaft und Cromwells Regierung her ist es geradezu Überlieferung geworden, alle Geschäfte wie Eroberungsgelüste mit einem Mantel von Humanitätsgründen und religiösem oder sonstigem Idealismus zu behängen, und alle Eroberungskriege im Namen des Rechts zu führen (wozu diesesmal Belgien herhalten mußte). Der schärfste Kritiker, den die Engländer und ihre

Politik jemals gefunden haben, der Ire Bernhard Shaw hat diesen Zug von Heuchelei mit blutigem Hohn gegeißelt: England will niemals etwas haben, so ungefähr sagt er, außer wenn es die göttliche Mission hat, es zu erobern. Es kann geschehen was will, unrecht hat der Engländer niemals.

Eine besondere Folge dieser Enge der Anschauungsweise und der Gebundenheit des nationalen Lebens, ist nun die völlige Unkenntnis von anderen Nationen, vor allem denjenigen des europäischen Kontinents. Die Seele der primitiven Völker vermag der englische Missionar durch Gewohnheit und Studium kennen zu lernen. Von dem inneren Wesen des Deutschen aber oder auch des Franzosen kennt der Engländer nichts, der durch diese Länder reist und sie mit etwas stupidem Erstaunen bewundert. Auch hierfür ist der jetzige Minister des Äußeren typisch, der übrigens das Ausland mit Ausnahme von Paris nicht einmal gesehen haben soll. Diese Unkenntnis kann nur dazu führen, das fremde Volk, wenn man es nicht von vorneherein geringschätzig ablehnt — wozu der moderne Engländer im allgemeinen nicht mehr geneigt ist — nach der eigenen Denk- und Empfindungsweise zu beurteilen. Nun ist für England — es trat in Greys Rede deutlich hervor und ist ja in diesen Tagen oft genug ausgesprochen worden — ein Krieg nichts anderes als ein Geschäftsunternehmen, das vom Staat geleitet wird wie etwa die Begründung einer Kolonie, nur daß das Risiko vielleicht etwas größer ist. Englands Söldner sind zum Teil nicht einmal Landeskinder; Englands Familien werden durch Verluste an Menschenleben auf dem Kriegsschauplatz nicht oder doch nur vereinzelt betroffen. Diese Verluste werden einfach in Geld umgesetzt; ist ein Expeditionsheer von 100000 Mann verloren, so kostet das neue Anwerbungsgelder, mehr nicht, denn die Ausgaben für den täglichen Sold bleiben ja dieselben. Das Gleiche gilt für die Flotte. Nun weiß der Engländer und sein Minister zwar aus der Zeitung, daß die deutsche Armee ein Volksheer ist und daß der Deutsche seine Schlachten selber kämpft und Siege wie Niederlagen mit dem eigenen Blute bezahlt. Aber offenbar macht man sich in England auch nicht den leisesten Begriff von der Verschiedenheit der Volksempfindungen, die durch diesen Unterschied bedingt ist, nicht den leisesten Begriff von der Kraft und Tiefe der Bewegung, die der Volkskrieg im Herzen der Nation, die ihn zu führen gezwungen ist, hervorruft. Nach der Kriegserklärung äußerte ein großes englisches Blatt, das den Deutschen nicht allzu abgeneigt war, an leitender Stelle, es sei wünschenswert, daß der Krieg auf beiden Seiten ohne Haß geführt werde, eine Naivität, durch welche die totale Verschiedenheit der Empfindungsweise, die völlige Verständnislosigkeit für unser Empfinden deutlich zutage tritt. In der Tat würden sich die meisten Engländer einfach wundern, wenn sie von dem Maß der Empörung und des Hasses, das ihr Verhalten bei uns entfesselt hat, etwas erführen. Das würde freilich an ihrer Politik wenig ändern, denn diese ist Gefühlsanwandlungen nur zugänglich, soweit der Geschäftssinn nicht in Frage kommt oder noch besser, soweit er zugleich befriedigt wird.

Anders steht es mit einer anderen Empfindung, die bei uns viel zu wenig in Rechnung gezogen wird und die doch im letzten Grunde das entscheidende Motiv für die englische Kriegsaktion, zugleich aber auch den einzigen mildernden Umstand bildet: es ist die tötliche Angst vor der deutschen Waffenmacht, die seit Jahren, wenn nicht seit Jahrzehnten auf den Engländer der Durchschnittsbevölkerung lastet. Wer in dieser Zeit in englischen Landen war (nicht nur in London) konnte drastische Züge dieser naiven Deutschenfurcht erleben. Vor zehn Jahren schon hatte ich in Manchester Gelegenheit, eine Feuerwerkspantomime mit anzusehen, die unter dem Titel „Die Eroberung von Manchester" vor einem großen Publikum gegeben wurde. Die Dekoration stellte das Rathaus der Stadt und die umgebenden Gebiete dar; sie wurden in Brand geschossen, und auf den Trümmern erschienen deutsche Artilleristen. (Daß diese dann freilich zum Schluß wieder von englischen Volunteers verjagt oder niederkartätscht wurden, gehörte selbstverständlich mit dazu.) Vor zwei oder drei Jahren erst wurde ich in einem kleinem Seebad in Wales, wohin sich sonst nicht leicht ein Fremder verirrt, halb scherzhaft über den Tisch herüber gefragt, ob ich (mit meiner Frau!) gekommen wäre um zu spionieren.

Mißtrauen und Angst sind die natürlichen Folgen von Unkenntnis und Verständnislosigkeit. Aber es ist freilich schwer zu sagen, woher diese Gefühle einen solchen Grad annehmen konnten, daß sie schließlich einen Krieg möglich machten, der sicherlich einem großen Teil des englischen Publikums als ein notwendiger Präventivkampf erscheint. Man nimmt die Situation wahr, wo der übermächtige Gegner in Bedrängnis ist, um ihm den Todesstoß zu versetzen und so allen seinen bösen Absichten zuvor zu kommen.

Es ist wie gesagt schwer zu erklären, wie diese Anschauungen aufkommen konnten einem Volke gegenüber, das in der Fülle der Macht fast fünfzig Jahre hindurch Frieden gehalten hat. Wieviel künstliche und berechnende Mache daran die Schuld trägt, wieviel gelegentliche Ungeschicklichkeiten unserer eigenen Politik dazu beigetragen haben, soll hier nicht abgewogen werden. Genug, die Angst ist da, sie ist der Hauptfaktor der englischen Feindschaft, und wir haben glücklicherweise nicht darauf zu rechnen, daß sie durch den jetzigen Krieg gemildert würde, selbst wenn unsere Flotte den Kürzeren ziehen sollte. Aber vielleicht liegt gerade hierin die Hoffnung eines künftigen leidlichen Verhältnisses. Wenn England sieht, daß es uns auch unter den günstigsten Umständen nicht überwältigen noch entkräften kann, daß es dauernd uns zu fürchten haben wird, solange es sich ablehnend oder feindlich zu uns stellt, so wird es vermutlich eine neue Rechnung aufmachen und versuchen, zu einem mehr oder weniger engen Einvernehmen zu gelangen. Wir werden gut tun, wenn der Krieg beendet ist, unsere Gefühle für England kalt zu stellen und zu gegebener Zeit nach seinem eigenen Rezept ohne Liebe und Haß das zu tun, was unserem Vorteil entspricht.

Die Gesetzmäßigkeit des geschichtlichen Lebens

Skizziert an der Hand von Müller-Lyers Phasenwerk

Von Professor Dr. Alfred Vierkandt

Müller-Lyers Phasenwerk hat, können wir sagen, die Gesetzmäßigkeit des geschichtlichen Lebens zum Gegenstand*). Sie bildet einen alten Streitpunkt. Der Historiker selbst kümmert sich von Haus aus nicht um sie, er geht ja gerade auf das Historische, d. h. auf das Eigenartige und Einzigartige eines bestimmten Zeitalters oder einer historischen Persönlichkeit aus; vielmehr hat die Geschichtsphilosophie den Gedanken der Gesetzmäßigkeit zur Geltung gebracht. Man kann dabei zwei Richtungen unterscheiden, eine radikale und eine gemäßigte. Die radikale verkennt das Wesen der historischen Individualität und damit die höchsten Werte des geistigen Lebens, die eben in dieser Individualität wurzeln. Eben diese Werte im Gebiete der Kunst, der Literatur, der Philosophie und überhaupt des ganzen geistigen Lebens herauszuarbeiten, wird heute immer mehr als eine wesentliche Aufgabe der geschichtlichen Disziplinen anerkannt. In Frage kommen kann nur die gemäßigte Richtung der Gesetze suchenden Geschichtsphilosophie, der heute außer Philosophen wohl durchgängig die Vertreter der sogenannten systematischen oder vergleichenden Geisteswissenschaften und auch bereits manche Vertreter der historischen Wissenschaften selbst angehören. Inhaltlich unterscheidet diese Richtung die individuellen und die generellen Bestandteile in den geschichtlichen Tatsachen und gesteht damit sowohl der individualistischen wie der entgegengesetzten Richtung gewisse Rechte zu. Ihre logische Begründung aber beruht letzthin auf der Anwendung der kritischen Denkweise auf die vorliegenden Probleme. Denn die Möglichkeit von Gesetzmäßigkeiten im geschichtlichen Leben von vornherein zu bestreiten ist ein Dogmatismus. Man hat mindestens das Recht zu fragen, ob nicht solche Gesetzmäßigkeiten vorkommen. Aber es ist zugleich auch eine intellektuelle Pflicht dies zu tun, denn die Gesetzmäßigkeit der Dinge ist für den denkenden Menschengeist ein Postulat. Für die wissenschaftliche Denkweise ist die Welt ein Kosmos, ein geordnetes in sich zusammenhängendes und einheitlich aufgebautes Ganzes: mit dieser Forderung und Voraussetzung muß der Intellekt an die Dinge herantreten, um überhaupt forschen zu können. Wieweit sich die Forderung

*) Vergl. den Aufsatz desselben Verfassers über „Soziologie" in Heft 35 d. J.

erfüllen läßt, wieweit die Voraussetzung berechtigt ist, das kann sich erst bei der Arbeit selbst zeigen. Aber zunächst muß diese eben in Angriff genommen werden, und der Historiker, der die Möglichkeit des Generellen in der Geschichte von vornherein leugnet, gleicht dem Manne, der vorzeitig die Flinte ins Korn wirft. Unter diesem Gesichtspunkt müssen die heutigen geschichtsphilosophischen und verwandten Bemühungen, Typen und allgemein gültige Entwicklungsreihen im geschichtlichen Leben ausfindig zu machen, gewürdigt werden. Ob ihre Vertreter selbst die relative Bedeutung des Individuellen im geschichtlichen Leben anerkennen oder nicht, kann dabei außer Betracht bleiben. Ihre Bemühungen können jedenfalls nur Erfolg haben, soweit sie dieser Tatsache objektiv Rechnung tragen.

Die bekanntesten Vertreter dieser Richtung sind unter den Geschichtsforschern selbst Kurt Breysig und Lamprecht. Beide haben jeder in besonderer Art allgemeingültige Entwicklungsstufen des geschichtlichen Lebens aufgestellt. Das Nacheinander dieser Stufen erscheint dabei in der gegenwärtigen Welt zugleich als ein Nebeneinander, soweit nämlich die Entwicklung auf einer früheren Stufe stehen geblieben ist. Als einen dritten Hauptvertreter reihen wir ihnen den Leipziger Geschichtsphilosophen Hermann Schneider an. Lamprecht legt seinem Aufbau die allgemeine Beschaffenheit des menschlichen Seelenlebens zugrunde, für das er demgemäß eine aufsteigende Reihe von Stufen aufstellt. Breysigs Einteilung gründet sich auf unmittelbare Unterschiede in der Kultur selbst, besonders in der gesellschaftlichen Gliederung. Schneider geht von der verschiedenen Art der Denkweise aus, von dem, was er mit einer starken Erweiterung des Sinnes als Begriffsbildung bezeichnet. Er hat in dieser Weise in den bisher erschienenen beiden Bänden seines Werkes „Kultur und Denken der alten Ägptyer" und „Kultur und Denken der Babylonier und Juden" behandelt. Müller-Lyer schlägt einen abweichenden Weg ein, indem er nicht die Kultur als Ganzes, sondern die einzelnen Kulturgüter jedes für sich betrachtet. Sein umfassendes Gesamtwerk will der Reihe nach alle einzelnen großen Kulturgüter auf ihre Entwicklungsstufen hin untersuchen. Auch er setzt voraus, daß es solche allgemeingültige Kulturstufen gibt. Mit der Begründung hat er sich nicht weiter aufgehalten; die Voraussetzung für die Möglichkeit seines Unternehmens ist für ihn offenbar in der wissenschaftlichen Denkweise enthalten, deren systematische Anwendung auf die menschlichen Dinge sich eben in der Soziologie zusammenfaßt. Er hat aber einen neuen Namen für diese Stufen gebraucht: er bezeichnet sie als Phasen. Diese Abweichung ist kein Zufall. Vielmehr soll mit diesem Begriff — denn es handelt sich hier um einen neuen Begriff — zugleich die Gesetzmäßigkeit im Inhalt der aufeinanderfolgenden Stufen ausgedrückt werden. Phase bedeutet also mehr als Stufe. Es ist mit diesem Begriff zugleich die Voraussetzung verbunden, daß die verschiedenen Stufen durch eine Gleichheit in der Richtung der Entwicklung verbunden sind, die ihrerseits auf dem Andauern der gleichen Kräfte beruht. Es wird also vorausgesetzt, nicht nur, daß das

geschichtliche Leben in großen Zügen überall in denselben Stufen, in denselben Formen verlaufen ist, sondern ebenso, daß die verschiedenen Stufen durch einheitliche durchgehende Entwicklungstendenzen verbunden sind. Und diese Tendenzen bestimmen auch die Entwicklung in der nächsten Zukunft: um sie zu erkennen, brauchen wir nur die aus der phaseologischen Untersuchung gewonnenen Entwicklungslinien über die Gegenwart hinaus zu verlängern. Kritisch auseinandersetzen werden wir uns mit diesem Begriff der konstanten Entwicklungsrichtung später bei Erörterung der Reformprobleme der Gegenwart. Hier haben wir es zunächst mit der Vergangenheit und damit mit rein theoretischen Fragen zu tun. Für diese aber kommt das Besondere, das in dem Begriff der Phase liegt, überhaupt nicht in Betracht.

Wir beschränken unsere Betrachtung auf ein einziges Kulturgut, nämlich auf die Familie. Wir betrachten demgemäß in großen Zügen die Entwicklungsgeschichte der menschlichen Familie. Rein äußerlich nach der Kopfzahl unterscheidet man seit langem drei Formen der Familie und der sie gegebenenfalls ersetzenden Organisationen: neben der Kleinfamilie, wie wir sie kennen, die nur aus einem Ehepaar und ihren unerwachsenen oder wenigstens unverheirateten Kindern besteht, gibt es die Großfamilie, die auch verheiratete Kinder mit ihren besonderen Kleinfamilien, und endlich die Sippe, die einen noch größeren Kreis von Blutsverwandten umfaßt. Wichtiger aber sind die inneren Unterschiede in den Formen. Müller-Lyer unterscheidet danach im ganzen sieben Formen. Wir vereinfachen den Tatbestand und begnügen uns hier mit vier Formen. Die erste ist die sogenannte Sippe, die den ersten drei Formen Müller-Lyers entspricht und in großen Zügen sich ungefähr mit dem Gebiet der sogenannten Naturvölker in ihrer Verbreitung deckt. Der Begriff der Sippe schwankt freilich. Wir müssen zwischen einem engeren und einem weiteren Sinn unterscheiden, eine Unterscheidung, die bei unserem Autor leider ziemlich verwischt ist; nur im weiteren Sinne kann von der angedeuteten weitgehenden Verbreitung die Rede sein. Im engeren Sinne bedeutet die Sippe eine Gemeinsamkeit des Wohnens und des Wirtschaftens unter Blutsverwandten, wie sie sich verhältnismäßig selten findet. Im weiteren Sinne bedeutet sie einen über die Großfamilie hinausgehenden Verband in der Regel wohl von blutsverwandten Personen, der durch verschiedene von Fall zu Fall öfter wechselnde Gemeinsamkeiten verbunden ist. Vielfach ist so die Sippe der Träger der sogenannten Blutrache, die man besser als Selbsthilfe der Gruppe gegen Lebensvernichtung bezeichnen würde. Ferner sind besonders bei den totemistischen Gruppen oft Ehen innerhalb einer solchen Einheit verboten. Anderseits ist auf der Stufe der Jäger- und Fischervölker der Boden in der Regel auch für den Zweck der Nutznießung noch nicht an die Familien aufgeteilt. Im letzteren Falle handelt es sich freilich um Lokalgruppen, die mit den ebenerwähnten Totemgruppen oder den Trägern der Blutrache nicht zusammenzufallen brauchen.

Wenden wir uns jetzt höheren Stufen der Kultur zu, so treffen wir hier die patriarchalische Großfamilie. Sie ist uns aus dem klassischen Altertum bekannt, freilich in historischer Zeit selbst schon erheblich wieder zurückgebildet, aber aus ihren Überresten in genialer Intuition von Fustel de Coulanges in seinem bekannten, neuerdings auch ins Deutsche übersetzten Werke im Bilde wiederhergestellt*). Eine Vorstellung von ihr kann der Leser auch aus den bekannten Büchern Lafcadio Hearns gewinnen, der freilich das Generelle in den Verhältnissen, die er beobachtete, verkannt hat und diese fälschlicherweise für etwas der japanischen Gesittung Eigentümliches hielt. Den wesentlichsten Punkt, in dem sich die patriarchalische Großfamilie von unserer modernen Familie unterscheidet, hat Hearn richtig erfaßt: es ist ihr objektiver Charakter. Die Familie ist hier nicht ein Verhältnis von Personen zu einander, sondern eine feste Form und Ordnung des Lebens, in die die betreffenden Personen sich selbstverständlich einordnen und der gegenüber ihre Persönlichkeit verhältnismäßig gleichgültig ist. Die Güter, die diese Familie vermittelt, sind in erster Linie nicht persönlicher, sondern sachlicher Art. Zunächst beruht das gesamte wirtschaftliche Dasein auf der Großfamilie, die noch mehr oder weniger auf der Stufe der Hauswirtschaft steht und die meisten Gegenstände des Bedarfs selbst erzeugt. Die Familie als Ganzes ist der wahre Eigentümer von Haus und Hof, Land und Vieh und ihr Oberhaupt nur sein Verwalter. Zweitens gewährt diese Familie dem Einzelnen einen weitgehenden Rechtsschutz. In zivilrechtlicher Hinsicht haftet sie für seine Geschäfte — eine Tatsache, die noch in der Gegenwart in China beim Eindringen des europäischen Handels sich störend bemerklich gemacht hat Vor allem ist diese Familie Träger der Blutrache, soweit der Staat diese Einrichtung nicht bereits zerstört hat, und sichert ihm damit sein leibliches Dasein. Drittens hängt die gesamte gesellschaftliche Stellung des einzelnen völlig von derjenigen seiner Familie ab, und endlich hat diese für ihn eine weitgehende religiöse Bedeutung: die Vorfahren wirken aus dem Jenseits als Geister für das Wohl ihrer Nachkommen und sind umgekehrt für ihr jenseitiges Gedeihen auf deren Fürsorge angewiesen. Völlig abweichend von den modernen Verhältnissen ist auch die Struktur dieser Familie. Sie ist schroff herrschaftlich; das Oberhaupt der Familie, der Patriarch, hat uneingeschränkte Gewalt über Frau, Kinder und Kindeskinder. Sie tritt dadurch in Gegensatz zu den früheren Zuständen, wie wir sie bei den Naturvölkern finden. Freilich betont Müller-Lyer auch bei diesen das Übergewicht des Mannes über die Frau und deren dienende und untergeordnete Stellung; meines Erachtens geht er darin etwas zu weit. Auf alle Fälle aber ist hier der herrschaftliche Charakter viel ausgeprägter. Wir können den Tatbestand auch so ausdrücken: die Familie hat ausgesprochenen Klassencharakter. Sie ist von dem Gegensatz der Herrschenden und der Beherrschten durchdrungen. Und damit nennen wir bereits die Ursache

*) Fustel de Coulanges: La cité antique. Paris 1879. Deutsche Übersetzung: Der antike Staat. Berlin 1907.

dieser Struktur. Sie liegt in den staatlichen Verhältnissen. Wir haben das demokratische Gemeinschaftswesen der Naturvölker hinter uns gelassen und sind in diejenigen Zustände eingetreten, auf die vielfach der Sprachgebrauch den Begriff des Staates überhaupt beschränkt. Schon bei manchen ostafrikanischen und bei fast allen polynesischen Stämmen finden wir mehr oder weniger despotische Zustände und einen Gegensatz von Adel und Volk. Erst jetzt aber, auf der Stufe der sogenannten Halbkulturvölker, hat sich der Eroberstaat mit seinem Gegensatz einer eingewanderten herrschenden Aristokratie und einer ursprünglich seßhaften unterworfenen Bevölkerung völlig entfaltet. Und diese Form des menschlichen Zusammenlebens erweist sich in der Geschichte als unentbehrliche Vorstufe und unvermeidliches Durchgangsstadium für alle höhere staatliche Ordnung und alle höhere Kultur überhaupt; von ihr haben alle höheren Formen der menschlichen Gesittung aber auch den Klassencharakter erhalten, der in größerem oder geringerem Grade ihnen überall bis auf den heutigen Tag eigen ist. Vom Klassencharakter des Staates und der Gesellschaft zu hören sind wir leider in erster Linie im Zusammenhang der Politik und des Parteilebens gewohnt. „Leider" müssen wir sagen, weil uns durch den Zusammenhang mit der Politik die Erforschung der Wahrheit und ihre Würdigung erschwert wird. Die Wissenschaft, soweit sie „bürgerlich" ist, hat sich mit wenigen Ausnahmen bislang viel zu wenig um den Klassencharakter unserer Zustände bekümmert. Es ist eine Aufgabe der Zukunft festzustellen, bis zu welchem Umfange und in welchen Formen er zu verschiedenen Zeiten vorhanden gewesen ist und noch heute besteht, welchen Einfluß er auf Moral, Religion, Kunst und Weltanschauung ausgeübt hat und welche fördernden und hemmenden Wirkungen überhaupt mit ihm verbunden waren und sind.

Dieser Klassencharakter des Eroberstaates greift nun auch auf die übrigen Seiten des Lebens über. Die Menschen haben gleichsam die Wonne der Macht erst kennen gelernt und suchen nun, soweit sie die stärkeren sind, ihren Machttrieb überall zu befriedigen. So kommt es, daß der Staat auch im Familienleben den herrschaftlichen Charakter erst recht zur Geltung bringt, wenn er auch anderseits die Betätigung dieses Charakters im Interesse seiner eigenen Macht immer mehr einschränkt.

Wir lernen hier an einem besonderen Fall eine wichtige allgemeine Frage kennen, der wir hier einige Worte widmen müssen. Es ist die Frage nach dem Zusammenhang der verschiedenen Kulturgüter untereinander. Wir sahen eben, wie die Form der Familie von der Art der politischen Verhältnisse abhängig ist. Gibt es für derartige Abhängigkeiten allgemeine Gesetze? Bekannt ist hier die Theorie des sogenannten Marxismus oder der materialistischen Geschichtsphilosophie. Für sie hängen alle übrigen Kulturgüter von den wirtschaftlichen Zuständen ab. Diese bestimmen mit zwingender Gewalt die gesamte Kultur eines Volkes; nur wenn sie sich ändern und jedesmal, wenn sie sich ändern, ändern sich auch die übrigen kulturellen Zustände. Müller-Lyer hat sich

gelegentlich (Phasen der Liebe, Seite 210) mit dieser Lehre auseinandergesetzt und unterscheidet mit Recht in Übereinstimmung mit anderen Autoren zwischen der ursprünglichen radikalen und einer gemäßigten Form der Theorie, von denen die eine eine unbedingte, die andere eine stark eingeschränkte Abhängigkeit der übrigen Kultur von der Wirtschaft behauptet. Die erstere Behauptung ist ebenso verfehlt wie die Richtigkeit der letzteren unbestreitbar ist. Freilich, möchten wir hinzufügen, darf man die Tragweite dieser Lehre auch in der gemäßigten Form nicht überschätzen und ihren Sinn nicht mißverstehen. Es ist namentlich zu beachten, daß in dem Begriff der Wirtschaft zwei ganz verschiedene Reihen von Tatsachen zusammengefaßt sind. Wenn eine nomadische Eroberer-schar z. B. eine ackerbautreibende Bevölkerung sich dienstbar macht und sich von ihr ernähren läßt, ohne daß die Produktion von Nahrungsmitteln durch diese selbst erheblich geändert wird, so kann man diesen Vorgang ebensogut als einen gesellschaftlichen wie als einen wirtschaftlichen auffassen. Das Wesentliche dabei ist die Veränderung in der Verteilung der Nahrung; dagegen ist die Technik der Ernährung, das heißt die Art, wie die seßhafte Schicht mit der Natur verkehrt und ihr die Nahrung abgewinnt, im wesentlichen unverändert geblieben. Man hat mit anderen Worten zwischen einer technischen und einer sozialen Seite der Wirtschaft zu unterscheiden. Und alles, was in das letztere Gebiet fällt, kann man ebensogut der gesellschaftlichen Seite der Kultur zurechnen. Namentlich darf man die Lehre nicht so verstehen, als ob wirtschaftliche Motive die einzigen treibenden Kräfte des geschichtlichen Lebens wären. Schon die Entstehung der Erobererstaaten darf man nicht, wie es öfter geschieht, lediglich auf das Verlangen nach wirtschaftlichen Gütern, nach Reichtum, bequemer und angenehmer Ernährung usw. zurückführen. Selbst in unserem heutigen Leben sehen wir von einer gewissen Höhe des Besitzes an aufwärts das Trachten nach größerem Reichtum weniger der Schätzung der Luxusgüter an sich als dem Bestreben entspringen, durch die Schaustellung großen Besitzes sich eine bessere gesellschaft-liche Stellung zu erwerben. So muß auch die Eroberertätigkeit zum großen Teil auf das Machtverlangen, das heißt auf einen gesellschaftlichen an Stelle eines wirtschaftlichen Beweggrundes zurückgeführt werden. Wir sehen hieraus, wie die gesellschaftlichen Zustände und Kräfte ihrerseits die Wirtschaft im stärksten Maße beeinflussen können. Und dazu kommt noch ein wesentlicher Punkt: mit der Ableitung neuer geschichtlicher Tatsachen aus Veränderungen der wirtschaftlichen Verhältnisse kann eine Erklärung in der Regel schon deswegen nicht abgeschlossen sein, weil die Wirtschaft eines Volkes kein in sich selbst ruhendes Gebilde ist, sondern ihrerseits wieder von vielen anderen Ursachen, insbesondere den wirt-schaftenden Menschen und ihrer seelischen Verfassung abhängt.

Doch nehmen wir jetzt den Faden unserer Betrachtung wieder auf. Von der patriarchalischen Großfamilie, die wir eben kennen gelernt haben, schreiten wir weiter zu der nächst jüngeren Form. Wir können sie als patriarchalische Kleinfamilie bezeichnen. Sie hat sich auf dem Boden der heutigen westeuro-

päischen Kultur wie im Bereich des klassischen Altertums aus ihrer Vorgängerin allmählich entwickelt. Der patriarchalische Charakter ist hier vor allem durch den Einfluß des Staates und bei den heutigen westeuropäischen Völkern durch den des Christentums abgeschwächt, aber nicht aufgehoben. Auch die Kopfzahl hat sich vermindert, indem die verheirateten und oft auch die erwachsenen Kinder ausscheiden. Im übrigen aber bleiben die Grundzüge bestehen: die Überlegenheit, die Recht und Sitte dem Manne einräumen, die gebundene und dienende Stellung der Frau, das starke Band, das die Verwandtschaft um alle einem Blutsverbande Angehörigen schlingt, die Abhängigkeit der gesellschaftlichen Stellung des einzelnen von dem Ansehen der ganzen Familie und Verwandtschaft und die Rückwirkung, die umgekehrt das Verhalten jedes einzelnen auf das Ansehen der Familie ausübt, endlich die patriarchalische Stellung der Eltern, vorab des Vaters gegenüber den Kindern. Vor allem wird auch hier, wie bei dem vorigen Typus, die Ehe im Gegensatz zur modernen Ehe in erster Linie durch unpersönliche Kräfte getragen: nicht aus Willen und Gesinnung der zusammengeschlossenen Menschen, sondern aus der ganzen Situation erwachsen die Kräfte, welche die Menschen zusammenhalten. Ein anschauliches Bild dieses Typus kann der Leser gewinnen, wenn er in Paulsens Lebenserinnerungen die Schilderung der bäuerlichen Verhältnisse nachliest, in denen Paulsen groß geworden ist; besonders tritt hier die wirtschaftliche Grundlage der Familie klar zutage.

Dieser Typus ist nun seit etwa einem halben Jahrhundert überall der Auflösung verfallen. Derselbe Vorgang hat sich in der Hauptsache aus den gleichen Ursachen auch in der Spätzeit des klassischen Altertums abgespielt; doch berücksichtigen wir im folgenden nur die Gegenwart. Die wichtigsten Ursachen der Auflösung sind die folgenden. Von außen her hat zunächst in den unteren Kreisen die Industrie eingegriffen, indem sie die Frau in ihren Arbeitskreis zog und damit aus der Familie herausnahm. Auch die Kinder wurden durch die Industrie früh selbständig gemacht. Im Zusammenhang mit der ganzen Wandlung des Denkens wie mit den eben angedeuteten wirtschaftlichen Veränderungen vollzog sich ferner die Abkehr von dem alten patriarchalisch-autoritativen Geist besonders bei den Frauen und den Kindern. In technischer Hinsicht kommt die Verminderung des Arbeitskreises der häuslichen Wirtschaft in Betracht. Vieles, was früher im Hause geschafft wurde, wird jetzt fertig aus Fabriken und Läden bezogen oder auch zur Erledigung fremden Arbeitskräften überwiesen. Auch die steigende Entwicklung des Schulwesens hat in demselben Sinne gewirkt, indem sie den Schwerpunkt der Erziehung aus dem Hause heraus in die Öffentlichkeit verlegte. Die Jugendorganisationen der Gegenwart reihen sich diesen Kräften an: die Kinder geraten immer stärker unter den Einfluß ihrer Genossen, der Lehrer tritt an die Stelle der Eltern und so mindert sich deren Autorität. Endlich ist die Steigerung des Ortswechsels anzuführen. Äußerlich werden die Bande der Familie und der Verwandtschaft dadurch gelockert und der einzelne wird insofern innerlich mehr von Familie und Ver-

wandtschaft losgelöst, als bei dem Aufenthalt an fremden Orten seine gesellschaftliche Stellung mit derjenigen seiner Verwandten in geringerem Zusammenhang steht. Alles in allem hat die Erzeugung und Gewinnung sachlicher Güter durch die Familie gegen früher sehr abgenommen: sie erzeugt und vermittelt dem einzelnen viel weniger wirtschaftliche, gesellschaftliche, religiöse und erzieherische Güter als früher. Früher eine Stätte reger Produktion von Sachgütern, ist die Familie heute vorwiegend eine Stelle bloßer Konsumtion geworden. Sehen wir von den rein persönlichen Verhältnissen und rein persönlichen Gütern ab, so bedeuten also die Eltern viel weniger für die Kinder und diese weniger für die Eltern als früher. Umgekehrt belastet der Nachwuchs die Eltern heute viel mehr als früher: man denke an die erhöhten Kosten, an die gesteigerten Anforderungen, die an die Erziehungstätigkeit gestellt werden, endlich an die Erschwerung, auf die im modernen Leben die Befriedigung der Spielbedürfnisse und die gesundheitliche Fürsorge für die Kinder stößt (von den Wohnungsnöten kinderreicher unbemittelter Eltern ganz abgesehen). So drängen eine ganze Reihe von Ursachen auf den bekannten Geburtenrückgang hin; wie töricht und verfehlt, einen so tiefbegründeten Vorgang durch Polizeimaßregeln und ähnliche kleinliche Mittel bekämpfen zu wollen! Wer ein Verständnis hat für die großen kausalen Zusammenhänge und die großen Gesetzmäßigkeiten in den menschlichen Dingen, der wird in solchen Versuchen nur den Ausdruck einer in die Praxis übersetzten mythologischen Denkweise erblicken können, die über die Vorstellung der Zufallskausalität nicht hinauskommt. Die geringe Kinderzahl wirkt ihrerseits aber wieder beeinträchtigend auf den Gehalt des Familienlebens: im engeren Kreise verengert sich der Sinn; in einem kleinen Kreise sind schon die persönlichen Güter, die das gemeinsame Leben bietet, geringer; und ebenso ist in ihm der Wirkungskreis für die Mutter vermindert.

Die vorstehenden Andeutungen über die gewaltigen Wandlungen, die sich gegenwärtig im Charakter der Familie vollziehen, mögen genügen, um so mehr, als bei einer früheren Gelegenheit in diesen Blättern schon ausführlich davon die Rede gewesen ist.*) Hinzugefügt seien noch zwei Bemerkungen. Erstens: man darf die heutige Bedeutung der Familie für Staat und Gesellschaft nicht überschätzen. Es ist falsch, mindestens einseitig, wenn immer noch der alte Satz wiederholt wird: die Familie bildet die Grundlage des Staates. Leider geschieht das, von den politischen Parteien und der sogenannten offiziellen Moral abgesehen, selbst in Werken von wissenschaftlichem Charakter. Tatsächlich liegen heute die entscheidenden Kräfte für die Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten viel mehr in den zahlreichen Organisationen, durch die die Gegenwart sich vor allen anderen Zeiten auszeichnet. Und auch im Gebiete der Erziehung machen, wie wir schon sahen, die öffentlichen Veranstaltungen der Familie an Bedeutung den Rang streitig.

*) 71. Jahrgang, Seite 351 und 498. Vergl. Müller-Lyers sehr radikale Formulierung des Sachverhaltes in der „Familie", Seite 301. Neuerdings hat auch Prof. L. von Wiese in mehreren Vorträgen und Aufsätzen den Sachverhalt in derselben Weise beleuchtet.

Zweitens: wie tief verwurzelt die gegenwärtige Umgestaltung der Familie ist, wie sehr sie aus den Kräften der Gegenwart mit Notwendigkeit hervorgeht, zeigt die Tatsache ihrer weltweiten Verbreitung. Genau dieselben Verschiebungen, von denen wir eben sprachen, vollziehen sich auch bei unserem Bauerntum, bei dem an sich die Bedingungen für die Erhaltung des patriarchalischen Zustandes besonders günstig sind. Das gleiche wird uns aus dem Gebiete der italienischen oder baltischen Bauern berichtet, und endlich vernehmen wir sogar aus den Kolonien von den Eingeborenen das entsprechende: das Eindringen der europäischen Wirtschaft, insbesondere die Beschäftigung der jungen Leute in den Plantagen oder Städten rufen ganz ähnliche Veränderungen in der Struktur der Familie hervor.

Handelt es sich hier lediglich um einen Verfall? Im klassischen Altertum ist es so gewesen. Bei uns sind die Meinungen darüber geteilt. Müller-Lyer und auch der Verfasser stimmen denjenigen bei, die in dem heutigen Wandel einen neuen Typus sich herausbilden sehen. Müller-Lyer bezeichnet ihn als den Typus der frühindividualen Familie. Sie ist vor allem durch relative Selbständigkeit und Gleichberechtigung der Ehegatten, durch Berufstätigkeit der Frau und größere Selbständigkeit der Kinder gekennzeichnet. Freilich ist dieser Typus erst im Werden begriffen und seiner Ausgestaltung stellen sich besonders durch die Doppelbelastung der Frau als Mutter und Erzieherin und als erwerbstätigen Mitgliedes der Gesellschaft die größten Schwierigkeiten entgegen. Müller-Lyer hält diese für unbedenklich, ihre Überwindung für selbstverständlich. Nicht jeder wird ihm hierin folgen können; auch scheint mir die Frage unabweisbar, ob bei den heutigen Verhältnissen die Beweggründe zum Eingehen der Ehe und zum Beharren in ihr noch stark genug sind, ob es sich — derb ausgedrückt — für den einzelnen noch hinreichend lohnt, zu heiraten und Kinder in die Welt zu setzen, und ob, falls dieses nicht der Fall ist, die Menschen in unserem rationalistischen Zeitalter nicht allmählich die Konsequenzen daraus ziehen werden, kurz, ob unter diesen Verhältnissen ein hinreichender Nachwuchs noch erzielt werden kann. Die Phase der Entwicklung, in der wir uns befinden, das gibt Müller-Lyer selbst zu, ist kritisch; das klassische Altertum ist an ihren Gefahren zu Grunde gegangen. Wird es uns besser ergehen? Die Bedenken, die sich hier erheben, hätte Müller-Lyer meines Erachtens eingehender würdigen müssen. Wer sie schließlich doch abzuweisen geneigt ist, wird dazu bestimmt durch die gewaltigen Kräfte der Reformtätigkeit, die wir heute auf allen Gebieten unseres Lebens spüren. Diese Reformtätigkeit ist in der bisherigen Geschichte der Menschheit etwas völlig Einzigartiges und Neues. Mit ihr — kann man sagen — ist die Menschheit in einen Wendepunkt ihrer Geschichte eingetreten: es beginnt die Epoche der Kulturbeherrschung.

England und der Militarismus

Von Wilhelm von Massow

Mittwoch, den 23. September, hatte ich die soeben herausgegebene Nummer 38 der Grenzboten in der Hand und las mit großem Interesse den Aufsatz von M. Schwabhäuser: „England und die elsaß-lothringische Frage", worin die Erinnerung an die Arbeiten zweier Engländer aufgefrischt wird, die vor Jahren bemüht waren, ihren Landsleuten ein wirkliches Verständnis für die Lage Deutschlands, für deutsches Wesen und deutsche Zustände zu vermitteln. Der eine von diesen beiden, William Harbutt Dawson, ist ja, wie schon mit Recht hervorgehoben wurde, bei uns in Deutschland allen denen, die sich für diese Fragen und die deutsch-englischen Beziehungen interessiert haben, keine unbekannte Persönlichkeit.

Ich hatte den Aufsatz soeben gelesen, als mir der Postbote die Kölnische Zeitung brachte, darunter die Mittagsausgabe vom 22. September, Nummer 1052. Der erste Name, auf den mein Auge haften blieb, als ich das Zeitungsblatt aufnahm, war der Name Dawson. Ein Zweifel war nicht möglich: W. H. Dawson hatte, wie dort mitgeteilt wurde, vor kurzem in den Spalten der Times einen Artikel über Deutschland losgelassen; ein anderer als der wohlbekannte „Kenner" Deutschlands konnte das wohl nicht sein. Das Original des Times-Artikels ist mir leider bisher nicht zugänglich gewesen, indessen erheben sich wohl keine Bedenken, wenn ich in einer solchen Sache der zuverlässigen Autorität der Kölnischen Zeitung folge. Was hat sie uns also von der Leistung des Mr. Dawson mitzuteilen? Ich zitiere zunächst wörtlich:

„Der preußische Militarismus, so meint dieser Herr, habe das brave deutsche Volk, besonders die guten Sachsen, Bayern und Württemberger verdorben. Er sei schuld an allem Unheil: er fessele den freien Gedanken, zersetze die Freiheit der Universitäten und betrachte die Schule, Kunst und Wissenschaft und das Drama, selbst die Religion nur als Mittel zur Stütze des politischen Systems; er sei schuld, daß Byzantinismus und Heuchelei an Stelle des Männerstolzes vor Königsthronen getreten sei, von dem Schiller gesprochen, er zwinge die Krone, Unterstützung bei Höflingen und Zwischenträgern zu suchen, und er sei es, der Deutschland jetzt in einen Krieg gegen die Zivilisation hineingetrieben habe, in dem der deutsche Kriegsherr die weite Welt vergeblich nach einem Freunde absuche. ‚Wir brauchen uns nicht über den unmittelbaren

Anlaß zu diesem Kriege den Kopf zu zerbrechen', meint der Mann nachsichtig; ‚wenn Kriegsherren fechten wollen, finden sie leicht einen Grund. Wäre nicht der Militarismus in der amtlichen Politik und im Willen Deutschlands vorherrschend gewesen, so wäre der Krieg nicht ausgebrochen. Aus der Absicht, Böses zu tun, entsprang das Böse. Aber da dieser Krieg gegen Preußen geht, muß auch von Preußen letzten Endes die Sühne verlangt werden. Wenn man durch diesen Krieg Preußen zum Recht zurückführt, so führt man ganz Deutschland und ganz Westeuropa zum Recht zurück. Ich wage zu glauben, daß dieser Gedanke jetzt schon die Gemüter von Tausenden aufgeklärter und nachdenkender Deutscher beschäftigt, die Patrioten bis ins Innerste sind, aber den Militarismus als etwas Unreines verabscheuen.'"

Soweit Mr. Davson. Und die Moral von der Geschichte? Es versteht sich von selbst, daß die Kölnische Zeitung im Anschluß an dieses Zitat dem Herrn die nötige Abfuhr erteilt, und von uns Deutschen weiß jeder bis in die Reihen der Sozialdemokraten hinein heute ganz genau, was er von dem Gefasel des Engländers zu halten hat und was er darauf zu erwidern hätte. Eines besonderen Hinweises aber bedarf, daß so ein Mann spricht, der nicht der erste beste Durchschnittsengländer ist, sondern zu denen gehört, von denen unsere idealistischen Englandschwärmer immer noch hoffen, daß sie mit dem Kriege innerlich nicht einverstanden und uns im Grunde wohlgesinnt sind und daß sie auf ihre von Sir Edward Grey irregeleiteten Landsleute mit der Zeit einen günstigen Einfluß ausüben, sie vielleicht gar umstimmen werden. Für Leute, die solche Hoffnungen hegen, ist der Fall Dawson ungemein lehrreich. Ein Mann, der Deutschland verhältnismäßig gut kennt, der unter uns gelebt hat unter Umständen, die jeden gut beanlagten Deutschen nach einem Aufenthalt gleicher Art im Auslande befähigt hätten, ein standard work über das fremde Land zu schreiben, — ein Mann der auch wirklich über den Durchschnitt seiner Landsleute hinaus Verständnis für Deutschland und die Deutschen gewonnen hat, — ein solcher Mann streift im kritischen Augenblick unter dem Einfluß der gewaltigen nationalen Suggestion, die das Leben Englands mit sich bringt, alle gewonnene Erkenntnis ab wie einen alten Handschuh und wühlt sich, unbekümmert um alle geistige Arbeit der Vergangenheit und alle gewonnene Erfahrung, fröhlich in den Schlamm des Vorurteils und der Unwissenheit ein, ohne die geistige Verunreinigung seines besseren Selbst auch nur zu empfinden. Tummelt er sich doch darin mit seinen Volksgenossen!

Die Volkspsychologie ist ein sehr merkwürdiges Gebiet. Ich möchte es nicht wagen, diesen Mann bewußter Unwahrheit und Heuchelei zu beschuldigen, weil ich überzeugt bin, ihm damit Unrecht zu tun. Es gibt im Gehirn eines Engländers Bahnen des Denkens, denen wir nicht folgen können. Zu tief graben erbliche Belastung und Erziehung in eine Generation nach der anderen gewisse Grundanschauungen ein, von denen selbst diejenigen nicht loskommen, die in anderer Schule ihre geistigen Fähigkeiten nach verschiedenen Richtungen

hin, nicht nur nach der einen, vom regelrechten Britentum approbierten, zu gebrauchen gelernt haben. Man glaubt zu beobachten, daß der äußere Schein einer besonders weitgehenden persönlichen Freiheit in den Dingen des gewöhnlichen Lebens die Engländer nur um so leichter darüber hinwegtäuscht, daß sie in ihrer Gedankentätigkeit auf politischem und sozialem Gebiet in Wahrheit über die Maßen unfrei, ja geradezu Sklaven der Gewohnheit, des Herkommens, der Schablone, der Gedankenlosigkeit und Unwahrheit in jeder Form sind. Es ist, als ob jeder einzelne Geist durch das Gummiband einer unendlich einseitigen Erziehung gefesselt ist. Einzelnen gelingt es, in der Berührung mit einem anderen Gesichtskreise dieses Band so weit auszudehnen, daß der Schein freier geistiger Bewegung erweckt wird. Aber sobald irgend eine Tatsache diese Spannung aufhebt, schnellt das Band in die alte Lage zurück; von der Verbindung mit einer anderen geistigen Sphäre, von der freien Bewegung ist nichts mehr zu spüren. Das scheint mir der Fall des Herrn Dawson zu sein. Die Weltereignisse haben es gefügt, daß der vom Durchschnittsbriten ersehnte Krieg mit Deutschland da ist; damit erlischt im Gehirn des sonst besser unterrichteten Beurteilers jede bessere Erkenntnis, und er sieht Deutschland nur noch so, wie es eben der Engländer schlechthin sieht, das Zerrbild, das nur noch die Züge trägt, in denen der typische Engländer einen Gegensatz zu seinem eigenen Wesen zu erkennen glaubt, gleichviel ob es wahr oder unwahr ist. Viele scheuen sich, das zu glauben, weil sie eine so große Zahl von klugen und sympathischen Einzelpersönlichkeiten in England kennen und zugleich das viele Große und Gute im Auge haben, was von England in der Geschichte geleistet worden ist. Das kann man alles anerkennen und muß dennoch einsehen, daß man sich im konkreten Fall der Berührung mit andern Nationen die Gesamtwirkung des englischen Wesens nicht borniert genug vorstellen kann. Und wenn man das weiß, so sollte man auch mit diesem Mangel, dem wir einen sehr hartklingenden Namen geben, rechnen; es handelt sich hier — trotz geistiger Höhe auf anderen Gebieten — wirklich um jene Eigenschaft, mit der nach dem Wort, das unser großer Dichter in einer seltsamen Ironie des Zufalls einem Engländer in den Mund legte, selbst Götter vergebens kämpfen. Wir sollten uns also nicht mit Hoffnungen tragen, die sich nicht verwirklichen lassen.

Man könnte aus dieser Erfahrung vielleicht rückblickend einen Vorwurf schmieden gegen alle die, die eine Verständigung mit England unter solchen Verhältnissen empfohlen und gepflegt haben. Das halte ich für nicht richtig. Wir haben unsererseits recht daran gedacht, diese Verständigung zu suchen, solange sie im Bereich der Möglichkeit lag. Es war, objektiv betrachtet, unsere Pflicht, weil das Gegenteil, die Herbeiführung eines Bruchs von unserer Seite, Werte auf das Spiel gesetzt hätte, die wir zu hüten hatten, solange es eben ging. Denn in ihnen lag zum Teil die Berechtigung unserer Ansprüche, auch gegenüber England, und zugleich unsere Waffe im Kampf gegen unsere Widersacher. Wir brauchten eine möglichst weit geführte, friedliche und ungestörte weltwirt-

schaftliche Entwicklung mit allem, was dazu gehört, und diese konnten wir, soviel an uns lag, nur im Frieden mit England finden. Diesen Frieden zu halten, war aber auch, subjektiv betrachtet, ein Gebot der Klugheit mit Rücksicht auf die Eigenheit unseres Nationalcharakters. Würden wir wohl eine so großartige Erhebung, einen so einzigartigen Zusammenschluß, eine so bedingungslose Opferfreudigkeit unseres Volkes erlebt haben, wenn wir, dem Rat weniger stets aufgeregten Patrioten und dem Sturm und Drang nationaler Kraftmeier folgend, eine Politik gemacht hätten, die zu einem sogenannten Präventivkrieg gegen England führte? Wir konnten in diesen Krieg, in dieses ungeheure Ringen um Sein oder Nichtsein nur eintreten, wenn jeden im deutschen Volke das zwingende Bewußtsein durchdrang: „Es geht nicht anders! Wir mögen wollen oder nicht, wir sind gezwungen, um das Letzte zu kämpfen, und deshalb müssen wir siegen!“ In diesem Sinne ist gerade unsere unbeirrbare, fast bis zum äußersten getriebene Friedenspolitik, die den härter und lebhafter Empfindenden unter uns so oft schon als eine Politik des Zurückweichens und der unverantwortlichen Schwäche erschien, unsere stärkste und gefährlichste — weil vom Feinde gänzlich verkannte — Waffe geworden. Aber wir konnten diese Haltung nur bewahren, weil wir das hatten, was unsere Feinde jetzt im Ingrimm zu später Erkenntnis als „Militarismus“ verlästern, nämlich die bei tiefster, aufrichtigster Friedfertigkeit stets vorhandene kriegerische Bereitschaft und kriegerische Opferwilligkeit. In England haben Gewohnheit und geschichtliche Erfahrungen so weit von diesem Gedanken abgeführt, daß man an den Wert des Militarismus in diesem Sinne nicht glauben kann. Macht besitzen und sie nur im Notfall gegen andere gebrauchen, das ist etwas, was in ein englisches Gehirn nicht hineingeht. Darum haben sie in der Verblendung des Dünkels geglaubt, unsere scheinbare Macht sei in Wahrheit Schwäche. Und jetzt ihres Irrtumes gewahr, suchen sie, getrieben durch die Wut der Enttäuschung, den ihnen so verhängnisvoll gewordenen Militarismus als das kulturfeindliche Prinzip zu brandmarken, das sie angeblich bekämpfen. Weil jeder Engländer von einigem Urteil mindestens unbewußt durchfühlt, wo der ungeheure Rechenfehler steckt, der ihre nach altem, verbrauchtem Schema arbeitende Politik zum Bankerott geführt hat und weil darin allerdings der „Militarismus“ Deutschlands eine Rolle spielt, darum glaubt auch der, der es besser wissen könnte, sein Heil in dem kläglichen Zufluchtsort des allgemeinen nationalen Vorurteils suchen zu müssen. Wir brauchen mit ihm nicht zu streiten; die Weltgeschichte selbst wird die Lehre, die ihn widerlegt, mit härterem Griffel schreiben.

Englands Prämie
bei der Friedensschlußversicherung auf Gegenseitigkeit

Von Dr. Paul Müller Heymer

Erst durch den Rütlischwur, den Paul Cambon und Graf Benkendorff im Verein mit Sir Edward Grey im „Foreign Office" zu London geleistet haben, „in keiner Not sich trennen noch Gefahr" bis zum gemeinsamen Friedensschluß, erst durch diesen Pakt ist das interne Verhältnis der Dreiverbandsstaaten zueinander zu einer wirklichen Koalition geworden.

Jetzt liegt also auch auf der Gegenseite ein bündnisartiger Zusammenschluß vor. Daß unser Vertrag mit Österreich wie jeder Bündnisvertrag einen Separatfrieden ausschließt, ist selbstverständlich. Das Londoner Abkommen hat unter den drei Ländern in Frankreich das größte Interesse erregt. Es wurde in der französischen Presse sehr freudig begrüßt. Woher diese Freude? Sie ist nicht leicht erklärlich, wenn nicht Frankreich zuvor damit gerechnet hat, England könnte sich vorzeitig aus der Gemeinschaft des Krieges herausziehen. Diese Möglichkeit war allerdings auch bei einem für Frankreich unglücklichen Ausgang des Krieges kaum noch ernstlich zu befürchten angesichts der starken Verpflichtungen, die England durch die Verwendung seiner relativ zahlreichen Truppen in Frankreich eingegangen war. Immerhin ist die offenkundige Erleichterung, die man in Frankreich darüber empfindet, daß dem englischen Waffengefährten gewissermaßen durch Notariatsakt das freie Befinden über einen Sonderfriedensschluß abgeschnitten ist, charakteristisch für die geringe Meinung, die man in Frankreich vom Wert der Entente cordiale selbst nach den ersten gemeinsam geschlagenen Schlachten hegte.

Vorteilhaft ist das Londoner Abkommen in erster Linie für den englischen Anteilnehmer, und zwar aus zwei sehr gewichtigen Gründen realer Politik:

1. Im Falle eines für den Dreiverband unglücklichen Kriegsverlaufes sichert es England vor einem Einzelkampf mit Deutschland.

2. Im Falle eines für den Dreiverband glücklichen Feldzugs gibt es der englischen Diplomatie eine maßgebende Stimme im Rate der Kriegführenden bei den Verhandlungen, durch die der Friedensschluß vorbereitet wird.

Der erste Punkt bedarf kaum weiterer Aufklärung. Ein dem deutschen Reich günstiger Verlauf des Krieges muß in den durch die deutsche Besetzung unmittelbar betroffenen Staaten Frankreich und Rußland am ersten und dringendsten den Wunsch nach Einstellung der Feindseligkeiten wachrufen. Es lag also für England die Gefahr eines kontinentalen Friedensschlusses vor, bei dem sich das Inselreich plötzlich allein den beiden europäischen Zentralmächten gegenüber gesehen hätte. Dieser unangenehmen Möglichkeit glaubt man in der Downingstreet durch das Abkommen vorgebeugt zu haben, das die beiden kontinentalen Alliierten bindet, keinen Separatfrieden zu schließen.

Nun zu dem anderen Gesichtspunkt, der meines Wissens bislang weder in der deutschen noch in der feindlichen Presse Erwähnung gefunden hat, wiewohl er den englischen Staatsmännern für den Abschluß des Londoner Paktes zweifellos mitbestimmend gewesen ist. Man hat an der Themse zweifellos auch die Möglichkeit eines für Deutschland unglücklichen Kriegsverlaufes ins Auge gefaßt und durch den neuen Dreiverbandsvertrag diskontiert. England ist von den gegen uns kämpfenden Mächten der einzige Staat, der ein ernstes Interesse daran hat, Deutschland nicht zu sehr geschwächt zu sehen. Denn im Moment der Zertrümmerung der deutschen Kontinentalstellung tritt für England die russische Gefahr wieder drohend in den Vordergrund. Der Grundsatz des abzuwägenden europäischen Gleichgewichts, der seit langer Zeit die englische Festlandspolitik beherrscht, würde bei einer völligen Niederkämpfung des deutschen Reiches gefährdet. England hat ein Lebensinteresse daran, niemals eine Schwächung der deutschen Nation bis zu dem Punkte zuzulassen, daß sie gegen Rußland nicht mehr in die Wagschale geworfen werden könnte. Wenn nun England die Gemeinsamkeit des Friedensschlusses vertraglich hat festlegen lassen, so sichert es sich dadurch die Möglichkeit, bestimmend in die Friedensverhandlungen einzugreifen und solchen Forderungen Rußlands und Frankreichs, die auf eine Verstümmelung des deutschen Reiches hinausliefen, aus eigenstem Interesse zu widersprechen.

Die von England erzielte Rückwirkung des Londoner Vertrages vom September 1914 auf den Gang späterer Friedensverhandlungen resultiert in folgenden diplomatischen Vorteilen: verliert Deutschland, so wirft England seine Stimme gegen die seiner Alliierten in die Wagschale. Gewinnt Deutschland, so zwingt England seine Alliierten zum Aushalten an seiner Seite.

An die deutsche Jugend!

Neben allem Grausigen, das uns den Krieg als Vernichter ungezählter Kulturwerke fühlen läßt, taucht in der Flugschrift von Eugen Kühnemann „An die deutsche Jugend" im Weltkriegsjahr 1914. (Leipzig 1914, K. F. Köhler. 40 Pf., die Hälfte des Reinertrages ist für die vom Kriege unmittelbar betroffenen Grenzgebiete bestimmt) ein Zeugnis dafür auf, daß die Todessaat neues Leben verspricht. Die Seiten durchzittert die Ergriffenheit tiefsten Miterlebens, verbunden mit der Kultur des feinsinnigen philosophisch-literarischen Historikers, der bei dem schon unendlich variierten Thema „Krieg" alle Gemeinplätze vermeidet. Mit einem jauchzenden Glückwunsch an die, die „mit dem Tun des Helden ihr Leben beginnen dürfen", hebt die Schrift an, auf das ganze Volk weitet sich der Blick, jenes Volk, das die harte Zeit jetzt zusammengeschmiedet hat, alle sozialen Gegensätze überbrückend und vor innerlicher Verflachung bewahrend. Denn „Deutschland, das ein Tempel gewesen, schien ganz ein Markt geworden. . . . Ein einziger Tag hat all die wüsten Nebel weggeblasen. . . . Die Tage von 1813 sind wiedergekommen. Aber damals erhob sich das Volk aus namenlosen Mißhandlungen. Und neuen namenlosen Mißhandlungen wollte es entgehen. Es ist etwas Größeres, wenn ein vom Glück verwöhntes Volk die gleiche herzliche Kraft der Aufopferung und des Dienstes erweist". Und wie jubelnde Erlösung klingt eine neue Freude hinein: „Wir haben unseren Kaiser wieder! . . . Einst trat er in die nüchterne ungläubige Gegenwart mit der höchsten Spannung des kaiserlichen Willens. Er wollte uns nicht allein zu neuen Zielen der Macht und des Gedeihens führen. Er wollte die deutsche Seele in allen Gebieten ihres Leben leiten und bilden, der Heldenführer und Lehrer seines Volkes wie Karl der Große. Wissenschaft, Kunst, Philosophie, Religion horchten verwundert auf den Klang der herrischen Worte. . . . Der edle kaiserliche Wille zerbrach an der Verwirrung und Vielfältigkeit dieser neuen Lage des Geistes, die keinen Vormund duldet, und Bitterkeit war zwischen dem Kaiser und großen Teilen seines Volkes. . . . Nun findet er sich, als was er sich geträumt: als den Führer des ganzen Deutschlands und seiner Seele. Wie hat sie uns gefehlt diese Liebe! . . . Führe uns, Kaiser! In neuer Liebe mit dir geeint, wird dein ganzes Volk ein kaiserliches Volk." Und es ist ein gerechter, heiliger Krieg, ein Kampf um das Schicksal der abendlichen Kulturwelt. Aber es soll kein Raubkrieg sein: „Geht ihr als Kämpfer unseres Geistes, wie ihr die Kämpfer unseres Schwertes seid! Der Sinn des Krieges liegt in dem Frieden, zu dem er führt." Noch weiter schaut des Verfassers Auge; er entläßt die Jugend nicht, ohne der Zukunftsaufgabe zu gedenken, die jetzt im Kämpfen und Siegen noch beiseite geschoben wird; es ist die Aufgabe, die Lehren der großen Tage zu behalten. Es gilt das deutsche Wesen zum Siege zu führen in einem neuen geistigen Aufschwung, der die bitteren Lehren der Zeit nach 1870 durch eine neue Wirklichkeit besiegt, eine Wirklichkeit, an der dann mitzuarbeiten aller, auch der Daheimgebliebenen, letzte, höchste Siegesaufgabe ist.

Wir haben in dem Büchlein eine Frucht des Krieges, die man in Tausende und aber Tausende von Händen wünschen möchte. In der Schule muß sich — im Deutschen oder in der Geschichte — eine Stunde finden, den Herzen unserer Sekundaner und Primaner diese im besten Sinne vaterländische Schrift nahezubringen, im Tornister unserer jungen Helden und auf dem Lesetisch des Lazaretts wünschte man sie zu finden — die Geschichte wird sie bewahren als ein Zeugnis aus eherner Zeit.

Oscar Uetzger gen. Hoesch

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.

Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1 a.

Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.

Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

REC'D LD
MAY 15 1963

LD 21A-50m-11,'62
(D3279s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

YD 11455

AP38
G7
V.7313

278469

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY